12

WISSEN UND LEBEN

JAHRGANG VI.

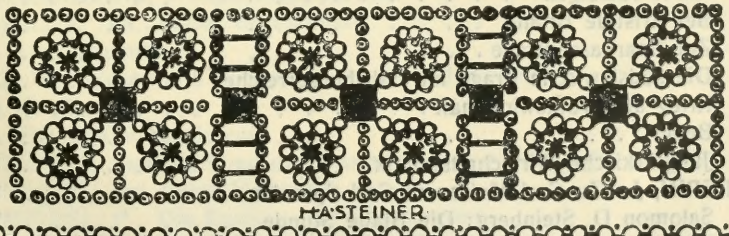
WISSEN·UND LEBEN

SCHWEIZERISCHE
HALBMONATSSCHRIFT

XII. BAND

1. APRIL 1913 – 15. SEPT. 1913

Verlag von RASCHER & Cie, Zürich



INHALTSVERZEICHNIS

Seite

BALLY, CH. Le Langage et la Vie 590
BARAGIOLA, E. N. L'Eroica 766
BAUR, A. Künstlertypen 128
Die internationale Kunstausstellung in München 370
Laiengedanken über eine Gelehrtenbibel 441
Der Weg zum Akt 503
Zürcher Kunstnachrichten 575, 703
La Svizzera farà da se 577
Das „unverdorbene" Volk 751
BENZIGER, C. Ausstellungszentralen für Kunst und Kunstgewerbe 1, 100
Wünsche und Richtlinien für das schweiz. Bibliothekwesen 645, 711
BLOCHER, E. Die Zürcherbibel 164
v. BODMAN, E. Gesang vom Berge 385
BOVET, E. Nach der Schlacht 65
Au Conseil Fédéral 257
Discorso tenuto a Lugano 446
Sully Prudhomme 672
Vereinte Kräfte 705
BOVET, R. L'établissement des Germains en Suisse 217
ERNST, P. Die Güte 159
Die Nächstenliebe 591
FALKE, K. Reformationslied 666
FENIGSTEIN, B. Vollständige Gesamtausgaben 379
FICK, F. Zur Kritik der Rechtspflege im Kanton Zürich 717
FIERZ, A. Deutsche Lyriker des neunzehnten Jahrhunderts 636
FRÄNKEL, J. Erich Schmidt und die schweizerischen Dichter . . . 308
GLATT, L. „Gyges und sein Ring" 310
GOLAY, G. Le théâtre et les lettres 247
Le dernier roman de M. C.-F. Ramuz 561
GOUMAZ, L. L'institut J.-J. Rousseau à Genève 182
GREYERZ, TH. Sprachenfrage in Österreich 87, 176, 237
GRIMM, H. A. Das eine und das andere Ich 708
GYGAX, P. Wilson und Poincaré 72
Kurze Anzeigen 256
Bei Aristide Briand 333
Zur Sparkassenfrage 403
Die südslawische Frage im Habsburgerreiche 565
Krieg und Volkswirtschaft 625
Bebel 667
Jungtürkische Wirtschaftspolitik 759
HALPERIN, J. Zu Carl Meissner: Carl Spitteler 124
Salomon D. Steinberg: Die Blaue Stunde 768

LIBRARY
NOV 6 1972
UNIVERSITY OF TORONTO
AP 32 N42 Jg. 6 Heft 13-24

Seite
HARDUNG, V. Hirtenfeuer 671
HESSE, H. Chinesenfest in Singapore 193
HERTZ, H. L'esprit politique chez les écrivains français . . . 410, 475
HUG, O. Parsifal 189
HUNZIKER, G. Einst in Afrika 605, 657
JELMOLI, H. Heimische Lieder 573
JHERING, H. Berliner Premièren 60
Berliner Frühjahrssaison 251
Dilettanten, Künstler und Radaubrüder 570
KAESLIN, H. Drei Rheinlands-Oden 513
KEEL, C. F. Die Einigungsvorschläge zum Fabrikgesetzentwurf . . 641
KLINGER, R. Schmutz und Hygiene 754
KORRODI, E. Anmerkungen zu Büchern 567
Thomas Mann 690
LANG, R. J. Die Schuld des Gottlob Schleicher 349
Frühe, zwischen Tag und Nacht 358
Arnold Reitzenstein 762
LIENERT, M. Der Milchfälscher 15, 77
MAIER, H. W. Die Ziele der ärztlichen Seelenforschung . . . 555, 596
MARTIN, W. Haut les cœurs! 144
MAURER, A. Der schweizerische Nationalphilosoph 224
MAYR, W. Le réveil de l'esprit national en France 631
MENSENDIECK, O. Parsifal 743
v. MEYENBURG, L. Zwei Gedichte 14
MOESCHLIN, F. Der Lederhändler 387
MOLDEN, B. Österreich-Ungarn in der Orientkrise 150
MORAX, R. Romain Rolland 549
MÜLLER, F. Das Jubiläum 460
Schmutz 695
OCZERET, H. Helene von Willemoes 737
v. ORELLI, B. Gedichte 338
PERRET, P. Le Salon genevois 377
PFISTER, O. Eltern und Kinder 544
PIÉRARD, L. L'art en Belgique 506
Camille Lemonnier 580
PRECONI, H. G. Der Kongostaat Leopolds II. 764
RIKLIN, F. Betrachtungen zur christlichen Passionsgeschichte . . . 26
ROELLI, H. Lieder 390
ROGER-CORNAZ, F. Les incomparables 339
ROSSEL, V. La „Muse" de Flaubert 292
Une exhumation 728
RYTZ, W. Wesen und Bedeutung der Naturdenkmäler 497
SAX, K. Sprüche 207
Die heilige Magdalene 515
SCHEIDT, C. Vereinfachung der Staatsverwaltung 321, 391, 462, 531, 613
SCHIBLI, E. Auf einem Heimweg 71
SCHMIEDEL, P. Die Revision der Zürcherbibel 281

Seite
SCHOLLENBERGER, H. Aus Ilse Frapans Werdezeit 432
SCHULER, H. Die Folgen 129
SIEBEL, J. Auf Mutters Arm 548
SINGER, S. Die Ursprünge der Poesie 419, 485
STEIGER, J. Betrachtungen zur Annahme des Gotthardvertrags 134, 194, 260
Zur eisenbahnpolitischen Lage im Westen und Osten . . 449, 521
STEINBERG, S. D. Ein Lied zum Wein 612
STEFAN, P. Die Feindschaft gegen Wagner 208, 270
TROG, H. Schauspielabende 123, 191, 254, 381, 510
Ein italienischer Novellenband 635
Zur Ökonomie künstlerischer Kräfte 761
VERHAEREN, E. Suprême Apothéose 348
WALTHER VON DER VOGELWEIDE. Irdisches Glück 694
ZIMMERMANN, J. P. La morale laïque au commencement du dix-huitième siècle 47, 111
ZOLLINGER, M. Viktor Hehn 299, 359
Das Sonnenland 627
Aus Chamberlains „Goethe“ 319
Kurze Anzeigen 63, 384, 755

□□□

* W. FEUZ *
Korbflechter

Aus dem Schweizer
Jahrbuch für Kunst
u. Handwerk m. G.

AUSSTELLUNGSZENTRALEN FÜR KUNST UND KUNSTGEWERBE

Es ist heute wohl eine anerkannte Tatsache, dass Ausstellungen unstreitig als eines der vernünftigsten und wirksamsten Propagandamittel angesehen werden müssen. Sie bilden nicht nur eine wirksame Anregung und Reklame im Konkurrenzkampfe, sie sind ebensosehr berufen, einen mächtigen Einfluss auf die Erziehung und Bildung der Allgemeinheit auszuüben. Praktische Zwecke mit idealen zu vereinen, soll die Aufgabe der vorgeschlagenen Neugründung sein. Wir wollen also keine Wohltätigkeitsinstitution im Sinne einer bloßen ästhetischen Bildungsanstalt schaffen, wir wollen vielmehr neue Absatzgebiete erschließen und gleichzeitig den Geschmack des konsumierenden Publikums bilden. Die Anregung zur künstlerischen und technischen Verbesserung der Erzeugnisse glauben wir am besten durch die Ausstellung geeigneter Vorbilder und des Guten, das bereits in Kunst und Gewerbe geschaffen wurde, geben zu können. In den nachfolgenden Zeilen möchten wir einige Gesichtspunkte als für unsere Zwecke besonders maßgebend und wegleitend betonen.

Eine den beiden genannten Zwecken dienende Ausstellung soll nicht vom Spekulationsstandpunkte, wohl aber vom kaufmännischen Gesichtspunkte aus organisiert werden. Wir müssen es vermeiden, schulmäßige Pedanterie und Museumsbegriffe unserem Unternehmen, das praktische Zwecke verfolgt, zu Grunde zu legen. Eine Ausstellung in unserem Sinne soll dem wirtschaftlich Starken wie dem wirtschaftlich Schwachen im selben Maße

nützen und helfen, indem sie auf der einen Seite das Beste fördert, auf der andern eine minderwertige Produktion durch gute Vorlagen hebt. Eine solche Ausstellung soll aber auch dem Reichen wie dem Wenigerbemittelten Gelegenheit geben, seinem Geschmacke Rechnung zu tragen, den Produzenten durch gute Erwerbungen zu eigenem neuem Schaffen anspornen und alle zu ständiger Unterstützung des wirklich Schönen und Guten anregen.

Jeder Besucher besitzt in einer rationellen Ausstellung den sichern Gradmesser für die Entwicklung und Bedeutung des Ausstellungsobjektes, die Ausstellung ist das beste Fähigkeitszeugnis für jeden Interessenten. In unseren rasch lebenden Zeiten, wo dem tiefen Eindringen in die Materie nicht mehr die bisher gewohnte Muße gestattet ist, kommt es darauf an, durch Vorführung der Objekte ein langes Studium zu ersetzen. Durch den Vergleich werden wir am besten unsere Ideen bilden und selbstverständlich auch fördern. Eine wirtschaftliche Hebung der Produktion ist die nächste Folge und damit erreichen wir selbstverständlich auch ein erhöhtes Absatzgebiet für wirklich gute Ware. Eine sorgfältig vorbereitete Veranschaulichung der verschiedenen Erzeugnisse im Rahmen ihrer jeweiligen Bestimmung bietet ein unerreicht instruktives Bild der Entwicklung, der Technik und des Fortschrittes auf den betreffenden Gebieten; sie bildet für den Besucher, speziell für den Gewerbetreibenden die beste Gelegenheit, sich aus eigener Überzeugung über die Qualität und die zweckentsprechende Ausführung der Objekte ein klares und richtiges Urteil zu bilden.

Dadurch, dass gerade das Beste nur noch gut genug erscheint, überschreitet eben die Produktion in ihrem Wetteifer ihre normale Leistungsgrenze — sie strebt der möglichsten Vollkommenheit entgegen.

Hand in Hand mit der steigenden Leistungsfähigkeit geht aber immer die erhöhte Nachfrage, deren Befriedigung wieder das wirtschaftliche Emporblühen und Gedeihen von Gewerbe, Industrie und Handel im natürlichen Gefolge hat. J. M. Cally in seinen Studien über das Ausstellungswesen betont nicht mit Unrecht die Selbständigkeit der Ausstellung. Er sagt:

„Ein hervorragendes Moment wirtschaftlichen Wertes, das der Ausstellung als eigen zugebilligt werden muss, ist auch die der

Produktion gebotene Möglichkeit, mit dem Konsum in direkten Kontakt zu treten, sich also aus den bedrückenden Fangarmen des Zwischenhandels mit Erfolg zu befreien und solcher Art unbehindert einer notwendigen wirtschaftlichen Konsolidierung entgegen zu schreiten.

„Die wichtigste und bedeutungsvollste aus ihr resultierende Konsequenz ist die Hebung des Selbstbewusstseins der Beteiligten, die Stärkung des Vertrauens in ihre Leistungsfähigkeit und die Aneiferung derselben, immer weiter vorwärts zu streben, um auf der gewonnenen festen Basis immer mehr und mehr das Ziel allen menschlichen Ringens, wirtschaftlichen Wohlstand, zu erreichen."

* * *

Nach der Auffassung der maßgebenden Kreise wird in der Schweiz infolge partikularistischer Bestrebungen und mangelhafter Organisation die große Bedeutung des Kunstgewerbes für Handel und Industrie viel zu wenig gewürdigt. Auch die „hohe" Kunst wird nicht im verdienten Maße gewürdigt, immerhin haben ein regeres Kunstleben und die energische Arbeit auf den Absatz ihrer Produktion bedachter Künstler hier bereits eine intensivere und erfolgreiche Betätigung geschaffen. Wir besitzen jetzt einen nationalen Kunstsalon, verschiedene meist regionale künstlerische Veranstaltungen, einige bedeutende geschäftliche Unternehmungen, denen allen an der Hebung der künstlerischen Arbeit sehr gelegen ist. Wie arm steht dagegen das Kunstgewerbe da, wie gering sind heute nicht seine Beziehungen zu unseren großen einheimischen Industrien. Von einer Vertretung jenseits der Grenzen kann überhaupt nicht gesprochen werden. Wie gering sind vor allem die Mittel, die jährlich dafür ausgegeben wurden und wie beschränkt ist nicht ihre Verwendung. Den Behörden darf füglich der Vorwurf gemacht werden, dass sie künstlerischen Bestrebungen, welcher Art sie auch seien, ob geschäftlichen oder idealen Motiven entsprungen, eine gewisse Teilnahmslosigkeit entgegenbringen. Es mag ein Teil falsch verstandener puritanisch-republikanischer Einfachheit dahinter stecken, die sich in der gegenwärtigen Zeit bei dem immer mehr sich ausprägenden Kunstempfinden aller Volksschichten nicht ohne Schaden für eine

Nation aufrechterhalten lässt. Der Staat fördert zwar durch verschiedene Subventionen kunstgewerbliche Lehranstalten, denen er als Demonstrationsmaterial noch Gewerbemuseen beifügt. Der Staat sucht auch Kunstgewerbetreibende heranzubilden, bedenkt aber dabei nicht, dass derjenige, der den Produzenten schafft, auch selbst als Konsument eintreten soll oder doch wenigstens für Konsumenten besorgt sein muss. Nach dieser Seite hin soll die vorgeschlagene Zentrale besonders tätig sein.

In ihren Ausstellungen will die Zentrale vorerst alles Gute, das bereits in derSchweiz vom Kunstgewerbe und verwandten Industriegebieten geschaffen worden ist, den interessierten Mitbürgern zur Veranschaulichung bringen. Wir legen einstweilen das Hauptgewicht auf die Kunst in Gewerbe und Industrie, die sicherlich ein dankbares Produzentenmaterial aufweisen werden, sobald sie sich kräftig und wirkungsvoll unterstützt sehen. Ob die Kunst als solche direkt in den Rahmen unserer Ausstellungen gehört, lassen wir dahingestellt; für den Anfang werden wir uns wohl ganz besonders des Kunstgewerbes annehmen müssen. Ich glaube zwar, dass solange wir die vornehmen Kunstwerke vom rein dekorativen Standpunkte aus betrachten, diese unbedingt auch mit eingeschlossen werden müssen. Wenn wir also zum Beispiel Bronzearbeiten auszustellen haben, werden wir uns nicht mit den Produkten der Industrien, einzelner Handwerker und Gewerbeschüler begnügen, wir werden sicherlich auch die Kleinplastik unserer Künstler mit ausstellen. Umgekehrt dürfen wir für unsere Ausstellungen aber auch nicht allgemein die absolute l'art pour l'art-Theorie gelten lassen; bei vielen kunstgewerblichen Objekten liegt die Lösung eben in einer Vermittlung zwischen praktischen und ästhetischen Werten. Immerhin soll der Künstlerschaft jeder Richtung die Aufnahme gesichert sein.

Bisher beschränkten sich unsere Ausstellungen meistens auf einzelne Städte und Zonen, ein Überblick über unsere gesamte schweizerische Leistungsfähigkeit in den einzelnen Gebieten des Kunstgewerbes und der verwandten Industrie war so gut wie ausgeschlossen. Wir bekamen wohl auch fremde „Mustersammlungen" in unseren Gewerbemuseen zu sehen, ein gleichzeitiger Vergleich an Ort und Stelle mit den einheimischen Produkten konnte nur in den seltensten Fällen angestellt werden. Und doch,

wie lehrreich wäre dieser Vergleich nicht oft ausgefallen. Hätten wir nicht oft den inländischen Erzeugnissen den Vorzug gegeben, hätte eine solche Einsicht unser einheimisches Gewerbe nicht tatkräftig unterstützt? Es fehlt also am gegenseitigen Sichkennen, an der häufigen Gelegenheit zum Studium unserer guten Produktion, dafür beschenkt uns das Ausland um so reichlicher mit seiner „besten" Ware. Wir erinnern nur an die zahlreichen Andenken, mit denen die Schweiz bei Anlass des Kaiserbesuches beglückt worden ist, von den kurrenten Handelsobjekten der Fremdenindustrie wollen wir nicht sprechen. Der Private und zum Teil auch der Geschäftsmann kennt den schweizerischen Markt auf unsern Gebieten sehr wenig, die große Zersplitterung bildet zweifellos das Haupthindernis an diesem Übelstande. Diejenigen, die dazu berufen wären, Abhilfe zu schaffen, die Gewerbemuseen und kleinen lokalen Ausstellungen erreichen in ihren kleinen, oft sehr beengten Grenzen oft einen nur scheinbaren Erfolg, ja man geht bei diesen Veranstaltungen manchmal aus kollegialen Rücksichten nicht gern in das Wirkungsfeld des Nachbarinstitutes, wiewohl vielleicht der Nachbar gerade die guten Objekte, die ihm vorenthalten wurden, für sein Gewerbe ganz besonders nötig gehabt hätte. Eine weitere nachteilige Folge unserer gegenwärtigen Verhältnisse besteht darin, dass vielerorts die Schulung der Ausstellungsleiter wie der Käufer fehlt, das kaufkräftige Publikum wendet sich daher lieber an das Ausland, wo ihm für alle seine guten und schlechten Wünsche volle Befriedigung gewährt wird. Der Mangel an Aufträgen wirkt auf unsere Produzenten äußerst verhängnisvoll, nicht weil wir in der Schweiz keine Konsumenten hätten, nein, weil für unsere kunstgewerblichen Einkäufe stets noch das Ausland bevorzugt wird. Der internationale Konkurrenzkampf zwingt uns zur Organisation, wenn wir nicht durch ausländische Massensuggestion erdrückt sein wollen. So schwach der Einzelne vielleicht dasteht, so bestimmt darf das vereinte Gewerbe auftreten, dank seiner vorzüglichen Qualität kann es jederzeit den Kampf aufnehmen. Mit der Steigerung der Qualität unserer Erzeugnisse werden wir stets verkaufskräftiger, wir mehren unseren nationalen Reichtum nur durch ein zielbewusstes, organisiertes Vorgehen.

Wir können an dieser Stelle die für unser geschäftliches und

nationales Leben äußerst lehrreiche Schrift von Professor Dr. P. H. Schmidt „Die schweizerischen Industrien im internationalen Konkurrenzkampfe", Zürich 1912, nicht genügend zum Studium empfehlen. Die darin geäußerten Bemängelungen unserer gegenwärtigen Verhältnisse lassen sich in der Großindustrie wie im Kleingewerbe deutlich fühlen. Ihnen auf einem Gebiete abzuhelfen soll die Aufgabe unserer Neugründung sein.

Ein wichtiger Faktor, der für die Schweiz ganz besonders in Betracht fällt, liegt in der Erschließung unserer Ausstellungen für einen möglichst ausgedehnten Kreis von internen wie auswärtigen Besuchern. In erster Linie sollen unsere Ausstellungen freilich dem internen interkantonalen Verkehr dienen, sie sollen es ermöglichen, wirklich Wertvolles und Gutes an verschiedenen Orten der Schweiz einsehen zu können.

Dann aber sollen unsere Produkte auch dem Auslande gezeigt werden; die meisten unserer Nachbarstaaten beschicken unser Land mit einer Menge von größern und kleinen Ausstellungen, von denen leider nur die wenigsten für uns von praktischem Werte sind. In den meisten Fällen handelt es sich um geschäftliche Unternehmungen, die einzig auf den Absatz der fremden Ware bedacht sind. Tun wir das selbe, aber bringen wir unsere Produkte in sorgfältigerer Auswahl und geschickterer Kombination, dann dürfen wir sicherlich in vielen Gebieten den Vergleich in Ehren bestehen, ja noch mehr, wir dürfen zweifellos auch auf Absatz über der Grenze rechnen.

Unsere Ausstellungen sollen durch Vereinheitlichung in der Beschaffung der Objekte und durch Verteilung der allgemeinen Transport- und Installationskosten eine um so größere Abwechslungsmöglichkeit bieten. Die Vereinheitlichung, bei der den Wünschen der einzelnen Ausstellungsübernehmer nach Möglichkeit Rechnung getragen würde, hätte den unbedingten Vorteil eines systematischen und bewussten Vorgehens. Für den Verkauf würden die Absatzchancen vergrößert, das Risiko verkleinert.

Es wäre, wir hoffen es bestimmt, wohl auch berechtigte Aussicht vorhanden, dass fortab auch der Staat als Abnehmer auftreten würde. Mit den Jahren würde seine Wahl wohl auch kritischer, er würde zweifellos ähnlich wie andere Länder seine Schulen und öffentlichen Gebäude mit bleibenden Denkmalen

schweizerischen Gewerbefleißes zieren und damit die schweren künstlerischen Vergehen so mancher sonst verdienstvoller Politiker wieder gut machen. Unsere Kinder mögen sich dann für einen solchen patriotischen Akt dankbar zeigen.

Der Austausch unserer verschiedenen kantonalen Eigenheiten würde unser nationales Bewusstsein heben und eine typisch schweizerische Gestaltung auf den verschiedensten Gebieten der Kunst, des Gewerbes und der Industrie stärken und kräftigen, ein Umstand, der selbstverständlich auch dem Ausland gegenüber uns kräftiger und zielbewusster auftreten ließe. Für die fremden Besucher einer solchen Ausstellung schafft die Schweiz damit eine günstige Gelegenheit, durch augenscheinliche Vorführung der erzielten Leistungen diese dem Auslande auch rasch und gründlich bekannt zu machen, auf billige und bequeme Art neue Beziehungen anzuknüpfen, sie unterstützt damit auch handelspolitische Bestrebungen des Staates wirkungsvoll. Umgekehrt böte sie aber auch der Schweiz Gelegenheit, durch Vermittlung der Zentrale ausländische Musterarbeit zum vergleichenden Studium einzusehen. Damit ließe sich gerade in denjenigen Gebieten, in denen die nachbarliche Konkurrenz uns zurzeit noch überflügelt, ein neuer Ansporn zum energischen Wettkampfe erzielen. Durch eine solche wirkungsvolle Vermittlung von Ausstellungen bietet sich ganz besonders für tüchtige junge Künstler, kleinere, strebsame Firmen und Gewerbetreibende Gelegenheit, oft ungeahnt schnell in den Vordergrund zu treten, und es braucht nicht betont zu werden, dass Ausstellungen mit Aufwand geringster Mittel oft große praktische Erfolge erzielen.

* * *

Es ist selbstverständlich, dass eine neu ins Leben gerufene Ausstellungszentrale unmöglich von Anfang an die verschiedensten Gebiete wirksam bearbeiten kann. Ebenso dürfte es in der Schweiz genügend bekannt sein, dass wir vorderhand bei den beschränkten Ausstellungsräumen uns unmöglich auf größere industrielle Turnusausstellungen einlassen könnten. Diese bedingen Raum- und Finanzverhältnisse, die einstweilen nur in den seltensten Fällen uns zur Verfügung stehen. Wir sollten von bescheidenerem Standpunkte ausgehen und einstweilen unsere volle Kraft

dem Aufblühen eines immer noch ziemlich darniederliegenden Kunstgewerbes widmen. Wir sollten unserer Kunst, die vielfach im Auslande mehr geachtet dasteht als bei uns, eine starke, selbständige Position schaffen. An Interesse und Fähigkeiten fehlt es in unseren Ländern nicht. Sicherlich würde es der französische oder italienische Schweizer begrüßen, wenn deutschweizerischer Gewerbefleiß ihnen in seinen besten Leistungen vorgeführt wird und umgekehrt. Das Problem der Förderung des Exportes nach dem Ausland wird in der Schweiz zur Lebensfrage. Warum sollen wir nicht alle Mittel und Wege versuchen? Stellt sich das Unternehmen auf einen interkantonalen geschäftlichen Standpunkt, dann gewinnt das Interesse bedeutend. Eifersüchtige Reibereien und Konkurrenzneid werden vermieden. Ausstellungen, die in Genf Interesse erregten, dürften auch in St. Gallen gerne gesehen werden. Statt dass wie bisher jedes städtische Kunst- und Gewerbemuseum auf eigene Verantwortung und Kosten seine Ausstellungen beschaffte, würde fortab eine Vereinbarung angebahnt, bei der den Wünschen und Zielen der einzelnen Interessenten nach Möglichkeit Rechnung getragen werden sollte. Die enorme erzieherische Wirkung, die durch eine solche Vorführung auf alle Schichten der Bevölkerung ausgeübt würde, braucht nicht eigens erörtert zu werden. Fachleute, die zur Kritik berufener sind, mögen die erzieherische und volkswirtschaftliche Notwendigkeit eines solchen Unternehmens klarlegen, sie mögen ihr maßgebendes Urteil in ausführlicher Weise kundtun. Eines scheint uns jedenfalls klar: dass wir auf künstlerischem Gebiete in der Schweiz schlummernde Kräfte und Talente genügend haben, um mit Erfolg den Kampf mit der ausländischen Konkurrenz aufzunehmen. Was uns fehlt, ist die Anregung und das Selbstbewusstsein, Musterhaftes leisten zu können. Die großen Summen schweizerischen Kapitals, die jedes Jahr nach dem Auslande getragen werden, zum Erwerb von sogenannten „schönen Gegenständen", könnten größtenteils dem Lande erhalten bleiben, wenn man der ganzen Schweiz Gelegenheit gibt, sich kennen zu lernen, sich zu formen, sich in nur bester Auswahl zu präsentieren. Bisher war es ein Privilegium einzelner Städte, gute Ausstellungen zu arrangieren, sie hüteten ihre Schätze eifersüchtig und nur ungern sah es eine Stadt, wenn dieselben Objekte, die sie für sich

als Ausstellungsmonopol gewählt hatte, auch anderswo zur Aufstellung kamen. Die Besichtigungsgelegenheit blieb infolgedessen eine sehr beschränkte. Dieser engherzige Kantönligeist schadete der guten Sache ganz bedeutend; es ist höchste Zeit, bessere und vermehrte Gelegenheiten zu schaffen, bei denen wirklich Gutes und Interessantes allerorts in der Schweiz vorgeführt werden kann. Nur so können wir auf einen sichern und wirklich großen Erfolg nicht nur hoffen, sondern auch bestimmt rechnen.

Wir stehen am Vorabende der großen Landesausstellung; die Gelegenheit ist einzig günstig, bei diesem Anlasse die erste Wahl zu treffen, die erste Sichtung vorzunehmen. Wir dürfen Mittel und Mühen nicht sparen, das Bild so vollkommen als möglich auszugestalten; dort wo das heutige Können versagt, werden wir vielleicht im historischen Material des Landes einige lehrreiche Techniken finden, oder wir ziehen die musterhaften Leistungen des Auslandes zum Vergleiche heran. Die Ausschüsse der Landesausstellung werden dem Unternehmen gewiss gerne zu einem Gelingen verhelfen, wir müssen uns nur frühzeitig an sie wenden.

Die kleine Schweiz kann als Konkurrenzgebiet nur dann auftreten, wenn wir uns versyndikalisieren, wenn wir als geschlossenes Ganzes unsere Leistungen vorführen, wenn wir unsern Miteidgenossen und dem Ausland zeigen, was wir können und vermögen. Wagen wir einmal den Versuch auf einem Gebiete, dessen Vorteile praktischer und idealer Natur sind, reformatorisch aufzutreten, dann wird der Erfolg uns sicher nicht ausbleiben und bald auch auf andern Gebieten neue Anregung bringen. Eine mächtige, kapitalkräftige Genossenschaft, der Deutsche Werkbund, geht uns hier führend voran; seit 1907 sucht er alle schaffenden und helfenden Kräfte zu einer tätigen Gemeinschaft zu vereinen. Er will alles zusammenfassen, Kunst und Kunstgewerbe, Handwerk und Industrie, Einzelstück und Massenware. Sein Programm, auf unsere schweizerischen Verhältnisse zugeschnitten, dürfte am ehesten unserem Anstreben entsprechen. Wir brauchen übrigens als Ausstellungszentrale uns nicht mit dem bloßen Arrangement zu begnügen. Wenn es den schweizerischen Interessenten daran liegt, das geschäftliche Moment noch mehr zu pflegen, so bietet sich hier eine äußerst vorteilhafte Gelegenheit, mit der Zentrale neben der von vornherein zugesicherten Verkaufsgelegenheit auch

eine Auskunftei zu verbinden; diese hätte nach bestem Wissen und Gewissen der Öffentlichkeit beizustehen. Bisher galt in den Geschmacksrichtungen der Durchschnittskaufmann als ein notwendiges Übel, heute kann er zum Kulturträger einer Nation werden, wenn ihm die richtige Hilfe geboten wird. Was Kunst und Künstler zum Beispiel für die technischen Fabrikationen bedeuten, lehrt uns Berlin, das in wenigen Jahren dank seiner ungeheuren Tätigkeit auf diese Weise enorme Fortschritte gemacht hat.

* * *

Wir bringen hier selbstverständlich nur eine sehr summarische Aufzählung, deren Hauptzweck die allgemeine Orientierung ist.

Baukunst, vertreten in architektonischen Planarbeiten, Modellen und Raumkunstdarbietungen.
Plastik sowohl in rein künstlerischem als in gewerblichem Sinne.
Malerei in gewerblichem und mehr dekorativem Sinne.
Alle angewandten Künste im weitesten Sinne des Wortes:
Graphische Kunst einschließlich der Photographie, Bücherwesen,
Edelmetallarbeiten,
Arbeiten in unedlen Metallen,
Schmiedearbeiten,
Keramik,
Kunstarbeit in Glas und Glasindustrie,
Textilarbeiten: Handweberei, Stickerei, Seide, Stoffdruck, Spitzen usw.
Buchbinderei und Lederarbeiten,
Liebhaberkünste.

Es versteht sich, dass größere, schwer transportable und noch schwerer unterzubringende Gegenstände, wie zum Beispiel Einrichtungsausstattungen als Selbstzweck vorderhand nicht in den Bereich der Ausstellungen fallen, es sei denn, dass solche speziell gewünscht und für den Transport passend eingerichtet werden können. In diesem Falle müssten die betreffenden Aussteller die Kosten wohl ganz auf sich nehmen. Diese einschränkende Bestimmung hätte jedenfalls so lange in Kraft zu bleiben, bis mehrere ausstellende Städte entsprechende Lokalitäten zur Aufnahme solch großer Einrichtungen besäßen.

Wir verhehlen uns dabei nicht, dass Raumkunstveranstaltungen große Anziehungskraft besitzen und sehr anregend wirken. Künstlerische und kunstgewerbliche Objekte können darin wohl Hauptpunkte sein, bilden aber in den seltensten Fällen Selbstzweck. Sache der Leitung wäre es, aus den aufgezählten Objekten gewisse Gruppen auszuwählen und als künstlerisch gestimmte Zusammenstellungen dem Publikum vorzuführen; nennen wir zum Beispiel die Einrichtung eines Zimmers für einen Sportsfreund, einen Bücherfreund usw.

Damit wäre sicherlich ein genügend weiter Kreis gezogen, der für eine außerordentlich reiche Abwechslung bürgte. Oft ließen sich gewiss auch einige Gebiete vereinen, während umgekehrt dann und wann vielleicht die Gegenstände aus mehreren Gebieten sorgfältig herausgewählt werden müssten, bald käme nur ein Künstler in Betracht, bald bestimmte Gruppen. Bald eine bunte Auswahl aus allen Gauen. Immer darf nur das Beste vor Augen geführt werden. Die Ausstellung sei eher klein aber sorgfältig ausgewählt. Wir stellen uns einen künstlerischen Turnus ungefähr so vor, dass vielleicht an zwei oder drei entgegengesetzten Orten angefangen würde. Von da kämen die Objekte an die nächstgelegene Ausstellungsstelle usw., bis sie zuletzt, nachdem sie überall eingesehen worden wären, zur Beschickung nach dem Auslande bereit gehalten werden könnten. Natürlich würde die Festsetzung der Termine und Reihenfolge so frühzeitig erfolgen, dass eine Betriebsstörung von vorneherein ganz ausgeschlossen bliebe. In der Organisation haben wir hiefür die notwendigen Maßregeln vorgesehen, dieselben, die es uns ermöglichen, den besondern Bedürfnissen des Ausstellunginteressenten nachzukommen.

* * *

Als Ausstellungstermin möchten wir einen Monat, womöglich mit vier Sonntagen, vorschlagen, dazu kämen zwei Wochen für Transport und Aufstellung; bei einiger Routine in der Zirkulation dürften diese Termine vermutlich genügen.

In der Abteilung Kunst würde man zum Beispiel nachfolgenden Turnus einhalten können. Eine Ausstellung von den modernen schweizerischen Porträtisten würde zuerst in Genf aufgestellt werden, von da ginge sie nach Lausanne, Freiburg, Neuenburg,

Bern, Solothurn, Aarau, Basel, Zürich, Frauenfeld, Schaffhausen, Winterthur, St. Gallen, Chur, Luzern, Lugano.

Sechs Wochen später würde St. Gallen eine weitere Ausstellung der modernen Berner Schule erhalten, die ebenfalls den selben Weg in umgekehrter Reihenfolge ginge. Auch andere größere und kleinere Ortschaften sollten nach Wunsch bedient werden, sofern sie die nötigen Garantien böten.

Anschließend daran könnten vielleicht nachfolgende Gruppen ihre Wanderung durch die Schweiz antreten: die schweizerischen Graphiker (die Walze), das moderne Kinderbildnis (Kind in der Kunst), Walliser Künstler und das Wallis, schweizerische Aquarellisten, die Tessiner Maler, Reklame- und Plakatkunst, schweizerische Indépendants in Paris, moderne schweizerische Historienmalerei, Meyer-Basel und die Bodenseelandschaft, Buchillustration und Illustrationsdruck, das Engadin in der modernen Kunst, Schweizer in München, das moderne Schweizer Gebirgsbild, Sportsbilder aus der Schweiz.

In der Abteilung Kunstgewerbe böte sich vielleicht zu nachfolgenden Darbietungen Anlass: Holzschnitzerei, Uhren, Spielzeug, Buchbinderarbeit, Gold- und Silberhandwerk, Keramik, Arbeiten in unedlen Metallen (Kleinplastik), Spitzen und Stickerei, Seide und Stoffdruck, Dekorationsarbeit (Rahmen, Tapeten, Stoffe), Glasmalerei, Reiseandenken, Glasindustrie, Hausindustrie, Photographie usw.

Ob es möglich sein wird, die Kunstschöpfungen unserer Maler und Bildhauer in unsern Kreis zu ziehen, haben wir bereits anderwärts in Frage gestellt. Wir möchten immerhin hier an einem praktischen Beispiele unsere leitende Idee für das Miteinbeziehen der schönen Künste klarlegen. Uns allen liegt es sicherlich daran, unser Heim mit den Bildnissen unserer Angehörigen zu schmücken, der Vermögliche wird sich daher aus diesem Grunde nach einem Gemälde umsehen, der weniger Bemittelte muss sich bereits auf eine farbige Zeichnung beschränken und der in beschränkten Verhältnissen Lebende wird sich wohl mit einer Photographie begnügen müssen. An wen sollen sich die drei Besteller wenden, wer liefert ihnen für ihr gutes Geld das beste Bild? Nehmen wir an, es handle sich um das Bild der eigenen Kinder. Wie unendlich viel Gutes kann da nicht eine sorgfältig durchgearbeitete

Kinderbildnisausstellung stiften! Von den wertvollen Gemälden unserer besten Kindermaler bis zu den Spezialitäten gewisser Amateurphotographen lässt sich eine Reihe von Werken ausstellen, bei denen ein jeder auf seine Rechnung kommen kann. Fügen wir dem ganzen noch einige der hübschen Kindersujets bei, wie sie von einigen unserer besten Künstlern ausgeführt werden, dann wird sich auch noch ein weiterer Kreis dafür interessieren. Unsere Nascherei-Industrien (Schokolade) bedürfen guter Reklamen für die Kinder, hier finden sie zweifellos eine selten gute Auswahl, die Spielzeugindustrie wird den Stoff für neue Bilderbücher und und Puppenspiele sich holen kommen — kurz, die Möglichkeit, weite Kreise zu interessieren, bleibt nicht ausgeschlossen. Findet eine solche Ausstellung noch so früh im Herbst statt, dass die Besteller ihren Weihnachtsbedarf damit eindecken können, dann müssen wir unbedingt einer derartigen künstlerischen Veranstaltung volle Berechtigung einräumen.

Für das Gewerbe kommt noch ein weiterer wichtiger Faktor praktischer Natur hinzu. Bekanntlich wird der kaufmännisch veranlagte Interessent sich stets für „neue Ideen" empfänglich zeigen, besonders wenn er durch sie auf einfachere und billigere Verfahren aufmerksam gemacht wird. Ein Beispiel aus der Praxis mag auch hier das Gesagte illustrieren. Das naturnarbige Leder wird gewöhnlich künstlich seiner Narben entledigt (satiniert) und nachher wieder mit einer „schönen" Kunstnarbung versehen, als ob das, was die Natur hervorbringt, nicht viel schöner wäre als das, was der Fabrikant fertig bringt. Durch die Vorführung einiger musterhafter Lederarbeiten, bei denen die Naturnarbung beibehalten wurde, käme ein findiger Lederindustrieller leicht auf den Gedanken, sich den umständlichen Prozess zum Teil zu ersparen, und das naturnarbige Leder als „hochmodern" zu lancieren. Für den Kaufmann bedeutet ein derartiges Vorgehen eine wesentliche Ersparnis und das Publikum gewöhnt sich unvermerkt an das edlere und unverfälschte Erzeugnis. Wenn wir den vollen Erfolg auf unserer Seite haben wollen, dann müssen wir auch die praktischen kaufmännischen Vorteile im Auge behalten, nur das intensive Studium unserer Waren wird unser Auge dafür genügend schärfen.

BERN C. BENZIGER

(Schluss folgt.)

ZWEI GEDICHTE

von LEO VON MEYENBURG

HERBST

Drei Bäume am herbstlichen Ufer stehn,
Violenblaue Lüfte weh'n — —:
adoramus.

Der eine zur Linken betet andächtig,
Sein gelbes Laub erglänzet prächtig — —:
oramus.

Und der zur Rechten das feine Geäst
Rotrosig zur Erde schimmern lässt — —:
amamus.

Der Dritte im purpurroten Ornat
Die Arme zum Himmel erhobeu hat — —:
Gloria Deo in excelcis.

*

TOTE BLÄTTER

Manch tausend tote Blätter säumen
Die stumme Straße und es stieren
Viel nackte Äste von den Bäumen
Die toten Blätter an und frieren.

So liegen viele tote Träume
Auf meinen Wegen und es stiert
Mein wundes Herz in leere Räume,
Und meine nackte Seele friert.

□□□

DER MILCHFÄLSCHER

ERZÄHLUNG VON MEINRAD LIENERT

Im halbdunkeln, schwerlüftigen Stall kauerte Stöffi, der Brüüschmoosbauer, auf dem Melkstuhl unter einer Kuh und ließ das ergibige Doppelbrünnlein in den Eimer zischen. Den blondlachten Krauskopf, von dem die Hirthemdkapuze lässig hing, hatte er an das weißgraue Fell Heiterspiegels gedrückt. Über seine melkenden Hände und in die aufquellende Milch huschte immer wieder der Schein der am zerbrochenen Stallfensterchen stehenden Laterne. Die Kuh schnaubte und bärschtete, das Maul halb voll Heu, mit großen Augen nach dem Bauer, als wollte sie sagen: He du, ich bin auch da! Was hast denn nur heute, dass du mich nie kraulst und kein Wort mit mir redst, wo wir uns doch sonst jeden Morgen so manches zu sagen haben. Irgendwo hinter dem Stall krähte der Hahn. Muuh, muuh! brüllte nun auch die Kuh. Aber der Bauer drückte den Kopf tiefer in ihr Fell und tat keinen Wank. Jetzt ward Heiterspiegel aber unruhig und schlug ihm den Schwanz um die Kapuze.

„He da, gib Ruh, Heiterspiegel, alte Närrin! 's ist mir heut nicht ums Lumpereien treiben."

Jetzt brüllte auch die junge rotbraune Ziehkuh, das Rotschöpfchen, nebenan.

„Ja, ja," brummte der Bauer, „ihr habt gut brüllen, steht allzeit am vollen Barren und wisst nicht, wie unsereins schwitzen und dämpfen muss bis der Heustock zu den Gadenschwemmungen herausschaut und bis der Zins beisammen ist. 's ist kein Leben. Vier lebendige Buben und Eines auf dem Weg! Was hat denn unsereins auf der Welt? Vom Morgen früh bis abends spät sich abhunden und übelleiden kann man, für ein bisschen Milchkaffeegewäsch, das aussieht, als habe man's bei Hochwasser aus dem Bach geschöpft. Und alle heiligen Tage ein Pfündchen Rindfleisch, hart wie Sohlleder, aus dem Dorf. Und der da drüben," machte er halblaut, ingrimmig, „der alte geizige Hinterschweigsimmeler wattet bis an die Kniee in der Niedel und seine Speckkammer lacht einem um Martinstag herum an, wie eine Wittfrau in der letzten Närrsche, man hört sie völlig lachen. Alles gerät ihm in Haus und Stall. Jede Kuh tut ihm gut und gerecht. Es täte mich

keinen Augenblick wundern, wenn sein Brunnentrog und sein Scheitbock eines Tags auch noch zu kalben anfingen. Sieben Haupt Vieh hat er am Barren, lauter Prämienkühe. Sieben Jungfern können auf dem Kirchweg nicht hoffärtiger aufziehen als sie auf die Sommerweide. Und ich, was hab' ich denn? Zwei weißlachte Schwänze im Stall, die immer verwerfen. So muss ich eben das Kalb selber machen. O Herrgottdonnerwetter, unsereins hat's doch nicht gut. Jetz steh' einmal still, Alte!" lärmte er seine Kuh an. „Oder ich hau' dir eins ans Bein, dass dir die Hörner Fürio pfeifen."

Die Stalltüre ging.

„Guten Morgen, Stöffi!"

Ein noch junges Weib stand, einen Kessel in der Hand, in der offenen Türe. An ihr vorbei, zu Häupten und allüberall guckten die Sterne aus dem dämmernden Morgenhimmel in den düstern Stall.

Die beiden Kühe begannen aus Leibeskräften zu brüllen.

„Was nimmst mir denn nicht einmal den guten Morgen ab, Stöffi?" machte die Frau und kleinlaut setzte sie bei: „Ja, hast aber schon recht, wie konnte ich mich nur so verschlafen? Ich hätte dir doch beim Melken helfen sollen, dass du zeitig mit der Milch ins Dorf magst. Sei mir nicht böse, aber weißt du, das Wupp musste noch ab gestern Nacht; ich muss es heut Mittag zum Ferger tragen. Und dann," sagte sie kaum vernehmbar, „weißt du, seit uns die Klosterfrauen wieder ein Kleines ins Wieglein versprochen haben, mag ich halt nicht mehr auf, ich kanns anstellen wie ich will."

„Red nicht so einfältig," machte er, sich bedächtig erhebend. „Es vergönnt dir den Schlaf niemand, hast ihn bitter nötig."

„Ja, es mag wohl sein, denn gestern bin ich am Webstuhl heitern Tags eingenickt, obwohl die Kinder um mich herum lärmten. Kann ich jezt die Milch für die Kinder haben?"

„Herrgott, Herrgott," schimpfte er, „immer die Milch, die Milch. Kannst dir's denn nicht anders einrichten? Bist doch sonst ein hausliches Weib. Muss denn den Fratzen immer der Milchkaffee bereitstehen, sobald sie ab dem Laubsack mögen. Kann man's nicht auch mit einer gerösteten Brotbrühe oder einem Kaffeewassergeschwemm machen, wie andere Leute. Wenn ein

Tröpflein Schnaps drein kommt, ist's doch ein Herrentrank. Andere tun es auch und sparen die Milch, wie sie können, jetzt wo sie so schön gilt. Der alte Hinterschweigsimmeler hat es mir gestern, als wir zusammen die Morgenmilch ins Dorf trugen, wieder gesagt, dass ihm jetzt kein Tropfen Milch mehr ins Pfännchen komme. Jetzt, wo sie so zu gelten anfange, sei es eine Sünde, sie so leichtlebig im Hause zu brauchen. Sie werde immer begehrter und zuletzt noch so gesucht, dass die Dorffrauen vor Ärger die Katzen zu melken anfangen. Da heiße es das köstliche Brünnlein zusammenhalten. So redt der habliche Hinterschweigler. Nur wir," schier grimmig sagte er's, „wir versauen und vertuen die Milch mit unsern Buben als ob sie Aufzuchtkälber wären, als ob wir das Geld am Boden auflesen könnten."

„Vater," sagte schüchtern das Weiblein, „du weißt wie des alten Simmelers einziges Büblein aussieht. Hängt es nicht in seinen Hosenträgern, wie eine windverwehte Windel in der Erlenstaude? Ich kann den Simmeler nicht verstehen. Er ist ja gewiss der frömmste Mann landauf, landab. Aber dass er die Milch an seinem Franzeli, den ihm doch der Herrgott in seinem hohen Alter noch gegeben hat, so abspart, kann ich doch nicht begreifen."

„Schweig doch!" machte er brummig und schleuderte die Katze, die am Milcheimer, den er in der Hand trug, aufzustehen trachtete, mit einem Fußtritt zwischen die Kühe.

„Aber Stöffi, wie kannst denn dem Tierlein so weh tun?"

„Bezapf dich, sag ich!" fuhr er auf. „Es wird jetzt da nicht gepredigt. Du und der Pfarrer, lasst ihr nur das Predigen bleiben. Ich seh's immer mehr ein: Das Rechttun ist ja doch für die Katz. Die ehrlichen Leute kommen ja doch überall und alleweil zu kurz. Ich hab's nicht nur im Viehhandel erfahren. Wer Kritze im Kopf hat, soll sie brauchen. Mit dem Rosenkranz zwischen den Fingern wird das Geschäft nicht gemacht, hat der Holzhändler im Gfellrain am Wirtstisch gesagt. Ich hörte ihm's selber zum Maul herausgehen."

„Stöffi, Stöffi! Und diesem schlechten Menschen redst du so etwas nach?"

„Warum denn nicht? Geht's ihm denn nicht, wie er's haben

will? Macht er nicht alleweil ein Gesicht wie ein Eiertätsch, der frisch aus dem Butterpfännchen kommt?"

„Du hast nicht bis in sein Herz gesehen, Stöffi."

„Sei doch still, du Einfalt! Wir haben jetzt nicht Christenlehre."

Rasch stellte er sich auf die Türschwelle, also dass seine Frau schier erschrocken ins Freie zurückprallte. „Da," sagte er laut und hielt ihr den Eimer entgegen, dessen überquellender Schaum im untergehenden Vollmond leuchtete, „da füll' den Kessel aus dem Eimer und tu' die Milch über, wenn ihr denn durchaus die Bäuche von kostbilliger Milch voll haben müsst. Und dann," er hielt die Hand an den Mund und neigte sich zu ihrem Ohr, „und darnach, wenn du die Milch in die Pfanne übergetan hast, gehst du zum Brunnen, füllst den Kessel mit Wasser und leerst ihn in die Tanse. Sie steht da neben der Türe im Stall. Hast mich verstanden, Seppetrutli?"

Sie staunte ihn sprachlos an.

„Was gaffst mich denn so an, wie eine Kuh ein Tenntor? Andere tuen es auch. Man muss sich selber helfen, sagt der Holzhändler am Gfellrain, denn wenn einer zehn Psalter bete, bekomme er deswegen doch keine Butter aufs Brot. Wer nach Butter gelüstig sei, müsse eben schon den Rahm ab der Milch nehmen."

„Stöffi, Stöffi, Mann! Es wird doch nicht etwa dein Ernst sein?!"

„Warum denn nicht, du dumme Drucke? Tu doch nicht so einfältig. Du und die Kinder sollen ihre Morgenmilch haben. Ich will da niemand um die Gesundheit bringen. Und gar dich, wo du nun ein Kleines erwartest. Da, füll' den Kessel! Ob wir dann darnach ein Tröpflein Wasser in die Milch nachschütten, das bleibt sich gewiss gleich. So ein kleines, nichtsiges Kesselchen voll in die große Tanse. Uns tut's gut, kein Mensch merkt's und wir haben die Milch und das Milchgeld. Geh', Seppetrutli, mach zu! 's ist Zeit, ich muss mit der Milch ins Dorf."

„Nein, Stöffi, das tue ich nicht."

„Was," fuhr er wütend auf und sah sie schrecklich an, „du willst mir nicht gehorchen?!"

„Stöffi, lieber Stöffi, tu's nicht!" bat sie jetzt, sich von ihrem Schrecken erholend, „du würdest es in alle Ewigkeit bereuen.

Auf den Knieen bitte ich dich, tu's nicht. Wie solltest du mit gefälschter Milch am Friedhof, am Grabe deines braven Vaters selig vorbeigehen können. Ich habe schon lange bemerkt, dass du unzufriedener geworden bist, seit die Milch so gilt, und wie du an etwas herumsinnst, das nicht ans Licht sollte. Es ist mir deswegen schwer genug gewesen. Tu's nicht, Lieber, der Tausendgottswillen, tu's nicht!"

„'s muss sein," machte er, wild in den Boden stierend, „wir wollens uns auch nach und nach ein bisschen besser einrichten. Die Reichen lachen die armen Leute ja doch nur aus. Man muss sich nur nicht erwischen lassen."

„Und wenn sie dich doch erwischen? Ich stürbe vor Kummer und du tätest dich hintersinnen vor Schande. Ich kenne dich, Stöffi."

„Geh' und leer jetzt die Milch in die Pfanne und dann machs am Brunnen, wie ich dir's gesagt habe," schnörrzte er sie an, „ich wills schon verantworten."

„Welcher böse Geist hat dir das eingegeben, Mann? Nein, ich tu's nicht. Du würdest mich einmal später an den Zupfen am Boden herumschleifen, dass ich schwach genug war, dir nachzugeben."

„Tust du's nicht, so tu' ich's selber. Her den Kessel!" herrschte er sie böse an.

Sie fuhr zurück, den Kessel hinter dem Rücken verbergend.

„Muss ich dich zuerst am Schopf nehmen," sagte er keuchend, „bis du mir den Kessel gibst, du unfolgsames Weib!"

„Nein," machte sie auf einmal totenbleich, „nein, du sollst es nicht selber tun. Lass mich nur, ich will's machen. Möge der Liebgott jetzt von uns wegsehen. O, weh, weh!"

Er füllte ihren Kessel aus dem Eimer mit schäumender Milch an.

Sie machte sich hurtig, mit hängendem Kopfe davon gegen das nahe Haus, gefolgt vom miauenden Kätzchen.

Ein Weilchen staunte er ihr mit unheimlich brennenden Augen nach, dann trampte er in den Stall zurück und begann sich für den Gang ins Dorf zu rüsten, nachdem er den Kühen noch das Bett ein bisschen gemacht hatte.

Auf einmal fuhr er zusammen. Ein Rauschen war hinter seinem Rücken. Wie er sich, schier erschrocken, umwandte, stand seine Frau neben der Tanse und nahm eben den leeren Kessel davon weg.

„Ja so, du bist's ja. Ist's also in Ordnung?"

„Ich tat's, ob's in Ordnung ist, weiß dein Gewissen."

„Frau, sei mir nicht böse. Tu nicht so närrisch," machte er, sich ihr nähernd, „das ist dir morgen schon nichts mehr neues. Und in einigen Tagen, meinst du, das sei immer so gewesen und des Landes Brauch."

Er suchte sie zu umfangen.

„Lass' mich," sagte sie kurz. „Die Kinder sind wach und müssen zur Schule. Geh' jetzt und wenn du am Friedhof vorbeiläufst, so lass' deine Mutter selig von mir grüßen."

Sie huschte aus dem Stall.

„Meine Mutter?"

Eine Weile stierte er in die volle schwere Tanse. Er hob den Fuß und es sah aus als wollte er sie mit einem gewaltigen Tritt umstoßen. Aber dann pakte er sie an beiden Trägern, nahm sie auf den Rücken und verließ verdrossenen Blickes den Stall.

Als er schwerfällig am Haus vorbeischuhnete, sah er in der schwacherhellten Küche seine Frau am Herd sitzen, das jüngste Büblein im Schoß und das zweitjüngste am Rock, und wie im Traum hörte er die beiden größern Knaben aus dem Fenster der Stubenkammer rufen: „Vater, trägst du die Milch ins Dorf?"

Ja, wollte er sagen, aber er brachte es nicht heraus.

Wie er in den Weidweg kam, ging eben der Mond unter hinter den schwarzen Berghöhen und es begann über den dunklen Wäldern zu dämmern. Aber noch glitzerten die Sterne am Himmel in ungezählten Heerscharen.

„Es wird ein schöner Tag," redete der Bauer in sich hinein. Da hörte er's in seiner schweren Tanse schwappeln. Es war das erstemal, dass er's hörte. Es bedünkte ihn, es töne schier wie das seltsame Schwappeln des Wildbaches, wenn er bei Hochwasser unheimlich um sein Hausmäuerchen spülte. Einen blitzgeschwinden Augenblick wars ihm sogar, als schwapple auch in seiner Tanse ein drohendes Hochwasser. Er musste laut auflachen, sah sich

aber rasch um, denn es kam ihm vor, hinter dem Dornenhag habe auch jemand gelacht. 's wird doch am frühen Morgen nicht umgehen. Und doch, lief denn dort nicht eine schwarze Gestalt der Hecke nach? Die Haare standen ihm auf. Gottlob, es war nur sein eigener Schatten. Er gewahrte ihn heute zum erstenmale. Und jetzt erinnerte er sich, dass er ihn nur einmal noch, riesengroß wie ein Ungeheuer, vor sich her hatte gehen sehen, als er im Wirtshaus über seine Frau eine leichtsinnige, unfeine Redensart getan hatte. Wollte es denn heute gar nicht tagen! Aber nein, 's wird besser sein, wenn's heute nicht gar so zeitig tagt. Es gehen so allerlei Leute den Weg ins Dorf und ansehen müsste man sie doch. Es fiel ihm jetzt ein, wie einem die Leute und gar die jungen, immer geradewegs in die Augen schauen, als ob sie durch offene Türen in die Stube hineinwundern wollten. Er würde aber heute fest vor sich hin auf den Boden blicken; die Tanse drückte ihn so genug nieder. Irgendwo im Hag regte sich ein Vogel. Er zuckte zusammen. Wenn heute hinter dem Hag, wie auch schon, die Milchschauleute lauerten, der lange Amtsschreiber und der dürre Landjäger?! Jetzt konnte er noch zurück, wenn er leise tat. Ein Vaterunser lang hielt er an. Dann schritt er langsam wieder fürbas und versuchte ein Liedchen zu pfeifen, ein übermütiges Tanzliedchen. Aber nach den ersten Tönen brach er ab und schaute misstrauisch in die dunkle Hecke, die wie eine Riesenschlange neben ihm her sich gegen das Dorf wand.

Es ward immer heller. Im Osten stand ein grünweißer Streifen. Er versuchte schneller vorwärts zu kommen, aber fast wäre er ausgeglitscht; da es Spätherbst war, hatte der schwere Nachttau den Weg mit einer Eiskruste überzogen.

„Jesus!"

Er hatte schon den Fuß erhoben, um sich rückwärts zu verziehen. Dort stand ja wahrhaftig jemand hinter der Hecke am Rain, etwas ungeheuerlich Langes. Gewiss war's der Amtsschreiber. Als er sich jedoch nochmals mit scheuen, entsetzten Augen umsah, hatte sich die schwarze Gesalt in das Heiligenstöcklein verwandelt, das ja zeitlebens in der Schweig am Wege stand. Langaufatmend, mit unsichern Schritten, trampte er weiter. Als er jedoch am Heiligenstöcklein vorbeischritt, war er nicht imstande,

unter dem Hirtenhemdenzipfel herauf nach dem dorngekrönten Heiland aufzuschauen. Gleichwohl sah er seine traurigen Augen so deutlich im Weg vor sich, dass er zur Seite in die Hecke blinzeln musste. Aber auch dort schauten die Augen aus jeder Eisperle, die in dem düstern Gedörne blinkte. Da zog er die Kapuze fester über die Stirne und starrte bedrückt auf seine breiten Schuhe. In der Matte drüben leuchtete eine Laterne auf und ein helles Aufjauchzen erfüllte Berg und Tal. Sonst hatte er dem Maitli, das dort drüben gegen den Stall zum Melken schritt, immer das fröhliche Echo gespielt, heute verhielt er sich mäuschenstill, ließ sich tiefer in die Knie fallen und machte sich also klein, dass er hinter der Hecke schier verschwand. Er ärgerte sich. Wie konnte denn des Kirchhöfern Madleni so einen Lärm machen? Man musste sie ja bis ins Dorf hinein hören. Wie leicht konnte da dem Amtsschreiber der Morgenschlaf gestört werden, den er, der Brüüschmoosbauer, heute so nötig hatte. Aber freilich des Kirchhöfern Madleni ging eben nicht die Brunnenröhre melken. Ein Weilchen schritt er stumm vor sich hin, den eigenen schweren Schritt verwünschend, der im vereisten Weg knirrschte. Jetzt teilte sich der Weg. Vor ihm lag, mitten in den Matten, der einsame Dorffriedhof. Gespenstig schimmerte und flimmerte die weiße Wand der Beinhauskapelle im dämmernden Morgen. Sonst war er immer schier freudig durchs knarrende Törlein in den Friedhof eingetreten und hatte im Durchschreiten für die Armenseelen Fünfe und den heiligen Glauben gebetet. Heute blieb er zögernd vor dem Törlein stehen. Lass mir dann deine Mutter selig grüßen! geisterte seines Weibes Wort ihm im Kopf. Er ließ die Türfalle, die er schon in der Hand hielt, wieder los und tschampete mit gesenkten Augen den breitern Weg neben dem Friedhof weiter. Zwar versuchte er zu beten, aber als er flüsterte: „Tröst Gott die christgläubigen Armenseelen im Fegfeuer!“ fröstelte es ihn seltsam und die Zunge ward ihm also schwer, dass er verstummte. Er tat noch einen verstohlenen, heuchlerischen Blick nach dem hochragenden Kreuze, das mitten im schweigsamen Garten des Todes stand und wackelte dann schier finstern Angesichts mit seiner Tanse weiter.

Als der Friedhof hinter ihm lag, ward ihm leichter. Die unheimliche Dornenhecke hatte aufgehört. Es heiterte immer mehr

um die östlichen Berge und der große, immer noch leuchtende Morgenstern vereinsamte mehr und mehr.

Mit scheuen, suchenden Augen sah er sich um. Zwei Arbeiterfrauen, die sich ihm schnellfüßig nachgemacht hatten, gingen jetzt an ihm vorbei. Ihre verhärmten Gesichter sahen ihn flüchtig an, als sie mit halblautem Gruß an ihm vorbeieilten. Und wunderlich: Auch ihre Krüge, worin sie die Morgenmilch im Dorf holen wollten, sahen ihn mit hohlen, dunklen Augen an. Nur mit einem Kopfnicken erwiderte er den Gruß der davonhastenden Frauen. Schier erstaunt sah ein junges, bleiches Weib nach ihm zurück. Was wohl der junge Bauer heute haben mochte; er, der sonst immer ein paar herzliche Worte für sie hatte?

Es ward immer heller. Etwas wie Freude geisterte in seinen Augen, als er den nahen Kirchenturm aus der Dämmerung auftauchen sah. Nun wollte er sich sputen, dass er vor dem völligen Tagesanbruch in die Gremplerei käme. Die Sonne sollte ihn so nicht ins Dorf einziehen sehen. Er durfte jetzt getrost hurtiger gehen, die Gefahr einer Entdeckung schien ihm so ziemlich vorüber. Es war ja wie die meisten Tage. Niemand kümmerte sich da viel um die Milch der Bauern. Man baute im Dorf auf ihre Ehrlichkeit wie auf den Felsen Petri. Man hielt ihre ländlichen Tätschhäuschen für wahre Tabernakel. Da durfte er ja wohl ruhig sein. Und sollte es doch wieder einmal vorkommen, dass die Milchschau irgendwo am Wege, etwa hinter der schlimmen Dornhecke, lauerte, so würde er's sicherlich beizeiten merken und sich mit Glimpf davon und auf Umwegen ins Dorf machen können. Er taute auf und begann sich seines unternehmenden Mutes fast zu freuen. Es lächerte ihn schon ein wenig auf den Stockzähnen, wenn er des Holzhändlers am Gfellrain gedachte, der allein der Gescheite im Land zu sein glaubte. Er schnalzte mit der Zunge und ließ die Augen munter über den Weg wandern. Nichts war weit und breit zu sehen; nur ein paar Krähen zankten sich in den Matten. Es würde heute wie die künftigen Tage immer prächtig und glatt ablaufen. Die böse Dornhecke war schon lang vorüber und dort versank nun auch der Morgenstern hinter einem unruhigen, windgestrählten Tannenkamm. Und doch trugen ihn seine Beine so schneckenmäßig vorwärts.

„Bist heut langsam, Stöffi, langsam!"

Zusammenschreckend wandte sich der Bauer um.

„Ja so," machte er, tief Atem holend, „ja so, du bist's, Simmeler."

„Ja, wer wollte es denn sonst sein," sagte das ältliche, glattrasierte Männchen, das nun, die schwere Tanse auf dem Rücken, neben ihm hertrampte, „du wirst etwa nicht erwartet haben, dass mir der Bundespräsident heute die Tanse ins Dorf trägt. Bin heut schon zum zweitenmal über Weg." Der Alte wischte mit dem Ärmel seines Lismerkittels den vertrockneten zahnlosen Mund und fügte mit gedämpfter Stimme bei: „Hast's auch gehört, Stöffi, da sollen sie in Kilchwegen jenseits des Berges einen Bauern erwischt haben, der schon zum drittenmal Wasser in die Milch getan hat. Fünfhundert bare Franken habe er schwitzen müssen und ins Blatt sei's auch noch gekommen, der Sakerlot, der Sakerlot!"

Dem Stöffi war es, als ob man ihm den Kopf in einen Kübel voll heißen Wassers drücke. Er konnte kein Wort herausbringen, aber seine Augen hasteten, wie die schwärmenden Bienen im Rauch über Weg und Steg. Jesus Gott, Jesus Gott, steh mir bei! stöhnte seine Seele.

„Ist ihm beim Eid recht geschehen, dem Hudelhund, warum hat er sich erwischen lassen," sagte der Alte, seine tiefliegenden Äuglein rundum gehen lassend. „Heißt das, ich will bloß sagen, so weit bringts einer, wenn er von Gottes Wegen abkommt. Wie kann einer denn so die Milch strecken und die armen Leute schädigen. Aber so gehts, wenn die Leute bloß das Zeitliche im Kopf haben und nie ans Ewige denken, ohne wenn ihnen grad der Teufel den Kehraus um die Bettstatt tanzt. Mein Wort ist: Gott vor Augen und jedem seine Sach."

„Ich mein, das Wetter fällt um," drückte der Stöffi mühsam heraus, „der Rauch über dem Dorf ist mir zu rotlacht und zu schwer."

„Freilich, es deckelt die Welt bald zu," stimmte der Alte bei, „ich merk' den Schnee schon im linken Wadenbein."

Sie waren hart auf dem Dorf. Vor ihnen stand der „Große Herrgott", ein gewaltiges Wegkreuz auf mannshohem Sandsteinsockel. Gottlob, gottlob, nun war die Gefahr gewiss überstanden, eine Milchschau nicht mehr zu befürchten. Da kam ja auch der

Tag spiegelheiter über die Dächer des Dorfes heraufgezogen. Schon wiederstrahlte ein Streifen Morgenrot im vereisten Weg. Nun rief eine Glocke zur Frühmesse und ihre Klänge gingen ihm heute aufs Herz wie Hammerschläge, sie, die ihn sonst angeheimelt hatten wie Stimmen aus einer bessern Welt. Es war doch nicht richtig und wenn es ihm nun heute gelang und wenn es ihm noch tausendmal gelingen würde, es war doch nicht das Richtige, was er da tat. Denn obwohl er nun die gefälschte Milch so gut wie im Gremplerladen hatte, vermochte er sich darob doch nicht recht zu freuen. Und was war ihm auf dem Weg alles durch den Kopf und ans verängstigte Herz gegangen. Mit keinem Wort vermochte er dem eifernden Männchen neben ihm, das alles Unheil über den Milchfrevler von Kilchwegen herabwünschte, beizustimmen. Hängenden Kopfes lauschte er dem heiligen Zorne, der auch über seine Seele ging wie ein schweres Gewitter. Und heiß, brennendheiß stieg der einzige Wunsch mit einemmale in seinem Herzen auf, er möchte so brav, so fromm und gerechtfertigt vor Gott und den Menschen den Weg ins Dorf tun können, wie der alte Hinterschweigsimmeler.

„Guten Morgen wohl!“

Zum Tode erschrocken fuhr der Stöffi zusammen. Es war ihm, der Blitz habe neben ihm eingeschlagen und vor seinen Augen tanzte und surrte ein ganzer Imb von Feuerfunken. Seine Kniee bebten. Hinter dem gewaltigen Steinsockel des Wegkreuzes hervor waren der riesenmäßige Amtsschreiber und der Dorflandjäger getreten.

Da glitschte der alte Simmeler plötzlich aus und plumste mit seiner schweren Tanse mitten in den vereisten Weg hinein, also dass die Milch wie ein Strom aus der Tanse ging und Weg und Rasen weitum bedeckte, als flösse das Land von eitel Milch und Honig. „Heiland, Heiland!“ stöhnte er, sich mühsam, mit liebergöttischem Gesicht erhebend, „sakerlotabeinander, muss mir jetzt das Ungeschick gerade passieren, wo die Herren Milchschauer über Weg sind. Es ist doch des Gockels. Was müsst ihr nun denken, ihr Herren? So könnte ja einer noch in eine böse Meinung kommen, ihr Herren.“

(Schluss folgt)

□□□

BETRACHTUNGEN ZUR CHRISTLICHEN PASSIONSGESCHICHTE

Als wir in einem der letzten Sommer einige Ferientage auf dem Untersee zubrachten, fesselte uns beim Besuch der alten Kirchen auf Reichenau mit ihren reichen Denkmalen frühmittelalterlicher religiöser Mystik und Symbolik ein uraltes romanisches Vortragkreuz. Schmerz und Todespein des Crucifixus, der erschöpfte, geschundene Leib und das unter der Dornenkrone blutende Haupt des Erlösers sind in so elementarem Realismus dargestellt, dass es Grauen, Erschütterung und Mitleid erregen konnte. Eine merkwürdige Sympathie für diesen echten Dulder stieg in uns auf, beinahe als wären wir darüber strittig geworden, wem er mehr zu sagen habe und wer, dank alter religiöser Verehrung und besonderem Verständnis, den größern Anspruch auf ihn zu erheben habe. Der war echt, und die Zeit, welche ihn hervorgebracht hat, muss ihn wohl furchtbar ernst genommen und erlebt haben. Drüben vom Altar aber schaute lächelnd eine heitere, rotbackige Barockmadonna, reich und weltlich angetan, mit dem Bambino auf dem Schoße, auf den Gekreuzigten und seine sonderbaren Andächtigen herunter, und sprach von einer fröhlichern, vielleicht oberflächlichen Auffassung des Mysteriums in einer Zeit, die diesem Opfer skeptisch gegenüberzustehen schien.

Diese Episode mag sich mir gegenwärtig darum aufdrängen, weil sie in die Anfangszeit einer für uns neuen Auffassung der mythologischen und religiösen Gedankenwelt fällt, die für uns von großer Tragweite geworden ist. Der fortwährende hartnäckige Vergleich mit den Ergebnissen der täglichen psychoanalytischen Beobachtung hat zu einem neuen lebendigen und praktisch überaus wertvollen Verständnis dieser Gebilde unseres Denkens geführt, und schon frühe hat *Freud* begonnen, die Brücken von der Psychoanalyse zur Völkerpsychologie zu schlagen. Und so fühlen wir uns berechtigt, an einem Problem wieder mitzusprechen, das sich bisher vorwiegend andere Fakultäten vorbehalten

haben[1]). Ich möchte in gedrängter Kürze einiges darstellen, was wir vom analytischen Standpunkte aus zur Passion Christi etwa zu sagen haben. Dabei möchte ich mich gerne vor allen möglichen Missverständnissen schützen, welche mir daraus erblühen könnten; aber ich unterlasse dies, weil es mich unnötig in die Breite führen würde. Ich will weder Transzendentales ergründen, noch die Religion im besondern retten oder zerstören. Vielleicht ergibt sich aus unsern Arbeiten für die Psychotherapie das erfreuliche Resultat, mit dem religiösen Vorstellungsmaterial wieder etwas anfangen zu können, und für die Theologen, auf rationalistische Auffassungen, wie sie populär etwa in *Frenssens* „Leben des Heilandes" zusammengefasst sind, zu verzichten und der Orthodoxie durch eine Wiederaufnahme und ein *psychologisches* Verstehen des Mythischen gleichsam mehr Ehre anzutun. Ich mache mir die Sache leicht, indem ich mich nicht um die Streitfrage „Hat Jesus gelebt?" kümmere. Wohl aber gehe ich mit jenen wichtigen neuen Arbeiten einig, welche vor allem die reiche mythologische und kultische Unterfütterung der Evangelien und des christlichen Mysteriums dartun und welche in dem letzteren eine besondere Weiterentwicklung auf schon vorhandener Grundlage erblicken. In diesem kurzen Aufsatze ist es mir nicht möglich, überall auf alle Ursprünge und Vergleichsmaterialien einzugehen; ich kann sie nur da und dort beiziehen.

Ich versuche kurz einiges über den Weg zu erzählen, wie wir in der Psychoanalyse dazu kamen, das Opfermotiv und damit auch das christliche Opfermysterium, die Passion, näher ins Auge zu fassen. Wer täglich das zur Analyse des sogennannten Unbewussten dienende Material an Träumen, Phantasien und Kunstschöpfungen untersucht, dem drängen sich die Parallelen von Motiven, wie wir sie in Sage, Märchen, Mythos und Religion wiederfinden, ganz besonders auf. Aus diesen Vergleichen sind denn auch eine Reihe von analytischen Bearbeitungen völkerpsychologischer Gebilde hervorgegangen.

---

[1]) Vgl. die Arbeit von *C. G. Jung* „Wandlungen und Symbole der Libido". Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen. IV. Bd. erste Hälfte, Leipzig, Deuticke, 1912. *Jung* hat hier dem Opfer ein besonderes Kapitel gewidmet.

Bei der Analyse sogenannter nervöser Symptome, vor allem „nervöser" Beschwerden am Körper, fällt uns auf, wie der „nervöse" Ausdruck des Leidens durch etwas zur Darstellung gebracht wird, was einmal Lust und Seligkeit war. Als dezentes und verständliches Beispiel nenne ich unter anderm das angenehme „holde" Erröten, das den lebhaften, guten Gefühlsrapport gewöhnlich begleitet, im Gegensatz zum peinlichen, qualvollen Rotwerden des ertappten Sünders, oder das vom Durchschnittsmenschen psychologisch nicht mehr verstandene „nervöse" Erröten, das, oft mit großer Angst verbunden, als nervöses Krankheitssymptom angesehen wird; es ist ebensogut begründet wie das noch verstandene normale Erröten, nur haben sich die Ursachen und Zusammenhänge der oberflächlichen Beobachtung entzogen.

Die Ambivalenz des Empfindens findet ihren Ausdruck in den religiösen Bildern und Vorstellungen wieder. Im Himmel ist der strahlende Glanz ewigen Lichtes, das ein Sterblicher nicht aushalten könnte, in der Hölle als qualvolles Äquivalent das ewige, sengende Feuer, ambivalente Qualitäten, die übrigens in unserem großen Tagesgestirn vereinigt sind, das ebenso wohltätig als furchtbar sein kann. Fra Angelico hat diesen Vorstellungen dadurch Wirkung gegeben, dass er in einem jüngsten Gericht (Galleria antica e moderna, Florenz) das Paradies mit Strahlen, Licht, Gold, Farben, Formenreichtum und Rhythmus ausstattete, die Hölle aber in matten, toten Farben malte, mit dumpfem Feuer und den typischen Motiven der Höllenqual. Das Dürre, Öde, Tote gehört durch die ganze Psychologie durch ebenso zum Quälenden, wie das sengende, brennende Feuer. In manchen Sagen, zum Beispiel in einer Reihe von schweizerischen, wird darum die Hölle oder Unterwelt in die öden Moore verlegt und ebenso gehört die tote, brennende Wüste zu den Höllenmotiven. Bezeichnend ist, dass die Versuchung Christi in die Wüste verlegt und ebenso der israelitische Sündenbock in die Wüste gejagt wird (3. Mose 16).

Interessant ist die noch leicht verständliche, primitive Auffassung der schweizerischen „Giritzenmoos"-Sagen[1]) und Riten, dass diejenigen Mädchen in die Hölle kommen, welche nicht rechtzeitig geheiratet haben, und daraus erlöst werden müssen. Der

[1]) Vgl. Schweiz. Archiv für Volkskunde von Hoffmann-Krayer.

Vergleich mit dem Danaïdenmotiv ist gewiss gerechtfertigt. Von hier aus verstehen wir weiter den Sinn der Tantalusqualen als Darstellung ewig unbefriedigter Begierde. Um nun auch die symbolische Gleichwertigkeit von Hunger- und Liebesbildern in der Darstellung der unerfüllten Sehnsucht anzudeuten, verweise ich auf den sprachlichen Ausdruck der Bibelstelle: „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser".

Wir begegnen denn auch in den nervösen Symptomen massenhaft den Darstellungen der Qual unerlöster Sehnsucht: Heißhunger, nervöser Durst, stundenlanges, ruheloses Herumlaufen und vieles ähnliche. Die Analyse solcher Symptome nach Entstehungsweise und Konfliktausdruck, kurzum die Individualbedeutung gibt uns durchaus das Recht, diese Ausdrucksweisen mit den mythologischen gleich zu setzen.

Eine bekannte, sehr ursprüngliche Empfindung und Darstellung von Wonne ist das Schweben. Wir kennen es reichlich belegt aus den Traumanalysen, wie auch aus allgemein bekannten religiösen und dichterischen Vorstellungen.

Die Lyrik ist überaus reich an solchen Bildern; Wolken und Vögel sind ständige und schöne Ausdrucksymbole sehnsüchtiger Gedanken; sie haben jene Eigenschaft an sich, die dem Menschen Wonneempfindung sind. Ich erinnere mich beispielsweise an überaus hübsche Wolkensymbolik in den Gedichten Lermontows aus einer in einem psychoanalytischen Kreise gebotenen Studie über diesen Dichter. So verstehen wir auch die Ausstattung der göttlichen Wesen, welche uns als Engel traditionell bekannt sind, mit Flügeln, und die reiche, liebevoll dekorative Ausarbeitung dieser Attribute bei den Malern der Frührenaissance.

Einer Bedeutung in diesem Sinne unterlag folgender Traum eines Patienten, der sich von Zeit zu Zeit wiederholt hatte: Aus der Ferne schwillt etwas Kleines rasch an und stürzt sich lawinenartig auf den Träumer. Im Moment wo er von der Lawine eingehüllt wird, beginnt ein seliges, unendliches Schweben darin. Wir erkennen im Traum die Elemente einer gefährlich schwellenden libidinösen Erregung (im allgemeinsten Sinne), die sich, statt sich in höchste Angst zu steigern, in Seligkeit auflöst. Die Einfälle ergeben in erster Linie Erinnerungen an schöne Bergtouren, die das Genießen höchster Freiheit bedeuteten, mit Wünschen, sich

von den weiten, luftigen Abgründen, oder von dem Flaum weicher Nebelmeere in seligen Gefühlen aufnehmen, sich hineinfallen zu lassen. Die letzteren Vorstellungen stehen denen vom ewigen Geborgensein, mütterlichen Charakters, außerordentlich nahe. Das höllische Pendant des seligen Schwebens finden wir wieder in den Motiven ruhelosen Schwebens und Umhergetriebenwerdens (in Dantes Inferno, im Irrlichtermotiv, im Ausdruck „Hangen und bangen in schwebender Pein". Was unerledigt ist, nennen wir „in der Schwebe" oder brauchen das Fremdwort „pendent" dafür, also „hängend" [1]).

Für die zwiespältige Seelenverfassung ist es bezeichnend, dass wir, uneinig mit der Triebrichtung, ruhelos getrieben *werden*. Wir empfinden dies als zwanghafte Qual. Nach unserer Andeutung über den ursprünglichen Sinn der Höllenmotive, die ja als Höllen*strafen* bezeichnet werden, dürfen wir bereits erwarten, dass die Strafen, welche die menschliche Phantasie zur Rache für die Gesetzesübertretung erfunden hat, in erster Linie aus der symbolischen Darstellung und Aktivierung seelischer Qual hervorgehen, und es würde nicht gar schwer fallen, dies historisch nachzuweisen: für das Hängen, Kreuzigen, Köpfen, Rädern, Pfählen, Kastrieren, Blenden, Geißeln, Rösten, Spießen bis zur einfachen Freiheitsberaubung, dem Gefangenhalten, und zur Buße.

Es sind nicht nur unsere Patienten, welche uns diese Motive der Qual in den sinnvollsten und wunderbarsten Darstellungen bieten; ebenso reiches Material liefern Mythen und Kulte.

Die als sexuelle Perversion gebrandmarkten sadistischen Motive erhalten damit eine neue Beleuchtung, welche sie uns verständlicher macht: In erster Linie handelt es sich um Bilder und Empfindungen eigener Seelenqual, in zweiter Linie um ihre motorische Entladung. Nur in einer Spezialform sind sie pervers: wenn sie in eigentümlicher Gefühlsambivalenz lustvoll betätigt und die vorherrschende Triebäußerung werden.

Es schadet nichts, wenn wir einmal die Darstellungen der Qual rehabilitieren: Durch die ältern Betrachtungsweisen wurden wir verleitet, sie mit Widerwillen abzutun und die Nase darüber zu rümpfen, oder als psychiatrisch-klinische Sexualabnormität an-

[1]) *C. G. Jung* hat verschiedentlich über das Hängemotiv gesprochen.

zusehen. Damit sind wir ihnen nicht gerecht geworden, weder ihrer Bedeutung in den alten Strafgebräuchen, noch in ihrer kultischen Erscheinung.

Denn es hatte einen tiefen Sinn, dass bei der Kulturentwicklung, die zahlreiche Einschränkungen mit sich brachte, die Empfindungen, die die kulturelle Einschränkung in der Psyche auslöste, die Qualbilder des Verzichts, in einer motorischen Entladung an dem zu vollziehen, der die Schranke durchbrach. Auch wenn wir humanere Anschauungen erworben haben, werden wir diesem Racheprinzip gerechter, wenn wir es aus seiner Entwicklung verstehen lernen. Dann ist es uns auch eher möglich, bei unsern Reformen des Strafrechts die sinngemäßen modernen Ersatzauswege zu entdecken.

Noch besseres Verständnis können wir den religiösen Anwendungen der Qualmotive entgegenbringen. In der Religion steckt sowohl Katharsis, also Entladung des Qualmotivs (Rache) als vorbildliche rituelle Darstellung dessen, was im Denken geschieht oder geschehen soll, respektive sich vorbereitet.

Deutlich sehen wir dies zum Beispiel in den rituellen Opfervorschriften des Alten Testaments (3. Buch Mose). Dort wird die Rache, die Qual nicht am Sünder vollzogen, sondern dieser selbst rächt sich am Symbol, am Tiere. Eine kleine Geschichte, die ich einem kürzlich erschienen Feuilleton des „Zeitgeist" entnehme[1]), gibt den Sinn dieses Verhältnisses recht hübsch wieder.

Das Söhnlein eines Indianers ist am Sterben. Ängstlich beobachtet der Vater, wie ein Augurium, die sorglich gepflegten Haustauben: Sie fliegen fort und der Kleine stirbt. Im namenlosen Schmerz findet der Vater einen Ausweg: mit der Axt zerstört er den Taubenschlag, aus dem zwei hilflose junge Täubchen fallen. Vor den Augen des um die Brut geängstigten zurückkehrenden Taubenpaares zerquetscht er die Jungen mit roher Hand. Nach dieser Entladung ist er erlöst, kann sich ins Schicksal fügen.

Wir erkennen in den Haustauben, ihrem Kult und ihrer Rolle alte Totemtiere, also göttliche Wesen. Wenn ein sogenannter

[1]) *Die Tauben.* Erzählung aus der Wildnis von Coelho Netto. Aus dem Brasil-Portugiesischen von Martin Brusot.

„Kopfjäger" in der gleichen Lage zur Entladung der Qual und Angst, in die sich die Liebe zum Sohne plötzlich verkehrt, einen andern, dem verstorbenen ähnlichen Knaben töten würde, so wird hier die Entspannung, einer gesitteteren Stufe entsprechend, an den göttlichen Wesen vollzogen. Die Qual verlangt zu ihrer Erlösung einen Ausweg. Was innerhalb des Göttlichen, Religiösen geschieht, ist aber sowohl primitive Entladung in kultischer Einschränkung, als auch projiziertes Denksymbol. Ins Göttliche projizieren wir die eigenen Wünsche und Tendenzen, besonders jene, welche wir als treibende in uns wahrnehmen, ohne sie als unsere eigenen anzuerkennen. Gott rächt, was der Mensch selbst zu rächen aufgegeben hat. Aber der Mensch rächt sich auch an der Gottheit, und indem er dies tut, ist er bereits auf dem Wege hoher Kultur: Er erlöst sich, indem er die in die Gottheit (hier die Tauben) projizierten Wünsche tötet, opfert. So findet er allmählich den einzigen Weg, der erlösend wirkt: Was uns geschieht, ist qualvoll; erst wenn wir es nachträglich durch die eigene Tat sanktionieren, sind wir erlöst. Für jene Strebungen in uns, auf die wir kulturell Verzicht leisten müssen, gibt es nur eine erlösende Erledigung: Die Nachahmung dieses Wilden durch den *aktiven* Verzicht, wobei die motorische Aktion sich allmählich über den Weg des religiösen Ritus in eine psychische Anstrengung und Leistung des Denkens umwandelt.

Durch diese Aktivierung der unerlösten Qual wird das Opfer ein Ersatz für die Aktivierung der Lust.

Die Psychologie des Individuums zeigt uns Schritt für Schritt, dass in jeder Leistung, in jedem Fortschritt das Opferprinzip enthalten ist, sobald wir aus dem rein infantilen Lustprinzip heraustreten und uns an die Realität anpassen.

Das verleiht nun den sadistischen Tendenzen in uns neue Bedeutung und verschiedene kulturelle Bewertungen: Sie enthalten eine Neigung zur Umwandlung. Die primitive Form ist das Quälen anderer, die uns jetzt verwerflich erscheint; eine kulturell bedeutsamere Anwendung ist das Strafen, in den religiösen und rituellen Formen aber kommen wir erst zu einer höheren Entwicklung empor: zum aktiven Opfern.

Wir sind, gemäß der historischen Entwicklung des Dramas, berechtigt, auch Schauspiel und Tragödie zu den religiösen Aktionen

zu zählen, im Dienste kultureller Tendenzen. Ihr Wert besteht, ähnlich dem des religiösen Opferritus, an dem die Gläubigen teilnehmen, in einer Handlung, an der wir uns mitdenkend zu erlösen suchen. So wird uns der Sinn der Tragödie, zum Beispiel des Ödipus, vergleichend-psychologisch verständlich: Der Verzicht auf eine regressive Tendenz wird dadurch geleistet, dass sie zwar ausgeführt wird, aber qualvoll ist und tragisch endet. Sie muss untergehen (Motiv des Sonnenuntergangs in der Blendung), muss sterben.

Unsere Analysen sind nun voller Qual- und Opferbilder. Sie unterscheiden sich in einem wesentlichen Punkte, wobei sich das Opfer von der bloßen Vorstellung der unerlösten Qual immer durch eine Komponente von Aktivität und Handeln unterscheidet.

Und von all den Opfermotiven ist uns gerade eines geläufig: das Motiv des Verzichtens auf alte, sehnsüchtig begehrte Tendenzen, in Form des aktiven Erhöhungs- und Hängemotivs.

Wenn wir gelernt haben in der antiken Zoologie, die vorwiegend Mythologie ist, unsere psychischen Geschehnisse wieder zu erkennen, so verstehen wir auch die Geschichte vom Fuchs und den hochhängenden Trauben; nur dass er den Verzicht nicht anerkennt, sondern beschimpft; und dieser Fuchs gehört nicht zu den Erlösten und Befreiten.

Wir lernen nun auch jene archaisch-religiösen Verirrungen verstehen, die uns aus der Nähe bekannt sind: Den historischen Mord von Wildenspuch im Zürcher Weinland, wo ein Mädchen (also direkt das Objekt der verbotenen Wünsche statt eines alten Symbols von phallischem oder tierischem Charakter) an einer Scheune erhöht und gekreuzigt wurde, und jenes Ereignis pathologisch-religiöser Degeneration, das vor einigen Jahren im Kanton Aargau spielte, wo ein Kalb als Teufel (Personifizierung verbotener Tendenzen) gemartert wurde. Ich kenne auch Fälle von Kindermisshandlung, welche einen solchen Ursprung haben, und wieviel Tierquälerei mag daher kommen!

Solchen archaisch-regressiven Tendenzen sind aber gerade jene Traumbilder gegenüberzustellen, welche in vorwärtsgerichteter, programmatischer Form den intellektuellen Verzicht auf das Unzweckmäßige darstellen, in Bildern, die den schönsten religiösen Gleichnissen nie nachstehen.

Auf zwei Vorläufer des christlichen Passionsmotivs möchte ich nun kurz eingehen: Einmal auf das Motiv des geopferten Königs („Le roi supplicié" in *S. Reinach*: Cultes, Mythes, Religions; vergleiche auch M. *Robertson*: Die Evangelienmythen, und *M. Frazer*: The golden Bough). Durch eine Menge von Ländern geht und ging die Sitte, zu bestimmter Zeit die Schranken von Gesetz und Moral aufzuheben, wovon die römischen Saturnalien und deren chistlicher Abkömmling, der Fasching, Beispiele sind. Vielerorts waren diese Festlichkeiten, die sich uns bereits als Reste primitiver religiös-kathartischer Riten dokumentieren, von uns barbarisch anmutenden Sitten begleitet, von denen wir bei uns harmlose und heitere Relikte und Analogien kennen (den Gebrauch in England, dass einmal im Jahre die Diener die Herren spielen dürfen; ferner die rituelle Verbrennung eines aufgehängten Simulacrums, zum Beispiel des Böggs am Zürcher Sechseläuten); ein Sklave, also ein auf niederer Stufe stehender Mensch, oder ein Verbrecher wurde zum Beispiel durchs Los als König erklärt, oder hatte den Gott des goldenen Zeitalters (ohne Kulturschranken) darzustellen. Er hatte das Recht, von seiner königlichen Macht Gebrauch oder Missbrauch zu machen und Exzesse zu begehen. Schließlich hatte er sich aber selbst zu töten (in der römischen Provinz am Altar des Saturnus). Wir haben zahlreiche Kunde von ähnlichen Gebräuchen archaïscher Religionsübung und von deren Überresten, die ich nicht einzeln anführen will, die aber alle ein ähnliches Motiv enthalten: ein Menschenopfer unter der Form, dass das Opfer, allmählich immer ein Verbrecher, an dem betreffenden Feste ausgelassen sein durfte, mit königlichen Insignien angetan und umgeben wurde, häufig einen Gott darstellte, und am Schluss seiner Ehren entkleidet, oft gegeißelt, und dann getötet wurde: zum Beispiel gehängt oder gekreuzigt. (Sacaea in Babylon). Oder: die Rolle ist auf zwei Personen verteilt: der eine Darsteller entgeht dem Schicksal und kommt zu königlichen Ehren, der andere wird geopfert (Esthermotiv). Während die Historiker sich bemühen, diese Geschichten zu vergleichen, und ihre Einzelheiten mit der biblischen Passionsgeschichte in Einklang zu bringen, und namentlich das Datum, vorwiegend die Frühjahrstag- und Nachtgleiche, mit Recht bedeutungsvoll finden, begegnen wir durchaus den gleichen Motiven in den Traum-

materialien: Ein Symbol, mit Sonnen- und Königsqualität (mythologisch und antik gesprochen ein Gott) wird grausam geschunden und gequält und stirbt oder wird getötet, und aufgehängt. Solche Bilder erscheinen im Laufe der Analyse dort, wo eine wesentliche Umwandlung im Anzug ist. Aber auch das andere Motiv ist da: das der Wiedergeburt, der wiederaufsteigenden Sonne, des neuen Königs. Und wir werden lebhaft an die ganz elementare Fassung des Libidoproblems erinnert, wie sie das Motiv des „Golden bough" von *Frazer* enthält: der priesterliche Hüter des heiligen Baums tötete den, der den Zweig abreißen wollte. Wem das aber gelang, der hatte das Recht, den bisherigen Priester zu töten und selbst Priester zu sein.

Das genaue Studium all dieser Bilder, verglichen mit dem lebendigen Material der psychoanalytischen Behandlung, ergibt eine kulturelle, moderne Formulierung: Die alte, rückwärtsgerichtete gefährliche Sehnsucht ist zu opfern; in neuer, wiedergeborner Gestalt ist sie anzuwenden, und die Gefahr nicht zu scheuen.

Die Individualanalyse erleichtert uns die Deutung insofern, als das Einfallsmaterial uns den deutlichen Hinweis gibt, *was* zu opfern und *was* zu wagen sei. In diesem Zusammenhang wird auch verständlich, dass das Symbol des Aufzugebenden inzestuöser Färbung ist; was im Mysterium geschieht, enthält ja bereits den Verzicht auf das gleiche Tun in der realen Kultur, und enthält einen Hinweis, dass das Gleiche nur in höherer und sublimirter Form auszuüben sei, nämlich im Denken[1]).

Der zweite Vergleich gilt dem *Mithraskult*, einer Religion, die in der Antike als Vorläuferin und Nebenbuhlerin des Christentums große Bedeutung besaß. Dort wurde, mit archaïschen Ritualien, Mithras, ein Sonnengott, verehrt, dessen Geschichte, wie die des Heilands, die typischen Heldenmotive aufweist: wunderbare Geburt, Weisheit, Überwindung des Alten (Versuchung) und so fort. Wirksam aber ist vor allem das Opfermotiv, das als Altarbild eine ähnliche Verbreitung hatte wie heute das Kruzifix: der Gott opfert schmerzvoll sein animalisches Ebenbild, den Sonnenstier, also sich selber (wir dürfen gleichzeitig sagen: sein Tierisches, in dem Sinn des Sprachgebrauchs). Wer dem Opfer

[1]) Ausführliche Untersuchungen darüber siehe bei *Jung*, „Wandlungen und Symbole der Libido".

beiwohnt, gläubig ist, wird dadurch wiedergeboren, ist ein Unsterblicher.

Betrachten wir die religiösen und kultischen Vorkommnisse als lebendige, treibende Gebilde im Dienst der kulturellen Anpassung und der Entwicklung des Denkens und der Einsicht (über deren Endzwecke wage ich nichts zu sagen), so dürfen wir uns wohl ein Urteil erlauben, in welcher Fassung eines ursprünglich gleichlautenden Motivs der größere kulturelle Wert zu suchen sei. Zwar deckt sich die praktische Moral keineswegs mit der Differenzierung des Glaubens. *Reinach* legt Wert darauf, dass die mithraistische Moral des Julianus Apostata der christlichen durchaus ebenbürtig gewesen sei; *Gottfried Keller* behandelt einen ähnlichen Gedanken im „Verlorenen Lachen" (Ursula und Agathchen). Gleichwohl bedeutet das christliche Passionsmotiv inhaltlich einen Fortschritt über das des Mithras[1]), ebensosehr, wie der christliche Abendmahlskult die barbarischen Stieropfer überragt. Zwar ist Mithras ein Mittler, ähnlich wie Christus, also eine Vermenschlichung des Symbols. Aber er bleibt uns trotzdem ferner, astrologischer, und erreicht bei weitem nicht die unmittelbar menschliche Gestaltung, die uns ein volles Einfühlen erlaubt. Das Wesentliche aber ist, dass der christliche Gottmensch sich selbst opfert; in diesem Sinne reicht das Opfermotiv an Wert weit über das des mithraistischen Stieropfers hinaus: Hier erst wird das Göttliche auch ganz menschlich, und der Gottmensch opfert sich selbst und vollständig. Diese Andeutungen über den psychologischen Sinn des Opfermotivs veranlassen uns, einigen besondern Zügen der Passionsgeschichte noch genauer nachzugehen. Das reichhaltige Material vorchristlicher analoger Kultmotive mit ihren beständigen Verdichtungen, Entlehnungen und Verschmelzungen berechtigt ganz besonders und stützt die Art, diese Probleme psychoanalytisch in ihren fortwährend neuen Fassungen zu untersuchen.

Der Heiland ist ein niedriger Gott und verkörpert ein Motiv, dem wir in der Mythologie, im Märchen und Traum überaus häufig begegnen. Aus dem Unscheinbaren, Niedrigen, Gemeinen, Verachteten geht ein Held hervor. Alles Neue und Wertvolle steigt

[1]) Vgl. auch die archaischen Einzelheiten in A. Dieterich, „Eine Mithrasliturgie".

aus der Tiefe des Trieblebens herauf; damit es wertvoll werde, bedarf es der Umwandlung, des Opfers, der Wiedergeburt. Die Kulte, sofern sie als ursprünglich primitiv-kathartische Entladung in Betracht kommen, beweisen diesen Gedanken durch ihre Geschichte und durch ihre Rückfälle ins Primitive. Die Bedeutung dieser Tatsache für unsere eigene Psychologie kann der am besten beurteilen, dem sich diese Bilder in täglich neuer Variation und Gleichheit am Traummaterial der Analysanden offenbaren. Wir verstehen, nicht bloss aus praktischen, sondern auch aus psychologisch-historischen Gründen, warum so häufig Verbrecher als Opferobjekte dienten; und warum sich auf der andern Seite wieder die Priester opfern oder kastrieren mussten, versteht sich nur aus den ursprünglich intimsten Beziehungen der Gegensätze von verbrecherisch und heilig. Im zitierten Motiv vom „goldenen Zweig" ist noch der der Verbrecher, dem der Raub nicht gelingt; der, dem er gelingt, tötet den Priester und tritt an dessen Stelle, ist also ein Held geworden.

Vom Lustprinzip, das heißt vom innern Entwicklungsprinzip aus beginnt die Schuld und die Angst erst da, wo es sich der Realanpassung gegenüber nicht mehr durchsetzen kann. Auch bei uns umleuchtet den Verbrecher noch häufiger als es einem oft lieb wäre die Heldengloriole. Der Priester ist aber bereits der Repräsentant eines kulturellen Niveaus, wo nur noch Gott tun darf, was der Mensch bereits aufgegeben hat. Und darum muss in diesem Kulturstadium der Priester zugleich rein sein und zugleich den Verzicht auf das Unreine oder Primitivere rituell darstellen. Diesen Gedanken enthält auch die christliche Passion. Die Schuld der Menscheit, das heißt äquivalent die Größe ihrer Kulturaufgabe, ist so enorm, dass nur ein Gott, der zugleich auch Mensch ist, die Erlösung bringen kann. Im Gottmenschentum wird etwas ganz Wesentliches seiner Verwirklichung nahe gebracht: das ganze Problem wird wieder in den Menschen gelegt, es wird *seine* eigene Angelegenheit; in dieser Beziehung ist das Christentum weiter gekommen, als der Mithraskult. Was wir in der Psychoanalyse erstreben: ein Verständnis für die mythologisch-symbolische Ausdrucksweise der Tendenzen unseres Unbewussten (darum die Traumanalyse), findet ein Analogon in der Entwicklung der religiösen Kulte. Freilich hat diese Entwicklung seit den

Evangelien noch weitere große Fortschritte gemacht. Die kräftigen Choräle der Bach'schen Passionen zeigen, was an Verinnerlichung und Symbolauflösung aus dem Evangelientext geworden ist.

Dem Motiv des unschuldig, aber wie ein Verbrecher geopferten Gottes, das auch im Selbtsopfer des Priesters enthalten ist, kommt in der Psychoanalyse praktische Bedeutung zu. Solange keine Schranken der Not oder Kultur oder fortschreitender Lebensaufgabe den Weg unserer primären triebhaften Entfaltung stören, sind wir unschuldig. Wir dürfen das Schuldgefühl nicht in erster Linie moralisch auffassen, wie es noch die Psychiatrie in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts tat und wie es noch die allgemeine Auffassung überhaupt ist, sondern als ganz primäre Reaktion auf ein Hemmnis der libidinösen Entfaltung, eine psychische Stauung, viel allgemeiner und in der Neurosenpathologie viel elementarer, als es durch die Einschränkung moderner Moralgebote geschieht. Wir sprechen von den unschuldigen Kindern, die uns ja nicht an Moral überragen. Schuldig werden wir mit zunehmender Schwierigkeit der Anpassung an das Leben, sofern wir da in Rückstand geraten.

In der Analyse sehen wir an *dieser* Stelle die Schuldgefühle anschwellen und alte Erinnerungen von ähnlichen Hemmnissen neubeleben und überschwemmen.

Nehmen wir den einfachen, aber häufigen Fall, jemand scheitere an einer der gewöhnlichsten Klippen: von der Pubertät an zögere er, den neuen Aufgaben des Lebens gerecht zu werden; von da an wird er schuldig. Seine Phantasien bezeichnen nun das ganze bisherige kindliche Entwicklungsstadium als unschuldig, die kommende Aufgabe als Begehen einer Schuld; oder das Schuldgefühl besetzt die gegenwärtigen elementaren Triebäußerungen. An dieser Stelle ist ein Opfer des reinen Lustprinzips nötig: Wir müssen vorwärtsschreiten, und um zu leben, auf Leben verzichten: gerade zum Beispiel die Kinder, die wir haben, mahnen uns, dass wir mit unserm Fortschritt im Leben auch unser Grab schaufeln und bereits unsere Erben geboren haben.

Die fortschreitende Einsicht macht uns schuldig, wenn wir im Handeln nicht nachkommen. In „Niels Lyhne" spricht *Jacobsen* von einer Sünde, die nie vergeben werde, jene gegen den heiligen Geist. Als solche bezeichnet er das Unvermögen, seine neu-

gewonnen Einsichten und Anschauungen festzuhalten oder in die Tat umzusetzen, weil sie zu hart sind, oder weil wir uns von liebgewonnenen kindlichen Anschauungen und Sentimentalitäten nicht zu trennen vermögen.

Das Widerspiel des unschuldigen Opfers bildet in der Passion das jüdische Volk, welches das Opfer verlangt; in den Analysen, die ja nach dem bisher Angedeuteten einer Passion sehr ähnlich sehen, ist uns diese drängende Masse in allerhand Gestaltung wohlbekannt. Im Widerstreit innerer Tendenzen drängt eine zur Durchsetzung der treibenden Kraft, die vom Standpunkt des Nichtwagens — oder des Nichtopfernwollens — schuldhaft ist.

Dieser ambivalente Charakter des Volks in der Passion zeigt sich darin, dass es, gemäß historischer Entwicklung des kultischen Gebrauchs, eigentlich die Opfernden darstellt. Diese Rolle des jüdischen Volks in der Passion erhellt aus einer kulturhistorischen Tatsache wohl nur zu deutlich: sie ist ihm schlecht bekommen. Die Christen scheinen den Juden die Rolle, welche sie in der Passionsgeschichte als Opferende spielen, furchtbar übel genommen zu haben. Den durch die „Juden" dargestellten (nicht unbedingt selbst realisierten) Zwang zu weitern kulturellen Verzichten mussten sie im Lauf der Geschichte oft blutig büßen; an allem Unglück waren ja immer die Juden schuld. Der Tugendhafte ist gewöhnlich recht intolerant.

Die mythologischen Untersuchungen der Passionsgeschichte betonen deren *dramatischen* Charakter, was unserer analystischen Auffassung sehr entgegenkommt. Die Rolle, die das böse, zugleich aber opfernde Volk spielt, die Tendenz, die es darzustellen hat, leuchtet aus *Otto Julius Bierbaum's Samalio Pardulus* hervor. Das war ein Maler in der italienischen Renaissance, einsam auf einer unheimlichen Burg hausend; er war ein Ketzer, behauptete, Gott habe die Welt erschaffen, weil ihm die Einsamkeit unerträglich geworden sei; durch die Erschaffung sei er aber selbst sterblich geworden (analytisch gesprochen: die Isolierung nötigt den *Menschen*, nämlich den Maler, seine Phantasien in Handlungen umzusetzen, mit der Umwelt in Kontakt zu kommen. Alle Handlung ist aber ein Opfer von Millionen unverbindlichen Phantasiemöglichkeiten und Größenideen, und wo wir mit der Wirklichkeit in Beziehung treten, anerkennen wir gleichzeitig unsere

Sterblichkeit). Mit Entsetzen nennt der Chronist seine Bilder: eines stellt den eigenen Schwester-Incest dar. Auf einem andern aber malt er sich als Gekreuzigten mit der Dornenkrone; aber statt der Züge des göttlichen Erlösers malt er seine eigene tierische Physiognomie, und in einer Weise, die dem Chronisten als blasphemisch erscheint, malt er auch seine Entblößung. Wir werden uns weniger entrüsten; denn diese Darstellung ist zwar archaischer, aber für den Eingeweihten von monumentalem Eindruck: das Animalische (wie bei Mithras) im speziellen Sinne, die regressiv-inzestuöse Tendenz, und allgemeiner die altertümlichere und primitivere Triebtendenz ist gequält und muss geopfert werden. Indem er dem Gekreuzigten die eigenen hässlichen Züge leiht, stempelt er auch das Opferproblem zum eigenen.

M. John Robertson (die Evangelienmythen) setzt das Motiv vom Leiden am Ölberg in Parallele zur Verklärung. Für den Analytiker ist dies sehr annehmbar und einleuchtend, dank der Umwandlung von Seligkeit in Qual durch den Widerstand vor der Umwandlung. Die Verklärungsszene ist mit Sonnenmythologie reichlich untermalt; und wie die als Sonnen- und dadurch Libidosymbol dokumentierte Krone höchste Kraft darstellt, die Dornenkrone aber eine, wie früher schon angedeutet, mythen- und kultgeschichtlich wohlfundamentierte Spottkrone oder Qualenkrone des Opferkönigs ist, die auch antiken Mythenhelden (zum Beispiel Herakles) nach Überwindung einer Schwierigkeit zukommt, also wird Seligkeit zur Qual im Angesicht eines schwer zu leistenden Fortschritts oder Opfers. Nicht umsonst sind diese typischen Motive der Passion auch „Geheimnisse" des schmerzhaften Rosenkranzes geworden. „Geheimnis", Mysterium ist ja immer ein Symbol.

Der Verrat des Judas und die nächtliche Gefangennahme bringt *Robertson* in Beziehung zur Sprache der Sonnenkulte, deren Spuren oder lebendige Analogien wir in der Ausdrucksweise unseres Unbewussten immer wieder finden. Der göttliche Held wurde dort den Häschern (den Figuren, welche unsern eigenen psychologischen Widerstand darstellen) den finstern Mächten, sagen: „Dies ist eure Stunde und die Macht der Finsternis". Ähnhich stellen Mythos und Märchen den (nur als psychologisches Symbol richtig zu verstehenden) Helden in Schwierig-

keit und Zweifel dar. Interessant sind jene Gebräuche, welche in der Nacht vom Gründonnerstag auf Charfreitag „den Lärm der jüdischen Rotte nachahmen". Dieser Ritus erinnert uns allzusehr an alle jene Lärmgebräuche, um die dunklen Dämonen zu verjagen und der Sonne oder dem Sonnengott zum Siege zu verhelfen (Sylvester, Fastnacht, Johannisglocken in Rom, kulthistorische Bedeutung der Glocken im Allgemeinen und den „Rätschen" in den katholischen Kirchen in der Charwoche im speziellen).

Psychologisch ist also Judas eine Art Antichrist, der Held der Verneinung, der zugrunde geht. In gar vielen Heldenmotiven (und Träumen) tritt uns dies Motiv entgegen: Der sonst unverletzliche Held ist irgendwo verwundbar, und durch eine uns nicht wohl bewusste eigene verräterische Gegentendenz stellen wir unserm eigenen guten Stern eine Falle. Judas ist denn auch der, der nie erlöst werden kann, das Gegenmotiv zum Helden, der sich selbst erlöst.

Auch Petrus ergibt sich als figürliche Abspaltung im ganzen Motive, als Personifizierung gewisser Tendenzen. *Robertson* gibt äußerst interessante Analogien, speziell zu Janus bifrons und Mithras, als Unterlagen zum mythologischen Petrus. Janus bifrons ist der vorwärts und rückwärtsblickende Zeit- und Sonnengott. Er ist, wie Mithras und Petrus, Türöffner und Schlüsselinhaber. Diese Rolle, psychologisch verstanden, kann aber auch den Zweifel ausdrücken oder im Gefolge haben. Unser seelischer Konflikt spaltet unsere Tendenzen in vorwärts- und rückwärtsblickende Sehnsucht. Die Vermutung Robertsons, dass „bifrons" bei Janus „zweifelnd" bei Petrus wird, ist aus der analytischen Erfahrung heraus durchaus zu unterstützen; Petrus ist also eine personifizierte Abspaltung des (Sonnen-) Helden zur Darstellung des ambivalenten Zweifels.

Lange bevor ich mich um dieses Thema besonders kümmerte, gab mir ein Patient folgendes monumentales Traumbild:

Eine aufrechtstehende Gestalt, ihn und seine Wünsche darstellend, ist flankiert von zwei kauernden Personen, Christus und Petrus, und zwar ist die Anordnung so, dass die Gruppe, ein Gleichnis seines seelischen Zustandes, das völlig archaische Bild eines Phallus mit zwei Testikeln ergibt. Ich hoffe vom Ernst und

der Bildung meiner Leser, dass sie an diesem Beispiel nicht Anstoß nehmen; denn die alten Kulte wussten, welche großen Gedanken sie in das phallische Symbol kleideten. Die Einfälle zu Christus und Petrus lauten: ich war getröstet und reingewaschen im Gedanken, dass selbst Christus auch Angst vor seinem Werk hatte wie ich, und dass Petrus ihn verleugnete. Der Patient stellt also dar, dass er zwar den Wunsch hat, etwas zu erreichen, dass er aber Angst vor den Konsequenzen und der Verpflichtung des Lebens hat. Denn in den Testikeln liegt die zeugende Kraft, gleichzeitig aber auch die Konsequenz derselben; diese Logik ergibt sich schon aus der reinen Sexualübersetzung des Bildes.

Wie nun Christus und Petrus in diesem Traum Abspaltungen der psychischen Persönlichkeit des Träumers selbst sind, so ist Petrus in der Passion der mythologisch leicht verständliche Darsteller des Zweifels. Als Figur ist er eine Abspaltung des (Sonnen)-Helden selbst, und hat als Symbol den Hahn, den die Sonne vorauskündenden Vogel. In den Alpsagen ist es darum so wichtig, bis zum erlösenden Krähen des Hahns, bis zum Tagesanbruch, auszuharren. Dann ist man vom Alp befreit.

Wenn in der mythisch unterlegten Sprache des Traums eine Veränderung angezeigt wird, so hat sie häufig eine der bekannten Formen, denen das Gleichnis der Sonne, des Sonnenhelden oder Gottes zugrunde liegt. Die Hauptfigur, der ein Sonnensuffix: frisch angezündetes Licht (Aladins Wunderlampe in „Tausend und einer Nacht“ und verschiedenen Märchen), rotes Haar, Flügel, Krone, Rad und dergleichen nicht fehlt, ist von einer Zahl Begleiter umgeben, aktive Tendenzen verschiedenen Charakters, personifizierte Attribute der Hauptfigur darstellend. Kaiser mit Hofchargen, das Motiv der Engel oder der hilfreichen Heinzelmännchen, alle diese mit der erwachenden Libido verbundenen und sie unterstützenden Einzelstrebungen kommen in immer neuen Variationen vor. So stellen sich die Apostel zum Heiland, und der *mythische* Petrus ist also selbst ein Held, Abspaltung des Heilandes, erster der Apostel.

Der durch Petrus dargestellte Zweifel findet nochmals Wiederholungen: im schwankenden Pilatus, der zur Korrektur die rituelle Handwaschung vollzieht. Und zweitens in der Szene von Barrabas. Im Brauch des freigelassenen Verbrechers einerseits,

des geopferten Saturnalienkönigs anderseits haben wir die beiden Komponenten des Problems, das ich bereits angedeutet habe (vergleiche die Geschichte der Esther). Das niedere Volk will den Verbrecher freilassen; die kulturell höhere gegensätzliche Notwendigkeit ist das Opfer des unschuldigen Gottes.

Die Figur Simons von Kyrene ist auch eine der Mythologie entnommene Heldengestalt, die hier als Nebenfigur des göttlichen Helden, als seine Abspaltung, sein Attribut erscheint. Die mythologischen und psychoanalitischen Parallelen ergeben für das Kreuztragen nicht allein den gewöhnlichen Sinn der Resignation, sondern die Notwendigkeit, gleich Herakles und Simson, gleich der untergehenden Sonne, das uns Beklemmende, Belastende, die Qual der rückwärtsblickenden Sehnsucht, zur Stätte des Untergangs zu bringen, zum Opfer.

Das mythische Kreuz enhält eine so gewaltige Verdichtung von symbolischer und historischer Bedeutung, dass ich mir nur Andeutungen gestatten darf. Es ist ein uraltes, fast universelles Lebens- und Triebsymbol, und in *C. G. Jungs* „Wandlungen und Symbole der Libido" in seinen Bedeutungen, besonders als Opferkreuz, untersucht worden. Ein Kapitel im zitierten Buche von *John M. Robertson* weist uns auf eine Menge historisch-symbolischer Beziehungen hin, vor allem auf die Bedeutung als Lebensbaum, aber auch als astronomisches Bild. Das psychologische Ergebnis ist das Opfer des tierischen Symbols (Lamm, Widder) oder des Gottes, der die primitiven Triebtendenzen darzustellen hat; die symbolischen Beziehungen ergeben vor allem die mütterlichen Attribute und Bedeutungen des Kreuzes (Kulte, wo der Lebensbaum = Kreuz = heldenaufnehmende und heldengebärende Mutter ist). Man vergleiche Ixion, der zur Strafe, die Himmelskönigin begehrt zu haben, auf ein feuriges Rad gebunden wird, das im Hades ewig rollt (Höllenmotiv, Opfer oder ewig unerfüllte, rückwärtsgewendete Sehnsucht).

Danach haben wir im Kreuzestode des Heilandes das Opfer, den Verzicht auf das Tierische und auf alle jene rückwärts gerichteten Tendenzen zu suchen, welche im Muttersymbole zur Darstellung gelangen. Und wie uns das Ixionmotiv zeigt, ist der Kreuzestod nur erlösend als aktiver, befreiender, tätiger Verzicht. Die Erbsünde ist das im Inzestmotive und seiner Symbolik dar-

gestellte rückwärts gerichtete Prinzip. Und wenn die Strafe der Erbsünde die Arbeit ist, zeigt sich darin auch der Grund der Erbsünde: die Scheu vor intentioneller Leistung und Kulturarbeit.

So baut sich auf weiter und tiefer Basis, die bis zu den Fruchtbarkeitszaubern hinuntersteigt, das christliche Erlösungsmysterium auf; eine ganze Menschheit hat daran gearbeitet. Seine Fortsetzung muss notwendig die sonnengleiche Auferstehung in all ihrem Glanze sein, nachdem nochmals in besonderer Form die sonnengleiche Nachtwanderung in die Hölle dargestellt wird, in der die gleichgesinnten Tendenzen, die Gerechten befreit werden. Die Muttersymbolik der Erde, des Grabes (das noch unberührt war!) und der Unterwelt will ich nur andeuten. Die Auferstehung ist auch eine Wiedergeburt, der Tod das Versinken in die Arme, den Schoß der Mutter.

Aus der psychoanalytischen Praxis sind uns jene Bilder, welche die seelische Umwandlung als ein Wiedereingehen in die Mutter, um aus ihr wiedergeboren zu werden, als Sterben der alten Tendenzen, um nach längeren unterirdischen Kämpfen und Abenteuern und unter Auffindung hilfreicher Kräfte zur Wiedergeburt aufzuerstehen, wohl bekannt. Das Wiedergeborene symbolisiert die zu neuer Anwendung nach einem Opfer bereite seelische Kraft. Der Auferstandene ist ein *geistiges* Prinzip. Und um das ewige Bild der wiedererstehenden Sonne ranken sich die immer wertvollern Motive seelischer Umwandlung. In diesem Geiste erwachen uns die Bilder vom wiedergefundenen Osiris und von der Szene am Grabe des Auferstandenen zu neuer, innerer Bedeutung.

Und dieser Sinn der Wiedererneuerung des Lichtes spiegelt in jenem florentinischen Charsamstagsbrauch wieder, wo das rituelle Feuerschlagen an einem Stein vollzogen wird, der vom heiligen Grabe stammen soll. Wenn es eine Wiedergeburt gibt, so wird ihre Symbolik der der Geburt ähnlich sein (Höhle in Bethlehem, Felsengeburt des Mithras).

Wir haben es bei der Auferstehungssymbolik mit einer neuen Variation des Motivs der untergehenden und wiederaufstehenden Sonne zu tun, wie in den Motiven von Petrus und Barrabas. Diesmal aber in einer vollendeteren Form: nicht in der primitiven des freigelassenen Barrabas, sondern jener, welche das Opfer,

die innere Umwandlung und die Auferstehung, das Leben in neuer Form, die Vergeistigung darstellt.

Es wäre verlockend, alle jene Erneuerungsritualien zu studieren, welche vor allem die katholische Kirche in dieser Zeit der Heldenopfer und Heldenwiedergeburt verwendet: Die Erneuerung des Lichtes am Charsamstag, die Symbolik der Osterkerze, das Kerzenlöschen bei der Mette, die Weihe des Taufwassers, die vorwiegend in diese Zeit der Sonnenwiedergeburt fallende Einweihung neuer Priester, die Verpflichtung zur Osterbeichte, die Entfernung des Allerheiligsten am Charfreitag und dessen Überführung in eine verborgene Kapelle: alles wäre ganz besonderer Beachtung wert.

Wenn ich von Kreuzestod und Auferstehung spreche, so ist auch des Abendmahls zu gedenken; eine Analyse des Abendmahlmotives wäre ein Kapitel für sich. Nur auf den Zusammenhang möchte ich aufmerksam machen: in den alten Totemriten wurde das heilige Tier zu besondern Zeiten geopfert und dann zur Erlangung seiner Kraft gegessen. Das ist eines der primitiven Vorbilder des höchstentwickelten Kults.

Wir aber versuchen, uns den schlummernden und symbolischen Gehalt des Mysteriums zu eigen und bewusst zu machen, um den Weg der Menschheit und unsere eigenen Wege zu verstehen. Denn wir dürfen uns weder mit einer bloß kontemplativen Nachfolge Christi zufrieden geben, noch den Standpunkt des bloßen Genügens aufrecht erhalten, dass *er* es getan habe (das „ängstliche Vergnügen"). Wir haben die Vermenschlichung des Problems ganz in uns selbst zu legen, und dann ist die Passion für uns nicht mehr bloß rührend und mit einigen schwindsüchtigen Ostergedanken verbunden. Sie ist unser blutig-ernstes Aktualproblem, dessen Bedeutung in hundertfältigem Echo aus den Analysen unserer Patienten widerhallt. Wie viele blutige Hekatomben, wie viel Beklagen und Betrauern des Liebsten, das sterben muss, um neu zu erstehen, wird uns da erzählt.

Aber auch der asketische Standpunkt der Nachfolge Christi ist offenbar für uns nicht der Weg. Wir wissen nicht, warum und ob gewaltige asketische Epochen nötig sind; offenbar haben sie ihren guten Sinn: uns ist nötig, unsere individuelle und moderne Entfaltung so zu gestalten, dass wir unsere innern Gesetze kennen

lernen und vom schädlichen innern Zwiespalt bewahrt und befreit werden.

Es gibt eine ganze Gruppe falscher Verehrer der Passion: sie nehmen den Heiland zum Vorbild des Verzichts auf ihre Entfaltung. Sie sind auch gequält gleich Tantalus und Ixion, aber ohne Verdienste und ohne Erlösung; denn sie erfüllen ihr Gesetz nicht, das sie nicht verzichten, sondern handeln und leben hieße; wir haben gesehen, dass leben und opfern untrennbar sind.

Diese falschen Verehrer diskreditieren natürlich das Mysterium und machen ihm Feinde. Ebensosehr ist es auch in seinen besten Prinzipien und Äußerungen verkannt worden. Man spielte die heitere Antike dagegen aus und machte aus ihr ein Paradies. Die antike Kultgeschichte zeigt uns aber, dass sie kaum freundlicher, heiterer war als das christliche Prinzip.

Wenn wir uns mit geschärftem Auge in der Literatur umsehen, erstaunen wir über die Häufigkeit des bewusst und unbewusst dargestellten Opfer- und Auferstehungsmotivs. Ich erlaube mir, auf eine Novelle *Jakob Schaffners* hinzuweisen: „Die Hündin", aus der Sammlung „Die goldene Fratze" (Berlin, S. Fischer, 1912). Die herbe, fast abstoßende Grausamkeit des Opfers, nach all den Peripetien des Zweifels und falscher Befreiungsversuche, erfährt hier eine so klare und unerbittliche, aber für den, der in die Tiefe des Verständnisses einzudringen vermag, so erlösende Darstellung, wie sie mir nur bekannt sind aus den großen künstlerischen Schöpfungen, aus den ergreifenden religiösen und rituellen Darstellungen und nicht zuletzt aus den Traumschöpfungen jener Individualhelden, deren siegreichem Kampf wir in der stillen therapeutisch-analytischen Arbeit beiwohnen.

Was wollen wir uns im Angesicht dieses lebendigen Anschauungsunterrichts aus der Menschheitsgeschichte und den Schicksalen jener, die uns ihr Leiden anvertrauen, noch weiter anfechten lassen von jener blassen Gelehrsamkeit, welche „das mit der Symbolik" immer noch nicht haben und verstehen will und das lebendige Leben wie Blinde und Taube an sich vorbeirauschen lässt.

KÜSNACHT FRANZ RIKLIN

□□□

LA MORALE LAÏQUE AU COMMENCEMENT DU XVIIIE SIÈCLE

MADAME DE LAMBERT

En 1711 entrait à l'Académie, malgré l'opposition de Boileau, le vieux marquis de St-Aulaire, auteur d'un madrigal. Cette victoire des modernes était due au salon de la marquise de Lambert. Celle-ci dispensait la renommée à ses amis; elle se chargeait de consacrer les réputations naissantes, et son hôtel de la rue Colbert fut pendant quarante ans l'antichambre de l'Académie française. Mais s'ils lui devaient une promesse de gloire, elle devait beaucoup aussi à ses familiers. La conversation distinguait cette maison. On y lisait, les mardis et les mercredis, l'après-midi et le soir, les ouvrages parus et les ouvrages prêts à paraître; on les discutait avec finesse et courtoisie. Au cours de ces entretiens sérieux quoique galants, Madame de Lambert ornait son esprit et affinait sa sensibilité. De plus elle avait, dès sa jeunesse, lu beaucoup dans la solitude et si l'on peut reprocher quelque chose à ceux qui ont parlé d'elle, c'est d'avoir oublié trop souvent qu'elle a eu des contemporains et qui ont écrit[1]).

On n'a pas avec assez de précision marqué leur place aux ouvrages de Mme de Lambert dans le courant d'idées où ils baignent. La timidité de la forme a fait prendre le change: la marquise avait des bienséances à garder, la maîtresse de maison des susceptibilités à ménager. Elle était pour Lamotte et les modernes, mais elle recevait aussi Mme Dacier. Elle accueillait Fontenelle et le P. Ruffier, M. de Sacy et le marquis de Lassay, des disciples de Descartes et des disciples de Locke, des croyants et des libertins. Le cercle avait pour patron Fénelon, alors exilé de Paris, également vénéré par des chrétiens et par des philosophes, et dont la tête déjà s'auréolait de légendes.

On publia tardivement les *Avis d'une mère à son fils et à sa fille* (1726) et, en les donnant au public malgré elle, on fit à la marquise une violence agréable; car si elle craignait le bruit,

[1]) A consulter sur Mme de Lambert: Ste-Beuve: Lundis T. IV. — Ch. Giraud: Journal des Savants 1880. — De Lescure, Préface de son édition des œuvres morales de Mme de Lambert. Bibl. des dames 1880.

elle aimait la gloire. Ces ouvrages étaient écrits en 1702 et représentent très fidèlement le mouvement d'idées et les tendances qui caractérisent cette époque de transition qu'est le début du XVIIIe siècle.

Dans les vingt-cinq dernières années du XVIIe, la religion des honnêtes gens de France glissait insensiblement vers le déisme. Sous l'influence du rationalisme cartésien, sous l'influence aussi de la philosophie épicurienne modernisée par Gassendi, puis par Bernier, on voyait diminuer l'autorité des dogmes et des principes de la morale chrétienne. On cherchait quelque chose qui pût la remplacer et ainsi se constitua peu à peu une morale des honnêtes gens, qui ne reconnaissait qu'à la conscience le droit de juger les actions. On exaltait la raison et déjà la nature (Fénelon lui-même ne s'en défiait plus). On réhabilitait les instincts, les passions, les plaisirs; on professait un éclectisme qui s'adaptait à chaque individu, et où il entrait un peu de toutes les philosophies anciennes; on prenait position entre „la vertu rigide et le sale intérêt" (St-Evremond) et les prédicateurs ne cessaient d'anathématiser „ces sages du monde, qui ne savent s'ils sont chrétiens ou non, et qui s'imaginent avoir rempli tous les devoirs de la religion quand ils vivent en gens d'honneur sans tromper personne, pendant qu'ils se trompent eux-mêmes en donnant tout à leurs passions et à leurs plaisirs" (Bossuet: *Maximes et réflexions sur la Comédie*). C'est en vain qu'ils tonnaient. Le tourment de la sainteté ne possédait plus les hommes, et l'on sentait toujours plus vivement l'impossibilité de réaliser, dans les sociétés modernes, l'idéal de la charité chrétienne.

Cette *morale des honnêtes gens* est l'origine de la *morale naturelle* des philosophes. D'abord purement mondaine et individuelle, elle est professée par des personnes qui cherchent pour eux-mêmes un art de se conduire; mais elle ne tarde guère à s'élargir en morale sociale et déjà avant Montesquieu on subordonnait à la prospérité de l'Etat le bien-être des particuliers.

C'est peu à peu, et sans secousse, qu'on abandonne le christianisme; longtemps l'habitude et peut-être aussi un peu de crainte firent garder un peu de religion; une casuistique ingénieuse rassurait les consciences timides, s'efforçant de concilier les maximes du monde et celles de la religion. — Mme de Lambert

a connu sans doute bien des indécisions: elle se contredit parfois, elle se corrige, et sa pensée sinueuse, toujours exprimée discrètement, laisse quelquefois le lecteur incertain. Il semble que cette pensée ait peine à prendre conscience d'elle-même et redoute, pour ainsi dire, de se découvrir tout entière.

La morale de Mme de Lambert n'est pas inspirée du christianisme; la marquise n'était pas chrétienne; mais (est-ce prudence ou modestie?) elle se conformait à la religion établie: „Les mœurs du souverain dominent; elles ordonnent ce qu'il fait et défendent ce qu'il ne fait pas". Des esprits plus hardis, Bayle, le marquis de Lassay conseillaient aussi de se soumettre à la religion dominante, et il faut avouer que, quelques années après la Révocation, de semblables conseils ne manquaient pas de sagesse. Mais pour se conformer aux pratiques extérieures du culte, pour assister à la messe et faire ses Pâques, la conscience n'en restait pas moins libre. Mme de Lambert avait sa religion à elle, religion d'aristocrate: „Au-dessus de tous vos devoirs est le culte que vous devez à l'*Etre suprême* . . . Les âmes élevées ont pour Dieu des sentiments et un culte à part qui ne ressemble point à celui du peuple: tout part du cœur et va à Dieu". C'est déjà le vague sentiment d'adoration de Rousseau.

De cette religion découle une morale dont voici le principe: „Je ne vous demande point, dit Mme de Lambert à sa fille, une piété remplie de faiblesse et de superstition; je demande seulement que l'amour de l'ordre soumette à Dieu vos lumières et vos sentiments, que le même amour de l'ordre se répande sur votre conduite; il vous donnera la justice et la justice assure toutes les vertus". Ouvrez le *Traité de morale* de Malebranche; vous n'y trouverez pas autre chose: La raison universelle, bien commun à tous les mortels et qui se confond avec l'Intelligence divine (Mme de Lambert ne retiendra pas cette identification), la raison nous porte à aimer l'ordre immuable (Malebranche sépare nettement de cet ordre immuable celui de la nature; mais plus tard on oubliera de faire cette distinction et l'ordre sera de se conformer aux loix de notre nature) — aimer l'ordre, dit Malebranche, s'est s'aimer en Dieu. Il y a donc un amour-propre réglé qui n'est point opposé à notre perfection. C'est l'intelligence, plus que la foi qui doit nous conduire, et la grâce ne nous

donne proprement qu'une intelligence supérieure. Avec Malebranche, la morale tend à s'affranchir de la théologie pour ne dépendre plus que de quelques principes rationnels. Madame de Lambert a avancé dans cette même direction et sa morale est presque complètement laïque.

D'après elle, le dérèglement, contraire à l'ordre et à la raison, doit être l'ennemi de notre bonheur; „il faut, dit-elle, être persuadée que la perfection et le bonheur se tiennent, que vous ne serez heureuse que par la vertu et presque jamais malheureuse que par le dérèglement". Voilà une de ces pensées stoïciennes, que Ste Beuve déjà remarquait dans les *Avis*. Mais si nous y prenons bien garde, nous nous apercevrons que Mme de Lambert n'est pas si stoïcienne qu'elle le paraît d'abord. La vertu qu'elle prêche, n'est pas cette vertu abstraite, ce souverain bien quasi chimérique des stoïciens; sa vertu consiste en des avantages plus solides, plus tangibles, dont notre égoïsme naturel s'accommode facilement. Elle n'est pas inaccessible aux âmes qui ne sont pas foncièrement bonnes, à ceux qui ne sont pas des sages, au sens stoïcien du mot: „Il n'y a qu'à avoir de bons yeux et connaître ses véritables intérêts pour corriger un mauvais penchant". Ainsi la vertu (quand elle n'est pas une tendance innée au bien formel), c'est la connaissance de ce qui nous est utile.

Ainsi la morale peut être fondée sur l'amour-propre. Sans parler de Malebranche, d'autres penseurs l'avaient tenté avant elle. La Rochefoucauld, non sans quelque amertume, avait montré que toutes nos plus belles actions se réduisent à un calcul de notre égoïsme. La réciproque de cette proposition est vraie. L'amour-propre est capable de conseiller des actes généreux. Nicole, tout janséniste qu'il était, reconnaissait que l'amour-propre éclairé peut avoir d'aussi bons effets que la charité [1]) et qu'il est très capable de conserver les sociétés humaines. Et qu'importe au fond qu'il ne nous donne que des fantômes de vertus, puisque, pratiquement, ces fausses vertus sont aussi utiles que les véritables; c'est ce que durent penser un grand nombre de lecteurs de Nicole.

[1]) Voir Nicole: *Essais de Morale: Sur la ressemblance qu'il y a de l'amour-propre et de la charité.*

Ainsi la morale et l'éducation bien comprise, ne tendront pas à détruire la nature, à faire mourir le vieil homme; mais seulement à la conduire et à la perfectionner. „Suivre et aider la nature" disait Fénelon. Ainsi l'amour de soi, le sentiment le plus fort et le plus tenace de tout ce qui vit, s'il est réglé par la raison et par la justice, n'est point vicieux. L'égoïsme le plus éclairé et le plus raffiné se limite lui-même et nous donne toutes les vertus de société: „Si vous voulez être heureux tout seul, vous ne le serez jamais; tout vous contestera votre bonheur; si vous voulez que tout le monde le soit avec vous, tout vous aidera."

Les vices eux-mêmes (et ceci est très nettement antichrétien), les vices ne sont pas mauvais en soi: „il n'y en a point qui ne tienne à quelque vertu ou ne les favorise". Fontenelle, au cours de ses *Dialogues des Morts*, comme Rémond de St-Mard, dans ses *Dialogues des Dieux*, avaient montré que ni ce qu'on appelle bien, ni ce qu'on appelle mal n'est si bon, ni si mauvais qu'on croit; tout est relatif; vérité en-deça des Pyrénées, erreur au-delà. Sous une forme très atténuée, ces écrivains ont reproduit la thèse de Mandeville: que les passions et les vices sont à la base des sociétés humaines.

Madame de Lambert n'est pas idéaliste; elle n'inspire pas l'amour du sacrifice. C'est qu'elle ne croyait guère aux sanctions d'outre-tombe; mais elle était attentive à mériter l'approbation des juges d'ici-bas: la conscience et le monde; de là le caractère pratique et positif de sa morale. Elle définit la conscience: „le sentiment intérieur d'un honneur délicat qui ne se pardonne rien pour le monde." La conscience s'instruit et s'éduque au contact du monde. Nous pouvons naître avec une pente naturelle à la vertu; nous ne saurions naître avec la connaissance précise de nos devoirs. La nature nous donne la forme de notre conscience; c'est la société qui nous en fournit la matière. Au cours de nos expériences successives, une harmonie s'établit peu à peu entre la voix de notre conscience et celle de l'opinion. Ainsi la morale est une science expérimentale; elle est relative aux sociétés pour lesquelles elle est faite. La fameuse loi de l'influence des climats sur les mœurs était dans l'air.

Madame de Lambert n'avait garde de la formuler; mais Locke (que peut-être elle connaissait par le P. Buffier) en avait posé les prémisses[1]). Bayle, Denys Vairasse d'Allais (*Histoire des Sévarambes* 1677) le marquis de Lassay (*Relation de l'Ile des Féliciens*) l'avaient obscurément pressentie avant que Montesquieu la formulât avec la lucidité qui distingue son génie.

Les vertus de société sont les premières vertus, puisque notre bonheur est lié à celui de nos semblables. Elles peuvent fort bien remplacer les vertus chrétiennes. La modestie a les mêmes effets que l'humilité et l'humanité que la charité. Ce sont les devoirs de l'honnête homme vers 1700 que Mme de Lambert enseigne à ses enfants. Montesquieu, qui s'est souvenu de son amie[2]), les ramène tous à l'honneur, principe de la monarchie (il aurait dû dire de la monarchie française moderne): „Le monde, dit-il, est l'école de ce qu'on appelle l'honneur, ce maître universel qui doit partout nous conduire. C'est là que l'on voit et que l'on entend dire trois choses, qu'il faut dans les vertus une certaine noblesse, dans les mœurs une certaine franchise et dans les manières une certaine politesse." Ce sont les trois vertus que Mme de Lambert recommande à son fils. Vérité et justice sont pour elle des vertus cardinales; et la vérité n'est, à le bien prendre, qu'une forme de la justice. Elle estimait infiniment la politesse, cette qualité liante des âmes sociables et délicates; elle se demande si la politesse ne tient pas du vice plus que de la vertu. Mais qu'importe au fond, puisque ses effets sont bons: „elle est une préparation à la charité, une imitation même de l'humilité." Elle est devenue nécessaire avec la civilisation; elle supplée à la vertu qui règne moins que dans les temps grossiers; et l'on n'a point perdu au change. La politesse n'est pas nécessairement opposée à la franchise: „elle est l'art de concilier avec agrément ce qu'on doit à autrui et ce qu'on se doit à soi-même." Madame de Lambert regrettait qu'on n'eût point conservé la tradition de cette politesse exquise qui ornait les salons de 1650 et elle voulut que le sien restât toujours une école de courtoisie et

---

[1]) *L'Essai sur l'Entendement* fut traduit en français par Coste dès 1700.

[2]) Il lui doit son fauteuil académique; et quelques chapitres des IVe et Ve livres de l'*Esprit des Lois*.

de fine galanterie. Elle n'y tolérait point le jeu, qui sévissait alors dans toutes les grandes maisons[1]). Elle savait que toutes les conversations ingénieuses et fines s'éteignent en présence des dés et des cartes, et qu'on y oublie jusqu'aux règles les plus élémentaires de la décence. Madame de Lambert était un peu précieuse; mais c'était la plus exquise des précieuses et aussi la plus intelligente.

„La politesse est une envie de plaire". Une femme ne devait point, comme Fénelon, condamner chez les femmes „le désir effréné de plaire". Elles sont naturellement destinées à plaire; la société leur demande des charmes et presque toujours les qualités agréables leur sont nécessaires pour faire valoir les solides: „Il faut donc que les femmes aient un mérite aimable et qu'elles joignent les grâces aux vertus." Mme de Lambert excuse un peu de coquetterie (ce qui ne devait point plaire à Fénelon, quoiqu'il fût tout séduction et coquetterie, et devait scandaliser des chrétiens plus sévères). Et elle donne aux femmes quelques conseils dignes de son ami Marivaux: „Il faut connaître le cœur humain quand on veut plaire. Les hommes sont bien plus touchés du nouveau que de l'excellent; mais cette fleur de nouveauté dure peu et ce qui plaisait comme nouveau déplaît bientôt comme commun. Pour occuper ce goût pour la nouveauté, il faut avoir en soi bien des ressources et des sortes de mérite. Il ne faut pas se fixer aux seuls agréments; il faut présenter à l'esprit une variété de goûts et de mérites pour soutenir les sentiments et pour faire jouir dans le même objet de tous les plaisirs de l'inconstance."

Quant aux hommes, il faut qu'ils plaisent à leurs supérieurs. „Il faut faire sa cour aux ministres, mais il la faut faire avec dignité". La politesse que recommandait et que pratiquait Mme de Lambert n'est que la forme la plus raffinée de la noblesse de sentiments.

La vraie grandeur consiste à se conformer exactement aux devoirs et aux exigences de son rang: „Il faut avec les supérieurs savoir plaire sans bassesse, montrer de l'estime et de l'amitié à ses égaux, ne point faire sentir le poids de sa supériorité à ses inférieurs;

[1]) Le *Joueur* de Regnard est de 1696. Voir St-Simon, Madame de Sévigné, etc.

conserver de la dignité avec soi-même". Tels sont, résumés en deux mots, les devoirs de Société qu'enseigne Malebranche dans son traité de morale. Ils découlent tous de l'amour de l'ordre et de la justice.

Et l'amour de la justice conduit assez naturellement à l'amour de l'humanité. Mme de Lambert vivait dans un milieu de penseurs généreux, dont quelques-uns songeaient à apporter dans l'ordre social des réformes à la fois chimériques et timides. Le salon connaissait les écrits les plus subversifs de Fénelon, comme l'*Examen de la conscience d'un roi*. C'est chez elle que Montesquieu put lire des réflexions de Fénelon sur le projet de monarchie universelle rêvé par Louis XIV; ce prélat, comme d'ailleurs le marquis de Lassay, songeaient déjà à une sorte d'équilibre européen. Je soupçonne fort les habitués des mardis de n'avoir pas craint de discuter, avec une réserve prudente qui n'excluait pas certaines audaces, le système politique et économique de la France; on rencontrait à l'hôtel Mazarin presque tous ceux de l'Entresol, l'abbé Alary, d'Argenson, le marquis de Lassay, l'abbé de St-Pierre, l'abbé de Braguelonne et, selon d'Argenson, Mme de Lambert eut avec l'abbé Alary une célèbre tracasserie qui contribua à hâter la dissolution du club.

Mme de Lambert a respiré le souffle d'humanité qui alors courait sur la France. Elle a, comme les meilleurs cœurs d'entre ses contemporains, comme La Bruyère, comme Fénelon, comme Massillon et cent autres, de ces accents généreux qui étonnent et qui charment. „Songez, dit-elle à sa fille, que le christianisme et l'humanité égalent tout." Cela, c'est du Fénelon; mais elle avait plus de foi dans l'humanité que dans le christianisme; cette marquise croyait à l'égalité naturelle. Elle aurait voulu une aristocratie fondée sur le mérite: „Dans un empire où la raison serait la maîtresse, tout serait égal et l'on ne donnerait de distinction qu'à la vertu." Elle appelle peuple, „tout ce qui pense bassement et communément" et elle ajoute: „la cour en est remplie."

Elle dit à son fils: „Les premières lois auxquelles vous devez obéir, sont celles de l'humanité." Elle exalte la libéralité; elle est sévère pour les avares. Puisque la vertu consiste à assurer son bonheur en faisant celui d'autrui, l'avarice est foncièrement immorale; c'est peut-être le seul vice irréductible, puisque l'avare

ne jouit de rien et qu'il prive les autres d'une jouissance légitime [1]).

Fidèle aux enseignements de Fénelon, Mme de Lambert condamnait le luxe et par là, elle retardait sur son siècle; on commençait à le réhabiliter: l'Anglais Mandeville, le marquis de Lassay, l'abbé de St-Pierre et bien d'autres avaient montré que les grands Etats vivent du luxe des particuliers et des vices mêmes que le luxe favorise, et Baudot de Juilly, en faisant l'éloge des plaisirs délicats, se moquait finement de ceux qui condamnent toute espèce de luxe. Quant à Mme de Lambert, elle pensait qu'on ne peut faire du superflu qu'un seul bon usage, la bienfaisance. La générosité est un devoir de justice: „Quand vous faites du bien, vous ne faites que payer une dette."

Mais la générosité est aussi une source d'émotions délicieuses: „Le plaisir le plus touchant pour les honnêtes gens, c'est de faire du bien et de soulager les misérables." Non seulement la raison, mais la sensibilité trouvent leur compte dans la bienfaisance; nous sommes loin des principes de la charité chrétienne (comparer par exemple Bossuet: *sur l'éminente dignité des pauvres dans l'Eglise*).

A la fin du dix-huitième siècle on commence à reconnaître les droits du cœur; des chrétiens comme Pascal et Massillon lui attribuaient beaucoup et l'orthodoxe Bossuet lui-même glorifiait le grand Condé d'avoir eu le cœur sensible à l'endroit de ses amis: „Loin de nous, s'écrie-t-il, les héros sans *humanité* [2]). Ils pourront bien forcer les respects et ravir l'admiration, mais ils n'auront pas les cœurs." C'est la sensibilité qui rendra Fénelon si sympathique au dix-huitième siècle, à Rousseau, à Chateaubriand. Je n'ai pas besoin de rappeler les noms de La Bruyère et de l'abbé de St-Pierre qui furent de vrais hommes sensibles. Nous ne sommes pas loin du temps où l'on applaudira aux comédies larmoyantes de Nivelle de la Chaussée et où l'on n'aura plus honte de pleurer au spectacle.

La sensibilité, pour les contemporains de Mme de Lambert, est la qualité des âmes délicates et raisonnables qui les porte à

[1]) Tel n'était pas l'avis de Rémond de St-Mard *(Dialogue des Dieux)*: l'avarice n'est point mauvaise parce que l'avare est heureux par son or, et que tôt ou tard la société en profite. Cette idée vient de Mandeville.

[2]) C'est-à-dire, les héros qui en même temps ne sont pas des hommes.

se laisser émouvoir par les objets qu'elles ont jugé attendrissants. Les sentiments ne prenaient pas sur la raison, et la raison (du moins ils le pensaient) favorisait la sensibilité. Le cœur et l'esprit voisinent et conspirent. On aimait à raffiner sur les sentiments, à s'y attarder par une longue et complaisante attention, à en épuiser les délices goutte à goutte, à les intensifier enfin par mille réflexions ingénieuses et amollissantes. Déjà les héros de Racine raisonnent leurs sentiments, et la passion chez eux laisse à l'esprit toute sa lucidité.

Mme de Lambert était une femme sensible. Elle pensait que la sensibilité est bonne, parce qu'elle contribue à rapprocher et à unir les hommes; elle est l'âme de la société: „Ce sont les qualités du cœur qui entrent dans le commerce; l'esprit ne lie point aux autres et vous voyez souvent des personnes fort haïssables avec beaucoup d'esprit." Les vertus de société sont en danger sans la sensibilité: „Vous ne pouvez avoir ni humanité, ni générosité sans sensibilité; la sensibilité secourt l'esprit et sert la vertu."

C'est la nature qui en a doué les cœurs: „Le premier mouvement du cœur a été de s'unir à un autre cœur." Mais l'éducation doit venir en aide à la nature. Il faut que notre sensibilité native soit enrichie, épurée, perfectionnée par la culture; il faut que la note primitive développe toutes ses harmoniques. „Je vous exhorterai bien plus à travailler sur votre cœur qu'à perfectionner votre esprit, dit-elle à son fils: ce doit être là l'étude de toute la vie. *La vraie grandeur de l'homme est dans le cœur;* il faut l'élever pour aspirer à de grandes choses, et même oser s'en croire digne." La vraie grandeur de l'homme est dans le cœur: c'est déjà et peut-être avec plus d'ampleur le mot fameux de Vauvenargues: „Les grandes pensées viennent du cœur."

En s'éprenant de la sensibilité, le XVIIIe siècle devait réhabiliter les passions. Le XVIIe siècle classique s'en était défié et le passionné Racine, dans le temps qu'il apprenait au public quelles sont les délices de la passion, lui montrait aussi quels en sont les désastres. Les jansénistes croyaient la raison impuissante à les dompter et que la grâce seule peut nous en délivrer.

Vers 1700 réapparaît une conception antique, platonicienne, d'une raison gouvernant les passions. (Tout le monde a lu dans le *Phèdre* la splendide allégorie du char traîné par deux coursiers,

qui représentent l'un les passions basses, l'autre les passions supérieures; celui qui conduit ce char c'est *Nous*, la raison). Bien que Platon eût au commencement du XVIIIe siècle quelques admirateurs passionnés, comme les deux Rémond, on n'oserait affirmer que leurs idées sur les passions remontassent à Platon; mais ils se plaisaient à s'autoriser de la doctrine de ce grand homme, dont l'influence se borne, comme celle de tous les antiques, à augmenter la force et à préciser la direction d'un courant déjà établi. Et ce courant d'idées me paraît remonter aux premiers épicuriens du XVIIe siècle, à Bernier, à St-Evremond, à Ninon de Lenclos, qui déjà pensaient que la raison ne condamne point les passions, puisqu'elles sont l'œuvre de la nature.

L'effet de la raison réglant les passions, c'est, tout en diminuant les dangers qu'elles peuvent faire courir à l'individu, de les rendre utiles à la société. „Nous avons, dit Rémond de St-Mard, une raison pour modérer les passions et les rendre utiles à la Société." C'était aussi l'opinion de Rémond dit le Grec, son frère, auteur de ce délicieux pastiche de dialogues de Platon qui s'appelle *Agathon* ou *de la Volupté*; c'était l'opinion de Fontenelle, celle de Mme Lambert, du marquis de Lassay; et c'était aussi celle de Montesquieu qui l'emprunta à ses devanciers. L'effort de l'éducateur et du législateur doit tendre à tirer parti, pour le bien public, des passions en apparence les plus dangereuses: „Les préceptes de Lycurgue et de Socrate sur l'amour pour les garçons nous font voir le penchant déterminé des Grecs pour ce vice, puisque les législateurs songeaient à faire usage de ce penchant, en le réglant, à peu près comme Mme de Lambert et les moraux d'aujourd'hui ont pensé à faire usage de l'amour pour les femmes et de l'amour des femmes pour les hommes en purifiant cet amour et en le réglant" [1]).

L'ambition, la plus noble des passions, est aussi la moins dangereuse, la plus capable de rendre un homme utile à la Société. Les chrétiens l'avaient condamnée et ce n'est pas une leçon d'ambition que Bossuet donne à son siècle dans ses oraisons funèbres. Mais déjà l'ambitieux Fénelon indiquait à son élève le chemin de la gloire; il faisait ses réserves pourtant sur

[1]) Ce curieux passage est tiré des *Pensées et Fragments* publiés à Bordeaux en 1899 par les soins des descendants de Montesquieu.

les dispositions dans lesquelles il faut jouir de la renommée et il aurait voulu que l'ambition se conciliât avec l'humilité chrétienne. Madame de Lambert rêvait pour son fils une gloire illimitée à laquelle elle souffrait de ne pouvoir atteindre. Grisée par la lecture de Plutarque et des autres historiens anciens, elle avait un immense besoin de grandeur; c'était une âme cornélienne; et elle disait à sa fille avec amertume: „La renommée ne se charge point de nous". Nous verrons plus loin ce qu'elle pensait du rôle de la femme et nous verrons qu'elle réclamait pour elle les mêmes droits que pour l'homme; mais elle le faisait dans un ouvrage qu'elle espérait qu'on ne publierait pas[1]).

Elle parle à son fils sur un tout autre ton qu'à sa fille: „Vous ne pouvez aspirer à rien de plus digne et de plus convenable que la gloire . . . Ceux qui sont soutenus par l'ambition marchent à pas de géants dans le chemin de la gloire." L'humilité ne convient pas à un jeune homme: „Tout homme qui n'aspire pas à se faire un grand nom n'exécutera jamais de grandes choses." Et elle cite une anecdote des Dits mémorables des Lacédémoniens: „On disait à Agésilas que le roi de Perse était le grand roi. Pourquoi sera-t-il plus grand que moi, répondit-il, tant que j'aurai une épée à mon côté?" Elle conclut: „Il y a un mérite supérieur qui sent que rien ne lui est impossible."

Tout cela est inconciliable avec la doctrine chrétienne, et ce superbe *quo non ascendam* érigé en principe de conduite ne laissa pas d'étonner et d'inquiéter Fénelon. Il écrivait à M. de Sacy, l'ami de Mme de Lambert et le sien: „Je ne serais peut-être pas tout à fait d'accord avec elle sur toute l'ambition qu'elle demande de son fils." Madame de Lambert répondit aussitôt: „J'ai la hardiesse de croire que je penserais comme vous sur l'ambition; mais les mœurs des jeunes gens d'à présent nous mettent dans la nécessité de leur conseiller, *non pas ce qui est le meilleur, mais ce qui offre le moins d'inconvénients* et ils nous forcent à croire qu'il vaut mieux occuper leur cœur et leur courage d'ambitions et d'honneurs que de hasarder que la débauche s'en empare." Ainsi l'ambition est bonne, parce qu'elle est utile, opportune. Point de morale idéaliste, une morale pratique *adap-*

[1]) Voir l'appendice: Lettre inédite de Madame de Lambert au président Bouhier.

tée aux circonstances. Tel est le fond de la pensée de Mme de Lambert et des *moraux* dont parle Montesquieu.

Les *Avis d'une mère à son fils* furent publiés d'abord sous le titre: *Réflexions sur la vraie gloire;* il leur convient parfaitement. Les *Réflerions sur les femmes* pourraient s'appeler: „*Réflexions sur le véritable amour.*"

L'amour est plus dangereux que l'ambition, et voici pourquoi: „Quand il est violent, il surprend la raison, jette le trouble dans l'âme et dans les sens et finalement ternit la réputation." Il peut être immoral puisqu'il peut être déraisonnable. Il y a des moyens d'en guérir: Les *remedia amoris* que Mme de Lambert conseille à sa fille sont les réflexions. Défions-nous de l'imagination, qui (et ceci est encore du Malebranche) est contraire à la perfection et au bonheur: „Sachons reconnaître que la plupart des biens que l'amour promet sont purement illusoires et imaginaires et que les maux qu'il apporte sont très réels."

Dans les *Réflexions sur les femmes*, Mme de Lambert ne conseille plus de chercher à étouffer l'amour. Elle était dans son rôle quand elle conseillait à sa fille de ne point être trop indulgente pour cette passion. Elle devait parler autrement au vieil abbé de Choisy, galant incorrigible, qui venait de dédier à la marquise la peu édifiante *Histoire de la comtesse des Barres.* Sans doute elle dut sourire finement au récit des débauches du jeune abbé costumé en femme. Mais en lui envoyant sa propre confession et son apologie, elle lui faisait comme une discrète réprimande. C'est bien, malgré les protestations de l'auteur[1]), une confession que ces *Réflexions sur les femmes.* Sa longue et constante tendresse pour Saint Aulaire n'était sans doute un secret pour personne. D'Argenson en parle à mots couverts. Le président Hénault assure qu'un mariage tardif et clandestin unit les deux amants. Cela n'est pas impossible. Les mariages secrets étaient à la mode et leur fréquence caractérise bien cette époque de piété décadente, où les consciences cherchaient leur repos dans les détours d'une casuistique subtile et où l'on fuyait moins le vice que le scandale.

[1]) Voir Lettres de Madame de Lambert à M. de Saint Hyacinthe.

PARIS J. P. ZIMMERMANN

(A suivre)

BERLINER PREMIÈREN

Die Angriffe auf die berliner Theaterverhältnisse mehren sich, weil die geschäftlichen Krisen nicht aufhören wollen. Wenn man darum das Gründerwesen ungesund nennen muss, so darf man die künstlerische Situation nur als ungewöhnlich gesund bezeichnen. Was geht in Berlin zugrunde? Kitsch- und Peripherietheater. Das berliner Theaterleben reorganisiert sich von selbst. Das Überflüssige, Faule, Schlechte wird abgestoßen, das Wertvolle, Kräftige, Gute erhält sich. Das vielgeschmähte berliner Publikum hat in Wirklichkeit eine Witterung für das Echte, Organische. Und es ist für das Resultat beinah gleichgültig, ob sich dies Gefühl aus Sensations-, Bildungs- oder inneren Bedürfnisinstinkten nährt.

Reinhardt hat jetzt mit einer seiner schmucklosesten, herbsten, verschwiegensten Regieschöpfungen einen Erfolg gehabt, wie ihn in andern Städten höchstens die Monstre-Inszenierung seines „Ödipus" erzielen konnte. Und dabei ist Tolstois „Lebender Leichnam" schon als Dichtung ein schweres, langsames, sich verwahrendes Werk. Es ist in der primitiven Kraft seiner neben einander gesetzten Bilder eine Legende des Alltags. Fedor Protassow, der schwache Mensch, sinkt und im Sinken wird er reiner und heiliger. Sein weiches Empfinden, sein rauschvolles Vergessenheitssuchen treibt ihn aus der bürgerlichen Ehrbarkeit seines Heimes, von der Frau, die er liebt, zu den Zigeunern, wo er träumen kann und die Musik hat, die ihm zu Hause fehlt. Tief verletzt von den Lügen des Lebens, die sich als Solidität, als Pflicht, als Menschenliebe, als Gesetz, als Obrigkeit verkleiden, flieht er in einen Zustand der Betäubung, der die Gegensätze verwischt und ihn vor der Zigeunerin Mascha wie vor einem Rätsel willenlos verzaubert stehn lässt. Rein bleibt er vor ihr, die die Dunkeläugigkeit seiner Traumwelten hat und den praktischen Wirklichkeitssinn, dem er in seiner Familie entflohen ist. Aber die Wirklichkeit tritt auch von dorther an ihn heran und verlangt Einlösung eines Versprechens. Er soll Lisa, seine Frau, freigeben. Wieder zieht er sich zusammen. Er ist unfähig, die Unwahrheiten des rechtlichen Scheidungsweges mitzumachen. Das Leben wird nicht aufhören, ihn mit diesen Lügen zu verfolgen. Er will sich selbst opfern, damit die andern glücklich werden. Und er, der im Kleinen nicht lügen konnte, lügt im Großen. Er hat nicht die Kraft zum Tode; er täuscht seinen Selbstmord vor. Aber es ist, als ob nun in seinem zweiten Leben ihn von innen eine Kraft durchleuchtete, die ihm den Schimmer eines Märtyrers gibt. Er dämmert hin in Spelunken und Kaschemmen. Und diese Passivität — ein wundervoller Zug von Tolstoi! — verleiht ihm einen Heiligenschein, als ob er den Schmutz der Welt bekämpft und nicht geflohn hätte. Doch die Dummheit der Wirklichkeit duldet kein verschwiegenes, kein träumendes Märtyrertum. Sie will die Tatsache, den Schlusspunkt, nicht das Vergleitende, unmerklich sich Auflösende. Fedja wird vor den Richter geschleppt, und, aus seinen Phantasien aufgewühlt, tut er seine erste und letzte Tat: er erschießt sich.

In diesem Drama sind die tiefsten Gegensätze, die kompliziertesten Verwicklungen mit biblischer Einfalt gestaltet. Ohne dass es ausgesprochen wird, erschließt sich eine Welt des Scheines und der Wahrheit. Die Menschen, die abgeschlossen, klar, eindeutig durch ihre Taten sprechen, sind die zweideutigen Menschen des Scheines. Die mit ihren Einbildungen und

Phantasien reden, sind die Menschen der Wahrheit. Viktor Karenin hat zehn Jahre selbstlos auf Lisa, Fedjas Frau, gewartet, und der Altruismus der Handlung ist der beschränkteste Egoismus des Gefühls. Fedja, der die Tat nicht tun kann, ist innerlich der Opferwilligste. Drei Frauen sind um ihn. Lisa will von ihm los und liebt ihn dennoch: in einer Szene bricht es elementar hervor; Mascha hängt an ihm mit einer rätselhaften, reinen Unreinheit; aber am tiefsten empfindet ihn seine Schwägerin Sascha. Aus ihren stummen Gebärden und halb unterdrückten Geständnissen spricht seine Reinheit. In ihre Seele ist ein Abglanz seiner Keuschheit geworfen. Und wie diese Liebe sich szenisch nur in den schlichtesten Andeutungen äußert, so haben auch andere Auftritte ihre Eindringlichkeit von der symbolischen Kraft des nur halb Ausgesprochenen oder Pantomimischen. Lisa und Karenin sprechen von ihrer Vergangenheit. „Alles ist aus meinem Herzen verschwunden außer dir," sagt Lisa, aber ihr und Fedjas Kind sitzt auf ihrem Schoße. Fedja und Lisa reden im ganzen Drama nur zwei Worte miteinander. Als er sich erschossen hat, fragt sie: „Was hast du getan, Fedja?" und „Man wird dich retten." Vorher kamen sie beim Untersuchungsrichter zusammen. Aber „Lisa geht an Fedja vorüber, der sich tief verneigt."

Wenn Reinhardt diesen wundervollen Szenenschluss dadurch zerstörte, dass er die vom Untersuchungsrichter angeordnete Festnahme Fedjas ebenfalls sichtbar vorführte, so war er sonst in seinen pantomimischen Ergänzungen ein fast seherischer Nachschöpfer. Stellungen, Blicke, Kontrastierungen legten heimliche Beziehungen bloß. Die Umgebung wurde in die Handlung hineingezogen. Über dem Wirtshaustisch, an dem Fedja sich erschießen will, hängt ein Spiegel. In ihn stiert er hinein, als er den Revolver ansetzt. Vom eigenen Schreckensausdruck gelähmt, lässt er ihn sinken. Und als ironisierendes Gegenspiel muss ein Trunkenbold in derselben Szene vor demselben Spiegel bei pessimistischen Reden sich Haar und Bart eitel ordnen und mit spielerischer Koketterie den Revolver an die Schläfe setzen. Moissi verschwendete an das äußerliche Verkommen und innerliche Steigen des Fedja einen von innen quellenden Reichtum zartester und stärkster Nüancen. Lucie Höflich als Lisa erschütterte durch herbe Verhaltenheit und elementaren Ausbruch. Und Winterstein hatte in seinem eindringlichen Karenin den Egoismus der Anständigkeit. Auch die episodischen Rollen waren zum Teil vortrefflich besetzt. Nur für manche Lebeleute und Zigeuner hätte Reinhardt früher, als das Ensemble noch mehr auf einen erhöhten Realismus eingestellt war, charakteristischere Vertreter gehabt, und Rosa Bertens wirkte zu sehr als Schauspielerin, um für eine schwatzende Dame des Adels die nötige Mischung aus Innerlichkeit und Äußerlichkeit aufzubringen.

Nach dem Taumel seiner Gastspielfahrten, auf denen er den selbstverständlichen Drang nach autokratischer Regiekunst, nach hemmungsloser Entfesselung seiner Kräfte ausgelebt hat, widmet sich Reinhardt jetzt auch wieder den Kammerspielen. Das amüsante aber belanglose Lustspiel des Franzosen Etienne Rey „Schöne Frauen", in dem Bassermann faszinierte, wurde abgelöst durch Carl Sternheims Komödie „Bürger Schippel". Von unten und oben wird in das Gehege des Bürgertums eingebrochen. Der Proletarier und der Fürst begehren seinen gesicherten Besitz, konzentriert in der fetten Schwester des fetten Bürgers Hicketier. Der Fürst hat sie

besessen, als der Proletarier sie noch verlangt. Aber bürgerliche Ehrbegriffe kommen schnell. Schippel erfährt, dass sie nicht mehr unverletzt ist und verschmäht sie. Thekla Hicketier war ihm ja auch nur — trotz einer andern kitschigen Motivierung Sternheims — rundliches Unterpfand für massig-solides Bürgertum. Sein Drang zu ihm ist an sich schon geschlechtlich. Er muss es fassen, er muss es greifen, er muss es körperlich berühren. So verzehrt er sich in einer fast genialen Szene danach, den feisten Goldschmied einmal auf den Bauch zu klopfen. Er tut es und in der Nacht will er ihn noch einmal ans Fenster haben. Er muss sein breites Haus bepochen, betasten. Leider sind solche Einfälle ohne Folgen. Der Schluss, dass Schippel nach einem widerwillig bestandenen Duell in die bürgerliche Gemeinschaft aufgenommen wird, berührt zwar das Thema, aber er wächst nicht aus ihm heraus. Er wirkt vielmehr wie die aufgesetzte Verulkung einer Sitte — die dabei noch nicht einmal ausschließlich bürgerlich ist! — als wie eine grausam höhnische Notwendigkeit. Diese Szene lebte von Reinhardt, der sie mit einer köstlich parodistischen Feierlichkeit spielen ließ, aber nicht von Sternheim. Trotzdem Sternheim seinen kühlen, ätzenden, verzerrenden Verstand wie in der „Kassette" dämonisch aufreizen kann, bleibt er in der Tiefe steril. Es gelingt ihm nicht, innere Verbindungen festzumachen. Er trennt nur. Er zerschneidet und deckt auf. Das Gerüst ist brüchig und dünn, aber auch der innere Fond. An Literaturspielereien stelzt er sich weiter. Manche Lebenssituation kann er nur durch Literaturplakate der Lächerlichkeit preisgeben. Und die spitze Knappheit seines oft nur Hauptworte hinwerfenden Telegrammstils nähert sich wieder der Gespreiztheit. Man hat das Gefühl, wenn er vollständiger schriebe, würde er banal werden. Trotzdem bedeutet Sternheim die Höhe des heutigen Lustspiels, und sein „Bürger Schippel" ist in der von Reinhardt grotesk hingespritzten Aufführung, die schauspielerisch vor allem Viktor Arnold unterstützt, ein einziges Vergnügen.

Den andern Neuaufführungen waren keine dauernden Erfolge beschieden. Heinrich Manns „Große Liebe", die hohe Leidenschaften an den Banalitäten, Feigheiten und Rücksichten des alltäglichen Lebens klein und erbärmlich werden lässt, bleibt im Zwielicht, empfängt erst Bedeutung durch die von Oscar Sauer fast mystisch gespielte Szene eines uralten Lebemannes, der noch aufwühlende Leidenschaften gekannt hat, und wurde vom Lessingtheater bald abgesetzt. Hartlebens „Erziehung zur Ehe", die mit Ganghofers geschickter, wirksamer, aber oberflächlicher und überdeutlicher Dorfkomödie „Tod und Leben" vom selben Theater aufgenommen wurde, mag sich eine zeitlang behaupten. Dagegen musste der „Kampf ums Rosenrote", das unsagbar alberne Jugendwerk des durch „Tantris" und „Gudrun" doch schon genügend belasteten Ernst Hardt vom Deutschen Schauspielhaus schleunigst wieder begraben werden. Lange wird sich im königlichen Schauspielhaus auch nicht „Ariadne auf Naxos" behaupten. Strauß als Musiker und noch weniger Hofmannsthal als Textdichter, der, im Zerbinetta-Teil, mit goethischen Versen spielend, die Ariadne-Handlung durch flachen Tiefsinn verdorben hat, haben mit der Stilmischung aus Komödie, ernster und heiterer Oper Glück gehabt. Und im Theater in der Königgrätzerstraße war „Macbeth" ein Misserfolg, weil die Regie aus Mangel an innern und äußern Mitteln die reiche Tragödie auf die armselige Reliefbühne des Münchener Künstlertheaters übertrug, weil Wegener als Macbeth ohne Reinhardts Regie

bis auf zwei Szenen matt und leer blieb und die Triesch als Lady hysterisches Theater machte.

Ein erfreuliches Kapitel bildet die Entwicklung des „Neuen Volkstheaters". Es vergreift sich zwar in der Wahl seiner Novitäten, hat bis auf wenige Ausnahmen als Schauspieler nur handfeste Routiniers, ist aber in seinem Repertoir trotzdem sicher und übersichtlich und in seinen Aufführungen tüchtig, sorgfältig und solide. Es bekommt unter Beihilfe der Stadt Berlin ein neues großes Haus, das, sicher fundiert, von einem ersten Architekten gebaut, zum erstenmal das Ideal eines Volkskunsthauses verwirklichen will. Es hat jetzt schon die arg daniederliegenden Schillertheater überholt und wird geschäftlich bessere Zeiten heraufführen.

BERLIN HERBERT JHERING

□□□

KURZE ANZEIGEN

In dieser Rubrik werden unter Verantwortung der Redaktion kurze Notizen über Bücher, Zeitschriften- und Zeitungsartikel erscheinen, die eine spätere einlässliche Besprechung nicht ausschließen. Wir bitten unsere Leser, daran nach Lust mitzuarbeiten. D. R.

Es darf als erfreuliches Zeichen ausgesprochen werden, dass ein so strenger, sachlicher Roman wie *Friedrich Huchs „Enzio"* schon in sechstausend Exemplaren verbreitet ist. Er stellt den Kampf und Untergang eines jungen Musikers, dar, der als Sohn eines typischen Kappelmeisters dem Epigonentum verfallen zu sein glaubt; in Wahrheit geht er daran zu grunde, dass er sich als Mensch nicht zu zügeln weiß. Empfindung und Geist halten sich in diesem Werk aufs schönste die Wage: neben Frauengestalten, die im Goldglanze reifer Poesie stehen, fesseln den Leser Gespräche über Musik die zum Tiefsten und Einsichtigsten gehören, was über diese Kunst jemals gesagt worden ist.

* * *

Im Verlag von Schulthess und Cie. in Zürich hat *Dr. G. A. Frey*, Redaktor in Glarus, ein *Staatsbürgerliches Lexikon* herausgegeben: ist der Name vielleicht auch für dieses kleine Wörterbuch zu hoch gegriffen, so ist dem schweizer Zeitungsleser immerhin ein bedeutender Dienst damit geleistet. Nach Schlagwörtern geordnet findet man da das Wesentlichste über kantonales und eidgenössisches Staatsrecht, über Gesetzgebung, Wehrordnung und ähnliches, alles in knapper und rühmlich klarer Fassung. Es liegt in der Art eines solchen Buches, dass sich die Lücken erst beim Gebrauch zeigen und dass erst künftige Auflagen jene Vollkommenheit aufweisen können, die für die Brauchbarkeit auch eines kleinen solchen Werkes fast unerlässlich ist. Mir ist bei ein paar Stichproben Folgendes aufgefallen:

Die eidgenössische Kunstkommission ist nicht unter diesem Schlagwort sondern nur beim Departement des Innern genannt: über ihre Zusammensetzung, ihre Rechte und Pflichten erfährt man nichts. Anderseits würde man in einem solchen Buch eine Erläuterung des Begriffes Kunstgewerbe nicht suchen. Über die Gottfried Keller-Stiftung möchte man gerne etwas mehr wissen, unter anderem die Gründung. Wenn man liest, dass die Dra-

goner- und Guidenschawdronen der Landwehr ohne Pferde, ohne Fuhrwerke und Trainmannschaften sind, möchte man doch gern über ihre Kriegsverwendung erfahren. Der Naturschutz ist in dem Buche genannt, der weit einflussreichere Heimatschutz nicht. Und wie schade, dass man nicht erfährt, welcher Staatsmann zuerst den prächtigen Ausspruch tat: „Dei providentia et confusione hominum Helvetia regitur."

□□□

Der Jahresbericht der Sektion Zürich des Schweizerischen Automobilclubs enthält stets einen temperamentvoll geschriebenen Aufsatz, der sich namentlich mit den kleinen Verfassungsbrüchen und Polizeiwillkürlichkeiten befasst, die ja gegen eine Minderheit in der Schweiz manchem durchaus berechtigt erscheinen. Dieses Jahr befasst er sich überdies mit dem idealen Bestreben vieler Zürcher Politiker, wohlhabenden Leuten den Aufenthalt im Land unmöglich zu machen:

Die eidgenössische Regelung des Automobilverkehrs ist im letzen Jahre bis zu einer Vorlage an die Räte gediehen. Sie liegt zurzeit vor dem Ständerat. Ob angesichts der oben gekennzeichneten Kantönlipolitik überhaupt diese Frage noch mehr als akademisches Interesse verdient, erscheint uns fraglich. Der Bundesrat hätte mit einer solchen Vorlage in weitblickender Weise schon vor Jahren vor die Räte kommen sollen. Heute, wo die Kantone in Form von hohen Bußen und den direkt verfassungswidrigen Straßengebühren (Brünig, Simplon, Gotthard etc.). Blut geleckt haben, erscheint ein auch nur bescheidener Versuch, Ordnung in das Chaos von Vorschriften zu bringen, fast aussichtslos.

Zum Schlusse unseres Berichtes möchten wir nicht verfehlen, unsern Mitgliedern noch eine Erwägung zur Reflexion und gelegentlichen Verwendung zu unterbreiten: Gar oft und immer wieder wird von den Gegnern in Diskussion und Presse mit dem Gedanken an eine Initiative für ein Totalverbot geliebäugelt. Alle möglichen Polizeimaßregeln werden aus angeblicher Furcht vor einer solchen eventuell möglichen Initiative empfohlen. Wir wollen nun einmal, rein theoretisch, annehmen, ein solches Totalverbot oder ähnliche, ihm gleichkommende Maßregeln wären durch Abstimmung Gesetz geworden. Die direkte Folge wäre natürlich, dass diejenigen Leute, die das Automobil als im modernen Erwerbsleben unentbehrliches Verkehrsmittel gebrauchen, sich beeilen würden, den Staub des Kantons Zürich von ihren Füßen zu schütteln. Hiebei darf wohl mit einiger Sicherheit behauptet werden, dass sich unter diesen Leuten zumeist diejenigen befinden, die dem Staat in Form von Steuern die Mittel zu seiner Existenz und zur Erhaltung unserer vielen Beamten und Beämtlein liefern, mit anderen Worten, einige „Siebenstellige", wie sie einmal in einem Hetzartikel zur Zeit der Automobilhetze genannt worden sind.

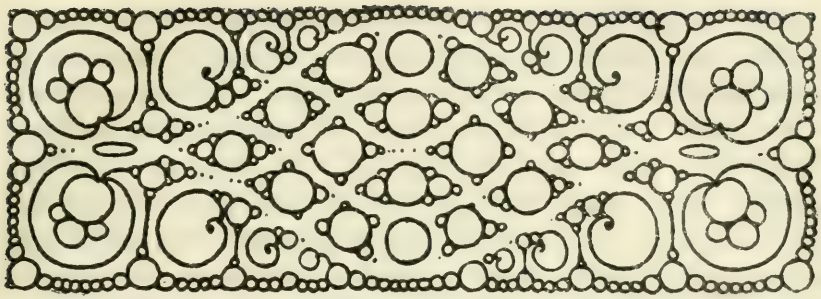
Wenn wir aber hören, dass von den zirka 60,000 Steuerpflichtigen der Stadt Zürich es 273 Einzelpersonen sind, die, wie sich dies durch das Steuerregister kontrollieren läßt, dank einem Vermögen von je 500 Mille und mehr, 34% der Gesamtvermögenssteuer der Stadt Zürich aufbringen und wenn wir uns diese 273 „Stützen des Staates" als verärgerte Automobilhalter vorstellen, so gewinnt die ganze Automobilfrage ein neues und vielleicht für manche Kreise unerwartetes Gesicht.

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750

HANDORGELSPIELER

MAX BURI

Aus dem Schweizer Jahrbuch für Kunst u. Handwerk m. G.



NACH DER SCHLACHT

Der Gotthardvertrag, über den wir in der Schweiz drei Jahre lang gestritten haben, ist von den Räten angenommen worden; am 4. April vom Nationalrat mit 108 Ja gegen 77 Nein, und am 9. April vom Ständerat mit 33 Ja gegen 9 Nein. — Um die Wiederholung eines solchen Fehlers zu verunmöglichen, will man nun auf dem Wege der Initiative das Volk selbst über Staatsverträge von längerer Dauer entscheiden lassen.

Diese scheinbar logische Erweiterung des demokratischen Prinzipes in unserer Verfassung müssen wir entschieden bekämpfen. Sie ist in mancher Beziehung *gefährlich*, wie im nächsten Hefte dieser Zeitschrift im Einzelnen nachgewiesen werden soll; sie ist aber auch ganz *nutzlos*, denn das Übel, an dem wir vielleicht zugrunde gehen, sitzt nicht in dem einen oder andern Staatsvertrag, sondern in unserem politischen Leben überhaupt. Es gilt nicht, neue Rechte zu erobern; es gilt, von den vorhandenen Rechten einen besseren Gebrauch zu machen.

Gewiss, der Gotthardvertrag ist und bleibt ein schwerer Fehler, den seine Anhänger höchstens als eine unvermeidliche Folge früherer Fehler erklären konnten. Trotz einzelner Reden, die einen gewollten Optimismus zur Schau trugen, hat niemand mit Freude Ja gestimmt; viele taten es nur aus Furcht vor einer unbestimmten Zukunft. Die Bundesräte Forrer, Motta und Schulthess haben ihre Sache so gut vertreten, wie man sie nur vertreten

konnte; kräftig, ehrlich, ja versöhnlich und ritterlich; wie vorauszusehen war, haben sie sachlich den Sieg errungen; moralisch jedoch bleibt Nationalrat Alfred Frey der Sieger... Jene Abendstunde vom 2. April werde ich nie vergessen. Der Kampf dauerte seit einer Woche und ging nun dem Ende zu; alle Argumente, für und wieder, waren schon drei und vier mal gebraucht worden; der Rat war müde, jede einzelne Stimme gesichert. Da erhob sich, gegen 6 Uhr abends, Herr de Meuron, und wirkte belebend; zu Anfang seiner Rede waren noch von 110 Räten 38 mit Zeitungen und Briefen beschäftigt; nach einer Viertelstunde waren alle aufmerksam und gruppierten sich um den Redner, der die Haltung der Welschschweizer und die Volksbewegung energisch verteidigte. Nun war rechte Stimmung da, und schon die ersten Worte des Herrn Alfred Frey steigerten das Interesse bis zur Ergriffenheit. Kein Laut und keine Gebärde im ganzen Saale; alle Augen auf den Redner gerichtet; alle Herzen bebend. Die Stimme ist fest und klar, trotz der innern Bewegung; die Worte sachlich, korrekt, und doch scharf wie eine Klinge. Zuerst kommen Zahlen, Tatsachen, Rechtsbegriffe, Vergleiche aus der reichsten Erfahrung; dann von Stufe zu Stufe, bis über unsere Grenzen und den heutigen Tag hinaus, die *politisch-moralische* Bedeutung des Vertrages. „Und wenn eines Tages Frankreich die gleiche Begünstigung verlangt, und wir sie abschlagen, wird es fragen: Wieviel hat es denn Deutschland und Italien gekostet"? [1]) Da sehen alle mit Schaudern in den Abgrund, zu dem uns eine Kette von Irrtümern geführt hat . . . Das soll nicht wieder vorkommen; mitten aus der Angst erstehen auch die Einsicht und der feste Wille, künftig die Freiheit des Vaterlandes besser zu wahren. Und bei diesem stillen Gelübde fühlt jeder neben der Traurigkeit die Erhabenheit der Stunde.

Diese Schlacht ist verloren; wir wollen die Lehre daraus ziehen, auf dass wir die nächste gewinnen. Da hilft keine stürmische Initiative; da hilft nur stille Einkehr. Tiefe Trauer diktiert mir diese Worte, doch eine Trauer ohne Groll und Bitterkeit.

Man konnte ja in guten Treuen verschiedener Ansicht sein,

[1]) Ich zitiere die Worte aus dem Gedächtnis.

je nach dem Standpunkt, den man einnahm. Streng *juristisch*, gingen die besten Köpfe auseinander; *ökonomisch* wiegen sich vielleicht Vorteile und Nachteile auf; sicher ist nur der *politische* Verlust, und eben das politische Moment scheint man bei den Verhandlungen des Jahres 1909 ganz aus den Augen verloren zu haben. Da hat die Volksbewegung eingesetzt (wenn sie auch gelegentlich mit anderen Argumenten kämpfte); es war aber zu spät. . . . Zu spät . . . für *diesen* Fall. Doch sind wir um eine Erfahrung reicher; ja, um viele Erfahrungen, wenn wir die Ereignisse der letzten Wochen von einer höheren Warte aus betrachten. Ich beklage nicht nur die Annahme des Gotthardvertrages, sondern auch viele Begleiterscheinungen, die uns klar beweisen, dass wir politisch noch viel zu lernen haben.

Was sollen bei uns zum Beispiel unsaubere Verdächtigungen? Herr Calonder ändert seinen Standpunkt, er geht vom Nein zum Ja: man hat ihn mit dem Splügen bestochen; — Herr Alfred Frey kommt vom Ja zum Nein: er handelt aus kleinlicher Rache. Und so weiter. Gewiss, auf beiden Seiten hat es Leute gegeben, die aus irgend einem Interesse so oder anders gestimmt haben; der eine wollte dem Bundesrate gefallen und der andere den Wählern; lassen wir diese Lauen beiseite. Mit welchem Rechte besudelt man die innere Wandlung eines Mannes, der seit Jahren seine Ehrlichkeit bewiesen hat? Was man kürzlich in Bern munkeln hörte und in den Zeitungen las, das war tief beschämend, einerlei, sei es die Verleumdung oder erwiesene Korruption.

Und was bedeutet die andere Taktik, den Gegensatz zwischen Welschschweizern und Deutschschweizern künstlich zu verschärfen? Auf beiden Seiten geschah's; besonders aber auf Seite der Vertragsfreunde, und bis in den Nationalrat hinein! Das beruht wohl zum Teil auf Verkennung der psychologischen Verhältnisse, bleibt aber als Gesamterscheinung ein ruchloses Vorgehen. In der ständerätlichen Kommission wurde bereits hervorgehoben, dass die ganze Bewegung nicht von der Welschschweiz, sondern von Zürich ausging, und zwar von *Wissen und Leben*. Das stimmt. Ächte Deutschschweizer machten mich zu Anfang des Jahres 1910 auf

die Gefahren des Vertrages aufmerksam; ich beschloss, die *Diskussion* zu eröffnen; so entstanden all die Artikel, die ich in einer Fußnote, in chronologischer Reihenfolge aufzähle[1]). Es ist mir eine Pflicht, an dieser Stelle Herrn Dr. Steiger und Herrn Bundesrichter Rossel den herzlichsten Dank auszusprechen. Die Verbindung ihrer Namen beweist an sich allein, dass die Bewegung eine schweizerische gewesen ist. Beide haben Großes geleistet; sie haben die Spezialfrage zu einem vaterländischen, moralischen Problem erweitert; in der Spezialfrage sind wir besiegt; das Problem bleibt um so dringender. Wir sind alle stolz darauf, dass unsere junge Zeitschrift das Problem zuerst gefasst und am meisten vertieft hat, ohne Rücksicht auf Regionen und auf Parteien.

Was bedeutet endlich die Verachtung vieler Politiker für die freie Meinungsäußerung des Volkes und die höhnischen Berichte gewisser Zeitungen über die „Landsgemeinden"? Gewiss, es wurden da öfters die Argumente etwas knapp zusammengerafft; man wandte sich mehr an das Gefühl als an den Verstand. Ging man etwa beim Beutezug, beim Rückkauf der Eisenbahnen anders vor? Könnten die Herren Gesetzgeber alles verantworten, was sie einer größeren Wählerversammlung predigen? Und doch sind diese ihre Wähler lauter kluge Köpfe . . . Sehen wir doch ab vom besondern Zweck dieser Landsgemeinden: da strömen die Bürger zusammen, aus allen Parteien, aus allen Regionen, ohne den leisesten Wink von oben, um das Vaterland vor einer Gefahr zu schützen; es findet keine Ausschreitung statt; die Männer sind lauter Ernst und Begeisterung; mit entblößtem Kopf singen sie „Rufst du, mein Vaterland . . ." Wer da höhnen mag, ist für-

---

[1]) Baur: *Der Gotthardvertrag* (1. April 1910. Bd. VI, Seite 1). Steiger: *Der Gotthardvertrag* (VI, 65, 132, 216); *Zur Entwicklung der Gotthardfrage* (VII, 217). Schuler: *Fiktionen* (VII, 321). Bovet: *Le respect de l'autorité* (VII, 424). Steiger: *Die Bewegung gegen den Gotthardvertrag* (VII, 441). Rossel: *Une mauvaise affaire* (VII, 513). Baur: *Verantwortung* (VII, 585). Rossel: *Réponse à quelques-uns* (VII, 662). Boller: *Zur Reduktion der Bergzuschläge* (VII, 760). *Von der besseren Lösung* (VIII, 617). Steiger: *Der Gotthardvertrag* (XI, 10); *Schlusswort zum Gotthardvertrag* (XI, 724). Büscher: *Zum Gotthardvertrag* (XI, 682, 711).

wahr ein armer Tropf. — Dieser berechtigte und schöne Ausdruck der Überzeugung des Volkes darf aber nicht in Zwang und in Drohungen ausarten, wie es leider stellenweise geschehen ist. Auf diese demagogische Entartung komme ich ein andermal in anderem Zusammenhang zurück.

Heute will ich bloß zwei Schlüsse ziehen, die sich aus der Annahme des Gotthardvertrages und aus den Begleiterscheinungen ergeben.

Der eine Schluss ist rein praktischer Art. Die Notwendigkeit einer *gründlichen* Reorganisation der Bundesverwaltung und ganz besonders des politischen Departementes ist dringend. Gewisse Dinge dürfen nicht wieder vorkommen. Wir brauchen Stetigkeit und klare Verantwortlichkeit in der Leitung der auswärtigen Politik; wir haben eben die Zeche des jetzigen Systems bezahlt; sie ist zu teuer.

Und der andere Schluss betrifft unsere ganze Auffassung der Politik. Hier muss in den Begriffen, in den Geistern selbst ein Wandel vorgehen. Die Realpolitik hat überall ihre großen Gefahren; einer kleinen Republik bringt sie vollends den Tod. Man blättere bloß in der Geschichte . . . Ein einflussreicher Journalist, der den Behörden sehr nahe steht, erzählte mir einmal, ganz gelassen, merkwürdige Dinge; ich fragte: „Sind denn bei einer Wahl in den Bundesrat die Eisenbahngeschäfte so maßgebend?“ Er antwortete lächelnd und nicht ohne Ironie für meine Naivität: „Jawohl; unsere Politik ist Eisenbahnpolitik“. — Herr Bundesrat Forrer hat eine lehrreiche Geschichte erzählt: der Verwaltungsrat der Bahn Aigle-Sépey (der wahrscheinlich aus Gegnern des Gotthardvertrages besteht) hat die elektrische Installation der Bahn der Berliner A. E. G. anvertraut . . . Tausend ähnliche Beispiele ließen sich aus der jüngsten Zeit anführen. Hat nicht Herr Krafft in Lausanne den Satz ausgesprochen: „Que ferions-nous, en Suisse, sans les étrangers?“ Und hat nicht Herr Nationalrat Emery (ein Gegner des Gotthardvertrages!) ihm zugestimmt? Wo jeder einzelne Bürger bloß dem „Geschäft“ nachgeht, soll man sich da wundern, wenn das Parlament Politik und

Geschäft verwechselt? Wo sind unsere Grundsätze und die Opfer, die wir den Grundsätzen bringen? Es wird mit Zahlen, mit Tabellen, mit Rendite operiert. Welchen Sinn hat aber die politische Freiheit des Landes, wenn jeder einzelne seine moralische Freiheit aufgegeben hat?

Mit schwerem Unrecht haben die Gegner des Vertrages sozusagen das Monopol der Vaterlandsliebe für sich beansprucht. Die Liebe zum Vaterlande ist bei unseren Bundesräten und bei den Jasagern ebenso groß, ebenso glühend wie bei den andern. Bei den meisten im Lande jedoch hat diese Liebe das höchste Ziel aus den Augen verloren; sie wagt es nicht mehr, ein wirklich *politisches Ideal* offen zu bekennen; sie ist rein in materiellen Fragen und in Geschäften befangen, die gewiss zum Leben gehören wie das tägliche Brot, die aber die Existenz des Staates gefährden, sobald der Staat nur noch den Geschäften zu dienen hat. — Was bleibt vom täglichen Brot, wenn der Mensch durch keinen Glauben gehoben wird und sein inneres Leben nicht bereichert? Und was bleibt von den schönsten Geschäften, was von der fürsorglichsten Sozialgesetzgebung, wenn die Republik ihrer Kulturaufgabe nicht mehr genügt? — Und wozu endlich die Volksrechte noch vermehren, wenn das Volk selbst im Lebensgenuss, im Egoismus entartet? Wenn ein Volk, das doch so viele Rechte hat, keine Staatsmänner und keine Führer erzeugt, sondern nur noch Realpolitiker, will man ihm da selbst die Führung anvertrauen?

Seit einigen Jahren leben wir von Selbsttäuschungen und verbergen die Wunden unter allerlei Pflästerchen. Unsere Parteien führen nur noch ein künstliches Leben? Da erfindet man den Proporz, der den Parteizwang erhöht. — Das Wahlrecht ist zu einer bloßen Geste der Bestätigung heruntergesunken? Da erfindet man kompliziertere Rechte. — Dem eigenen Lande und dem Auslande gegenüber hat der Bundesrat nicht genug Autorität? Da schwächt man ihn noch durch Initiativen des Zornes und des Misstrauens. — Das ist unsere Logik.

Unser Volk hat bereits viele Mittel, um seinen Willen zu bekunden; warum braucht es sie nicht zur richtigen Stunde? Gewiss, bei uns entscheidet das Volk selbst über sein Schicksal; sein Wille soll über alles siegen; *weiß aber unser Volk, was es will,* wenn seine besten Söhne es nicht wissen?

Hierin liegt das ganze Problem, und hier müssen wir mit aller Energie einsetzen, furchtlos, und trotz allem hoffnungsvoll. Die geplante Initiative ist ein Akt des Zornes; sie ist unklug. Einkehr tut uns not; sollte die Annahme des Gotthardvertrages uns zu dieser Einkehr führen, so hätte sich das alte Wort wieder bewahrheitet: Unglück ist immer zu etwas gut.

An ein trauriges Ende glaube ich trotz alledem nicht. Seit sechshundert Jahren haben wir schon manchen Fehler begangen und gebüßt; wir haben uns immer wieder aufgerichtet, wie wir uns jetzt aufrichten wollen; tief in der Seele haben wir noch Kräfte genug, um unsere Zukunft würdig zu gestalten. Der Genfer, der von jeher mit reformfreudiger Hoffnung erfüllt war, führt im Schilde das Wort: *Post tenebras lux.*

ZURICH E. BOVET

□□□

AUF EINEM HEIMWEG

Die Wolken ziehen ruhig und gelassen
Im Gold der Abendsonne — und verblassen.
Ein schriller Vogelschrei
Tönt fernher übers Feld. Die Wälder dunkeln.
Im blauen Raum beginnt ein Stern zu funkeln.
Vorbei ist nun der Tag.
Still kommt die Nacht und breitet über Wegen
Und Wald und Feld die Hände wie zum Segen...

EMIL SCHIBLI

□□□

WILSON UND POINCARÉ

Der Historiker und Nationalökonom, der vor wenigen Wochen von dem obersten Staatsamt der Union Besitz ergriff, hat der Welt schon durch seine Inaugurationsrede gezeigt, dass er aus anderem Holz geschnitzt ist als die politischen Routiniers und Dutzendkapazitäten, die sich so gewöhnlich an die Staatskrippe drängen. Mit dem obersten Grundsatz der Utilität, der die amerikanische Politik und das ganze Staatswesen beherrscht, will Wilson brechen. Was er in seiner Rede so schlicht und ergreifend ausgesprochen hat, von dem haben bisher wenige Amerikaschilderer uns erzählt. Der lapidare Satz „Wir haben bisher den Menschenwert nicht hoch genug angeschlagen" gibt der Kundgebung des Präsidenten eine Bedeutung, die weit über den Tag hinausreicht. Der preußische Regierungsrat Kolb hat vor einigen Jahren in einem epochemachenden Buche *Als Arbeiter in Amerika* die Dessous des amerikanischen Wirtschaftslebens gelüftet; weltfremd stand er vorher der Anschauungsweise einer ganzen Menschenklasse gegenüber und das Ergebnis seines praktischen Versuches lautete: „Ich habe viele Postulate unserer Arbeiterwelt als absolut diskutabel erkannt." Seitdem brachten uns vornehmlich zwei amerikanische Schriftsteller, Robert Hunter und Upton Sinclair, das Verständnis für die Verheerungen nahe, welche das fast schrankenlose Spiel der wirtschaftlichen Kräfte in der großen Schwesterrepublik anrichtet, für die Schädigungen an den Menschen, die im nationalen Produktionsprozesse stehen, und für die breiten Konsumentenmassen. Was Wilson in seiner Rede vorbrachte, ist eine Unterstützung der furchtbaren Anklagen, die an den amerikanischen Großindustrialismus und Großkapitalismus gerichtet sind. In dem Versuch, den Kampf gegen solche Zustände aufzunehmen, ist Wilson dem liberalen englischen Finanzminister Lloyd George gleichzustellen; dem Temperamente nach dürfte er ein noch kühler abwägender, mit praktischen Möglichkeiten noch besser rechnender Staatsmann sein. Die Frage muss zunächst gestellt werden: woher ist diese mit aller Macht einsetzende Gegenbewegung herzuleiten? hat der glänzende Aufstieg der Vereinigten Staaten nicht allen Volksschichten ökonomische Vorteile gebracht? haben nicht alle relativ an der Reichtumsentwicklung teilgenommen?

Robert Hunter zeigte uns die Kehrseite dieser glänzenden Entwicklung. Zwei Schriften, *Armut* und *Das Elend der neuen Welt* lassen uns erkennen, dass neben dieser glänzenden Welt eine ärmliche ist, von der man nicht spricht. Im Vorwort zum zweiten Buch schreibt er: „Es hat ein Ziel: es soll nämlich die Dringlichkeit der Anwendung gewisser gesellschaftlicher, sozialpolitischer Maßnahmen zur Abwehr des Verkommens solcher Bevölkerungsschichten, die am Rande der Armut leben, geschildert werden. Ich kann nicht begreifen, warum längst und allgemein bekannte Ursachen der Verelendung in einem menschlich fühlenden, christlichen Volke geduldet werden". Hunter greift das Problem von allen Seiten an; aus der Fülle seiner Feststellungen nur das eine: in Amerika gibt es wahrscheinlich auch in einigermaßen günstigen Jahren nicht weniger als zehn Millionen Arme; als arm bezeichnet er die unterernährten, schlecht gekleideten und armselig wohnenden Menschen. Gegen vier Millionen von ihnen sind „Paupers", das heißt sie hängen von öffentlichen Unterstützungen ab. Über zwei Millionen Arbeiter sind vier bis sechs Monate im Jahr arbeitslos. Beinahe die Hälfte der Familien in Nordamerika ist besitzlos; mehr als 1,7 Mill. kleine Kinder müssen erwerbstätig sein, während sie noch die Schule besuchen sollten. Über fünf Millionen Frauen sind gezwungen, industriell zu arbeiten, weil der Lohn des Mannes nicht ausreicht. Das sind die feststehenden Angaben Hunters. Wahrscheinlich, schreibt er, werden nicht weniger als eine Million Arbeiter jährlich in ihrem Berufe verletzt oder getötet und über zehn Millionen der heute lebenden Personen werden, wenn das heutige Verhältnis bestehen bleibt, nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit an Tuberkulose sterben.

Amerika kennt, obwohl der Kapitalismus in dem „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten" eine nie erträumte Entwicklung genommen hat, keine eigentliche sozialistische Partei, die bestimmenden Einfluss erlangt hätte. Das gleiche ist bisher noch von England zu sagen. Auch von nicht sozialdemokratischen Theoretikern wird zugestanden, dass die industrielle Expansion der Union mit ihren Riesengebilden, den Trusts, ein Entwicklungsstadium zeige, das in manchen Punkten die Theorien des Marxismus bestätigt. Es muss aber unterschieden werden zwischen der

Verbreitung sozialistischer Ideen und der Parteibildung mit sozialistischen Gesichtspunkten.

Die Trades-Unions bringen wie in England eine Oberschicht qualifizierter Arbeiter in gehobene Lebenslage, während die Hunderttausende jener Arbeitskräfte, die keinen Einfluss auf das Lohnniveau durch die Tatsache der Organisation haben (unorganisierte, ungelernte Arbeiter, Frauen und Kinder), zum Teil unter sehr gedrückten Verhältnissen leben. Es kann jedenfalls nur für die gutgelohnten, zum Teile geradezu brillant gelohnten Arbeiter gelten, was Grünberg zur Erklärung für das Nichtbestehen einer starken sozialdemokratischen Partei anführt: die günstige ökonomische Lage und die Möglichkeit der Erringung wirtschaftlicher Selbständigkeit auf freiem Boden. Wohl hat die amerikanische Arbeiterbewegung den Rahmen gewerkschaftlicher und sozial-reformatorischer Bestrebungen nicht überschritten; aber ihren Einfluss hat sie bei Wahlen im Sinne der sozialistischen Weltauffassung ganz gehörig in die Wagschale geworfen. Bei der Präsidentenwahl des Jahres 1900 kamen auf den sozialistischen Kandidaten 87 814 Stimmen, im Jahre 1904: 392 857 und 1908: 424 483.

Sombart hat uns nach seiner Studienreise in Amerika darüber aufgeklärt, warum der Sozialismus in den Vereinigten Staaten keine besonderen Fortschritte machem konnte. Die Tatsache, dass der amerikanische Kapitalismus sich in einem Lande mit unabsehbaren Flächen von Terra libera entwickelt hat, ist in ihrer Bedeutung für die Gestaltung der proletarischen Psyche keineswegs erschöpft mit der Feststellung der Zahl von Ansiedlern, die im Laufe der Jahre sich dem kapitalistischen Dienstverhältnis durch die Flucht nun wirklich entzogen haben. Vielmehr ist in Rücksicht zu ziehen, dass das bloße Bewusstsein, jederzeit freier Bauer werden zu können, dem amerikanischen Arbeiter ein Gefühl der Sicherheit und Ruhe geben musste, das dem europäischen Arbeiter fremd ist. Man erträgt jede Zwangslage leichter, wenn man wenigstens in dem Wahne lebt, sich ihr im äußersten Notfall entziehen zu können. Dass dadurch aber die Stellung des Proletariates zu den Problemen der zukünftigen Gestaltung des Wirtschaftslebens ganz und gar eigenartig werden musste, liegt auf der Hand. Die Möglichkeit, zwischen Kapitalismus und

Nichtkapitalismus optieren zu können, verwandelt jede aufkeimende Gegnerschaft gegen dieses Wirtschaftssystem aus einer aktiven in eine passive und bricht jeder antikapitalistischen Agitation die Spitze ab. Noch eine andere feine Beobachtung hat Sombart gemacht: der Sinn für das messbar Große im Zusammenhang mit den radikal-demokratischen Grundsätzen der Verfassung hat sich beim Amerikaner zu einer blinden Verehrung der Majoritäten ausgebildet: diese, so meint er, ist auf dem rechten Wege, sonst wäre sie ja nicht die Majorität. Bryce bezeichnet diese Auffassung als „fatalism of the multitude."

Wird es nun so bleiben? Die Meinungen über den Erfolg des Sozialismus in der Union sind geteilt. Eine wahrhaft demokratische Volkspolitik, wie sie Wilson inaugurieren will, ist möglicherweise imstande, auf Jahre hinaus die sozialistischen Richtungen auf eine radikale republikanische Politik festzulegen. Die Zukunft muss lehren, wie weit solche Hoffnungen gerechtfertigt sind. Sombart sah im Jahre 1906 die Verhältnisse bedeutend trüber an, als man sie heute anzusehen berechtigt ist. Alle Momente, meinte er, die bis heute die Entwicklung des Sozialismus in den Vereinigten Staaten aufgehalten haben, sind im Begriffe zu verschwinden oder in ihr Gegenteil verkehrt zu werden, so dass infolgedessen der Sozialismus in der Union im nächsten Menschenalter aller Voraussicht nach zu vollster Blüte gelangen werde. Andere Schriftsteller beurteilen den Verlauf der Dinge wesentlich verschieden und stellen der amerikanischen Sozialdemokratie keine günstige Prognose. Der Anschluss an die vorgeschrittensten Gruppen der demokratischen Partei wird von manchen Politikern der äußersten Linken als die einzig richtige Taktik einer Partei bezeichnet, die noch zu schwach ist, auf eigenen Füßen stehen zu können. Die amerikanische Arbeiterbewegung zeigt übrigens in den letzten Jahren eine bemerkenswerte Tendenz zur Einheit; dies, und nicht allein die Trustausschreitungen, dürfte bei Sombart eine so pessimistische Auffassung der Zukunft hervorgerufen haben.

Sei dem wie ihm wolle. Der Name Wilson bedeutet ein Appell an alle Gutgesinnten, die im Namen der Kultur wirken wollen. Unter so günstigen Auspizien hat in den letzten Jahren selten ein Erneuerer begonnen.

* * *

Die Wahl *Poincarés* bedeutet so gut wie diejenige Wilsons eine Absage an das banale politische Strebertum und eine Wertschätzung der Qualität, die in den letzten Jahren leider nicht immer ausschlaggebend war. In diesem Lichte besehen kommt beiden Wahlen symptomatische Bedeutung zu. Sie eröffnen die berechtigte Hoffnung, dass auch in den Demokratien wieder mehr die besseren Talente und die höheren Gesichtspunkte über eine langweilige Mittelmäßigkeit emporwachsen und feiner gebildete Köpfe Lust an der Politik gewinnen. Die Persönlichkeit Wilsons zeigt vor allem, dass die Sache des Volkes dabei nichts zu verlieren hat. Beide Präsidenten, die Aufgaben, vor die sie gestellt sind, das Milieu, in dem sie nun wirken, sind so verschieden, dass ein Vergleich der beiden Individualitäten nicht angängig ist. Beide werden sich den harten Notwendigkeiten des politischen Lebens in manchen Fragen unterwerfen und auf dieses und jenes in der Studierstube so schön zurechtgelegte Ideal verzichten müssen. Politik ist und bleibt nun einmal die Kunst des Erreichbaren. Aber schon das Bewusstsein, dass Männer von überragenden geistigen Qualitäten an der Spitze des Staates stehen, gewährt ein Gefühl der Sicherheit und der Beruhigung. Wilson hat bei seiner Tarifreform schon jetzt eine nicht ganz ungefährliche Opposition zu spüren bekommen; Poincaré seinerseits die Macht des Radikalismus. Seine Rede in Montpellier wird mit Recht als eine Annäherung an seine republikanischen Gegner gedeutet, nachdem ihm das Votum des Senats zum Bewusstsein gebracht hat, dass sich in Frankreich gegen den Radikalismus nicht regieren lasse. Der Ideenrichtung nach unterscheidet sich Poincaré wesentlich von Wilson; er ist der Mann der gemäßigten liberalen Schule, einem besonnenen Fortschritte zugetan, aber auf keine bestimmte wirtschaftspolitische Richtung festgelegt. Seine Reden verraten eine imponierende Bildung, weise Mäßigung und kluges Einschätzen der praktischen Möglichkeiten. Überaus bezeichnend ist für ihn, dass er in dem glänzenden Nachruf auf Waldeck-Rousseau (*Questions et figures politiques*, Paris 1907, Bibliothèque Charpentier, Eugène Fasquelle) diesen hervorragenden Staatsmann der dritten Republik nur als Rhetoriker so absolut voll gelten lässt und sonst gegenüber seinem Parteigänger in der „Union républicaine" Vorbehalte macht, die sich nur gegen die Sozialgesetz-

gebung Waldeck-Rousseaus richten können. Zur vollen Wertschätzung der Persönlichkeit Poincarés kann auch sein Buch *„Idées contemporaines"* beitragen, worin sich auch eine Anzahl Reden finanzwissenschaftlichen Charakters finden, die als Glanzleistungen anzusprechen sind. (Le courage fiscal, La sincérité budgetaire usw.)

Die Auffassung des Regierungsmannes Poincaré ist wesentlich verschieden von derjenigen des „Erneuerers" Wilson. Zum Belege dafür möge ein Satz aus einer Rede (Gouvernement et collectivisme) angeführt werden: „Un parti qui détient le pouvoir ne peut pas se conduire comme un parti d'opposition et de combat. Dès qu'il gouverne, il représente la France entière et c'est pour la France entière qu'il gouverne."

ZÜRICH PAUL GYGAX

□□□

DER MILCHFÄLSCHER

ERZÄHLUNG VON MEINRAD LIENERT

(Schluss.)

„Ja, ja, das könnte er," sagte mit verdrossenem, sauersüßem Lächeln der Amtsschreiber und entnahm der vollen Tanse Stöffis, der totenbleich dastand, ruhig eine Milchprobe.

„Jesus, Jesus, Herr Amtsschreiber," machte der Alte mit beelendrischem Gesicht, „Ihr werdet doch, in Gottes und aller Heiligen Namen, nichts Böses von mir denken! Zehn lauter lötige Napoleone wollte ich in den Opferstock legen, die beste Kuh gäbe ich drum, wäre mir das heillose Ungeschick mit der Milchtanse nicht gerade jetzt, wo die Milchschauherren vor mir stehen, begegnet. Unsereinem muss es doch immer den gefehlten Weg gehen, so tut es. Aber da könnt ihr jetzt machen, ihr Herren, wenn der Weg alles ein Gletscher ist! Da liegt einer bald auf der Schattenseite, besonders wenn einer ein alter Mann ist und nicht mehr gehörig federt, wie unsereins. Nein, zu dumm ist mir jetzt das ergangen. Eine Heiligenscheibe wollte ich in die Rothwyler Kirche stiften, hätte ich die heillose Tanse noch voll am Buckel. Aber was will man jetzt da machen, draußen ist die Milch."

„Freilich, freilich, da kann man nichts mehr machen," sagte mit seltsamem Blick und ziemlich missvergnügt der Amtsschreiber.

„Doch, Herr Amtsschreiber," sagte jetzt der Landjäger, der unbeachtet von den andern sich zur Tanse an den Boden gemacht hatte, „es ist noch ein Rest Milch in der Tanse gewesen, seht, es langte gerade für eine knappe Probe."

Er wies das kleine volle Probegefäß vor.

„Sakerlot, sakerlot!" machte mit großen Augen der alte Simmeler und sonst nichts mehr.

„So," sagte der Amtsschreiber mit schwer zu verbergendem Schmunzeln, „das hätten wir jetzt abgetan. Es wär' dann recht, wenn ihr von der Gremplerei weg aufs Amt kämet, dass man euch das Ergebnis der Proben gleich zu wissen tun kann. Jetzt behüt Gott beieinander! Das nächstemal müsst ihr halt Eisen aufschlagen lassen, Simmeler, dann habt ihr bessern Bestand. 's ist doch jammerschade um die schöne Milch. Adie wohl!"

„'s Donners, Herr Amtsschreiber, Ihr werdet doch nicht etwa meinen, mit meiner Milch sei's nicht in Ordnung?" rief ihm das graue Männchen nach.

„Behüt mich Gott und Vater!" rief der Beamtete zurück, „wer wollte so etwas von Euch denken. Ihr seid doch landauf, landab als ein Mann bekannt, an dem man Rosenkränze segnen könnte."

„'s Donners, 's Donners," brummte der alte Simmeler, wie gebannt am Wegkreuz stehen bleibend und den Milchschauern nachsehend, „der verfluchte Landjäger!"

Eine geraume Weile blieb er so vor dem Kreuze stehen, dann nahm er die Tanse brummend auf den Buckel und schuhnete, ohne sich auch nur mit einem Blick nach seinem Weggefährten umzusehen, ins Dorf hinunter.

Stöffi, der Brüüschmoosbauer, aber ging schweren Herzens den Weg nach der Gremplerei im Mitteldorf. Es war ihm, der jüngste Tag sei im Anzug. Keinen Augenblick hätte es ihn gewundert, wenn die Sterne vom Himmel und die Berge übers Tal gefallen wären. Er hätte sich ja sowieso am liebsten in die Erde verkrochen. Heute war er vom rechten Wege abgewichen, trotz den flehentlichen Warnungen seines guten Geistes, seiner Frau, und heute ereilte ihn auch schon das Gericht. Das Gericht? Es war ihm, als stünde er im Hemd vor der ganzen Maienlandsgemeinde. Ja, das Gericht wird ihn abstrafen und als ein Milch-

fälscher wird er bald im Blatte stehen. Jedes arme Kind wird ihn künftig mit großen anklagenden Augen ansehen: Also du bist's, der mir das bisschen Milch verdirbt, der mir keine roten Wänglein gönnen mag! Und bald werden ihm vielleicht die Dorfbuben hinter allen Hecken hervor nachrufen: Milchfälscher, Milchfälscher! Und die schmalen Wangen der Arbeiterfrauen werden gegen ihn zeugen in alle Ewigkeit. Seiner Lebtag wird die Schmach nicht von ihm genommen werden, und wenn der Jordan über ihn hinwegginge. Seinen Kindern wird man's noch vorhalten, was ihr Vater für einer gewesen sei. Und wie sollte er künftig seinen Bekannten zu Dorf und Land, die so viel von ihm hielten, noch in die Augen sehen können. Er würde nun künftig tun und lassen können, was er wollte, und wenn er mit seiner Rechtschaffenheit Berge versetzen könnte, es wird halt immer hinterrücks von ihm heißen: Stöffi, der Milchfälscher. Wie würde man ihm künftig übers Maul fahren, sollte er's wagen, im Wirtshaus oder gar an einer Gemeindeversammlung ein Wort mitzureden. Heute hatte er sich Ketten um die Hände, ein Schloss an den Mund und eine Dornenkrone aufs Haupt gelegt. „Wie wird der gute Mann mich wohl morgen ansehen," murmelte er jetzt in sich hinein, als freundlich grüßend ein Dorfratsherr an ihm vorbeischritt. Wie sollte er jemals wieder vor die Gremplerin treten dürfen, die ihm traute wie ihrem Schutzpatron und die sich ganz gewiss morgen von ihm seit langem betrogen glaubte. Ach, bald war er ein anderer. Und wenn man ihn über und über vergoldete, wie den heiligen Joseph in der Weidwegkapelle, die Leute würden durch alle Vergoldung hindurch doch immer nur den heutigen Flecken auf seiner Seele sehen. Bald musste es auskommen; dann war er so gut wie tot. Während er jetzt so dahinwackelte, wusste man auf dem Rathause wohl schon, was er für einer war. Und er musste nun von der Gremplerei weg gleich hingehen. Die Scham würde ihn doch wohl umbringen. Ja, der alte Simmeler hatte es gut. Der durfte getrosten Herzens hingehen, so ein anerkannter Ausbund von Frömmigkeit. Der Neid schielte aus seinen Augen. „Wäre ich doch statt seiner aufs Eis gefallen und hätte die Milch verschüttet!" redete er in sich hinein. Aber der Teufel hatte ihm den Possen gespielt, dass er dem andern, dem Zehnmalgerechten, das Bein vorhielt, statt ihm. Hätte er doch die Freveltat nie getan! Gerne

wollte er arm sein wie der völlig ausgenüsselte Hiob auf dem Misthaufen und zufrieden wie ein wiederkäuendes Schaf am Sonnenrain, könnte er die kleine Milchprobe zurücknehmen.

Ein Büblein lief mit klirrendem Milchkessel neben ihm nach der Gremplerei, um Milch zu holen. „Ich komme grad mit Euch," redete es ihn an, „dann kriege ich die Milch noch kuhwarm. Wisst," fügte es bei, „der Doktor hat gesagt, wenn meine Mutter die Milch kuhwarm zu trinken bekäme, würde sie eher wieder gesund, wisst, weil sie halt die Lungenauszehrung hat." Der Bauer antwortete nicht, aber in seinen Augen stand geschrieben: O Büblein, wenn du wüsstest, was für einer neben dir läuft! Der Räuber, der deiner Mutter die Gesundheit stehlen wollte.

Jetzt trat er in den Gremplerladen. Freundlich, wie immer, nahm ihm die Gremplerin die Milch ab und steckte ihm dann in seine offene Tanse einen gewaltigen Birnenweggen. „Für Eure Kinder," sagte sie. „Es ist jetzt eben die Zeit, in der die Sankt Niklause laufen und da sollen Eure Kleinen nicht leer ausgehen." Denn, setzte sie bei, sie sei recht wohl zufrieden mit ihm, seine Milch habe immer eine so schöne Niedel. Er versuchte keinen Widerstand gegen das Geschenk, war er ja doch das letztemal hier. Zu ihrer Verwunderung dankte er kaum. Mit kurzem Gruß ging er davon und jetzt schritt er nach dem Rathause im Oberdorf.

Als er sich dem Rathause näherte, wurden seine Schritte immer kleiner und zuletzt schlich er den Häusern nach, wie der Schatten eines kranken Mannes. Obwohl er jetzt die leere Tanse am Rücken trug, war ihm doch, als trüge er, wie der heilige Christoffel, Gott und Welt auf dem Rücken. „Jesus, Jesus, was habe ich gemacht!" stöhnte er halblaut. „Ich wollt', ich läg' klaftertief unterm Boden; ich kann doch meiner Lebtag nie mehr eine ungesorgte Stunde haben. Es ist mir jetzt grad, als müsste ich da durch die Rathaustüre in einen Kamin hineinkriechen, aus dem ich in alle Ewigkeit nicht mehr herauskäme. Jesus, Jesus! Alle meine Lebenstage sollten mich nicht mehr drücken als ein Taubenfederchen, könnte ich den heutigen Morgen ab dem Buckel bringen. Gottsnamen denn!"

Gruchsend ging er die Rathaustreppe hinauf, die Beine nachziehend, als hingen Webstuhlsteine dran. Vor dem Bezirksamt aber brachte er's nicht mehr weiter. Er ließ sich, die Tanse vor

sich hinstellend, aufschnaufend wie ein alter Mann, auf eine Bank nieder.

Jetzt ging die Türe der Amtsstube. Der Landjäger, der die Milchschau mitgemacht hatte, trat heraus und schritt, ihn kaum beachtend, vorbei und die Stiege hinunter.

„Wie mich der schon verachtet!“ stöhnte er.

Aber nun hob er schier erstaunt den Kopf. Es war ihm, in der Amtsstube lärme die Stimme des Hinterschweigsimmeler. Und jetzt, die Türe ging wieder auf — stand wahrhaftig der alte Simmeler, die Fuchspelzkappe in der Hand, auf der Schwelle und hinter ihm tauchte der Bezirksammann auf.

„Gewiss, auf Ehr und Seligkeit,“ machte überlaut krähend der Alte, „ich will nicht mehr lebend da zur Ratsstube herauskommen, wenn's nicht heilig so ist, wie ich's sage. Beim Eid habe ich die Milch nicht gefälscht.“

„Gewiss habt Ihr sie gefälscht, Simmeler,“ sagte der Bezirksammann. „Ich hab's Euch nun genug gesagt und Ihr werdet's aber auch noch schriftlich und gedruckt bekommen, wie Ihr's verdient. Denn seht, Euch haben wir schon lange nicht getraut. Ihr seid bisher nur immer schlauer gewesen als wir alle miteinander. Aber heut hat der Fuchs das Bein im Eisen. Ein nötiges Hühnerbäuerlein täte mich dauern, Ihr nicht. Denn obwohl Ihr eine Suppe vermögt, die man mit der Gabel essen kann, habt Ihr doch die Milchsuppe der armen Leute verwässert, wie noch keiner seit ich die Milch beschaue. Ihr müsst die Tanse geradezu unter die Brunnenröhre gestellt haben.“

„Ja, beim Donner,“ machte jetzt der Alte plötzlich, schier strahlenden Augs, „dasmal habt Ihr's prezis getroffen. Jetzt fällt mir's auf einmal ein, wie's mit meiner Milch gegangen sein muss. Hört jetzt nur, ich will's Euch erzählen. Es ist so heilig wahr, als ich da vor Euch stehe. Nämlich, wie ich heut morgen die Tanse an den Brunnentrog lehnte und mir noch schnell den warmen Lismerkittel anziehen ging, kam auf einmal der Bergwind über die Weid. Es begann um Haus und Gaden zu ziehen und zu pfeifen wie nicht gescheit. Und wie ich nun aus dem Hause über das Stiegenbrücklein hinunterkomme, sehe ich gerade noch, wie der scharfe Luftzug das heraussprudelnde Wasser von der Brunnenröhre ab bis über den Trog hinaus gegen die Milchtanse

treibt. Wie ich das Ungeschick wahrnehme, mache ich mich, was gibst was hast, zum Brunnen und nehme die Tanse auf. Da wäre es nun am End aller End wohl möglich, dass ein Güsslein oder zwei von dem heillosen Brunnenwasser in die Milchtanse geweht worden ist."

„Ja, das ist's auch," sagte, ein Auflachen verbeißend, der Ammann. „Aber der Bergwind, der das Brunnenwasser in die Milchtanse trieb, hat dasmal eine Fuchspelzkappe aufgehabt."

„Beim Eid nicht, bei allen Heiligen nicht," machte der Alte. „Wie könnt Ihr von mir so etwas denken. Ich will im Hemd durchs Fegfeuer watten, wenn auch nur ein Faden an allem wahr ist. Ich lasse mich durch den krüppelten Wald jagen und vierteilen, wenn . . ."

„Geht jetzt, Simmeler, geht jetzt!"

„Heiliger sankt Wendel, so hört mich doch der Tausendgottswillen recht an! Wie sollte denn ein Mann, wie ich, dazukommen, die Brunnenröhre für ein Milchzeichen anzusehen! Wartet, wartet, Herr Bezirksammann, jetzt fällt's mir endlich ein, wie's gegangen ist. Dass mir das nicht früher in den Sinn kam. Aber 's ist kein Wunder, dass einem alles aus dem Kopf geht, wenn man einem grundbraven Mann auf einmal so was vorhält. Wisst Ihr wie's gegangen ist, dass das Wasser in die Milch kam?"

„Ja, ja, ich weiß es und Ihr auch."

„Nein, Ihr wisst es nicht," redete jetzt eifrig und mit einem Gesicht, als wollte er die Offenbarung Johannis übertrumpfen, der Alte, „und Ihr könnt's nicht wissen, denn Ihr habt nicht zugesehen. Aber hört nur, ich will es Euch erzählen, wie's gegangen ist. Nämlich, wie ich so kuheseldumm beim Wegkreuz droben ausglitschte und die schwere Tanse so hart auf den vereisten Weg aufschlug, muss ein Stück Eis in die Tanse gesprungen sein und das hat dann die Milch so unchristlich verwässert."

Der Bezirksammann und der unsichtbare Amtsschreiber lachten auf, dass alle Rathausgänge Echo gaben. Dann aber schob der Ammann den Alten wortlos aus der Türe und führte ihn zur Stiege. „So," sagte er nun ruhig, aber kurzgebunden, „bis hieher hab' ich Euch das Geleite geben. Nun schaut, dass Ihr den Weg so rasch als möglich selber findet, sonst soll Euch der Landjäger heimbegleiten."

Da machte sich der alte Hinterschweigsimmeler kopfschüttelnd davon, vor sich die Stiege hinunterbrummend: „Eine ungläubige Welt, eine ungläubige Welt!“

So, hatte der Stöffi gedacht, als er den Bezirksammann wieder zurückkommen sah, nun komme ich auch ins Gericht und die letzten Dinge werden ärger sein, denn die ersten. Es wurde ihm dunkel vor den Augen.

„Ihr seid doch der Brüüschmoosbauer, was?“

„Ja, der wär' ich.“

„Euere Milch ist in Ordnung. Macht's nur Euer Lebenstag nie diesem alten Schlauchinger nach. Denn einmal kommt der Jäger doch hinter den Fuchsen. Adie wohl!“

Die Türe der Amtsstube ging, ziemlich geräuschvoll, hinter dem Ammann zu.

Da kauerte nun der Stöffi mit weit aufgerissenen Augen und glotzte die Türe an. Ein Weilchen wusste er gar nicht, wo er war. Aber dann wollte ihn bedünken, ein drohender Abgrund sei vor ihm mit einemmale zugegangen. Endlich löste sich sein ungeheures Staunen und halblaut kam es über seine Lippen: „Euere Milch ist in Ordnung. Hat er's nicht so gesagt? Oder,“ er schielte nach seinem zerschließenen Hirtenhemd, „bin ich denn nicht der Brüüschmoosbauer. — Heiland!“ fuhr er aber bolzgrad auf. „Er hat's gesagt, also muss es so sein. Herrgott im Himmel, heilige Maria Mutter Gottes, es ist ein Wunder geschehen. Das Wasser muss sich in der Tanse in Milch verwandelt haben. Heiland, Heiland!“

In der Amtsstube gingen Schritte.

Jetzt packte er blitzgeschwind die Tanse, hing sie lässig an die Schulter, und dann ging er mit wahren Riesenschritten die Stiege hinunter, den Gruß des Landjägers, der wieder heraufkam, schier überfreundlich erwiedernd. Auf dem Dorfplatz grüßte er rechts und links mit gewaltiger Hochachtung ein paar zankende Marktweiber, für die er sonst kaum ein Kopfnicken hatte. Darnach machte er sich so schnell als tunlich zum Dorfe hinaus.

Als er auf dem Heimweg an den Friedhof kam, ging er nicht mehr daran vorbei. Lange, lange stand er am Grabe seines Vaters. Gott weiß, was er ihm aus tiefstem Herzen gelobte.

Aber auf dem langen Heimweg überkamen ihn auf einmal wieder Zweifel. Hatte ihn am Ende der Bezirksammann doch für den Unrechten angesehen? Oder hatte der Amtsschreiber die Probe nur flüchtig gemacht, um sie nachher nochmals ernsthafter und genauer vorzunehmen? Es musste ihm doch noch auskommen; es konnte ja gar nicht anders sein. Hatte er's nicht selber gehört, wie seine Frau den vollen Kessel in die Tanse leerte? Sie würden ihm auf dem Amt sicherlich und zwar bald auf seine Schliche kommen, das Elend und der Jammer kamen gewiss noch hintennach. Dann aber würde ihm's an's Leben gehen. Er hatte jetzt heraus, was es heißt, am Schandpfahl zu stehen.

Wie näher er seinem Häuschen kam, desto unheimlicher, desto banger wurde ihm. Gewiss kroch die Schmach schon hinter ihm drein. An ein Wunder konnte er nicht glauben. Der Herrgott würde wohl kaum eines tun, um einem Milchfälscher aus der Klemme zu helfen. Und doch, war denn nicht auch mit dem alten Simmeler ein Wunder geschehen? War der nicht aus einem Halbheiligen, für den er und das ganze Tal ihn hielten, auf einmal ein armer Sünder geworden? Unter peinigenden Zweifeln und grübelndem Sinnen kam er gegen sein Haus. Sein Gang hatte sich wieder verlangsamt. Ihm graute vor den Augen seines Weibes. Denn vor ihr war er sowieso ein Frevler, auch wenn die verwässerte Milch die Probe bestanden hätte. Er blieb einen Augenblick stehen, sich umsehend, ob nicht etwa der Landjäger schon den Weidweg heraufsteige. Aber die Weid war still und feiertäglich. Nur aus einigen fernen Hütten und auch aus dem Kamin seines Schindeldaches stieg ein blaues Räuchlein.

Jetzt bog er um das geweißelte Hausmäuerchen. Vom Brunnen kam eben aufrecht und stattlich seine Frau, einen Zuber auf ihrem heiterfärbigen Haar tragend.

„Bist du zurück," sagte sie, „geh schnell hinauf, Lieber. Du hast vergessen, das Morgenessen zu nehmen. Es ist das erstemal, dass dir das vorkommt, seit wir uns haben. Aber du hattest ja heute an andere Dinge zu denken."

Sie sah ihn ernst an.

Er aber stand mit scheuem Blick vor ihr und suchte den Boden.

„Seppetrutli," machte er bedrückt, halblaut, „ich will dir's grad sagen, ich könnte es vor dir doch nicht eine halbe Stunde verbergen, du durchschaust mich ja wie eine Scheibe. Siehst du, Gott hat mich rasch gefunden. Die Milchschauer haben mich gestellt, mich und den alten Hinterschweigsimmeler."

„Und nun?"

„Ja," machte er, mit großen, schier erschrockenen Augen aufsehend, „und du erschrickst nicht zu Tode, du stirbst nicht auf der Stelle?!"

„Nein, Stöffi, jetzt nicht. Was ist gescheh'n, red'!"

„Seppetrutli, Seppetrutli, so hör' doch! Ich weiß nicht, wie's gekommen ist, aber es muss ein Wunder geschehen sein. Denke dir: Meine Milch haben sie recht erfunden, aber dem alten Simmeler seine erklärten sie auf dem Amt für gefälscht."

„Des Simmelers Milch, des Hinterschweigsimmelers?!" schrie die Frau auf. „Jesus, Jesus, so ein frommlachter Mann, der eifrigste Kirchenläufer weit und breit ein Milchfälscher! Wird nicht sein, du heiliger Gott! Wem soll man denn da noch trauen dürfen; der alte Simmeler, der schon graue Haare hat."

„Ja, ja, aber Frau, der Tausendgottswillen, was redst du nur alleweil vom Simmeler und nicht von mir? Findest du's nicht wunderlich, dass meine Milch recht gewesen sein soll, wo du doch selbst einen ganzen Kessel voll Wasser hineingeleert hast? O, es ist noch nicht vorüber, Frau. O Frau, sie sind gewiss noch drauf gekommen und holen mich bald," machte er kummerschwer.

„Sei ruhig, Lieber," redete sie jetzt ernst, „Gott hat es gut mit uns gemeint. Er hat dir ans Herz geredet durch des alten Simmelers Unglück, denn schau, der alte Simmeler war doch kein wahrhaft frommer Mann, sondern ein Heuchler. Das Wasser aber, nein, nein Schatz, das habe ich dir nicht in die Tanse geschüttet. Ich trug einfach den vollen Milchkessel, statt ihn ins Pfännchen zu leeren, wieder leise, leise, wie am Beinhaus um Mitternacht, am Brunnen vorbei in den Stall und als du gerade der großen Kuh das Bett machtest, schüttete ich flink die Milch in die Tanse hinein."

„Frau!"

Da hatte er sie schon um den Leib und klirrend fuhr der Kessel zu Boden und triefend über und über, wie eine Bergweid im Donnerwetter, umhalsten und küssten sie sich.

Er umhalste sie immer wieder und konnte sie nicht losgeben.

Ein Hüsteln war drüben im Weidweg.

Sie fuhren auseinander.

„Meinetwegen könnt ihr euch fressen," sagte eine Stimme, die den beiden jetzt so merkwürdig, so ganz anders als sonst vorkam.

Der alte Simmeler lief, die Tanse lose am Rücken, die Hecke entlang, mit falschen Äuglein hinüberblinzend. Er sah aus wie einer, dem der gerechte Gott auf dem Weg unversehens begegnete. Heute zum erstenmale gewahrten sie seine verwetzte Fuchspelzkappe. Es war ihnen, es seien in ihrem Pelz auch noch irgendwo zwei listige, fuchsfarbene Augen verborgen. Sie ließen ihn stumm vorüberziehen.

„He, ihr," rief er zurück, als er ein Stück vom Hause weg war, „ihr braucht mir nicht so großartig nachzugaffen und euch auf die Braven herauszuspielen. Euer Großvater ist auch einmal wegen Holzfrevel gebüßt worden. Er zwar hat die Buße verdient, ich aber nicht. Wenn es eine Gerechtigkeit auf der Welt gäbe und nicht immer die Schlechten obenausschwingen würden, so wäre mir's heute nicht so ergangen und ein anderer wäre der Milchfälscher, denn," rief er kreischend, beide Hände am Mund, herüber: „Ich hab's jetzt heraus und meine Kühe sollen künftighin lauter rote Milch geben, wenn's nicht heilig wahr ist, dass der Schelmenamtsschreiber die Milchproben verwechselt hat."

Dann zog er die Fuchspelzkappe über den Kopf und verschwand ziemlich rasch im staudenbestandenen Hohlweg.

Der Brüüschmoosbauer bückte sich und strekte die Hand aus, als wollte er einen Stein aufheben, aber sein Weib haschte sie, zog ihn an ihr hochklopfend Herz und sagte, ihm ernst in die Augen sehend: „Wie, Stöffi, du bist's, der dem Milchfälscher einen Stein nachwerfen will?"

Da nahm er ihre Hand und ruhigen Schrittes machten sie sich in ihr Tätschhäuschen.

□ □ □

SPRACHENFRAGE IN OSTERREICH

Als im Spätherbst 1909 der österreichische Kaiser der Schweiz die Ehre erwies, auf seiner Bodenseefart einen kurzen Aufenthalt im Hafen von Rorschach zu machen, um sich daselbst von den schweizerischen Behörden begrüßen zu lassen, fiel es auf, dass ihn Bundespräsident Comtesse in französischer Sprache begrüßte. Einige Blätter hielten sich dann auch darüber auf; doch beruhigte man sich bald mit der Auskunft, dass ja in der Schweiz Französisch und Deutsch völlig gleichberechtigt seien und dass Herr Comtesse ganz gesetzlich gehandelt habe, als er in *seiner* Muttersprache den fremden Monarchen begrüßte.

Etwas mehr Staub wirbelte die *tessinische Sprachenangelegenheit* gegen Ende des nun abgelaufenen Jahres auf. Die Tessiner sind neuerdings der Ansicht, dass ihre Sprache, die gesetzlich als Landesprache ja der deutschen und französischen gleichgestellt ist, im Verkehr mit den eidgenössischen Behörden zu wenig zu ihrem Rechte komme. Sie beklagten sich besonders darüber, dass die Verwaltung der Gotthardbahn die Deutschen über Gebühr bevorzuge, indem sie für deren Kinder im Tessin deutsche Schulen errichtet habe und bei der Besetzung von Stellen die Deutsch-Schweizer auf Kosten der Tessiner einen zu großen Anteil bekämen. Ein fast vulkanischer Ausbruch dieser Stimmungen erfolgte im Tessiner Großen Rat, fand aber nicht einen geeigneten Boden, um sich weiter auszubreiten; im Gegenteil wurde ihm von der Mehrheit des Rates stürmisch Einhalt geboten und die tessinische Regierung wies in einer würdigen Antwort die bitteren Vorwürfe zurück, die die Eidgenossen jenseits der Berge hätten treffen sollen. Im Nationalrat gab dann in schöner, temperamentvoller, aber doch gemäßigter Rede Manzoni noch einmal jenen Stimmungen, die die Tessiner gegenwärtig bewegen, Ausdruck; doch fühlte man seinen Worten deutlich an, dass er als Eidgenosse diese Sache zur Sprache bringen wollte, und damit war dem Kampfe der Stachel genommen.

Wer diese „Sprachenkämpfe" in der Schweiz, wenn man sie schon so nennen will, in den Tagesblättern verfolgte, wurde unwillkürlich an die entsprechenden Streitigkeiten in unserem großen östlichen Nachbarreiche erinnert. Gerade in der Tessiner Angele-

genheit wurde auch von Schweizer Blättern betont, dass wir in unserem Vaterlande keine Nationalitätenkämpfe nach Art der österreichischen wollen. Denn seit mehr als einem halben Jahrhundert — im wesentlichen seit 1848 — wird die große Monarchie in fast allen ihren Teilen von diesem Kampf der Nationen geschüttelt und bis ins Innerste durchwühlt, und es ist heute noch nicht abzusehen, ob und wie und wann dem Streit ein Ende gemacht werden kann. Kein Jahr vergeht, ohne dass die Zeitungen aus verschiedenen Teilen der Monarchie von schlimmen Unruhen melden, und fast immer ist es der Sprachenstreit, der Studenten und Beamte, Volksvertreter und Zeitungsschreiber in leidenschaftlichem Streit an einander geraten lässt. Nur einige Beispiele hiervon aus den letzten Jahren:

1. In *Prag* haben die *deutschen* Studenten die Gewohnheit, am Sonntag in ihren Farben (es sind die alten Burschenschafterfarben schwarz-rot-gold, in Österreich das Sinnbild der deutschen Gesinnung) auf der breiten Straße, „der Graben" genannt, auf und ab zu bummeln. Darin sieht die in der Mehrheit tschechische Bevölkerung der Stadt eine unerhörte Herausforderung und sucht die Deutschen mit allen Mitteln daran zu hindern, zuletzt in den Dezembertagen 1908, gerade als das 60jährige Jubiläum der Regierung Kaiser Franz Josefs in der ganzen Monarchie festlich begangen werden sollte. Die Deutschen wurden mit Steinwürfen und Gebrüll verfolgt und die Unruhen wurden so gefährlich, dass am 2. Dezember, gerade am Jubiläumstag, über die Hauptstadt Böhmens das Standrecht, so viel wie der Belagerungszustand, verhängt werden musste. Diese letzten Kämpfe sind nur eine soundsovielte Wiederholung der selben Vorgänge; besonders heftig war der Kampf 1897 in Prag; seither haben sich die Deutschen so viel als möglich aus der tschechischen Hochburg zurückgezogen; nur Professoren und Studenten, die an die Hochschule gebunden sind, und Geschäftsleute halten auf dem verlorenen Posten aus.

2. Bekannt und berüchtigt sind auch die immer wiederkehrenden *Unruhen in Innsbruck.* Die aus dem italienisch sprechenden Südtirol herkommenden Studenten empfinden es als eine Schmach, an der deutschen Landesuniversität Innsbruck deutsche Vorlesungen hören zu müssen und geben sich auch damit nicht zufrieden, dass die Regierung dort besondere Kurse

in italienischer Unterrichtssprache für sie einrichten will. Sie wünschen eine eigene Universität auf italienischem Gebiet, am liebsten in Triest, wo sie ganz unter sich sind. Bis dahin sind sie Irredentisten, das ist die noch Unerlösten, deshalb gefährlich, weil sie nach ihren Stammesgenossen im Westen schauen und an Vereinigung mit Italien denken. Die Vorgänge in Innsbruck fanden im November 1908 eine blutige Wiederholung in Wien, wo italienische und deutsche Studenten Umzüge veranstalteten. Von den einen wurde das Garibaldilied, von den andern die Wacht am Rhein gesungen, also beides ausländische Lieder; dreiunddreißig Studenten erhielten in dem darauffolgenden Handgemenge mit Revolverschüssen und Stockhieben Verletzungen, und die Universität musste, damit weiteres Unglück verhütet wurde, geschlossen werden.

3. Ähnliche Forderungen wie in Innsbruck von den Italienern werden an der galizischen Universität *Lemberg* von den *ruthenischen* Studenten erhoben und haben seit Jahren immer wieder zu blutigen Zusammenstößen geführt. Am 11. April 1908 wurde der galizische Statthalter Graf Potocki von einem ruthenischen Studenten erschossen, nicht weil er ein besonders harter Bedrücker der Ruthenen gewesen wäre, sondern als Vertreter der polnischen Mehrheit des Landes ($^4/_7$ = 57%), die den Ruthenen, einem den Russen verwandten Stamm ($^3/_7$ = 43%), im Landtag nicht die entsprechende Vertretung (21 anstatt 65 Vertreter) und an der Universität nicht ihre eigene Unterrichtssprache durch Errichtung von ruthenischen Lehrstühlen gewähren wollen.

4. Wie weit auch das staatliche Leben, die Verhandlungen der Volksvertretung von den Kämpfen um die Sprache beherrscht ist, geht daraus hervor, dass 1908 im böhmischen Landtag von 5 Aktuariaten nicht ein einziges an die Deutschen vergeben wurde, die doch 37% der Bevölkerung des Landes ausmachen, und dass von 540 böhmischen Landesbeamten nicht weniger als 515 tschechischer Nationalität sind.

Alle diese Beispiele, die hier nur aus einer Unmenge von Tatsachen herausgegriffen sind und bloß die letzten Jahre betreffen, zeigen zur Genüge, dass in Österreich der Kampf um die Sprache und Nationalität die Gemüter in einem Grade erregt und erfüllt, von dem wir in unserem Vaterland glücklicherweise weit entfernt

sind, ja kaum eine Ahnung haben, soweit sie sich auf unsere Landessprachen beziehen.

Und doch haben auch wir in der Schweiz eine Sprachen- und Nationalitätenfrage, und es lässt sich nicht leugnen, dass da und dort zwischen Welsch und Deutsch eine gewisse Spannung, eine „Animosität" zu Tage tritt, die gar nicht so leicht zu überwinden ist. Auch bei uns ist die Sprachgrenze nicht unverrückbar, und wer nahe an ihr wohnt, zum Beispiel in Bern oder Freiburg, der erfährt es deutlich, dass es sich auch hier um das Vorrücken oder Zurückweichen einer der beiden Sprachen und Nationalitäten handelt. Man merkt dies schon an der veränderten Schreibung der Ortsnamen wie Bienne-Biel, Tavannes-Dachsfelden, Delémont-Delsberg und vieler andern. Neuenburg, Waadt und Genf werden anderseits von der deutschen Schweiz geradezu überflutet, nicht nur durch die Töchter und Söhne aus guten Häusern, die im Welschland den feinen Schliff an sich erfahren sollen (das hätte so viel nicht zu bedeuten, da die Spuren gewöhnlich nicht sehr tief gehen!), sondern vorwiegend durch *dienende* Menschen: Knechte, Mägde, Handwerker, so dass man in Lausanne oder Neuenburg auf den Straßen schon bald so viel Schweizerdeutsch als Französisch zu hören bekommt. Anderseits gibt es in Bern so viele französisch sprechende Beamte, dass das welsche Kulturelement in der Bundesstadt einen starken Einschlag bildet, besonders im geistigen Leben (Theater, literarischer Geschmack). Aber trotz diesem Hin- und Herwogen der Welschen und Deutschen herrscht kein eigentlicher Kampf; man kennt und versteht sich doch ziemlich gut hüben und drüben; wir fühlen uns einig als Schweizer durch die Geschichte, die uns zu einem Staatswesen zusammengeschmiedet hat, und es ist kaum zuviel gesagt, wenn ich die Behauptung ausspreche: der deutsche Schweizer steht und fühlt sich im allgemeinen dem welschen Schweizer näher als dem Reichsdeutschen oder dem Deutsch-Österreicher, und der welsche Schweizer möchte nicht Franzose werden, wenn er vor die Wahl gestellt würde, ob er seine Schweizerische Eigenart aufgeben solle. Er nennt sich mit Stolz: „Suisse romand", nicht „français".

Warum nun, so fragen uns die Österreicher, wenn man auf ihren Nationalitäten- und Sprachenstreit zu reden kommt, vertragen

wir uns so leidlich, obschon doch die Gegensätze und Reibungsflächen nicht fehlen, mit unsern romanischen Mitbürgern? Doch wohl deshalb, weil wir gegenseitig auf dem Fuße völliger Gleichberechtigung stehen: alle drei Landessprachen: deutsch, die Sprache der großen Mehrheit (70 %), französisch, die einer großen Minderheit (22 %), italienisch, die eines kleinen Bruchteils (6,7 %) sind im Bundesstaat anerkannt, finden Verwendung und niemand denkt daran, eine von ihnen in ihrem Gebrauch und ihrer Geltung zu schmälern, so weit sich diese auf das öffentliche Leben bezieht. Die Anwendung des Italienischen bleibt natürlich etwas beschränkt, entsprechend dem geringen Prozentsatz der Bevölkerung, von dem es gesprochen wird. Das Rätoromanische, die Muttersprache von nur 1,2 %, hat im eidgenössischen Verkehr keine öffentliche Geltung, wohl aber innerhalb des Kantons Graubünden; dort werden bei der Herstellung der Primarschullesebücher sogar die abweichenden romanischen Mundarten durch besondere Ausgaben berücksichtigt, so dass es fünf Ausgaben der Fibel gibt: eine deutsche, eine italienische und drei romanische.

So steht unser mehrsprachiges Zusammenleben im wesentlichen auf dem Grundsatz der Gerechtigkeit. Jedem wird das Seine, und sollte sich einer einmal verkürzt glauben, so wehrt er sich für sein gutes Recht, aber im Vertrauen, dass ihm im Grunde niemand dasselbe bestreitet, da alle Bürger des selben Rechtsstaates und Glieder eines demokratischen Bundes sind, der die Einzelnen im Lauf der Jahrhunderte einander näher gebracht hat, als es die Bande der Sprache allein vermögen.

Warum geht es nun den Österreichern ganz anders? Warum geht bei ihnen der Stammesverband vor dem staatlichen? Warum ist ihnen der sprachliche Zusammenhang der einzig wertvolle? Warum streben die Nationalitäten mit aller Macht in Hass und Leidenschaft auseinander, so dass der große Kaiserstaat immer wieder aus den Fugen zu gehen droht? Diese Fragen stehen zur Beantwortung; sie bilden das große Problem, *die* Frage für das heutige Österreich (etwa so wie die soziale Frage für die ganze heutige Kulturmenschheit die Hauptfrage geworden ist). Versuchen wir im folgenden die Verhältnisse möglichst klarzustellen, dann werden wir auch die uns so fremd anmutenden Kämpfe besser verstehen und würdigen können.

Die österreichisch-ungarische Monarchie ist zunächst wie die Schweiz im Laufe der Jahrhunderte aus ganz verschiedenen Bestandteilen aneinandergefügt worden, die sich das Haus der Habsburger allmählich erworben und unter seiner Herrschaft von Wien aus zu einem Staatswesen vereinigt hat. Aber während unsere Eidgenossenschaft ein Bund von kleinen Nachbarrepubliken auf engem Raume blieb, der erst neuerdings ein einheitlicheres Gepräge als Bundesstaat angenommen hat, verließen die einst schweizerischen Grafen ihren heimatlichen Boden und fügten Reich an Reich in den weiten Donauebenen, brachten die ganzen Ostalpen und nach Norden die Sudetenländer Böhmen, Mähren und Schlesien unter ihr Szepter; nicht einmal die Nordkarpathen geboten ihnen Halt, denn jenseits davon dehnt sich das weite galizische Tiefland, der Anteil Österreichs am ehemaligen Polen, aus. Auf dieser ungeheuren und vielgestaltigen Fläche von 625 000 Quadratkilometern, auf der mehr als fünfzehnmal die Schweiz Platz hätte, lebt und bewegt sich eine Bevölkerung von über 47 Millionen, die ihresgleichen sucht in der Verschiedenheit ihrer Abstammung und Sprache. Es ist eine wahre Musterkarte von Nationalitäten, gegenüber deren Buntheit unsere Sprachenverschiedenheiten nicht viel zu sagen haben.

In *Ungarn* sind bekanntlich die den Finnen und Türken verwandten *Magyaren* das Herrenvolk; sie haben es verstanden, der östlichen Reichshälfte ihre Sprache aufzuzwingen; nur die Deutschen in Siebenbürgen, die sogenannten „Sachsen", die im Mittelalter aus Lothringen eingewandert sind und sich in den Ostkarpathen durch die Jahrhunderte hindurch behauptet haben, genießen noch einige Sonderrechte inbezug auf ihre Sprache in Kirche und Schulwesen, die sie aus eigenen Mitteln erhalten; die übrigen deutschen Kolonisten, die in ganz Ungarn zahlreich verstreut leben, besonders in den Ebenen, müssen sich in das selbe Los wie die andern *nicht*magyarischen Nationen in Ungarn finden, deren Sprache im öffentlichen Verkehr der magyarischen hat weichen müssen. Es sind dies:

im Norden von Ungarn die Slowaken.
im Osten (Siebenbürgen) die Rumänen (etwa 3 Millionen).
im Süden der Drau die Slovenen, Kroaten, die nächsten Verwandten der Serben.

In Ungarn mit seinen etwa 20 Millionen Einwohnern herrscht also ziemlich einheitlich die Sprache der 8 Millionen Magyaren; die Kämpfe haben in dieser Reichshälfte fast aufgehört, weil der starke Wille zur Macht, den die Magyaren zeigen, Sondergelüste kaum mehr aufkommen lässt.

Ganz anders stehen die Dinge in der westlichen Hälfte der Monarchie, im sogenannten *cisleithanischen Österreich.* Die Verteilung der Nationen ist hier nicht so bunt, wie wenn man die ganze Monarchie ins Auge fasst, aber noch bunt genug, und hier ist der eigentliche Kampfplatz, auf dem der Sprachen- und Rassenkampf ausgefochten wird. Österreich ist ja ein altes Kolonialland, von den deutschen Ansiedlern um 1100 von Bayern aus langsam aber stetig in Besitz genommen und für deutsche Kirche, Sprache und Gesittung gewonnen, *ab*gewonnen den *Slaven,* denen der ganze Osten Europas heute noch gehört, und die ursprünglich auch den ganzen Osten des heute von *Deutschen* bewohnten Landes besetzt hielten. Die Eroberung des Donaugebietes bis über Wien hinaus für das deutsche Reich durch den bayrischen Stamm machte die Ostmark, dann das Herzogtum Österreich zu einem blühenden Grenzstaat, in dem die deutsche Arbeit und Sangeslust wie kaum irgendwo in deutschen Landen sich entwickelten: sind doch die österreichischen Bauern als die wohlhabendsten bekannt gewesen und stammen doch die größten mittelhochdeutschen Dichtungen, wie die des Nibelungen- und des Gudrunliedes, auch Walter von der Vogelweide, aus dieser Gegend. Die südlichen Alpengegenden aber, wie Kärnten und Krain, gehörten zwar zur deutschen Herrschaft und blieben den Habsburgern bis heute untertan, wurden aber den *Slaven* nicht völlig entwunden; selbst der Süden der *Steiermark* ist noch vorwiegend von Slaven besetzt. *Böhmen* und die anderen Sudetenländer, Mähren und Schlesien, die 1278 in den Interessenkreis von Österreich traten, aber erst 1526 in dessen Besitz gelangten, blieben dagegen im wesentlichen unter slavischem Einfluss. In Böhmen und Schlesien fand unter dem Schutze der slavischen Fürsten eine starke deutsche Einwanderung statt, die aber zunächst nicht die Oberhand bekam. Fast gar nicht berührt vom deutschen Geist ist endlich *Galizien,* die große *polnische* Erwerbung der Habsburger (seit 1772) mit 78 500 Quadratkilometern, fast doppelt so groß wie die Schweiz

und mit mehr als doppelt so starker Bevölkerung (7,3 Millionen). Durch diese großen nichtdeutsbhen oder nicht reindeutschen Erwerbungen der Habsburger, zu denen 1526 noch Ungarn kommt, von dem wir hier absehen können, ist das heutige Österreich zu einem Staate geworden, in dem die Slaven den Deutschen gegenüber die Mehrzahl haben. Die Verteilung der Nationen ist folgende:

		Zahl Millionen	Prozente	Parlaments-Vertreter	Wohnort
	Deutsche	9	36	233 = 46%	
um 15 Mill. Slaven	Tschechen	6	23	108	Böhmen, Mähren, Schlesien
	Polen	4	16	81	Galizien und Schlesien
	Ruthenen	3	13	33	Ost-Galizien
	Südslaven	2	8	37	Süd-Steiermark, Kärten, Krain
	Italiener	0,73	3	19	Süd-Tirol, Küstenländer
	Rumänen	0,23	1	5	Bukowina

Zu diesen Zahlen und Namen ist folgendes beizufügen: Die Deutschen haben fast ganz die alten Kernlande an der Donau im Besitz; Ober- und Nieder-Österreich, auch Tirol, so weit die Bevölkerung nicht italienisch ist. In den Städten, besonders in Wien, hat freilich in den letzten Jahrzehnten das tschecho-slavische Element unter der arbeitenden Bevölkerung so stark zugenommen, dass in den Schulen bereits darauf Rücksicht genommen werden muss. Die Südslaven sind in Krain und den Küstenländern vorwiegend vertreten, in Kärnten und Steiermark dringen sie vom Süden her immer weiter vor. Auch die steirische Hauptstadt Graz hat schon ihre Nationalitätenkämpfe gehabt, von denen zum Beispiel in Roseggers Erzählungen ein Echo zu hören ist.

Die Slaven in Galizien sind, wie wir bereits wissen, unter einander in erbittertem Hausstreit, indem die Polen sich als das Herrenvolk betrachten und den in starker Minderheit vorhandenen Ruthenen (einem mit den Russen näher verwandten Stamm) nicht die Gleichberechtigung gönnen. *Diese* Slavenstämme kommen also den *Deutschen* gegenüber in Österreich nicht in erster Linie in Betracht, auch stehen die Polen vielfach mit den Tschechen nicht auf bestem Fuße. (Vgl. dazu die ganz andere Stellung der drei Millionen Polen im Osten des deutschen Reiches!)

So bleibt den Deutschen gegenüber noch der große Block der sechs Millionen *Tschechen* in Mähren, Böhmen und Schlesien,

die sich in bewusstem Gegensatz zu dem deutschen Volke befinden.

Fasst man diese Völker ins Auge, so wird man sich davon überzeugen, dass es nicht leicht ist, sie alle unter einen Hut zu bringen. Wenn es sich um die Gesamtregierung von Österreich handelt, so wie in der Schweiz um Bundesangelegenheiten, geht es nicht wohl an, außer der deutschen und italienischen auch noch mindestens vier slavischen Sprachen als öffentlichen Landessprachen die Gleichberechtigung einzuräumen; man denke nur an das Kommando im Heer oder an das Sprachengewirr, das im Parlament entstehen würde. Hier hat das Deutsche als die älteste von den in Österreich in Betracht kommenden Kultursprachen entschieden den Vorzug als öffentliche, von den Staatsbehörden anzuwendende Verkehrssprache, und auch in der Volksvertretung, dem Abgeordnetenhaus und dem Herrenhaus des österreichischen Reichsrats ergibt es sich wie von selbst, dass zur allgemeinen Verständigung das Deutsche gewählt wird. Kommt es doch sogar vor, dass man auf panslavischen Versammlungen zum Deutschen als Nothelfer greifen musste, weil sich die verschiedenen slavischen Stämme nicht verstanden. Das Deutsche ist eben in der österreich-ungarischen Monarchie im Lauf der Jahrhunderte die internationale Verkehrs- und Kultursprache geworden; man kommt überall durch damit, etwa wie mit dem Französischen unter gebildeten Europäern und im diplomatischen Verkehr.

Jeder Slave, der im öffentlichen Leben des Gesamtreiches eine Rolle spielen will, wird sich also das Deutsche aneignen. Dies fällt den Slaven im allgemeinen durchaus nicht schwer, da ihre eigene Sprache komplizierter ist als die unsrige und ihnen eine besondere Sprachbegabung eigen ist. Sie beherrschen das Deutsche oft in erstaunlichem Grade, ähnlich wie die Juden, die sich in Österreich und anderswo so leicht der deutschen Sprache und Kultur anpassen.

So gilt das Deutsche als Staatssprache in all den Angelegenheiten, die ganz Österreich angehen: die Postwertzeichen tragen deutsche Aufschriften, im Heer wird selbst noch in Ungarn nur deutsches Kommando gehört, während freilich der dienstliche Verkehr innerhalb kleinerer Verbände und der Unterricht der Soldaten vielfach in der Landessprache vor sich geht. Die kaiser-

lichen Handschreiben und Diplome, das heißt die persönlichen Willensäußerungen des Monarchen, werden in Österreich deutsch abgefasst und der alte Kaiser hält darauf, dass es wenigstens in der Armee bei diesen Gepflogenheiten bleibt.

So weit wäre nun alles klar und einfach geregelt und es scheint kein Angriffspunkt für einen Kampf vorhanden zu sein. Aber die Slaven denken und empfinden über die gegenwärtig noch geltenden Bestimmungen ganz anders. Für sie ist das Deutsche nicht die Vermittlungssprache, die man sich aus *rein praktischen* Gründen gefallen lassen kann, so wie man etwa im Handel das Esperanto mit Vorteil gebraucht — für sie ist *das Deutsche die Sprache des Herrenvolkes,* dessen Bevormundung sie sich nach Jahrhunderten stummer Duldung zu entziehen begonnen haben. Schon fangen die tschechischen Soldaten beim Verlesen an, anstatt mit „Hier" mit dem tschchischen Worte „Zde" zu antworten, was vorläufig noch eine Disziplinarstrafe mit sich bringt, deshalb aber gerade als eine Heldentat betrachtet wird.

Hier, an einer scheinbar recht unbedeutenden Erscheinung, zeigt sich uns in ursprünglicher Stärke die geistige Macht, welche diese Kämpfe ins Leben gerufen hat, das *Nationalgefühl.* Es offenbart sich am deutlichsten in dem Gebrauch der Sprache, denn diese ist mit dem Leben einer Volksgemeinschaft, mit deren tiefstem Fühlen und Denken so unauflöslich verknüpft, dass sie nie und nimmer als rein praktisches Verkehrsmittel angesehen werden kann, sondern als Ausdruck des inneren Lebens eines Volkes, dessen köstlichstes Eigentum sie ist. Das wissen wir Deutsche von unserer Sprache; sie ist unsere Angelegenheit, an deren Ausgestaltung wir durch den täglichen Gebrauch selber mitarbeiten dürfen, wie Uhland uns so schön zugerufen hat:

So schaffe du inwendig
Tatkräftig und lebendig,
Gesamtes Volk, an ihr!
Ja, gib ihr du die Reinheit,
Die Klarheit und die Feinheit,
Die aus dem Herzen stammt!
Gib ihr den Schwung, die Stärke,
Die Glut, an der man merke,
Dass sie vom Geiste stammt.

Dieser Sinn für die Unveräußerlichkeit und Kostbarkeit der eigenen Sprache, durch welchen sich vornehmlich das Nationalgefühl kund gibt, ist nun im neunzehnten Jahrhundert in Europa bei einer Reihe von Völkern mit niegeahnter Stärke erwacht. Während man im achtzehnten Jahrhundert die Nationalität als eine enge Schranke des Menschentums ansah, als eine Schranke, die ein reifer Mensch zu überwinden habe, um zum Weltbürger zu werden (vgl. unsere Klassiker Goethe und Schiller), wurde zuerst den durch Napoleon unter die Füße getretenen Völkern bewusst, was sie an ihrer Nationalität hatten; Spanier und Deutsche erhoben sich und schüttelten das Joch des fremden korsischen Weltbürgers oder Weltherrschers von sich. Die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sah die Freiheitskämpfe der Griechen und der Polen, diese leider erfolglos, aber das übrige Europa *sah* sie nicht nur, es erlebte sie mit. Denn besonders durch die deutsche Romantik war der Sinn für die Schönheit des Volkstums, für die Eigenart in Sitte und Sprache unter den Gebildeten erwacht; die weltbürgerlichen Anschauungen der Klassiker traten zurück vor der Freude am einheimischen Volkstum, das man nun mit Begeisterung, Eifer und Innigkeit pflegte und bis in die sagenumwobene Vergangenheit zu erforschen begann. Deutschland war der eigentliche Herd dieses neuerwachten geistigen Lebens, aber das Feuer wurde auch in andere Nationen hinübergetragen und die deutschen Forscher waren nicht die letzten, selbst fremdem Volkstum mit der gleichen Liebe nachzuforschen. So erwachte das Nationalgefühl und zwar mit der Richtung auf politische Befreiung und Einigung zunächst in Italien, wo es in den sechziger Jahren zur glücklichen Gestaltung eines einheitlichen Königreiches führte; so erwachte es (nicht zum wenigsten befruchtet durch deutschen Forscherfleiß und Eifer) auch unter den Slaven Österreichs in den dreißiger und vierziger Jahren, und die Deutschen waren die ersten, die sich darüber freuten und ihnen recht gaben. Besonders in *Böhmen* wurde eifrig nach den Herrlichkeiten vergangener Zeiten geforscht: Deutsche und Tschechen erbauten sich an der stolzen Geschichte ihres gemeinsamen Königreiches, man lebte und schwelgte im Mittelalter, in der Zeit, wo Karl Kaiser IV. als König von Böhmen Deutsche und Tschechen väterlich regiert, wo er Prag zur glänzenden Kaiserstadt gemacht hatte; dann

wurden die hussitischen Erinnerungen neu belebt; selbst deutsche Dichter wie Lenau und Alfred Meißner verherrlichten den tschechischen Nationalhelden Ziska, den einäugigen Hussitenführer. Nicht zu vergessen ist auch die eindringliche Geschichtsforschung, mit der damals besonders der Prager Professor Palacky einsetzte.

Allein es blieb hier nicht bei der friedlichen Begeisterung für den Glanz der Vergangenheit Böhmens; denn bald fühlten sich die zu eigenem Nationalbewusstsein erwachten Tschechen im Gegensatz zu den Deutschen, die sie in Böhmen neben sich, in Gesamtösterreich über sich hatten. Hier ist der eigentliche Ursprung des Sprachenkampfes in Böhmen und Österreich; er hat zum erstenmal in der Revolution von 1848 deutliche Gestalt angenommen und seither durch ganz verschiedene Epochen hindurch eher zu- als abgenommen. Wir wenden uns im folgenden ausschließlich den Verhältnissen in Böhmen zu; denn hier, nicht nur in der Verfassung des Gesamtstaates liegt der Ursprung des Sprachenkampfes für Österreich. Der nationale Kampf der *Ungarn* ist zwar älter und auch von größter Bedeutung; aber er ist eine Angelegenheit für sich und in der Hauptsache bereits entschieden, so dass wir hier auf seine Darstellung verzichten.

* * *

Warum wurden die Tschechen, sobald sie sich als eigene Nation zu fühlen begannen, den Deutschen feind? Ist es nicht möglich, das eigene Volkstum zu pflegen, ohne das des Nachbars als feindlich zu betrachten oder anzugreifen, ja es verdrängen zu wollen? Musste es notwendig zu einem Kampf der beiden Nationen kommen, wie er heute herrscht, und wenn er einmal begonnen hatte, worauf zielten die beiden Nationen und wie wäre der Kampf schließlich beizulegen? Dies sind einige Fragen, die wir im folgenden zu beantworten suchen. Zunächst wird es sich lohnen, dass wir uns den Kampfplatz und die beiden Kämpfer, besonders den unserm Volkstum fremden, etwas näher ansehen und sie aneinander messen.

Schon dem Sekundarschüler prägt sich die äußere Gestalt Böhmens als Viereck ein, das auf drei Seiten von deutschem Reichsgebiet umgeben ist und durch die Ketten des Böhmer-Waldes, der Erzgebirges und der Sudeten deutlich von diesem

geschieden wird. Nach Südosten ist das Viereck nur durch niedrige Bergzüge von *Mähren* abgegrenzt, das denn auch in der Geschichte oft mit Böhmen zusammengenannt wird und ebenfalls in der Mehrzahl von Tschechen bewohnt wird. Böhmen hat einen Flächeninhalt von 52 000 Quadratkilometern, ist also um ein Viertel größer als die Schweiz; dabei ist es aber mit 6,3 Millionen Einwohner bedeutend dichter bevölkert als unser Vaterland (122 : 82 auf 1 Quadratkilometer). Diese Tatsache lässt darauf schließen, dass Böhmen ein an Arbeitsgelegenheit besonders reiches Land sein muss, und in der Tat, neben Spanien gibt es wohl kein Land in Europa, das so reich an Bodenschätzen und andern Rohmaterialien ist; dabei wird es aber in ganz anderem Maße ausgebeutet als das vielfach brachliegende Spanien. Böhmen besitzt vor allem ungeheure Lager von Braunkohlen, die sich südlich vom Erzgebirge viele Stunden weit in dicken Schichten ausbreiten; im Innern findet sich auch Steinkohle, und wie dies oft vorkommt, gibt es in dessen Nähe Eisenerze, welche besonders bei Kladno und Prag gewonnen werden. Im Erzgebirge war in früheren Jahrhunderten die Ausbeute an edleren Metallen wie Silber, Kupfer, Zinn, Zink viel bedeutender; doch bestehen heute noch eine Anzahl Erzgruben und in den letzten Jahren hat die Grabung nach metallartigen Stoffen, aus denen Radium gewonnen wird, dieser Gegend wieder eine neue Wichtigkeit verschafft. Die Randgebirge, aber auch das Hügelland im Innern sind sodann reich an *Waldbestand*; der Holzhandel wird durch das prächtig regelmäßige System von Wasseradern und eine von den Waldbesitzern im Großen betriebene Flößerei, sowie durch den Bedarf an gutem Holz für den Schiffbau sehr begünstigt. In dem mehr flachen Lande im Innern wird die Landwirtschaft mit Erfolg betrieben: Getreide- und besonders Rübenbau bringen auf dem fruchtbaren und leicht zu bebauenden Boden schöne Erträge.

FRAUENFELD TH. GREYERZ

(Schluss folgt)

□□□

AUSSTELLUNGSZENTRALEN FÜR KUNST UND KUNSTGEWERBE

(Schluss)

Anlehnend an schweizerische Künstlerausstellungen müsste man wohl auch ab und zu mit der Schweiz verwandte Künstler des Auslandes zeigen, dort, wo die eigene Produktion nicht erheblich genug wäre, würde man musterhafte Vorbilder aus schweizerischen Gewerben der Vergangenheit oder gegenwärtige Industrieerzeugnisse des Auslandes beifügen. Auch sonst müssten zwischenhinein die tüchtigsten Erzeugnisse des Auslandes zur Anschauung gelangen. Eine gute Auswahl an bedeutenden ausländischen Mustern ließe sich durch einen regelmäßigen Besuch auswärtiger Kunst- und Gewerbeausstellungen leicht treffen; sie ist unbedingt notwendig, wenn wir die Konkurrenz mit Erfolg aufnehmen wollen.

Die Kunst der Meisterschaft für die Zentrale läge also mehr in der Auswahl der Objekte als im Arrangement; doch soll auch das letztere nicht vernachlässigt werden, einfach und gediegen bleibe auch hier das Prinzip.

Diese Ausgleichspolitik hat jedenfalls mehr Vorzüge als Nachteile. Tritt sie regelmäßig und rasch ein, dann erspart sie viele Zeit und teure Reisen und den speziellen Wünschen Einzelner wie ganzer Gruppen kann dabei nach Möglichkeit immer entgegengekommen werden. Übersichtliche Musterzusammenstellungen, die für den Einzelnen zu teuer wären, kann sich so die Mehrzahl bequem und leicht beschaffen.

Bei Ausstellungen von Objekten schweizerischer Herkunft sollte in erster Linie auf eine erhöhte Absatzmöglichkeit abgestellt werden, bei Ausstellungen von auswärtigen Produkten handelt es sich in erster Linie um instruktive Vorführung bester Qualität.

Es ist natürlich äußerst schwierig, in aller Kürze die Richtlinien des Unternehmens nach allen Seiten auch nur annähernd klar zu legen, gewisse Details müssten noch eingehender bearbeitet werden, andere würde erst die Erfahrung und Praxis regeln. Immerhin darf betont werden, dass diese Darlegung auf jahrelangen Beobachtungen beruht, dass sie die Resultate eines eifrigen

Studiums bedeutet und als solche auch Anerkennung beanspruchen möchte. Der außenstehende, nicht direkt beteiligte Interessent kann sich oft einen bessern Einblick in die wirklichen Bedürfnisse des Landes schaffen, als der Administrator einer bestimmten kunstgewerblichen Anstalt oder Schule, für deren ausschließliche Zwecke er immer ganz einzutreten hat. Noch besser ist das Verhältnis gegenüber dem Ausstellungsspekulanten, dessen einziges Trachten nach einem möglichst großen persönlichen finanziellen Erfolge geht und bei dem die Qualität Nebensache bleibt. Auch wir wollen einen vollen finanziellen Erfolg mit aller Energie erreichen, aber dieser darf nicht Endzweck sein, er bleibt uns das wichtigste Mittel zum Zweck.

Ein nicht zu unterschätzender Vorteil ist es, dass gerade die Gebiete, die wir für unsere Ausstellung beanspruchen möchten, zu den ausstellungsfreudigsten zählen, die Künstler, das Kunsthandwerk, die Kleingewerbe und die gesamte gewerbliche Industrie kennen den Erfolg und die Wohltaten derartiger Unternehmen, sie vor allem werden, wenn es nötig sein sollte, auch gewiss materielle Opfer bringen können. Die Großindustrie wird sich wohl auch beteiligen, aber für sie ist die Ausstellung weniger eine neue Erwerbsgelegenheit, sie stellt meist nur aus, um ihren Platz zu behaupten. Aus diesem Grunde würden wir auch nie zögern, tüchtige Arbeiten von unbekannten Kleinkünstlern und Kunstgewerbeschülern aufzunehmen. Ihre Arbeiten würden neben denjenigen der Fabriken und des Gewerbes gewiss zu mancher Anregung Anlass bieten, neue Kräfte kämen rascher zur verdienten Anerkennung. Nötigenfalls kämen auch als Ergänzung dann und wann typische Formen und Spezialitäten unseres Landes aus früheren Perioden zur Aufstellung, um so die historische Entwicklung dem Besucher klar vor Augen zu legen. Auf ähnliche Weise vielleicht auch ließe sich Wettbewerbausstellungen einrichten; diese von bestimmten Auftraggebern ausgehenden Ausstellungen kämen für unsere Zwecke nur insofern in Betracht, als sie wirklich durch hervorragende Qualität sich auszeichnen würden.

* * *

Ob man eine solche Ausstellungszentralisation offiziell oder privat ins Werk setzen soll, kann verschieden beantwortet werden.

Vorerst müssen wir bei unsern schweizerischen Verhältnissen betonen, dass eine endgültige Organisation weder ausschließlich offiziellen noch ausschließlich privaten Charakter tragen kann.

Über die Organisationsfrage müssten in erster Linie die Vertreter der Gewerbemuseen, der Gewerbevereine, gewisser industrieller Kreise, der künstlerischen Vereinigungen sich aussprechen und zu einer ersten orientierenden Beratung eingeladen werden. Eine Vorbesprechung unter diesen maßgebenden Persönlichkeiten würde gleich von Anbeginn wesentlich zur Klärung der Situation beitragen. Wir dürfen es an dieser Stelle nicht unterlassen, zu betonen, dass die beteiligten Kreise bereits in großer Mehrheit sich der Idee sehr sympathisch gegenüberstellen. Es bedarf nur noch eines energischen Vorstoßes, um das Werk ins Leben zu rufen. Kommt dann bei der beratenden Zusammenkunft ein positives Resultat in Form einer Resolution zustande, dann mag eine spätere konstituierende Versammlung sich mit den organisatorischen Arbeiten und Wahlen beschäftigen, um dem Unternehmen gleich von Anbeginn ein möglichst festes Gefüge zu geben. Dieser ersten Generalversammlung müsste jedenfalls noch eine weitere gemeinsame Aussprache mit sämtlichen Interessenten vorausgehen, sie würde die allgemeinen Richtlinien für die grundlegende Arbeit festsetzen und die Gründungsschwierigkeiten erheblich abklären.

Ähnlich wie wir in Zürich eine Ausstellungszentrale für schweizerisches Ausstellungswesen im Ausland besitzen, ähnlich würde nach unserem Erachten eine solche parallele Institution mit Sitz in Bern, Zürich oder Genf errichtet werden müssen. Wir glauben, dass eine zentral gelegene Stadt der Schweiz, wie Bern es ist, den persönlichen Verkehr vielfach erleichtern würde, während Zürich und Genf als industrielle Zentren für Anregungen geschäftlicher Natur Vorteile in sich schlössen. Zürich würde überdies Anlass zu regem Kontakt mit dem Schwesterinstitute bieten. Der persönliche Verkehr dürfte um so intensiver werden, je beschränkter das Personal des Bureaus wäre. Zu Anfang sollte überhaupt nicht mit einem zu großen Apparat eingesetzt werden; ein gesundes, normales Wachstum und Erstarken erhält auch hier vor einer gezüchteten Pilzproduktion den Vorzug. Nach unserem Erachten erscheint es wünschenswert, mit der Protektion

des Bundes zu arbeiten, doch nur unter der Bedingung, dass er seine Subventionen, ähnlich wie es auch von den kantonalen Anstalten zu erwarten wäre, beisteuern würde ohne eine leitende Rolle einzunehmen. Die Verantwortung fällt auf den leitenden Ausschuss, dessen Mitglieder sind die Arrangeure des Unternehmens, fehlen diese, dann kann und soll von kompetenter Seite, also vom Bund, den kantonalen Interessenten und sonstigen Stimmberechtigten eingeschritten werden. Sobald ein künstlerisches und gewerbliches Unternehmen offiziellen Charakter erhält, tritt nur zu rasch der Bureaukratismus und die politische Günstlingskonstellation ein, womit selbstverständlich das Unternehmen gleich von Anfang dem Untergang geweiht wird. Die Organisation soll vielmehr ein Föderativverband bleiben mit einer wechselnden, in den verschiedenen Spezialitäten fachmännischen Exekutive. Sie steht unter dem Protektorate des Bundes, der Kantone und gewisser Vereine und Gesellschaften. Politische und kommerzielle Rücksichten gegenüber dem einzelnen Aussteller müssen von Anfang, sofern sie dem Unternehmen schädlich erkannt werden, fern gehalten werden. Dabei bleibt der praktische Vorteil für den Aussteller doch leitender Grundsatz für die Arrangeure, nur behalten sich diese die definitive Entscheidung vor. Künstlerisches Verständnis auf den verschiedensten Gebieten, praktische Gewandtheit, strengste Unparteilichkeit und ausgesprochener Weitblick sind die Grundbedingungen für das Gelingen des Ganzen. Es kann dabei vielleicht vorkommen, dass ab und zu das Ausstellungsbegehren eines Interessenten, als der Allgemeinheit zu wenig förderlich, abgeschlagen werden muss. Findet der Entscheid des Ausschusses keinen Beifall bei der Öffentlichkeit, dann soll die Generalversammlung die endgültige Anordnung treffen; verlangt sie trotzdem die Ausstellung der abgewiesenen Objekte, so scheint es mir billig, dem Wunsche der Allgemeinheit nachzukommen. Übrigens wird dieser Fall selten eintreten, da die Auswahl von einer mehrköpfigen, zum Teil fachmännischen Kommission getroffen wird; sie ist es, welche in Verbindung mit Vorständen und Direktoren in den Werkstätten, Schulen, Ateliers, Fabriken und Geschäften die definitive Auswahl trifft. Die Willkür bleibt damit von selbst ausgeschaltet und dort, wo auswärtige Objekte zur Aufstellung gelangen, regelt sich ebenfalls schon durch den

Zweck von Mustervorführung die Qualität der Gegenstände; diese sollen uns dann eben neue, in der Schweiz noch weniger gepflegte Gebiete erschließen.

* * *

Einleitend sei hier bemerkt, dass der nachfolgende Organisationsvorschlag vor allem die spätere positive Organisationsarbeit erleichtern helfen will. An der Hand einer durchgearbeiteten Aufstellung wird es der Kritik viel leichter gemacht, praktisch einzusetzen und das Nützliche herauszuwählen. Erst nach der Erkenntnis gemachter Fehler wird es möglich sein, ein neues, mustergültiges Gefüge zu schaffen.

Die *Ausstellungszentrale* bildet den vollziehenden Ausschuss einer freien Vereinigung von künstlerischen und gewerblichen Ausstellungsinteressenten. Sie steht unter dem Protektorate der hohen Bundesbehörden, der kantonalen Kunst- und Gewerbemuseen, der schweizerischen und kantonalen Künstler- und Gewerbevereinigungen, der Verkehrsvereine, der Industrievereine, der historischen Vereine, des Heimatschutzes usw.

Durch die Subvention des genannten Unternehmens erhält jede der genannten Institutionen das Recht zu einer Stimme an einer jährlich im Februar abzuhaltenden *Generalversammlung.* Diese nimmt jeweils den Jahresbericht und die Rechnungsablage in Empfang, sie setzt das Budget und die Grundzüge des Programmes für das kommende Jahr fest. Außerordentliche Generalversammlungen werden auf Wunsch einer noch zu bestimmenden Anzahl von Stimmberechtigten einberufen.

Für die erste Periode ließe sich auch die Frage aufwerfen, ob nicht die oberste Leitung dem Vorstande eines Verbandes der schweizerischen Gewerbemuseen anvertraut werden könnte. Es würde ein derartiges Vorgehen gewiss manche technische Schwierigkeiten sehr erleichtern und den Verkehr für den Ausstellungsbetrieb nur angenehm fördern.

Der *leitende Ausschuss* besteht aus vier von der konstituierenden Generalversammlung gewählten Vorstandsmitgliedern und dem von der nämlichen Versammlung gewählten ständigen Sekretär. Von den vier Vorstandsmitgliedern sollen zwei auf die romanische, zwei auf die deutsche Schweiz entfallen, der Vorsitz

im Ausschusse wechselt mit jedem Jahre. Die Wahlen werden jährlich bestätigt. Als erste Aufgabe des Ausschusses wird die Ausarbeitung des Programmes, die Wahl der Objekte und die endgültige Regelung des Turnus in Betracht fallen, er entscheidet ebenfalls in ausstellungstechnischen Fragen und besitzt die volle Vertretung nach außen. Der Ausschuss tritt nach Bedürfnis zusammen und zwar, wenn kein Augenschein notwendig, am Sitze des Sekretariates. Sind Besichtigungen mit der Zusammenkunft notwendig, begibt sich der Vorstand selbstverständlich an der betreffenden Ort zur gemeinsamen Besprechung.

Dem leitenden Ausschusse stehen zur Begutachtung und Festsetzung der Ausstellungsobjekte *Vertrauensmänner* zur Seite. Diese werden vom Vorstande nach Bedürfnis von Fall zu Fall gewählt, es sollen jeweils fachtüchtige Leute sein, deren maßgebendes Urteil für den Ausschuss orientierend und wegleitend sein kann. Das absolute Mehr des Ausschusses wird für die Anlage der Ausstellung und für die Aufstellungsberechtigung notwendig sein. Es soll damit nur qualitativ Gutes dem Publikum vorgeführt werden können, eine Beschränkung in der Auswahl bleibt von vorneherein schon räumlich geboten. Sämtliche Objekte werden womöglich allerorts in gleicher Zahl und Qualität vorgeführt.

Der *Sekretär* hat die gesamte Exekutive in der Hand, bei ihm liegt der Verkehr mit den Ausstellungsbeschickenden, mit den Ausstellungsinstituten und mit den Besuchern. Er führt die vorbereitenden Geschäfte und leitet nach Möglichkeit die erste Auswahl für die Ausstellung ein. Der Sekretär ist der einzige ständige Vertreter des Ausschusses und bezieht als solcher einen fixen Anstellungsgehalt. Es bleibt dem Sekretär untersagt, andere geschäftliche Verpflichtungen zu übernehmen, seine Arbeit steht ausschließlich im Dienste der Ausstellungszentrale.

Der Sekretär erhält nach Bedürfnis *Hilfskräfte,* denen die laufenden Korrespondenzen und eventuelle technische Hilfeleistungen angewiesen würden. Dieses Personal bleibt dem Sekretariat unterstellt und steht ebenfalls in einem festen Anstellungsverhältnisse.

An *Bureaulokalitäten* dürfte für den Anfang eine kleinere Installation vollends genügen. Die Hauptsache bleibt, dass die

Lokale bequem erreichbar und womöglich in der Nähe von Ausstellungslokalitäten sich befänden.

Als *Ausstellungslokale* der verschiedenen Städte kämen in erster Linie wohl die permanent für solche Zwecke zur Verfügung stehenden Räume der Gewerbemuseen in Betracht. Auf besondern Wunsch könnten auch Städte und Ortschaften ohne eigene Ausstellungsräume bedient werden; in diesem Falle müsste für sie eine besondere Anordnung getroffen werden, wie auch die Übernahme der Kosten von Fall zu Fall geregelt werden müsste.

Als die gegebenen Ausstellungsorte nennen wir vor allem sämtliche größeren Städte und Industriezentren, vielleicht auch einzelne Kurorte, von denen wir eine den Ausstellungen entsprechende Garantie voraussetzen dürfen. Man dürfte aber auch die Frage, kleinere Orte mit einzubeziehen, nicht außer acht lassen. Sie sind für derartige Veranstaltungen oft dankbarer als die übersättigten Städte, ihre Kaufkraft ist bei der in der Schweiz herrschenden Dezentralisation von Handel und Gewerbe nicht zu unterschätzen.

Nach den guten Erfahrungen, die die eidgenössische Kunstkommission mit ihrem neuen Ausstellungszelt gemacht hat, dürfte die Frage aufgeworfen werden, ob wir nicht ein derartiges Zelt auch in den Dienst des Kunstgewerbes setzen könnten. Es wäre ja nicht nötig, dass das neue Zelt in den Dimensionen des Turnuszeltes gehalten wäre, im Gegenteil, des leichteren und häufigeren Transportes halber wäre eine wesentlich reduzierte Fläche sogar wünschenswert. Denn es scheint uns nicht von Vorteil, das gesamte Kunstgewerbe auf einmal in einem solchen Zelte zu vereinigen, die Auswahl würde darunter bedeutend leiden und wir bekämen im besten Falle eine „Gewerbeschau", bei der eben auch das Minderwertige auf Aufnahme rechnen dürfte. Eine wesentliche Schwierigkeit für das Kunstgewerbezelt böte der Schrank und Fachausbau. Während wir in den meisten bisherigen Ausstellungsräumen diese Objekte zur Verfügung haben, müsste hier beim Zelt eine sehr umständliche Einbaute vorgenommen werden, die für den jeweiligen Gebrauch immer wieder neue Abänderungen zu gewärtigen hätte.

Als *Ausstellungszeit* glauben wir vier Wochen in Aussicht nehmen zu dürfen und zwar so, dass vier Sonntage in den Zeitraum fallen;

weitere vierzehn Tage dienten für den Abtransport und die Neuaufstellung. Eine prompte Ausführung wird zwar nur dann möglich sein, wenn genügende Hilfskräfte, eine praktische Transportausrüstung und die nötige Routine da sein werden, Dinge, die jedenfalls erst durch die Praxis ihre endgültige Regelung erhalten würden.

Die *Wahl der Objekte* erfolgt durch den leitenden Ausschuss in seiner Gesamtheit oder durch eine Abordnung von einzelnen Mitgliedern, der Sekretär soll als vollziehende Instanz stets beiwohnen. Für gewöhnlich wird sich diese Jury wohl aus einem oder zwei Vorstandsmitgliedern, einem Vertrauensmann und dem Sekretär zusammensetzen. Die mit der Auswahl betrauten Mitglieder haben sich an die strengste Beobachtung des Grundsatzes: „Von Allem nur das Beste" zu halten; es kann also nicht auf die direkte Unterstützung von weniger Fähigen gerechnet werden; diese Aufgabe liegt mehr im Bereiche der schweizerischen Turnusausstellungen und der Gewerbeschauen, bei denen die Zulassgrenze viel weiter gezogen wird. Wenn auch die Beschaffung der Ausstellungsobjekte ganz in den Händen der Zentrale liegt, so bleibt damit doch die Möglichkeit einer weitgehenden Berücksichtigung der Wünsche einzelner Ausstellungsinteressenten offen. Ein von der Zentrale frühzeitig entworfenes Programm wird hierfür an sämtliche Interessenten verschickt werden. Nach dem Eintreffen der verschiedenen Rückäußerungen und Begutachtungen wird der Ausschuss eine Neuredaktion des Programmes unter Berücksichtigung der geäußerten Wünsche aufstellen und diese sodann der Generalversammlung zur endgültigen Annahme empfehlen. Ein letzter Entscheid dürfte also bei der Generalversammlung liegen, spätere Änderungen müssten infolge von Komplikationen im Turnus und dergleichen auf das entschiedenste verhindert werden.

Selbstverständlich bedingt das mühevolle *Aufsuchen des Materials* öfters Reisen und persönlichen Verkehr mit den Ausstellungsinteressenten. Der Erfolg des Unternehmens liegt hier vielfach in persönlichen Momenten, und diese setzen eine möglichst unbeschränkte Aktionsfreiheit voraus. Die nötigen Kredite für Reisen sollten infolgedessen von der Generalversammlung pauschal festgesetzt werden und der Ausschuss jederzeit berechtigt sein, den direkten Verkehr mit den Teilnehmern an Ausstellungen anzu-

bahnen. Ubrigens dürfte erst nachdem genügend wertvolles Material vorliegt, die definitive Festsetzung der Ausstellung angekündigt werden. Liefert die Schweiz ab und zu einmal nicht genug Material, dann erst erwächst der Zentrale die Pflicht, durch beste ausländische Erzeugnisse die Lücken zu ergänzen und so dem Inlande Gelegenheit zu schaffen, in Zukunft das betreffende Gebiet selbst mehr zu bearbeiten. Der Bereitschaftstermin soll mit aller Energie so vorbereitet werden, dass Neuausstellungen an ihren Ausgangsort mindestens drei Wochen vor Eröffnung der Veranstaltung eintreffen. Diese vorsichtige Maßregel gilt besonders für ausländische Ausstellungen, bei denen eventuelle Ergänzungen mehr Zeit beanspruchen würden. Für Reisen nach dem Auslande genügte zur Ersparung von Kosten die abwechslungsweise Beschickung eines Ausschussmitgliedes mit dem Sekretär; Fachleute an Ort und Stelle könnten dann nötigenfalls die Vertrauensmänner ersetzen.

Für den *Transport* wird es angezeigt sein, gleich von Anfang sich mit einer ordentlichen Anzahl zweckmäßiger Transportmittel zu versehen, ganz besonders soll das Verpackungswesen für gewerbliche Ausstellungen studiert werden. Während des Transportes haften die jeweiligen Spediteure für den Schaden, später nach Bezug der Ausstellungslokale die jeweiligen Ausstellungsanstalten. Die *Versicherung* ist obligatorisch und kann von sämtlichen Ausstellungsinteressenten gemeinsam geregelt werden. Die Bundesbehörden sind für zollfreie Einfuhr ausländischer Ausstellungsgüter anzugehen, umgekehrt ist auch Gegenrecht für nicht verkaufte Gegenstände und Rücksendungen anzustreben. In der Schweiz wird um ermäßigte Frachtansätze eingelangt werden müssen. Die Termine in der Spedition werden von der Zentrale festgesetzt; sie sollen von den Parizipanten an der Ausstellung peinlich genau eingehalten werden. Die Transportkosten fallen proportional den Ausstellungsinstituten zur Last, ebenso haften diese für die pünktliche instruktionsgemäße *Aufstellung.* Die Erstaufstellung wird jeweils von einem Mitgliede des Ausschusses geleitet. Über die Anstellung eines speziellen Ausstellungstechnikers wird die Zukunft entscheiden.

Um dem *Verkauf* möglichst große Chancen zu bieten, erhalten die verkautfen Objekte keine Etiketten; der Aussteller wird

umgehend von den Verkäufen benachrichtigt, so dass dort, wo es sich um Wiederholungen handelt, der Käufer durch Zustellung durch den Aussteller raschestens in den Besitz des Gegenstandes gelangt. Für den Verkauf vereinzelter Gegenstände, die nur in einem Exemplare erhältlich sind, soll womöglich Ersatz geschaffen werden; dort, wo solches nicht möglich und eine Wiederholung ausgeschlossen ist, bleibt der Entscheid des Ausschusses maßgebend. Die Preise liegen beim Aufsichtspersonal auf, im Verkaufsfalle erhält die Zentrale 25 % des Kaufbetrages. Es ist dies die einzige Besteuerung der Aussteller zu Gunsten des Unternehmens, der Betrag ist sofort bei der Abgabe des Objektes in bar zahlbar.

Die *Reklame* wird in erster Linie durch Artikel in der Presse besorgt werden, wobei aber sogenannte Waschzettel nach Möglichkeit zu vermeiden sind. Dem Unternehmen nahestehende Kritiker würden in jeder Stadt jeweils von der Zentrale orientiert werden; sie besorgen die Mitteilungen an das Publikum und beziehen dafür unter Umständen eine entsprechende Vergütung. Ein weiteres Abkommen mit einer Depeschenagentur würde die Bekanntmachung in der ländlichen Tagespresse besorgen. In gleicher Weise würde ferner durch regelmäßige Korrespondenzen in der großen ausländischen Presse für die nötige Bekanntmachung im Ausland gesorgt. Neben den Zeitungen sollten illustrierte Artikel über ganze Gruppen in weitverbreiteten Zeitschriften veröffentlicht werden. Die Propaganda steht unter der Anschauung, dass eine eifrige Reklame durch die Presse dem Erfolge besser dient als zahlreiche kostspielige Annoncen. Aus dem selben Grunde sind wir auch der Ansicht, dass zwei wirklich wertvolle und zweckentsprechende Plakate pro Jahr, eines für Kunst, das andere für Gewerbe, genügen.

* * *

Über die Art und Weise der *Finanzierung* müsste eine spezielle Kommission zur Prüfung der Frage eingesetzt werden. Wir müssen uns immerhin klar werden, dass das Unternehmen über bedeutende Mittel verfügen wird, wenn es wirklich praktischen Nutzen nach allen Richtungen bringen soll. Die Auslagen zerfallen in zwei getrennte Posten, solche des Verwaltungsrates und solche des eigentlichen Ausstellungsbetriebes. Das Budget der

administrativen Abteilung wird sich im Laufe der ersten Jahre wohl kaum stark verändern, der Personalbestand dürfte sich in der ersten Zeit nicht bedeutend vermehren und die Bureauauslagen blieben sich auch ziemlich gleich. Anders verhält es sich mit der Ausstellungsarbeit; für Transporte, Einrichtung, Reklame usw. könnte man unmöglich eine stabile Summe festsetzen; die Kosten werden sich hier von Fall zu Fall ergeben und proportional von den Interessenten getragen werden müssen. Vielleicht ließe sich auch ein erster Versuch machen. Das eine oder andere bestimmte schweizerische Gewerbe würde von sämtlichen Gewerbemuseen zur Ausstellung eingeladen und im gemeinsamen Einverständnisse als Turnus in der ganzen Schweiz vorgezeigt. Diese einmaligen Ausgaben, die durch das schweizerische Gewerbe und seine Institute zu tragen wären, würden sicherlich den besten Anhaltspunkt für die zukünftigen Berechnungen geben, wie sich auch gleichzeitig eine Kontrolle über den eventuellen Erfolg unseres Unternehmens anstellen ließe. Im übrigen liegt es nicht im Rahmen unserer Studie, die Mittel und Wege in der Geldbeschaffungsfrage des weitern zu erörtern. Es muss allerdings betont werden, dass eine private Finanzierung den Vorteil größerer Unabhängigkeit böte. Ein eingehendes Studium der englischen und deutschen Ausstellungsunternehmen, die meist nur mit staatlicher Suvention arbeiten, dürfte uns hier manchen wertvollen Aufschluss geben.

Zum Schlusse erlauben wir uns noch, an sämtliche Interessenten die höfliche Bitte zu richten, ihre Vorschläge, Bedenken und sonstigen Bemerkungen dem Verfasser dieser Zeilen zukommen lassen zu wollen. Wir sind gerne bereit, bei erster Gelegenheit die geäußerten Anregungen vorzubringen, und es soll uns freuen, wenn die Öffentlichkeit dem geplanten Unternehmen durch ein reges Interesse seine Sympathie bekundet. Nur durch eine sorgfältige Organisation und kritische Wahl in der Produktion werden unsere heute noch vielfach darniederliegenden Künste und Gewerbe neu erstarken und sich im In- und Auslande nicht nur die berechtigte Anerkennung, sondern auch den verdienten Absatz schaffen.

BERN C. BENZIGER

□□□

LA MORALE LAÏQUE AU COMMENCEMENT DU XVIIIE SIÈCLE

MADAME DE LAMBERT

(Fin)

„L'amour, dit Mme de Lambert, dans ses *Réflexions sur les femmes*, est le premier plaisir, la plus douce et la plus flatteuse des illusions; puisque ce sentiment est si nécessaire au bonheur des humains, il ne faut pas le bannir de la société; il faut seulement apprendre à le conduire et à le perfectionner". Ce n'est point chose facile que de modérer les passions: „ce sont des cordes délicates qui ont besoin de la main d'un grand maître pour être touchées".

Pour que l'amour concoure à notre bonheur, il faut qu'il ne soit pas opposé à notre gloire; la honte et le déshonneur sont des sentiments douloureux: „Notre amour ne saurait être heureux qu'il ne soit réglé . . . Il y a, dans cette sorte d'amour, des plaisirs sans douleur et une espèce d'immensité de bonheur qui anéantit la douleur et la fait disparaître".

Cette *immensité de bonheur*, Rémond le Grec l'appelait la volupté, qu'il distinguait soigneusement de la débauche et des plaisirs, tout comme Mme de Lambert. Elle s'est, comme lui, souvenue de Platon: „Les anciens ne croyaient pas que le plaisir dût être le premier objet de l'amour".

Comme l'ambition, l'amour est „entrepreneur de grandes choses". C'est encore une transposition d'un passage du *Banquet*, que l'exemple qu'elle cite de ces amants „qui ont demandé à combattre devant leurs maîtresses et qui ont fait des choses incroyables." Ainsi l'amour concilie, dans une plénitude de jouissance, l'amour des plaisirs et l'amour de la gloire: „il prépare, il épure les plaisirs pour les faire recevoir aux âmes fières et il leur donne pour objet la délicatesse de sentiments."

Le marquis de Lassay (*Relation de l'île des Féliciens*) déclarait que les hommes ont tort d'attacher leur honneur à la chasteté des femmes. Comme on voit, l'apologie de l'amour libre, présentée rationnellement, est une assez vieille chose en France. Le marquis de Lassay était dans son rôle et Mme de Lambert

était dans le sien en faisant l'éloge de la pudeur, qui est, chez les femmes, un sentiment naturel et raisonnable; Mme de Lambert sait le prix de cette pudeur coquette qui rend les femmes plus désirables par l'obstacle qu'elle oppose aux désirs: „Elle sert leurs véritables intérêts; elle augmente la beauté, elle en est la fleur, elle sert d'excuse à la laideur, elle est le charme des yeux, l'attrait des cœurs, la caution des vertus, l'union et la paix des familles."

Il ne s'agit point ici de la chasteté, vertu chrétienne. L'amour se propose un terme; il faut y arriver; la pudeur le recule en prolongeant la durée des plaisirs: „ce qui s'appelle terme de l'amour est peu de chose; pour un cœur tendre, il y a une ambition plus élevée à avoir: c'est de porter nos sentiments, et ceux de la personne aimée au dernier degré de délicatesse et de les rendre toujours plus tendres, plus vifs et plus occupants." Tout cela est de l'éprouvé, du vécu; Ste-Aulaire, et peut-être aussi M. de Sacy, lui inspira cette tendresse constante et assez platonique dont parle d'Argenson.

Mme de Lambert est surprise qu'on ne raffine pas davantage sur l'amour; des analyses fouillées et aiguës de sentiments, elle en trouvait pourtant beaucoup dans les romans de ses contemporaines (par exemple de Mme de Villedieu), romans dont la *Princesse de Clèves* est le modèle. Elle regrettait pourtant ceux de la génération précédente, la *Clélie*, le *Grand Cyrus* „si pleins d'esprit et si épurés"; elle regrettait aussi la vieille galanterie, qui pourtant n'était pas morte: chagrins et regrets de femme qui se sent vieillir! On n'avait point vers 1700 oublié „l'art délicat de l'amour". Et le portrait qu'elle trace de l'homme galant ressemble bien plus, à mon avis, à un roué de la Régence qu'à Voiture ou à Montausier: „Les hommes ont fait de la galanterie un art de plaire et ceux qui s'y sont exercés et qui y ont acquis une grande habitude ont des règles certaines quand ils s'adressent à des caractères faibles". A l'Hôtel de Rambouillet, on n'avait guère de commerce qu'avec l'esprit; vers 1700, l'amour de cœur a remplacé, dans la littérature, l'amour de tête. Il y a plus de vraie tendresse dans Chaulieu que dans Voiture, et surtout dans la *Princesse de Clèves* que dans *Clélie*. Racine avait éveillé des passions et des tendresses infinies qui sommeillaient au fond des cœurs.

Le XVIIIe siècle a eu l'amour de l'amitié; on raffinait sur ce sentiment comme on raffinait sur l'amour, et l'amitié était, pour les honnêtes gens, le sujet de mille réflexions attendrissantes. Le *Traité de l'amitié* de Mme de Lambert plut à Voltaire; il devait lui plaire, comme il devait plaire à tous les hommes du XVIIIe siècle.

Madame de Lambert fait une place à part à un sentiment plus tendre et plus attachant que l'amitié ordinaire. Il est généralement la récompense de l'amour vertueux et n'existe guère qu'entre personnes de sexe différent; elle éprouva sans doute ce sentiment pour M. de Sacy et pour le vieux St-Aulaire; et sans doute aussi La Rochefoucauld et Mme de Lafayette connurent cette amitié amoureuse.

Madame de Lambert n'a pas sur l'amitié beaucoup d'idées originales. Elle cite avec délices les anciens et les modernes qui en ont parlé: Cicéron, Sénèque, Montaigne, La Bruyère. Les réflexions d'autrui aident à donner un sens et une portée générale à ses propres expériences. Presque rien n'est d'elle dans ce petit traité, rien, si ce n'est ce frémissement, cette émotion, cette tendresse qui anime chaque page et par laquelle Mme de Lambert illumine d'une nuance personnelle la pourpre étrangère.

„En amitié, comme en amour, il faudrait ménager ses goûts, dit-elle; c'est une économie permise. Il arrive souvent que le goût s'use, que cette pointe de sentiment s'émousse par l'habitude. L'illusion disparaît et vous êtes réduit à soutenir l'amitié par raison, qualité qui est très sèche".

La modération éternise les plaisirs et fait que rien d'amer ne coule de la fontaine des voluptés. C'est là l'idée centrale de la philosophie des plaisirs de Mme de Lambert et aussi de Fontenelle, ce jouisseur prudent et calculateur.

Le bonheur est la récompense de la vertu. Qu'ils l'aient cherché en Dieu, ou dans la vertu, ou dans les plaisirs, ou dans la tranquillité de l'âme, tous les moralistes, tous les fondateurs de religion l'ont promis à leurs disciples. Vers la fin du XVIIe siècle, on fait dans les morales antiques un choix; toutes se compénètrent, s'adoucissent, se corrigent réciproquement. C'est ainsi qu'on voit des disciples d'Epicure pleins de foi dans la Providence et des disciples de Zénon ne mépriser ni la douleur, ni les plaisirs.

Presque tous (et Mme de Lambert est du nombre) reconnaissaient qu'il y a des plaisirs légitimes, qui concourent à nous rendre heureux. Déjà Malebranche et Bayle avaient soutenu contre Arnault, au cours d'une ardente polémique, que tous les plaisirs étant spirituels, on peut n'être point coupable à les goûter. Baudot de Juilly (*Dialogues de Patru et d'Ablancourt sur les Plaisirs* 1701) se moquait des prédicateurs austères qui interdisent également les voluptés innocentes et les débauches grossières; il montrait qu'il y a des plaisirs essentiellement bons et recommandables et, pour les autres, il est un art délicat d'en jouir sans se perdre: la délicatesse est la pierre de touche des plaisirs. Ainsi pensait Rémond le Grec: „La volupté est l'art d'user des plaisirs avec délicatesse et de les goûter avec sentiment." Et il ajoute (ceci est tout à fait dans l'idée de Malebranche et de Bayle): „L'homme, qui participe de l'essence divine seul sait goûter les plaisirs par l'esprit et avec réflexion; c'est ce goût de l'esprit, c'est cette réflexion qui distingue la volupté de la débauche."

Madame de Lambert doit quelques idées sur les plaisirs à St-Evremont, cet ami de toutes les jouissances délicates; elle en doit aussi aux Rémond, que pourtant elle n'aimait guère. Mais c'est le *Traité du Bonheur* surtout (de Fontenelle), qui semble l'avoir inspirée. (Car je ne doute point que la rédaction n'en soit antérieure à celle des quelques pages que la marquise a consacrées aux plaisirs; les idées s'y lient plus naturellement et la marquise semble avoir emprunté à son ami au hasard de ses souvenirs et de l'inspiration du moment. On devait souvent, aux mardis, discuter sur le bonheur, et l'opuscule de Fontenelle, comme les réflexions de Mme de Lambert, ne sont au fond que deux comptes-rendus sous une forme exquise des conversations auxquelles tout le salon prenait part.)

Pour Mme de Lambert (et pour Fontenelle) „la vraie félicité est dans la paix de l'âme, dans la raison, dans l'accomplissement de nos devoirs". On le voit, la note stoïcienne domine; mais c'est un stoïcisme rajeuni, tempéré par des emprunts à la morale d'Epicure et à celle de Malebranche.

La première condition pour être heureux c'est d'écarter, ou de diminuer autant qu'il est en nous, la douleur; car, en dépit de Zénon, la douleur est un mal; mais ce n'est pas toujours un

si grand mal qu'on pense. L'imagination en augmente, la réflexion en diminue la violence: „Examinez ce qui fait votre peine, écartez tout le faux qui l'entoure et tous les ajoutés de l'imagination et vous verrez que souvent ce n'est rien et qu'il y a bien à rabattre." Il faut donc apprendre à régler son imagination et la rendre soumise à la raison et à la vérité. Voilà du Malebranche. Il faut se défier de l'espérance, ne point attendre trop des hommes et du destin: „Dans les choses que vous craignez, mettez tout au pis. Attendez avec fermeté le malheur qui peut vous arriver; envisagez-le à face découverte: voyez-le dans toutes les circonstances les plus terribles et ne vous laissez pas accabler." (On trouvera peut-être, et non sans raison, que la folle du logis, à peine chassée, rentre et qu'on est bien aise de jouir de ses services. Mais ce sont de petites inconséquences qui ne doivent point trop nous surprendre, si vraiment inconséquence il y a.)

Madame de Lambert pense, comme Malebranche, que tout plaisir est un bien. Les plaisirs sont des parcelles de bonheur; ils ne sont point difficiles à trouver. „Tout est presque plaisir pour un esprit sain", et comme Montaigne, elle croit que „notre âme a bien plus de quoi jouir que de quoi connaître".

Mais il faut que les plaisirs soient nos serviteurs et non pas nos maîtres: „La première disposition pour goûter les plaisirs est de savoir s'en passer"; c'est là une remarque très fine de quelqu'un qui a vécu. Mme de Lambert a observé ce paradoxe de notre sensibilité, par lequel nous désirons toujours plus ardemment un objet dont nous jouissons toujours moins. „L'habitude aux plaisirs les fait disparaître. Avant de les avoir goûtés, vous pouviez vous en passer; au lieu que la possession vous a rendu nécessaire ce qui était superflu." Ainsi la volupté, d'accord avec la vertu, nous conseille la tempérance.

Il faut savoir calculer le prix des plaisirs et la jouissance qu'ils nous procurent, et choisir les moins coûteux. C'est là une idée qui ne saurait être que de Fontenelle; elle porte la marque de sa personnalité. Les plaisirs simples sont d'un excellent usage et on ne les paie pas trop cher, ils donnent une joie douce et égale (l'ataraxie des Epicuriens).

Madame de Lambert qui faisait „une très noble dépense", professa toujours le goût de la simplicité. Elle sentait, au

au milieu de cette vie un peu artificielle et compliquée qu'elle menait, le besoin d'une détente, d'un repos. Elle aimait la retraite, la lecture, la méditation. Elle ne redoutait pas la solitude. Une condition indispensable au bonheur (ici Mme de Lambert et Fontenelle reviennent au stoïcisme) c'est d'être bien avec soi-même: „Qu'on est heureux de savoir vivre avec soi-même, de se retrouver avec plaisir, de se quitter avec regret". La retraite spirituelle, telle que la pratiquait Sénèque, est un tonique de la moralité, pourvu que ce goût de la retraite ne fasse point prendre en dégoût les plaisirs et les devoirs de la vie de société.

Le bonheur (comme la perfection) qu'ambitionnent Fontenelle et Mme de Lambert, est, on le voit, assez médiocre; il résulte d'un calcul et de réflexions constantes et attentives: „la sagesse a toujours les jetons à la main." Ces moralistes sont plus préoccupés de fuir ce qui peut faire souffrir, que de poursuivre ce qui peut faire jouir et de se prêter de bonne grâce aux plaisirs vifs et spontanés de l'imagination et des sens. Malebranche avait enseigné à se défier de l'un et de l'autre. La raison seule (c'est-à-dire la sagesse) peut nous donner la vérité, la perfection et le bonheur.

Madame de Lambert aimait les plaisirs de l'esprit; et elle serait volontiers de l'avis de Rémond le Grec, que „la vérité est la volupté de l'entendement." „Il ne faut point, dit-elle, éteindre le sentiment de curiosité", mais seulement le conduire et lui donner un bon objet. Personne, sauf peut-être les jansénistes les plus sévères, comme Arnauld, ne condamnait chez les hommes l'amour du savoir; mais on le trouvait généralement dangereux chez les femmes. A la fin du XVIIe siècle, elles commencent à s'insurger contre un préjugé qui les condamnait à l'ignorance.

Les gens du monde s'intéressaient aux sciences et couraient en foule aux conférences de savants à la mode, Régis, Lémery, Varignon. Les femmes suivaient le mouvement; les lunettes et les cornues leur devinrent objets familiers; elles ne reculaient pas devant une table de dissection, et dans les salons, les galants propos alternaient avec des conversations sérieuses sur les mondes et les tourbillons, les infiniment petits et les esprits animaux. Mademoiselle de Launay ne dissimulait point son amour pour les

sciences; elle vivait dans une cour où l'on discutait gravement sur la valeur des systèmes de Descartes et de Newton, quand on ne débattait pas une question délicate de sentiment, (Voir Lamotte, *Correspondance avec la duchesse du Maine*).

Il entrait plus de frivolité et de vanité que de véritable amour du savoir dans ce goût des femmes pour les sciences; mais quelques hommes pensèrent, et peut-être avec raison, que cette frivolité tenait moins à leur complexion naturelle qu'à l'éducation qu'elles avaient reçue et qui, n'occupant leur esprit que de bagatelles, les avait maintenues dans une profonde ignorance et une grande inexpérience des choses de l'esprit.

La question de l'éducation des femmes se posa à cette époque. Molière ne leur accordait que le droit d'avoir des clartés de tout, ce qu'elles ne jugèrent pas suffisant. Le plan d'études de l'abbé Fleury et celui de Fénelon nous paraissent encore assez pauvres. Tous deux ne visent qu'à former des maîtresses de maison intelligentes; aucun ne permet aux filles les spéculations désintéressées.

Il y eut à cette époque un champion ardent et intelligent du féminisme, Poulain de la Barre; il publia de 1673 à 1675 trois ouvrages qui eurent un assez grand retentissement. Il posa les bases rationnelles des revendications féministes: „Les femmes ayant des facultés égales à celles des hommes doivent avoir les mêmes droits“ [1]).

Les idées féministes vers 1700, tout comme en esthétique celles des modernes, dérivent du cartésianisme. Le salon de Madame de Lambert était un foyer de l'un et de l'autre mouvement. Fontenelle avait écrit pour les dames ses *Entretiens*, quoiqu'il fût peut-être un peu sceptique sur la capacité prétendue des cerveaux féminins. Lamotte n'était peut-être pas aussi féministe que le souhaitaient ses amies, Mme de Lambert et Louise Bénedicte de Bouillon, duchesse du Maine. Il avait sur le cœur les injures de la trop savante Mme Dacier. On la méprisait un peu dans ce salon; mais on l'enviait secrètement, et ce n'est pas sans regrets que les femmes du monde, obéissant aux convenances et aux préjugés de leur rang, dissimulaient leur goût de l'étude.

[1]) Voir Ascoli: *Histoire des idées féministes en France du XVIe siècle à la Révolution*. Revue de Synthèse historique 1906.

Marivaux, le fougueux partisan des modernes, l'était aussi des femmes savantes, et le P. Buffier, l'auteur de l'*Homère en arbitrage*, déclarait hautement dans son *Examen des préjugés vulgaires* que les femmes sont capables de toutes les sciences. Tous deux étaient des habitués des mardis.

Madame de Lambert avait, plus que personne, le respect des bienséances et de l'opinion; elle redoutait extrêmement le ridicule qui s'attache aux pédantes, et souffrait de ne pouvoir s'instruire en toute liberté. Dans les *Réflexions sur les Femmes* qu'elle appelle ses „débauches d'esprit", elle s'est soulagé le cœur. Avec un peu de naïveté, elle accuse les *Femmes savantes* de Molière d'être la cause de tous les désordres des femmes de son temps: „Il est dangereux, dit-elle, de répandre du ridicule sur ce qui est bon"; or les lettres et les sciences sont bonnes: „les muses ont toujours été l'asile des mœurs; le dérèglement et les vices sont les suites ordinaires de l'ignorance des femmes; elles ont mis la débauche à la place du savoir (en réalité on n'avait jamais vu plus de bas bleus); le ridicule qu'on leur a tant reproché, elles l'ont changé en indécence".

On le voit, Mme de Lambert a une haute idée du rôle de la femme. Il faut qu'elle s'occupe de choses sérieuses; les bagatelles la perdent et le désœuvrement. Le programme d'étude qu'elle a tracé à l'usage de sa fille est, malgré des timidités, conçu dans un esprit beaucoup plus large que celui de Fénelon. Les femmes supérieures feront toutes les études que font les garçons. On n'opposera aucun obstacle à leur curiosité naturelle. „Toutes défenses blessent la liberté et augmentent le désir." On leur permettra un peu de philosophie, surtout de la nouvelle, celle de Descartes et de Malebranche; „elle vous met de la précision dans l'esprit, démêle vos idées et vous apprend à penser juste". Plutôt que l'italien ou l'espagnol (dont le goût commençait à passer), elles étudieront le latin, non pas seulement (comme disait Fénelon) parce que c'est la langue de l'Eglise, mais surtout parce que c'est la langue de la science: „Elle vous met en société avec ce qu'il y a de meilleur dans tous les siècles". Elle ne défend absolument ni les romans, ni la poésie, ni les *Sciences extraordinaires*; elle voudrait faire de sa fille une *femme cultivée*, au sens tout à fait moderne, actuel du terme,

une femme à qui rien de ce qui est humain n'est étranger. Fénelon n'accordait à la femme que des connaissances pratiques. Mme de Lambert permet et recommande les études et les réflexions purement théoriques et désintéressées, quand elles ne serviraient qu'à sauver une femme de l'ignorance: car l'ignorance est immorale et opposée au bonheur.

Le bonheur est difficile à tenir captif dans la vieillesse; et la part de ce qui en dépend de nous, devient de jour en jour plus petite: „Les peines doublent et les plaisirs diminuent" et comme disait Montaigne, aux passions ardentes succèdent les passions frileuses: „Les femmes ont plus à perdre que les hommes dans cet âge et il y en a bien peu dont le mérite dure plus que la beauté."

Je ne trouve point, chez Mme de Lambert, cette résignation stoïque qui fait accepter, sans chagrin, les maux inévitables: on sent une indéfinissable mélancolie palpiter et frissonner jusque dans les préceptes robustes qu'elle se répétait pour s'encourager. Il y a quelque chose de douloureux, quelque chose de pathétique dans son appel aux dernières voluptés, dans sa *saisie* des dernières jouissances. „Dérobons, écrivait-elle à l'abbé de Choisy, le confident de ses débauches d'esprit, dérobons ces derniers instants à la fatalité qui nous poursuit." Elle ne renonce pas à cette amitié tendre ou à cet amour platonique dont nous avons parlé, et elle se plaît à citer le mot de St-Evremond, qui dans ses jeunes années vivait pour aimer et dans ses vieux jours aimait pour vivre.

Les avantages de la vieillesse sont presque tous négatifs. Plus de passions, par conséquent plus d'esclavage. Les voluptés passives dédommagent de la perte des voluptés actives. — Et les devoirs de la vieillesse sont négatifs aussi. Eviter l'humeur chagrine (si on peut), fuir le monde qu'on ne saurait plus orner; l'opinion est plus sévère pour les vieux que pour les jeunes; il faut que leur conscience aussi se fasse plus délicate et plus exigente. La résignation aussi est un devoir des vieillards; c'est aussi un remède. „Sustine et abstine", telle doit être leur devise.

La religion est une consolatrice, et un sentiment *décent* dans les femmes.

On se consolera enfin en songeant que tout ce qu'on a perdu est peu de chose auprès de la vertu, si elle nous reste, de la liberté et de la raison. C'est sur un passage où la pensée stoïcienne s'allie à un sentiment de piété que se termine le délicat et assez complexe traité *De la Vieillesse:* „Les choses sont en repos lorsqu'elles sont à leur place; la place du cœur de l'homme est dans le cœur de Dieu; lorsque nous sommes dans sa main et que notre volonté est soumise à la sienne, nos inquiétudes cessent, la soumission et *l'ordre* nous donnent la paix que notre révolte nous avait ôtée et il n'y a point d'asile plus sûr pour l'homme que l'amour et la crainte de Dieu."

Il y a peu d'idées originales dans les petits traités moraux de Mme de Lambert. Elle emprunte à toutes ses lectures, elle emprunte surtout à la conversation de ses amis. Ce ne sont point là des plagiats littéraires: Mme de Lambert ne retient de la pensée d'autrui que ce que son expérience de femme a eu l'occasion de vérifier. De là cette morale éclectique, souple, adaptée à la vie, à sa vie à elle d'honnête femme plutôt que de femme vertueuse, consciente de ses devoirs, de ses obligations vis-à-vis de la société et vis-à-vis d'elle même, plutôt que d'un bien théorique, abstrait, purement formel.

La morale de Mme de Lambert n'est point idéaliste, non plus que celle de ses contemporains; elle ne propose pas, à l'admiration et aux efforts des hommes, une vertu absolue, sublime, pratiquement inaccessible, comme la charité ou la sainteté; elle ne séduit point par l'attrait poétique de l'irréalisable; elle engage et invite les esprits positifs par la facilité ou du moins la possibilité apparente de la réalisation; elle enseigne le moyen d'arriver à une perfection relative. Elle fait consister le bonheur dans un calcul, une étude attentive de la réalité, un effort constant pour conserver l'équilibre entre nos facultés. Elle ne compte point sur l'imagination, sur toutes les qualités en général, qui ne sont pas sous le contrôle de la raison; elle compte peu sur les mouvements spontanés, irréfléchis du cœur. Elle défend les trop grands biens, les plaisirs trop vifs, pour éviter les trop grands maux: „Ce serait un heureux traité à faire avec l'imagination de lui rendre ses biens afin qu'elle ne vous fît point sentir ses maux."

Tout cela n'est point si facile à réaliser qu'il paraît au premier abord. Ce souverain bien tout relatif, qui peut paraître médiocre à des esprits plus poétiques, à des imaginations plus ardentes que celle des honnêtes gens de 1700, ne se peut atteindre qu'au prix d'une attention aiguë, d'un jugement exercé; il exige un esprit souple et lucide et il est peut-être plus difficile de l'atteindre que de s'approcher du point idéal de perfection où nous convient certaines religions.

Cette morale, qui ne conviendrait point à tous les siècles et à tous les hommes, convenait au XVIIIe siècle; c'est une morale d'hommes pondérés, prosaïques, point rêveurs, sociables; elle convenait aux temps qui ont produit Malebranche, Fontenelle, Lamotte. C'est un même esprit qui anime Mme de Lambert quand elle recommande de se défier des plaisirs trop vifs de l'imagination, et Lamotte quand il dépouille l'*Iliade* de tout ce qui n'est pas beauté de raison et Fontenelle, quand il substitue à tout le pittoresque des Idylles anciennes, d'ingénieuses, froides et banales pensées.

L'esprit d'ordre, l'utilitarisme sévissent, et président à tout ce qui se fait à cette époque.

Les livres de Mme de Lambert parurent trop tard pour exercer beaucoup d'influence; ils ne sont intéressants que comme des documents qui représentent un courant d'idées d'autant plus fidèlement que l'auteur n'est que très peu dominé par des préoccupations littéraires, qu'il ne cherche qu'à faire sa propre instruction morale: „Ces réflexions, dit Mme de Lambert dans les *Avis d'une mère à sa fille*, me sont de nouveaux engagements pour travailler à la vertu. Je fortifie ma raison, même contre moi, et me mets dans la nécessité de lui obéir."

Montesquieu en quelques parties de son *Esprit des lois* (livres IV et V) s'est souvenu de ces petits traités. Voltaire fait à Mme de Lambert une place très honorable dans son *Temple du goût*, et l'on retrouve jusque dans Rousseau la trace fugitive de quelques-unes de ses pensées.

Mais c'est sa pensée restée inédite et qui le restera toujours, qui a exercé une influence sur son temps. C'est par les conversations sérieuses qu'elle eut avec ses familiers, c'est par les lectures et les discussions d'ouvrages qui remplissaient les mardis

que pendant quarante ans Mme de Lambert gouverna l'opinion, fit triompher la cause des modernes et pendant quelque temps celle des femmes.

* * *

Dans la lettre qui suit, j'ai respecté les fantaisies orthographiques de l'auteur et même la ponctuation. Comme c'est le seul autographe de Mme de Lambert que j'aie pu trouver, j'ai pensé qu'il pourrait être intéressant de le reproduire très fidèlement.

LETTRE DE MADAME DE LAMBERT AU PRÉSIDENT BOUHIER, A DIJON[1])

Ce n'est pas Monsieur pour satisfaire a l'usage que j'ay l'honneur de vous escrire au commencement de cette année, c'est un tribut du cœur et des sentiments, et pour vous remercier de toutes vos politesses et vous souhaiter tout le bonheur que vous méritez, Le livre dont vous me parlez Monsieur ma donné Bien du chagrin[2]) j'ay fait l'impossible pour qu'il ne fut pas imprimer, il me coutte 700 fr. pour retirer une autre petite ébeauchure (?), Elle n'a pas laissé de courir; vous mofrez, Monsieur, vos services si obligemment que je ne ferai pas difficulté de les axcepter. Mrs Du Domainne[3]) mon fait une signification. Mr Dauby qui scay de quoy il est question c'est chargé Monsieur de vous en escrire, javais autrefois à Dijon un procureur qui est mort que lon appelle Jacquemain, je crain bien qu'il ne lui soit Beaucoup resté de tittres. Comme ma terre de St Bry relève du roy, nous avons eu besoin de ses Mrs la, je vous serois très obligée si vous vouliez ordonné a quelqun de vos gens de faire chercher dans l'estude de se procureur sil ny aurait point de titre de nostre maison, vous voyez bien Monsieur que lon hazarde de faire des offres à des indiscrets qui sçavent si bien nous prendre au mot. Mr le président de Montesquieu a essuyé bien des traverses[4]) mais enfin len voila quitte, tout ce qui cest passé est bien à la honte de l'humanité, quant conté vous Monsieur de revenir dans ce pays icy, il est bien triste pour moi que vous nayez fait que vous montrer et disparaître, une personne comme vous laisse toujours des désirs et des Regrets je suis Monsieur avec toutte l'estime et l'amitié que vous meritez vostre très humble et très obéisente servante la Mse de Lambert A Paris ce 8e janvier 1728.

[1]) L'original de cette lettre est à la Bibliothèque nationale fr. 24 412.

[2]) Il s'agit des *Réflexions sur les Femmes* publiées pour la première fois en 1727.

[3]) Madame de Lambert eut presque toute sa vie à soutenir des procès au sujet de ses biens. Elle faillit perdre toute sa fortune à la mort de son mari, 1686

[4]) Montesquieu, à la fin de 1727, brigua le fauteuil académique, en remplacement de M. de Sacy, ami de Fénelon et de Mme de Lambert. Il était soutenu par tout le salon et triompha, malgré l'opposition de quelques prélats, en particulier du cardinal de Fleury qui écrivit à l'Académie que le roi se refusait à y laisser entrer l'auteur des *Lettres persanes*. Il fut reçu le 24 janvier 1728, grâce aux efforts de la marquise et de ses amis. — Voir sur les rapports de Montesquieu et de Mme de Lambert: *Préface à 2 opuscules de Montesquieu* publiés par les descendants de l'écrivain, à Bordeaux, en 1897.

PARIS J. P. ZIMMERMANN

SCHAUSPIELABENDE

Ein junger Zürcher, *Hans Ganz*, genoss jüngst die Wonnen und Schmerzen einer Première. Für die Hörer ergab sich kein ästhetischer Gewinn. *„Helene Brandt"* nennt sich ein Kammerspiel, was entschieden psychologische Erwartungen weckt. Mit der Einheit des Ortes, die in den vier Akten gewahrt bleibt, ist es nicht getan. Wichtiger wäre die Einheit in der dichterischen Konzeption. Statt dessen ist Motiv auf Motiv gepfropft, und keines kommt zur Entwicklung und Reife. Die Titelheldin handelt nirgends, sie erleidet nur: der alte Oberst heiratet sie, sein Sohn (ein unverstandener Jüngling mit Schönheitsdurst und tatenloser Erwartung des Wunderbaren) verliebt sich in sie, der illegitime Sprössling des Obersten (und gute Freund seines Sohnes), ein Maler seines Zeichens, vergewaltigt (oder doch so ähnlich) sie und macht sie zur Mutter. Sie bleibt ein passives, uninteressantes, ja uns völlig gleichgültiges, weil in keiner Weise genügend klar gemachtes Wesen. Die Technik ist von der Art, die Kerr (der, nebenbei bemerkt, wundervoll über Hebbel bei uns gesprochen hat, aus dem Geist heraus über einen Großen, ohne alle rhetorischen Kunstmittel, die man so gern entbehrte) — von jener Art, die Kerr einmal (im „Tag") die Just-Technik genannt hat. Just in die Frau, die dem angegrauten Obersten den Lebensabend erheitern soll, hat sich der Sohn verliebt; just am Hochzeitstag erfährt der Alte von der Existenz seines illegitimen Sohnes, der just der Freund seines ehelichen Sohnes sein muss; und just diese zweite Frau, in die just der Legitimus verkracht ist, bringt dessen illegitimer Bruder zu Fall. Man wird sich nicht wundern, dass die Komik auf der Schwelle des Stückes lauert. Der Hörer gerät über all diesen Just-Klitterungen der Handlung in eine heitere Stimmung. Wie dann im vierten Akt der Oberst auf seinen (legitimen) Sohn schießt, den er im Verdacht hat, bei Frau Helenen (die der Vater unberührt gelassen hat wegen einer moralischen Anwandlung von zweifelhafter Einsicht) unerlaubte Vertreterrolle gespielt zu haben — und der Sohn sich auf den Tod getroffen glaubt, in Tat und Wahrheit aber gar nicht getroffen, sondern nur an der Hemdenbrust etwas zerknittert worden ist: da überschritt die Komik die Schwelle, und das Auditorium geriet in ein unzweideutiges Lachen hinein. Und der Gedanke tauchte auf, ob nicht aus diesem Kammerspiel eine überlegene Komödie sich hätte machen lassen. Freilich dazu ist Hans Ganz noch nicht reif genug; dazu müsste er auch über einen ganz anders fein und scharf geschliffenen Dialog verfügen, und vor allem einen dramatischen Organismus klar durchzudenken müsste er sich die Mühe nehmen.

* * *

Hermann Bahr's neuestes Bühnenopus — bald ist das zweite Dutzend des bald Fünfzigjährigen voll und noch nichts für die Unsterblichkeit getan — das Lustspiel *„Das Prinzip"* ist auch zu uns gelangt. Es enthält amüsante Partien, flinke Bonmots, geistreiche Aphorismen und lässt am Schluss doch recht gleichgültig. Warum? Man kann sich keinen rechten Vers zu dem Stück machen. Da ist ein Vater, dem es seine Mittel gestatten, eine freie Laien-Missionstätigkeit für eine gesündere, rationellere Menschen- und Kulturentwicklung auszuüben; er lebt vom Glauben an sein Prinzip, und das

lautet ungefähr dahin: nur kein Zwang; wie der Herr im Faust-Prolog: „ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewusst." Dieser Optimismus ist seine Richtschnur im Verkehr mit den Menschen; *in concreto*: mit seinen beiden Kindern. Sohn und Tochter sollen tun und lassen, was sie mögen. Ihre gute Natur wird sich darin zu bewähren haben, dass sie immer wieder auf den rechten Weg kommen. Nun ist man im voraus darauf gefasst, dass das Experiment nicht glatt ablaufen und das Prinzip des alten Idealisten eine Beule abbekommen wird. Was denn auch geschieht. Nur geschieht es mit den Geberden des Schwankes. Der Sohn fängt an einer feschen Köchin Feuer, die er auf dem Tanzboden „im Himmel" kennen gelernt hat, und will sein Verliebtsein gleich mit einem Verlobtsein beschlossen wissen. Und der Alte hat nichts dagegen; wenn das Mädchen brav ist, warum nicht? Ein Glück, dass die Köchin klüger ist als der Mann mit dem Prinzip. Ein Oberkellner mit Anlage zum Geldverdienen scheint ihr schließlich doch das Praktischere als ein Neunzehnjähriger, der die Gymnasiastenmütze bald an eine Studentenmütze zu vertauschen gedenkt. Und der Junge gibt der Köchin sofort eine Nachfolgerin in einer Tänzerin voll hellenischen Liebreizes. Die Tochter aber lässt sich entführen von einem gottseligen hübschen jungen Gärtner ihres Papas und verdankt es dessen reiner Gesinnung, dass die Entführung nicht mit Verführung endigt.

Also: das Prinzip hätte Fiasko gemacht. Aber der Inhaber des Prinzips gibt das doch nur bedingt zu. Er braucht es nun einmal zum leben, und dann: was jetzt noch unvollkommen sich bewährt, das wird einmal in Aeonen zu Kraft und Herrlichkeit erstehen, man muss nur warten können. Ein brillanter Aphorismus fällt: Es ist leichter, die Welt erlösen, wenn sie nicht dabei ist. Der Dr. Friedrich Esch wandelt im Wolkenkukuksheim. Sein Oheim, ein sehr realistisch-nüchtern gerichteter Weinhändler, sorgt für den nötigen Hohn und Spott.

Ein Eindruck von Dünnheit und Leere bleibt zurück. Das Possenhafte zehrt das Lustspielmäßige auf. Das Geschehen versandet. Die Erfindung lebt von Episodenhaftem. Es fehlt die Hand, die Menschen gestaltet. Am 19. Juli feiert Hermann Bahr den fünfzigsten Geburtstag. Recht interessante, ernste neue Wandlungen (oder Anwandlungen) treten in jüngster Zeit bei ihm zu Tage. Man möchte wünschen, dass von ihnen aus dem an Geist und Gemüt wahrlich nicht armen Schriftsteller ein Werk von sicherer Dauer gelänge. „Das Prinzip" ist nur ein artiges Parergon.

ZÜRICH H. TROG

□□□

ZU CARL MEISSNER: CARL SPITTELER

Es gibt zwei Arten, das Oeuvre eines Künstlers zu vermitteln. Die eine zielt auf Herausarbeitung der charakteristischen Merkmale und deren einheitliche Gruppierung, woraus sich die Grenzen, Vorzüge und Schwächen des Talentes von selbst ergeben. Die andere führt in erster Linie den psychologischen Entwicklungsgang des Helden durch; es handelt sich um vorbehaltlose Durchdringung des Darzustellenden. Der Darsteller nimmt kei-

nen Standpunkt vor seinem Objekte ein; er schlupft in die Haut des andern. Charakterisierung. Einfühlung. Dort Flächen und Linien. Hier Stimmungswerte. Zwei Verfahren, verschieden in der Wirkung und den Begabungen, die sie voraussetzen.

Wer beide vermengt, dem fehlt es in weiterem Sinne an Stilgefühl, sodann an Klarheit darüber, was zu sagen ist. Dieser Mangel eines Standpunktes, aus dem sich glückliche Gesichtspunkte ergeben, wird kaum verdeckt durch den Untertitel von Carl Meißners (im Verlag Eugen Diederichs in schöner Ausstattung 1912 erschienenen) Büchlein über Carl Spitteler: „Zur Einfühlung in sein Schaffen", eine geschickt gewählte, unbestimmte Marke, unter der er Biographisches, Ästhetisches, Polemisches beibringt. Ob jetzt bei Spitteler „der Versuch einer kritischen Grenzbestimmung seiner Bedeutung" Sinn hat (Meißner meint: nein), darüber kann man verschiedener Ansicht sein: nur eine aber kann es darüber geben, dass das verwendete Material auch verwertet werde. Wir erfahren — soweit ich sehe, hier zum erstenmal ausführlichere — biographische Daten, dichterische Pläne, Inhaltsangaben. Das meiste, einzelne gute Bemerkungen ausgenommen, bleibt totes Material.

Es fehlt der intensive Wille zur Verlebendigung oder auch der Wille zur Erkenntnis, nach der jeder streben muss, der öffentlich gehört werden will, und die nur privat ersetzt werden kann durch Bewunderung. „Am Kunstgeschwätz vorbei zum Künstler gehn" ist gewiss das beste. Darüber soll man aber nie vergessen, dass, wo es Werte zu vermitteln gilt, fähige Ehrlichkeit unvergleichlich mehr gibt als poetisierende Ehrfurcht. In diesem Sinne ist es Nebensache, der Wievielgrößte Spitteler sei, und nur dilettantenhafter Hilflosigkeit, in Liebe ertrinkend und jeden Maßes bar, kann der Schluss genügen: „Nachdem Ibsen und Tolstoi, nachdem nun auch Strindberg gestorben, ist unter den Dichtern Carl Spitteler das einzige lebende Genie."

Ein singuläres Oeuvre. Darüber sind Gegner und Freunde einig. Jedoch: es handelt sich um die Synthese.

Von Anfang an — das geht klar aus den Äußerungen des Dichters, namentlich aus „Mein Schaffen und meine Werke," hervor — der grandiose Wille zur monumentalen Plastik, der einerseits der Phantasie nicht verwehrt, Varianten auf Varianten zu häufen. so dass vor ihrer Vehemenz die dichterischen Pläne zerschellen, und anderseits lange nach der Form sucht. Noch der Siebenunddreißigjährige glaubte, „Verse zu reimen wäre so unendlich schwierig, dass ich es nie können werde." Maler und Musiker finden im „Prometheus" die rauschende, ekstatische Form, die der Ausdruck einer Persönlichkeit in einem und nur in diesem bestimmten Entwicklungsstadium und eben deshalb keine Kunstform ist. (Spitteler selbst sagte kürzlich im „Kunstwart", er dürfe diese Form, ohne Gefahr der Affektiertheit, nicht mehr verwenden.) Hier liegt das erste Problem. — Spitteler sucht nach der großen Form und wohl auch nach dem großen Stoff. Die Frage: Was verleiht einem Stoff in erster Linie die Größe, Symbolgehalt oder glänzendes episches Geschehen? führt ihn auf die für ihn so wichtige Scheidung zwischen Mythus und Epos. Zunächst kosmischer Mythus: Weltschöpfung. Aber „Extramundana" wird bald als Sackgasse erkannt. Das Symbol wächst nicht aus der Poesie heraus. An den Mythus gliedern sich Gestalten und Ereignisse, die aus Gründen poetischer Notwendigkeit erfunden werden.

Der Leser jedoch betrachtet alles als Allegorie und sucht mit Mühe und oft vergebens nach dem Sinn.

Abkehr von der mythologischen Poesie aus äußern und wohl auch innern Gründen. Lyrik und Prosa. In den „Schmetterlingen" spricht vornehmlich der Maler, in den „Glockenliedern" der Musiker. In dieser Entwicklung vom Objektiven über das Persönliche („Literarische Gleichnisse") zum Subjektiven, zum geistreich Spielerischen und zum Gegenwartsjubel („Ein Jauchzer") liegt das zweite Problem. Oder besser: in der Trennung der zwei im „Prometheus" vereinigten Elemente. Die „Balladen" — zeitlich zwischen „Literarischen Gleichnissen" und „Glockenliedern" bilden in ihrer Mischung von alten Tönen und Vorklängen zum „Olympischen Frühling" einen Wendepunkt und weisen mit dem humoristischen Stück in realistischer Technik „Die jodelnden Schildwachen" unmittelbar auf die poetische Prosa. Da fällt vor allem auf die straffe Komposition. Dass er ein neues Genre („Darstellung") schafft — eine nach verschiedenen Seiten bemerkenswerte Tatsache — ist weniger interessant, als der Umstand, dass er im Idyll exzelliert. Drittes Problem, das auf die Art seiner Begabung führt.

Endlich der „Olympische Frühling", den man als sein Hauptwerk betrachtet, während Spitteler sich in erster Linie als den Verfasser des ungeschriebenen „Herakles" fühlt, von dem er sagt: „er spannte und gipfelte nach dem Schlusse." Das führt auf verschiedene Fragen. Wie steht es mit dem Stoffe des „Olympischen Frühlings"? Nicht mehr wie in „Extramundana" Weltschöpfung. Die Welt besteht seit langem. Der Beginn einer neuen Epoche wird dargestellt. Die Götter des „Olympischen" sind nicht frei; Ananke zwingt sie. Selbst Ananke ist nicht frei, er, „der gezwungene Zwang." Diese Auffassung vom trostlos unabwendbaren Weltgeschehen ergibt in ihren Konsequenzen künstlerische Nachteile. Kronos wird nicht, wie in der griechischen Sage, von Zeus gestürzt. Die beiden Göttergenerationen treffen sich zwar einmal; aber Kronos wird mit den Seinen von Ananke in den Abgrund geschleudert. Somit fällt ein großer Teil, der zu Bewegung und Spannung führen würde und aus dem sich die Herahandlung leicht entwickeln ließe. Die neuen Götter haben ein Programm abzuwickeln und Ananke gibt das Zeichen zu jeder Nummer. Also keine Handlung, die nach dem Schlusse spannt und gipfelt. Anders steht es mit dem Heraklesstoff. Herakles wird vom Olymp gesandt und dann seinem Schicksal überlassen. Er hat die ganze Welt zum Feinde; aber er ist im Gegensatz zu Prometheus kein leidender, sondern ein tätiger Held. Folglich: wilder Trotz, Heldenkraft, Kampf, glänzende Geschehnisse.

In der realistischen Prosa straffe, im idealistischen Epos lockere Komposition. Warum „Olympischer Frühling" und nicht „Herakles"? Das Heraklesmotiv berührt sich mit dem Prometheusmotiv und enthält wohl kaum die reichen Möglichkeiten des „Olympischen Frühlings". Dann ist die Idee, dass selbst die Götter nicht frei, gewissermaßen nur Statthalter des Schicksals mit ganz beschränkten Vollmachten sind, größer, tragischer als die, dass Heroen im Kampfe gegen die Welt untergehen. Ist das alles? Spitteler sagt einmal, der Dichter *wähle* den Stoff nicht, er *müsse* ihn nehmen. Stoff und Komposition des „Olympischen Frühlings" ist das vierte Problem, das beleuchtet wird einerseits durch die unausgeführte Heraklesidee, anderseits durch die poetischen Prosawerke des Dichters.

Diesen Problemen, die von der Form aus in die Kunst dringen, steht eine Reihe anderer nicht minder wichtiger, aber heikler Fragen gegenüber, die direkt auf die Struktur der Künstlerpersönlichkeit zielen, aber noch nicht oder nur schwer zu beantworten wären. Da sind einmal die interessanten, von Spitteler selbst angegebenen Hemmungen, die so lange vor seiner dichterischen Produktion standen. Ferner: Zwischen „Extramundana" und „Schmetterlinge" liegen „sechs Jahre angestrengtester Arbeit": zahlreiche Werke, die keinen Verleger fanden. Schienen nun dem Dichter das Epos und das Drama, um zwei Hauptwerke dieser Zeit zu nennen, nachher, als er Verleger hatte, doch nicht reif genug? —

Ein beispielloser Kunstwille bildet das Signum dieser Persönlichkeit, und alle Fragen gipfeln schließlich in der einen nach dem Verhältnis zwischen Wille und Talent bei Spitteler. —

Keine Lösung, aber ein Weg. Meißner sucht weder Lösung noch Weg. Auf Spittelers Ausspruch, er fühle sich in erster Linie als den Dichter des ungeschriebenen Epos „Herakles", sagt er: „Wer Spitteler noch nicht kennt, schüttelt zu diesem Satze den Kopf. Wer ihn kennt und sein Geschick, das ich zu schildern habe, der neigt ihn, durch Wissen glaubend, in Trauer und Ehrfurcht."

Nun erhält aber das Büchlein einen Wert, den es in absehbarer Zeit behaupten wird: nicht wegen der biographischen Angaben, sondern wegen des Anhangs: „Carl Spitteler. *Eugenia.* Eine Dichtung. Ausgewählte Stücke." Die drei ersten Gesänge einer unvollendeten Dichtung „Johannes" erschienen als selbständiges Ganzes unter dem Titel „Eugenia" in den achtziger Jahren in der Sonntagsbeilage des „Bund".

Meißner zitiert eine Inhaltsangabe J. V. Widmanns. Es handelt sich um einen begabten Knaben, der, aus der Schule gewiesen, von seiner Patin Eugenia, einer schönen, jungen Witwe, aufgenommen wird. — „Eugenia" ist in reimlosen fünffüßigen Jamben geschrieben und bildet stilistisch eine Vorstufe, etwa zu entsprechenden Stücken in den „Schmetterlingen". Es finden sich auch gleiche Motive und Stimmungen wie in den „Schmetterlingen" und „Glockenliedern".

Das erste Bruchstück schildert eine Liebesstunde der Sonne mit dem armen Ziegenknaben Pan, das zweite die Fahrt Eugenias zum Methodium und die Rückfahrt mit Johannes. Das dritte, ein Schlafstubenidyll, erzählt von den Abenteuern zweier Schwesterchen mit ihren Lebkuchenmännern. Im letzten holt sich Eugenia bei einem befreundeten Künstler Rat wegen ihres Schützlings, der aus Liebe zu ihr einen Selbstmordversuch gemacht hat. Auch der Meister leidet an hoffnungsloser Liebe zu der schönen Frau, und wie sich das Gespräch auf diese Seite wendet, erklingt in den Worten Megakles' ein Motiv aus den „Schmetterlingen" („Trauermantel"):

> Ich aber habe fest bei mir geschworen,
> Dass ich den Wurm, der mir seit jenem Tag
> Das Herz zerfrisst, wandle zum Sonnenvogel
> Golden und schön, duftig, von sammt'nen Farben;
> Der soll mir ewig fliegen durch die Lande,
> Singend von Euch und Eurem stolzen Antlitz.

USTER JOSEF HALPERIN

□□□

KÜNSTLERTYPEN

MAX BURI

Wer da glaubt, Max Buri sei ein Genremaler, so eine Art Schweizer Defregger, weil er sich fast nur mit der Darstellung von Brienzer Bauern befasst, der irrt sich gewaltig. Niemals ist es ihm um ein Histörchen oder Witzchen zu tun; was ihn reizt, ist das Bildnis, und seine großen Bilder sind nichts weiter als Bildnisgruppen. Darum stellt er auch seine Bauern nie bei der Arbeit dar, sondern in Feierabendstimmung, die das Porträtieren zulässt; darum wählt er auch stets einen Maßstab, der eher über Lebensgröße hinausgeht. Er ist auch stets bestrebt, durch den Kopf hindurch auf die Seele zu kommen, und was er da schon an bäuerlicher Vornehmheit, Biederkeit, charakterhafter Pfiffigkeit und an lustig komplexen Charakteren gemalt hat, lässt ihn mit besserem Recht neben den Bauernspion Gotthelf stellen als irgend sonst einen malerischen oder literarischen Darsteller.

So wenig es äußerlich den Anschein hat, Max Buri, der das Rezept der Münchener Schule, die er durchgemacht hat, längt über Bord warf, in technischer Hinsicht ein Schüler Hodlers. Er hat dessen helle Palette übernommen und für die Zwecke einer mehr realistischen Darstellung umgearbeitet. Und ganz besonders hat er wie Hodler die Umrisslinie in ihre alten Rechte eingesetzt; er blieb dabei ganz Maler und hat nie bloß Zeichnungen koloriert. Seine Farbe ist saftig und lebendig, wo nicht ein Wirtstisch oder Spielteppich wie eine bloß angestrichene Stelle aus dem mit flotter Handschrift gemalten Bild herausfällt. Die Stilleben Buris sind gleichsam Bildnisse unbelebter Gegenstände und zeigen die gleiche Stilisierung wie seine Figuren; weniger durchgearbeitet sind die Landschaften.

Eine gut zusammengestellte Übersicht über Buris Schaffen ist bis Ende dieses Monats im *Kunstsalon Wolfsberg* in Zürich zu sehen.

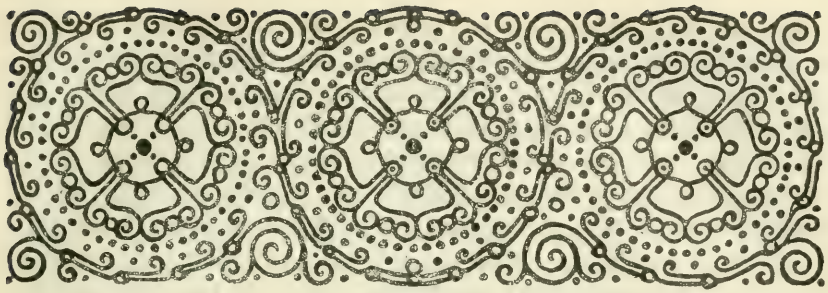
ZÜRICH ALBERT BAUR

□□□

„Herr von Brake seufzte und sprach: Wenn ich doch auch einmal eine Gelegenheit fände, die Kunst zu unterstützen! Ich habe mich schon an Erich Schmidt gewendet, und der hat mir Ernst Zahn empfohlen, der nach Keller und Meyer der dritte große Schweizer Dichter sei; als ich aber an Herrn Zahn schrieb, erhielt ich eine grobe Antwort: seine beiden Geschäfte gingen gut, da sie gut eingeführt seien, er denke sogar daran, um sich voll und ganz einer Sache widmen zu können, das Romangeschäft seinem Oberkellner abzutreten, der eine erste Kraft sei; Keller und Meyer mit ihrem heute veralteten Kleinbetrieb könne man überhaupt nicht mehr mit ihm vergleichen, und er verbitte sich jede Schädigung seines Kredits."

Ich fand die Stelle, dick mit Blaustift angestrichen, in einem Buch, das auf dem Schreibtisch eines Freundes lag. Es war eine Sammlung von Novellen und der Brief Zahns war natürlich auch Fiktion. Der Titel lautet *Die Hochzeit* von Paul Ernst, Verlag Meyer & Jessen, Berlin. Ihr könnt euch denken, wie ich das Buch verschlungen habe.

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750



DIE FOLGEN

Wenn irgendwo in der Schweiz ein Verbrechen begangen wurde, das die Gemüter besonders aufregte, kann man häufig genug eine ziemlich weite Kreise ziehende Volksbewegung beobachten, die auf eine Ersetzung der milderen Strafbestimmungen durch schwerere abzielt. Aber im Hinblick auf den recht umständlichen Weg über eine Gesetzesänderung ebbt die Bewegung verhältnismäßig rasch ab, und bald tritt die ruhige Überlegung wieder an die Stelle der unter dem frischen Eindruck verständlichen Erregung.

Eine ähnliche Stimmung beherrscht gegenwärtig zahlreiche dem Gotthardvertrag gegnerisch gesinnte und über den bedauerlichen Ratifikationsbeschluss der Eidgenössischen Räte ungehaltene Volksgruppen, und ganz besonders bei den wärmerblütigen Miteidgenossen der welschen Schweiz hat eine Bewegung eingesetzt, welche der augenblicklichen Mißstimmung zu einem dauernden Niederschlag in der Form gesetzlicher Maßnahmen verhelfen möchte.

Diese Vorschläge einer leidenschaftslosen Betrachtung zu unterziehen wird um so nötiger sein, als der durch die Bundesverfassung vorgezeichnete Weg für die Einreichung eines Initiativbegehrens, wie es geplant wird, leicht zu beschreiten ist; mehr als das: sind erst einmal die unerlässlichen Stimmen zusammengebracht, so wird die Angelegenheit unaufhaltsam ihren weitern Gang nehmen, auch wenn sich inzwischen bei den Urhebern der Initiative das Blut abgekühlt haben sollte. Die notwendige Be-

ruhigung des Landes wird auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben; Aufgaben, die ein Zusammenhalten der nationalen Kräfte gebieterisch fordern, bleiben liegen, und ein Zwiespalt der Meinungen im Land selbst kann noch lang und unheilvoll nachwirken. Denn das muss wohl mit voller Deutlichkeit und von Anfang an gesagt werden, dass nicht alle, die Gegner des Gotthardvertrags waren, deswegen auch mit dem Antrag einig gehen, Staatsverträge oder wenigstens bestimmte Gruppen solcher in Zukunft dem Volksentscheid zu unterstellen; die Wege vieler, die bis dahin miteinander gingen, werden sich jetzt trennen.

Ist der Preis den hohen Einsatz wert?

Die zeitweise Beunruhigung des nationalen Lebens könnte unbedenklich in Kauf genommen werden, wenn ein unbestreitbar hohes Ziel am Ende stünde; ein allzu weit getriebenes Ruhebedürfnis trägt vielleicht gerade die Schuld an manchen Erscheinungen des öffentlichen Lebens, die uns nicht gefallen. Aber was würde die Schweiz dauernd erreichen?

Das Initiativbegehren betreffend Ergänzung der Bundesverfassung, das in diesen Tagen dem großen Aktionskomitee gegen den Gotthardvertrag vorgelegt worden ist, lautet in demjenigen Teil, der uns hier beschäftigen soll: *„Unkündbare Staatsverträge oder solche von mehr als fünfzehnjähriger Dauer unterliegen der Genehmigung des Volkes, insofern 30 000 Stimmberechtigte oder acht Kantone das Begehren stellen."* Der andere, nicht minder bedenkliche Antrag, welcher diesem beigefügt wurde, soll hier außer Betracht fallen.

Mir scheint, in der Rechnung der Urheber dieses Initiativbegehrens müsse schon deshalb etwas nicht recht stimmen, weil sie einen Unterschied machen wollen zwischen Staatsverträgen von langer und solchen von kürzerer Dauer. Wenn schon grundsätzlich der Glaube der Initianten vorhanden ist, die Vox populi treffe in der Beurteilung von Staatsverträgen das Richtigere als die parlamentarische Vertretung, so ist nicht einzusehen, weshalb dem Volk nicht das fakultative Referendum in allen Fällen zustehen solle. Man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, dass namentlich im Hinblick auf Zoll- und Handelsverträge jene zeitliche Einschränkung in das Begehren aufgenommen wurde: also im Hinblick auf eine Gruppe von Verträgen, die den starken

Nährquellen des Landes, der Industrie und der Landwirtschaft, ihre Richtung weisen und deren unmittelbar praktische Einwirkung auf die Lebenshaltung des Volks deshalb größer ist als die fast aller andern Staatsverträge. Warum soll gerade zu ihnen das Volk nicht Stellung nehmen dürfen?

Offenbar, weil auch bei den Vätern der Initiative die Überzeugung besteht, dass damit der Abschluss von Staatsverträgen solcher Art für die Schweiz ganz außerordentlich erschwert würde. Denn bei allem wünschbaren nationalen Selbstgefühl ist festzuhalten, dass die Schweiz auf diesem Gebiet nicht wie auf dem internen allein zu verfügen hat, dass sie vielmehr mit den Meinungen — vorgefassten und begründeten — anderer Vertragsstaaten rechnen muss, und dass diese nun einmal dem unmittelbaren Volksentscheid mindestens misstrauisch gegenüberstehen. Und es ist ja in der Tat zuzugeben, dass mit einer Erweiterung des Kreises von Personen, die über eine Vorlage abzustimmen haben, die Gefahr wächst, dass an einem im Zusammenhang des Ganzen vielleicht unwesentlichen Punkt der Widerstand einsetze, weil gerade dieser Punkt besonders gut in seiner Tragweite übersehbar ist oder weil er eine leicht erregbare Saite des Volksgemüts in Schwingung versetzt. Die Möglichkeit, dass ein Staatsvertrag um so leichter scheitert, je größer die Zahl der Instanzen ist, denen er vorgelegt werden muss, besteht gewiss. Es ist daher sehr begreiflich, dass die Vertragsstaaten, die ihrerseits ein solches Abkommen der Entscheidung eines einzigen gesetzgebenden Faktors, ihrem Parlament, unterstellen, in der Einführung einer zweiten, einer obern Instanz durch die Schweiz eine Erschwerung für den Abschluss von Staatsverträgen erblicken müssen. Es ist richtig, dass alsdann die Gewichte in den Wagschalen der Vertragsparteien nicht mehr die gleichen wären.

Aus dieser Erkenntnis heraus und offenbar um allzu häufige Konflikte zu vermeiden soll das neu zu schaffende fakultative Referendum also bloß für langfristige oder unkündbare Verträge eingeführt werden. Aber es wurde bereits angedeutet, dass damit durchaus nicht nur die wichtigsten Verträge dem Volksentscheid vorbehalten bleiben; man denke nur etwa an eine unbedeutende Grenzregulierung im Vergleich zu einem die wirtschaftliche Entwicklung auf Jahre hinaus bestimmenden Zollabkommen. Ein

gewisser logischer Widerspruch klafft also von vornherein in dem beabsichtigten Initiativbegehren: es ist eine Halbheit, weil auch den Initianten vor den Konsequenzen des Ganzen graut.

Insofern es sich aber um unkündbare Verträge und um solche von mehr als fünfzehn Jahren Dauer handelt, die tief in das politische oder wirtschaftliche Dasein des einen und des andern Staates oder der beiden Vertragsländer eingreifen, so werden die vorher angeführten Bedenken an Gewicht noch gewinnen, und die Schwierigkeiten, zu einer Verständigung zu gelangen, werden wachsen.

Und noch ein Weiteres ist zu beachten. Das Volk in seiner Gesamtheit — dies bedeutet Vorteil und Nachteil zugleich — ist temperamentvoller und Stimmungen leichter unterworfen als seine parlamentarischen Vertreter, denen schon ihr Amt eine gewisse Bedächtigkeit zur Pflicht macht. Momentane politische Spannungen ohne eigentlich tiefere Bedeutung vermöchten daher in einer Volksabstimmung über einen Staatsvertrag leicht einen Einfluss zu gewinnen, der einer sachlichen Würdigung der Vertragsbestimmungen hindernd in den Weg träte; damit könnte eine vorübergehende Trübung internationaler Beziehungen zu dauernden Misshelligkeiten angefacht werden. Diese Gefahren haften einer Entscheidung durch das Volk unbedingt stärker an als der einer parlamentarischen Körperschaft; darüber darf das Unbehagen nicht wegtäuschen, das ein von vielen bedauerter Beschluss der letztern im Einzelfall verursacht hat.

So ist von einer Erweiterung der Bundesverfassung im Sinn der Initianten eine Erschwerung des Verkehrs mit anderen Staaten fast sicher zu erwarten; was aber wäre für das innere Leben der Eidgenossenschaft gewonnen?

Man nimmt auf der Seite der Gegner des Gotthardvertrags an, das Ergebnis wäre anders ausgefallen, wenn die letzte Entscheidung beim Volk statt bei den Eidgenössischen Räten gestanden hätte. Es ist wohl möglich; aber immerhin handelt es sich um eine bloße Vermutung, und jedenfalls hätte auch da einer kleinen Mehrheit eine ansehnliche Minderheit gegenübergestanden. Der Kampf selbst aber hätte unzweifelhaft noch heftigere Formen angenommen, da es sich nicht nur um eine bloß moralische Beeinflussung wie gegenüber dem Parlament, sondern direkt um die

Gewinnung der Stimmberechtigten selbst gehandelt hätte. Und wenn schon bei Abstimmungen über Fragen der innern Gesetzgebung häufig eine anhaltende Mißstimmung bei den unterlegenen Volkskreisen eintritt, so würde die Sache noch misslicher, wo die Beziehungen zu auswärtigen Staaten mit hineinspielen. Man nehme nur etwa an, es wäre — entgegen der jetzt vorherrschenden Vermutung — auch in der Volksabstimmung der Gotthardvertrag ratifiziert worden, und man wird nicht im Zweifel sein über die geradezu unheilvolle Nachwirkung eines solchen Entscheids auf das innere Leben unseres Volks.

Dass sich die Wogen des Unmuts wegen der Entscheidung der Räte noch nicht geglättet haben, ist begreiflich; aber der Unmut ist — zumal in politischen Dingen — ein schlechter Berater. Ein Fehler wird nicht dadurch gut gemacht, dass ein zweiter, vielleicht folgenschwererer, begangen wird.

Der Kampf um den Gotthardvertrag war ohne Zweifel kein vergeblicher, wenn auch der Ausgang anders war, als wir ihn wünschten. Jeder von uns kann daraus sein Teil lernen. So empfindlich der Schweizer gegen jede auch berechtigte Kritik der Zustände seines Landes durch dritte ist, so leicht trägt er Ausländern gegenüber sein Herz auf der Zunge, wenn er selbst mit irgendwelchen Zuständen seines Vaterlandes nicht zufrieden ist. Wenn dem Industriellen oder Kaufmann das Geschäft nicht nach Wunsch geht, muss einzig die Kleinheit des Landes daran Schuld sein, die keine reiche Entwicklung zulasse; wenn den Bürger die öffentlichen Zustände enttäuschen, liegt es wieder an den engen und kleinlichen Verhältnissen der Schweiz; und diese Klagen fließen ins Ohr des willig horchenden Ausländers, der seine Schlüsse zieht. Was Wunder, wenn bei manchen Ausländern in der Schweiz die Ansicht um sich greift, die Schweizer hätten immer mehr den Wunsch, in einem großen Staat aufzugehen, um seiner politischen und wirtschaftlichen Segnungen teilhaftig zu werden. Nur so ist es auch verständlich, dass ein in der Schweiz angestellter Reichsdeutscher sich erdreisten durfte, in einem der zahlreichen von ihm in dieser Sache bedienten schweizerischen Blätter die von einer starken patriotischen Welle getragene Bewegung gegen den Gotthardvertrag als „die Verschwörung der Kannegießer“ zu verhöhnen.

„Bei nächster Gelegenheit werdet ihr Schweizer Farbe bekennen müssen," sagte mir neulich ein hervorragender Ausländer, der mit vielen Schweizern zusammenkommt. Farbe bekennen? Unsere Farben sind rot und weiß; noch haben wir nicht den Wunsch, ihnen schwarz oder blau zuzusetzen.

ZÜRICH HANS SCHULER

□□□

BETRACHTUNGEN ZUR ANNAHME DES GOTTHARDVERTRAGS

1. DIE ALTE UND DIE NEUE VOLKSBEWEGUNG

Es ist das beste Zeugnis dafür, wie die Volksbewegung gegen den Gotthardvertrag vor der Entscheidung nicht erlahmte, dass die 117 102 Unterschriften, die wir hier am 1. Oktober letzten Jahres meldeten (Seite 12, Band XI), bis zum 27. März 1913 auf 130 163 anwuchsen, dass in Lausanne und Genf Volksversammlungen abgehalten wurden, die von zehn- bis fünfzehntausend Bürgern besucht waren, und dass an der „Landsgemeinde" in Bern vom Ostermontag nicht weniger als zwölftausend Mann teilnahmen. Viele Vertragsgegner hatten gefürchtet, die Versammlung könnte unwürdig verlaufen und so dem guten Zweck der Bewegung eher schaden; doch waren alle Beteiligten in ihrem Urteil über den starken Eindruck, wie ihn gewaltiges Volksempfinden in einer ernsten nationalen Sache erzeugen kann, einig. Gegenüber andern Behauptungen sei hier festgestellt, dass höchstens drei- bis viertausend Welschschweizer an der Versammlung teilnahmen; von den sechs- bis achttausend Deutschschweizern war naturgemäß die Mehrheit Berner; es war also dort etwa das gleiche Verhältnis wie auf den Unterschriftenbogen, das heißt von den rund 130 000 Unterschriften gehören rund 45 000 mit Tessin der welschen Schweiz an, der Rest von zirka 85 000 der deutschen Schweiz und den Schweizern im Ausland. — Nach der Annahme des Vertrags fanden in Lausanne und in Genf gewaltige und würdige Protestversammlungen statt.

Nachdem eine so mächtige Voiksbewegung von der Bundesversammlung abgewiesen worden ist, versteht es sich von selbst, dass man sich nicht mit der Tatsache abfinden mag, sondern sich allgemein fragt, *was geschehen soll, damit solche Dinge nicht wieder vorkommen*, damit nicht nochmals solche uns und unsere Nachkommenschaft belastenden Schicksalsfragen entschieden werden, ohne dass der eigentliche Souverän etwas dazu zu sagen hat.

Diese Stimmung wurde noch durch die Erfahrungen verstärkt, die man bei der Beratung des Vertrags in den eidgenössischen Räten machte. Im Nationalrat wurde der Vertrag mit 108 gegen 77, im Ständerat mit 33 gegen 9 Stimmen angenommen; nur zwei Mitglieder in jedem Kollegium waren abwesend. Lehrreich ist die Ausscheidung sowohl nach Parteien als nach Kantonen. Nach Kantonen stimmten:

	Nationalrat		Ständerat	
	Ja	Nein	Ja	Nein
Zürich	17	7	1	1
Bern	20	12	2	—
Luzern	8	—	2	—
Uri	1	—	2	—
Schwyz	3	—	2	—
Obwalden	1	—	1	—
Nidwalden	1	—	1	—
Glarus	—	2	2	—
Zug	—	2	2	—
Freiburg	4	3	2	—
Solothurn	4	2	2	—
Basel-Stadt	4	3	1	—
Basel-Land	4	—	1	—
Schaffhausen	1	1	2	—
Appenzell A.-Rh.	2	1	1	—
Appenzell I.-Rh.	—	1	1	—
St. Gallen	7	7	1	1
Graubünden	3	3	1	1
Aargau	10	2	2	—
Thurgau	5	2	2	—
Tessin	8	—	2	—
Waadt	1	15	1	1
Wallis	1	5	1	1
Neuenburg	—	6	—	2
Genf	2	6	—	2
Total	108	77	33	9

Daraus geht hervor, dass bei der Abstimmung die *nationalen* Gesichtspunkte die geringere Rolle spielten und dass vorwiegend Rücksichten für eine Partei oder für eine Region vorherrschten. Es ist doch eigentümlich, dass alle Gotthardkantone in beiden Räten (mit Ausnahme der drei Sozialdemokraten von Baselstadt, die wie ihre Partei gestimmt haben) lauter bejahende Stimmen aufweisen. Es ist ferner merkwürdig, dass alle Mitglieder der sozialdemokratischen Partei und mit einer Ausnahme auch der demokratischen Partei (Zimmermann) gegen den Vertrag stimmten, während die freisinnig-demokratische Fraktion der deutschen Schweiz mit vier Ausnahmen (Frey, Usteri, Michel und Vital) für den Vertrag eintrat und sich wie eine Leibgarde um den Bundes-

rat scharte. Die Rechte war weniger wegen ihrer Stellung zum Bundesrat als aus regionalen Gründen gespalten. In beiden Räten stimmten 29 Mitglieder dafür und 23 dagegen; die welschen Mitglieder des Zentrums stimmten mit den beiden Bernern gegen, die deutschen Mitglieder für den Vertrag.

Es ist zum mindesten sonderbar, dass alle der Gotthardzone angehörenden und an der Debatte teilnehmenden Mitglieder des National- und Ständerates aller Parteien von Basel bis Chiasso beteuerten, nur aus *nationalen* Rücksichten *für* den Vertrag zu stimmen, während alle Redner der welschen Schweiz mit Ausnahme der Herren Charbonet und Thélin nicht weniger überzeugt ihre rein nationalen Motive *gegen* den Vertrag in den Vordergrund stellten. Dass regionale Erwägungen mittelbar für und gegen den Vertrag mitspielten, unterliegt keinem Zweifel, und zwar ohne dass man ein Recht hat, dem Einzelnen Verletzung nationaler Interessen vorzuwerfen. Die Gründe, die für Annahme oder Ablehnung des Vertrages sprachen, waren in der Tat so stark, dass es menschlich und natürlich ist, wenn man denjenigen Gründen am liebsten Gehör schenkte, die einem noch aus andern Erwägungen am nächsten lagen. Und wenn man, wie die Gotthardkantone, erst noch den einstimmigen Beschluss des Bundesrates und die einstimmige Billigung der Generaldirektion vor sich hat, die einen jeden beschworen, *für* den Vertrag einzustehen, so ist es mindestens entschuldbar, wenn viele für regionale Interessen nicht ganz taub blieben. Dabei soll zugestanden werden, dass mancher mit Nein gestimmt hätte, hätte er nicht wenigstens bei der Frage der Kontrolle eine Einmischung des Auslandes befürchtet. Darüber konnte man in guten Treuen optimistisch und pessimistisch denken; alle andern Fragen, die Meistbegünstigung, die Herabsetzung der Bergtaxen, spielten daneben eine geringere Rolle.

Trotz alledem machte das einstimmige Eintreten der Zentralschweiz gegen den Vertrag einen bemühenden Eindruck. Man war sonst bei ihr an ein besonders starkes Empfinden für Fragen der Unabhängigkeit und der Selbständigkeit der Schweiz gewohnt; man denke an die Reden der verstorbenen Segesser, Wirz, Schumacher und anderer. Es gibt keine Urschweiz mehr! Das war ein bitteres Wort, das man oft hören musste.

Eine gewisse Erklärung hiezu gab die Antwort von Regierungsrat Walther auf den Vortrag von Nationalrat Gobat in Luzern; er führte aus, Luzern verdanke der Gotthardlinie seinen Aufschwung und man dürfe zu nichts stimmen, was die Gotthardinteressen gefährden könnte. Man scheint also die falsche Parole ausgegeben zu haben, es gehe gegen den Gotthard!

Die Berner waren in einer ganz eigenen Lage. Ihre gut schweizerische Gesinnung bewiesen sie ja zum Beispiel beim Bau der Gotthardbahn zur Genüge. Aber jetzt, wo sie vor dem Rückkauf eines Hundertmillionenwerkes stehen, kann man die Vorsicht der dem Unternehmen Nahestehenden wenigstens menschlich begreifen. Diese Herren mussten sich weiter sagen, dass der Lötschberg, zu dessen Erstellung der Kanton Bern nach der Baubewilligung für den Simplon das volle Recht hatte, die deutsche Regierung geradezu darauf stieß, die Hand auf den Gotthard zu legen, und ein nicht unberechtigtes Taktgefühl, das wir nicht näher beschreiben wollen, stimmte sie zurückhaltend, gegen den ausdrücklichen Willen von Bundesrat und Generaldirektion Stellung zu nehmen.

Was die welsche Schweiz betrifft, so ist es eine große Unbilligkeit, ihr anzudichten, sie habe aus Rücksicht für Simplon oder Lötschberg eine vertragsfeindliche Haltung eingenommen. Ihre regionalen Bedenken waren höherer Art: sie befürchtete vom Vertrag eine zunehmende Germanisierung der Schweiz in verkehrspolitischen Fragen und dies nicht mit Unrecht. Dass diese Furcht sie ganz anders bedrücken musste und heute noch bedrückt, liegt auf der Hand.

Die Behandlung einer Schicksalsfrage für die ganze Schweiz, wie sie der Gotthardvertrag darstellt, nach großenteils regionalen Gesichtspunkten erweckt Bedenken für die Behandlung ähnlicher Verträge für die Zukunft. Man sagt nicht ohne Recht, es sei ein Hohn auf unsere demokratische Verfassung, wenn unkündbare, die Nachkommenschaft belastende Verträge durch bloßen Beschluss der großenteils von regionalen Gesichtspunkten geleiteten Bundesversammlung abgeschlossen werden können, ohne dass das Volk ein Wort mitreden kann. Das einzige Recht, das es besitzt, das *Petitionsrecht,* ist im Grunde des Souveräns, der das Volk nun einmal ist, unwürdig und soll das Volk nicht ein zweites Mal in

eine beschämende Lage bringen. *Diese* Erwägung und nicht ein übel angebrachtes Rachegefühl war der eigentliche Beweggrund zu einem Initiativbegehren, wonach gewisse Staatsverträge dem fakultativen Referendum unterstellt werden sollen.

Daneben hat allerdings noch das Moment mitgespielt, dass in der welschen Schweiz über die Annahme des Vertrags eine derartige Aufregung geherrscht hat, dass man abgesehen von den erwähnten Gesichtspunken fast wünschen musste, durch irgend einen Blitzableiter die gefährliche Verstimmung abzulenken. Das ist wohl mit ein Grund, warum das waadtländische Aktionskomitee gegen den Gotthardvertrag auf *sofortige* Einleitung der Staatsvertragsinitiative drang, bevor nur das schweizerische Komitee Zeit fand, die Sache zu besprechen.

Aus der Erwägung heraus, dass man auch den Schein meiden müsse, als ob es sich bei der Staatsvertragsinitiative um einen bloßen Ausdruck des Ärgers handle, ist der Antrag auf sofortige Auflösung des großen Aktionskomitees durchgedrungen. Neue Leute sollen die Bewegung leiten, auch solche, die für den Vertrag eingenommen waren, aber aus Billigkeitsgefühl für die gewünschte Erweiterung der Volksrechte einzutreten gewillt sind.

Der Beschluss des nunmehr aufgelösten großen Aktionskomitees, dass die vom waadtländischen Komitee eingeleitete Initiative unterstützt werden müsse, ergab sich von selbst, nachdem schon letzten Herbst zwei großenteils aus Mitgliedern des Aktionskomitees bestehende Versammlungen in Lausanne und Zürich zu Handen des großen Komitees eine ähnliche Initiative für den Fall der Annahme des Vertrages angeregt hatten. Seit letztem Herbst zeigte sich oft eine starke Strömung, unter Umständen sofort, vor der Beratung der Vorlage durch die Räte, loszuschlagen. Man verzichtete darauf hauptsächlich auf den Rat vertragsgegnerischer Parlamentarier hin, deren freie Stellung im Rat man nicht beeinträchtigen wollte. Es handelt sich also nicht um eine überstürzte Aktion, sondern um eine Bewegung, deren Zustandekommen schon seit Monaten als eine gegebene Sache galt.

* * *

Man hat nun die Frage aufgeworfen, was das Volk denn von Staatsverträgen verstehe? und ob das Volk bei Abstimmungen

sich denn nicht auch vielfach nach materiellen und regionalen Gesichtspunkten richte? Das ist zum Teil richtig, aber dann hat wenigstens das *Volk selbst* über sein Schicksal befunden und trägt nicht bloß die Konsequenz der „Realpolitik" einzelner Mitglieder der obersten gesetzgebenden Behörden. Im übrigen ist die Bilanz, die man über das Resultat der Referendums-Abstimmungen ziehen kann, gewiss nicht schlecht, und durch die ganze Bewegung gegen den Gotthardvertrag ist dem Schweizervolk für den gesunden Sinn und politischen Takt auch bei Staatsvertragsfragen ein glänzendes Zeugnis ausgestellt worden.

Wenn man Bedenken gegen berechtigte Volksrechte hat, so soll man diese überhaupt abschaffen. Da sie aber einmal da sind, so ist die logische Konsequenz der ganzen Stellung des Volkes als Spitze des Staatshaushaltes die Unterstellung *gewisser* Staatsverträge unter den Volkswillen. Wir sagen gewisser Verträge. Es versteht sich von selbst, dass eine Form gesucht werden musste, die den Abschluss von Zolltarif-, Meistbegünstigungs-, Niederlassungs- und andern Verträgen, die zum laufenden Bundeshaushalt gehören, nicht erschwert oder in Frage stellt.

Wir möchten bei dieser Gelegenheit doch an die Bemerkungen erinnern, die Bundesrat Forrer noch als Nationalrat im Bericht an die Bundesversammlung über die Genehmigung der Berner Konvention zum Schutz von Werken der Literatur und Kunst vom 9. September 1886 gemacht hat:

> Indem so der völkerrechtliche Vertrag in das materielle Privat- und Strafrecht des einzelnen Staats eingreift, ergibt sich staatsrechtlich der Satz, dass im einzelnen Staat die Übereinkunft nur auf dem Weg genehmigt werden kann, auf dem ein giltiges Gesetz zustande kommt. Wendet man diesen Satz auf die Schweiz an, so sollte folgerichtig die Genehmigung auf dem Wege des Erlasses eines Gesetzes ausgesprochen werden. Die Bundesverfassung hat aber dieses Verhältnis anders geordnet und überlässt in Artikel 85, Absatz 5, solche Genehmigungsbeschlüsse dem souveränen Entscheid der Bundesversammlung, während einem Gesetz die sogenannte Referendumsklausel beigefügt werden muss (Artikel 89 der Bundesverfassung). Es liegt auf der Hand, dass diese Ungleichheit oft Unzukömmlichkeiten im Gefolge hat, weil auf diese Weise der Schweizer Aktivbürgerschaft die Teilnahme an der Gesetzgebung versagt wird, sobald es beliebt, die betreffende Materie international zu ordnen.
>
> Jedenfalls folgt aus dem Gesagten die eine Regel für das Verhalten der Eidgenössischen Räte: Es soll nicht auf dem außergewöhnlichen Wege des völkerrechtlichen Vertrages wichtiges neues internes Recht

geschaffen und nicht das auf dem Wege der ordentlichen Gesetzgebung zustande gekommene eidgenössische Recht durch einen völkerrechtlichen Vertrag erheblich geändert werden.

Das bernische Patriziat dachte entschieden demokratischer als unsere führenden Politiker, als die Regierung beim Abschluss eines wichtigen Vertrags mit dem Herzog von Savoyen im ganzen Land herum fragen ließ, wie man dächte, und die Volksmeinung feststellen ließ. Die ideale Hoffnung, die bedeutsame Gotthardvertragsdebatte in den Eidgenössischen Räten habe auf die Dauer regenerierend gewirkt und man werde beim Abschluss gleich bedeutsamer Staatsverträge vorsichtiger vorgehen, ist höchst trügerisch. Auch da werden sich alle, welche die tatsächlichen Verhältnisse aus eigener Erfahrung kennen, auf den Standpunkt der „Realpolitik" stellen.

Die Frage der Unterstellung von Staatsverträgen unter das Referendum ist keineswegs neu. Bei der Beratung über die Revision der Bundesverfassung im Nationalrat hat schon Segesser den Antrag gestellt, Artikel 89 sei so zu fassen: „Bundesgesetze und Staatsverträge mit dem Auslande unterliegen der Abstimmung des Volkes." Am 27. Januar 1872 wurde sein Antrag aber mit 67 gegen 31 Stimmen verworfen, also immerhin mit erheblicher Minderheit.

Abgelehnt wurde auch die Erheblichkeitserklärung der Motion Fonjallaz-Decurtins vom 3. Juni 1896, dass die Handelsverträge dem Volke zur Annahme oder Verwerfung unterbreitet werden sollen, sobald 30 000 Schweizerbürger oder acht Kantone ein dahingehendes Begehren stellen. Die Abweisung im Nationalrat mit 82 Nein gegen 6 Ja war vollkommen berechtigt. Niemals kann es sich darum handeln, die Freiheit der Eidgenössischen Räte beim Abschluss der genannten Verträge einzuschränken. Anders verhält es sich mit eigentlichen die Nachkommenschaft belastenden *Schicksals*verträgen, wie Simplon- und Gotthardvertrag, die *unkündbar* abgeschlossen wurden.

Das waadtländische Komitee gegen den Gotthardvertrag war bestrebt, dieser Forderung so weit als möglich nachzuleben. Es hat für die Initiative folgenden Text festgelegt:

Art. 89, alinéa 3: Les traités internationaux conclus pour une durée indéterminée ou pour plus de quinze ans sont soumis également à l'adoption ou au rejet du peuple, si la demande en est faite par 30 000 citoyens actifs ou par 8 cantons.

Der dem französischen angepasste deutsche Text lautet:

Staatsverträge mit dem Ausland, welche unbefristet oder für eine Dauer von mehr als 15 Jahren abgeschlossen sind, sollen ebenfalls dem Volk zur Annahme oder zur Verwerfung vorgelegt werden, wenn es von 30 000 stimmberechtigten Schweizerbürgern oder von 8 Kantonen verlangt wird.

Es war dies, soweit bekannt, bis zu einem gewissen Grad ein Kompromiss zwischen solchen, die engere Grenzen ziehen, und andern, die weniger weit gehen wollten. Dass der Text der Erneuerung wenigstens den *jetzt* in Kraft befindlichen Handels- und Meistbegünstigungsverträgen nicht entgegensteht, geht aus einer amtlichen Tabelle des Bundesrates hervor.

In dieser nachstehenden Tabelle des bundesrätlichen Geschäftsberichts sind alle am 1. März 1913 in Kraft stehenden, ganz oder teilweise den Handel betreffenden Verträge und Abkommen aufgeführt. Die mit * bezeichneten Verträge sind sogenannte Meistbegünstigungsverträge und enthalten keine Tarifvereinbarungen.

Staaten	Inkraftsetzung Jahr	Dauer
Belgien*	1899	—
Bulgarien* Notenaustausch vom	12./17. Februar 1906.	
Chile*	1899	—
Kongostaat*	1890	—
Dänemark*	1875	—
Deutsches Reich:		
Handelsvertrag	1892	31. XII. 1917
Zusatzvertrag	1906	
Exclave Büsingen	1896	—
Ecuador*	1889	—
Frankreich:		
Handelsvertrag	1906	—
Grenznachbarliche Verhältnisse	1882	—
— Zusatzartikel	1895	—
Genf und Zone	1883	—
Grenz-Weidgang	1912	—
Tunis*	1897	Unbestimmt
Griechenland*	1887	—
Großbritanien*	1856	—
Handelsmuster	1907	Unbestimmt
Italien	1905 u. 1906	31. VII. 1917
— Pharm. Produkte	1907	Unbestimmt
Japan*	1911	16. VII. 1923
Kolumbien*	1909	—
Montenegro*	1911	—

Staate	Inkraftsetzung Jahr	Dauer
Niederlande*	1878	—
Norwegen* Notenaustausch vom 5./22. Mai 1906.		
Österreich-Ungarn	1906	31. XII. 1917[1])
Persien*	1874	—
Portugal*	1907	—
Rumänien*	1893 / 1905	31. XII. 1917[2])
Russland*	1873	—
Salvador	1855	—
Serbien	1907	31. XII. 1917
Spanien	1906	31. XII. 1917
Türkei* Notenaustausch vom 22. III. 1890.		
Handelsmuster	1912	Unbestimmt
Vereinigte Staaten[3]) . . .	1855	—

Wo nichts angegeben ist, dauert der Vertrag noch bis zum Ablauf von 12 Monaten nach erfolgter Kündigung.

[1]) Der Vertrag kann mit Rücksicht auf das zollpolitische Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn schon auf 31. XII. 1915 gekündigt werden.

[2]) Durch das Zusatzabkommen vom 29. XII. 1904 ist die 1893er Übereinkunft bis Ende 1917 verlängert worden.

[3]) Die Artikel 8 bis 12 (Meistbegünstigung) sind von der Regierung der Vereinigten Staaten gekündigt worden und am 24. März 1900 erloschen. Provisorisch besteht gegenseitige autonome Meistbegünstigung.

Die Zolltarifverträge (Handelsverträge) werden gewöhnlich auf 10 bis 13 Jahre abgeschlossen, die bloßen Meistbegünstigungsverträge in der Regel auf unbestimmte Zeit, aber mit Kündigungsklausel. Die bestehenden Verträge fallen somit bei der Erneuerung unter den selben Bedingungen nicht unter die Wirkung der Initiative, ebensowenig die Niederlassungsverträge.

Nach Ansicht der Initianten ist nicht einzusehen, warum eine solche Initiative das Land in irgend welche Aufregung versetzen soll. Es handelt sich um die Ausfüllung einer entschiedenen Lücke in der Verfassung, die erst durch die Gotthardbewegung und durch die Notwendigkeit der des Souveräns wenig würdigen Petitionsform ganz klar geworden ist. Jedenfalls ist sie allen denen sehr deutlich geworden, die gegen den Vertrag gefochten und die eine gewisse Scham empfunden haben, dass das Volk in der wichtigsten Frage nur auf diese demütigende und untaugliche Weise sein Selbstbestimmungsrecht wahren kann.

Ob der vorgeschlagene Text allen Verhältnissen so weit als möglich angepasst ist, darüber werden die Meinungen ausein-

andergehen, auch in Kreisen, die der Initiative grundsätzlich sympathisch gegenüberstehen. Man wird sich auch nicht ablehnend verhalten, wenn glaubhaft nachgewiesen wird, dass die Interessen des laufenden Bundeshaushaltes eine längere Frist als 15 Jahre verlangen.

Die Hauptsache ist jetzt, dass man Bundesrat und eidgenössische Räte veranlasst, sich mit einer Frage zu beschäftigen, mit der sie sich sonst *nicht* beschäftigt hätten, damit nämlich, wie die angeführte Lücke der Verfassung ausgefüllt werden kann. Es soll sich, wie gesagt, nicht um Verträge handeln, die den laufenden Betrieb der Staatsverwaltung betreffen, wie Zoll-, Handels- und Niederlassungsverträge und vielleicht noch andere. Verträge wie der Simplon- und Gotthardvertrag gehören aber *nicht* zum laufenden Betrieb; das sind *Schicksals*fragen, über die das Volk ein Recht haben soll, mitzusprechen.

Wäre es denn ein Unglück gewesen, wenn das Schweizervolk kraft des Referendums den Gotthardvertrag verworfen hätte? Die deutschen und die italienischen Regierungsunterhändler hätten sicherlich den Bundesrat anfangs nicht so rücksichtslos behandelt, wenn sie gewusst hätten, der Vertrag könne vor das Volk gezogen werden. In der Bewegung gegen den Gotthardvertrag hat das Volk mehr politisches Empfinden gezeigt als die Mehrheit der Behörden und als der Bundesrat. Die Haltung des Volkes bei der Bewegung gegen den Gotthardvertrag ist nach Ansicht der Initianten eine Empfehlung für die Initiative und diese kann und wird, wenn richtig formuliert, eine Stütze für unser Staatswesen werden und nicht das Gegenteil.

Die Textfrage kann bei der Beratung durch die eidgenössischen Behörden endgültig erledigt werden. Man kann sich wie bei der Wasserrechtsinitiative über eine Form verständigen. Die Hauptsache ist, dass die Behörden sich nicht unnahbar zeigen und einfach vom hohen Ross herunter dem Volk die Verwerfung der Initiative beantragen. Da könnten sie leicht die Rechnung ohne den Wirt machen und die Geister, die der Gotthardvertrag rief, dürften den Behörden nochmals einen Streich spielen.

BERN J. STEIGER

(Fortsetzung folgt.)

□□□

HAUT LES COEURS!

La convention du Gothard a été acceptée, non par l'ensemble du peuple suisse ni même de ses représentants, mais par les intéressés. Parmi les députés des cantons que traverse la ligne, 45 ont voté pour la ratification et 7 l'ont rejetée; dans le reste de la Suisse, 70 ont voté contre, et 63 pour. Ces chiffres sont suffisamment clairs. Si l'on tient encore compte du vote de Berne, intéressé indirectement à l'approbation, à cause du Lœtschberg, la majorité rejetante s'élève à 15 voix, malgré la question de confiance que le Conseil fédéral avait nettement posée.

Ce serait mal connaître nos tendances que de voir, dans ce rappel de chiffres éloquents, une tentative de dresser certains cantons contre d'autres et d'aggraver encore le mal que nous fera par elle même la convention du Gothard désormais définitive. Telle n'est pas notre intention. Nous en avons d'autant moins le droit que, nous aussi, nous n'avons pas toujours su mettre l'intérêt national au-dessus des considérations matérielles, et s'il se fût agi de la Faucille, du Mont-d'Or ou du Simplon, au lieu du Gothard, nous aurions à faire, en nous frappant la poitrine, des réflexions plus amères encore. Ne soyons pas pharisiens et ne remercions pas Dieu d'être les seuls purs et d'avoir défendu les intérêts sacrés du pays contre les égarements de quelques cantons. Si nous avons une action de grâce à adresser au ciel, c'est seulement que nos intérêts ne fussent pas en jeu. Nous protestons vigoureusement contre ceux qui nous accusent d'avoir obéi à des motifs malveillants vis-à-vis du St-Gothard. Ce n'est pas vrai et notre bonheur a été précisément de pouvoir juger la question en toute indépendance d'esprit parce que nos intérêts matériels ne se trouvaient ni engagés ni menacés.

Dans l'état actuel de notre esprit public, dans tous les cantons, la majorité du peuple, placée dans la situation où se trouvaient Lucerne et le Tessin, aurait agi de même, et cette constatation doit enlever à nos reproches toute aigreur. Il n'en est pas moins vrai que ces cantons ont imposé à la Suisse, dans un intérêt pécuniaire, un traité néfaste.

Si nous n'avons pas le droit de le leur reprocher, nous devons cependant saisir cette occasion pour faire un examen de conscience. La politique matérielle est le mal qui ronge la Suisse et contre lequel nous devons réagir. A côté des mille petites capitulations qu'ont déjà imposées à notre pays les intérêts hôteliers, qu'est donc la convention du Gothard? une goutte d'eau dans la vaste mer, et son importance réelle est surtout d'être le symbole d'un état d'esprit, le pus qui décèle la plaie.

Cette question a un autre côté que nous ne devons pas passer sous silence. Tandis que, dans la Suisse romande, elle a uni le peuple et ses représentants dans une protestation presque unanime, elle a pris nettement, dans les cantons allemands, le caractère d'une question de parti. Sur 93 députés de la Suisse allemande qui ont accepté le traité, il y a 80 radicaux et les 13 autres appartiennent sans exception à la région du Gothard; au contraire, sur 37 qui l'on rejeté, il y a au total 3 radicaux, MM. Frey, Michel, et Vital. Il est clair qu'on a voté comme un seul homme sur un mot d'ordre et la conversion *in extremis* de M. Odinga en est une preuve suffisante. Bien que notre droit public ne connaisse pas le vote de confiance, le Conseil fédéral s'en est fait accorder un par les Chambres et le parti radical a commandé ses bataillons pour sauver le prestige menacé du pouvoir exécutif.

Nous trouvons donc, dans cette question si hautement nationale, les deux ennemis de notre politique ligués contre la Suisse, l'esprit matérialiste et l'esprit de parti, et l'on est parvenu à sauver à la fois les intérêts de certains cantons et le prestige du Conseil fédéral, menacés, prétendait-on, par le mouvement populaire. Nous croyons utile de faire cette constatation de la façon la plus claire, car elle doit être la base de nos décisions futures. Au risque d'être en désaccord avec beaucoup des adversaires de la Convention, nous devons avouer que le vote du Parlement fédéral nous paraît plus grave moralement que par ses conséquences pratiques. Il y a eu des exagérations commises au cours de la polémique; on peut le reconnaître sans honte, car cela appartient à l'essence même d'une campagne politique. Si le Conseil fédéral a découvert la Suisse vis-à-vis de l'étranger, au point de vue matériel, certains adversaires l'ont découverte

au point de vue moral. L'argument de la souveraineté était à deux tranchants et n'était même pas absolument exact; on aurait dû en user avec plus de prudence.

La démonstration juridique des adversaires de la Convention devait porter principalement sur ce point que l'assimilation de la Suisse et des Chemins de fer fédéraux est abusive. Les chemins de fer sont la propriété de l'Etat, mais ils ont une personnalité juridique distincte. L'Allemagne prétendait que la Convention de 1869 ne pouvait pas demeurer en vigueur parce qu'elle prévoyait un contrôle de la Confédération sur la Compagnie; la propriété passant à l'Etat le contrôle fait défaut, et le contractant de 1869, la Suisse, n'a plus la même qualité; d'autre part une condition essentielle du traité devient inapplicable et l'on est obligé de conclure un nouvel accord. Telle était l'opinion du rapporteur de la commission du Reichstag.

Ce raisonnement est sans force dès l'instant que la Confédération et les chemins de fer fédéraux sont deux personnalités distinctes comme elles le sont en fait. Mais s'il en est ainsi, ce sont les chemins de fer qui ont abandonné une partie de leur souveraineté et non pas la Suisse. C'est l'évidence même. La souveraineté est une notion juridique qui se trouve bien au-dessus de la clause de la nation la plus favorisée et il faut forcer la langue pour prétendre que notre pays est maintenant diminué vis-à-vis de l'étranger.

La Convention du Gothard est une mauvaise affaire; elle est le symbole et la preuve de l'insuffisance diplomatique de nos autorités autant que des défauts de notre système politique. Mais elle n'est pas *finis Helvetiae* et ceux qui, au lendemain de la ratification, oseraient encore le prétendre, chargeraient sur leurs épaules une lourde responsabilité. C'est un abus de mots que de faire résider la souveraineté d'un pays dans une question de tarifs ferroviaires.

Mais si l'importance intrinsèque de la Convention n'est pas aussi grande qu'on l'a prétendu, son adoption ne risque pas moins de déchaîner sur notre pays une crise politique de la plus haute gravité. On en aperçoit déjà les signes avant-coureurs et la prudence exige que nous y soyons préparés.

Oserions-nous dire que cette crise nous paraissait depuis longtemps nécessaire et que nous en attendons plus de bienfaits que de mal?

Nous ne parlons pas naturellement d'une aigreur qui jetterait les différentes parties de notre pays les unes contre les autres, ou qui opposerait nos cantons les uns aux autres. C'est le devoir de tous les patriotes de prévenir un semblable malheur et nous avons la confiance qu'il y a assez d'hommes éclairés dans le pays, pour opposer leur énergie si cela était nécessaire, à des efforts anti-nationaux. L'idée que nous assistons en Europe au triomphe des races en opposition avec les nationalités, n'est ni une idée juste, ni une idée bienfaisante. Elle n'est pas juste parce que la politique slave de la Russie n'est au fond qu'une politique d'intérêt; elle est, de plus, dangereuse pour la Suisse, contraire aux leçons de son histoire et à la direction de son évolution, et nous nous étonnons de lui voir gagner du terrain dans certains milieux.

Là n'est point la question présente. Nous devons nous opposer en ce moment comme en tout temps aux menées centrifuges; mais il est à craindre que, dans certains cantons plus particulièrement menacés, la ratification de la Convention n'ait au point de vue patriotique des résultats funestes, au moins de façon passagère. C'est une considération qui aurait dû influencer davantage, indépendamment du fond de la question, le vote du Conseil national.

A côté de cette crise du patriotisme que nous redoutons, une autre, presque aussi périlleuse, nous menace. On parle d'augmenter les droits populaires, de remettre au peuple la libre disposition sur les traités internationaux; qu'on y prenne garde, cette initiative, sans qu'il y paraisse, va exactement à l'encontre du but poursuivi.

Le rejet de la Convention du Gothard, contrairement aux affirmations mille fois répétées de ceux qui la défendaient, loin d'affaiblir la position diplomatique du Conseil fédéral, l'eût améliorée. C'est une force et non pas une faiblesse pour un gouvernement de pouvoir dire aux étrangers: non, je ne puis accepter de pareilles conditions, le Parlement s'y opposerait, les Chambres ne le permettraient pas. La voix de l'opinion publique et

de façon plus directe encore parlementaire, est l'un des moyens de pression les plus souvent utilisés par une diplomatie adroite. Nous avons même entendu l'un des connaisseurs les plus autorisés des questions ferroviaires en Suisse et en Allemagne affirmer que le moment actuel eût été particulièrement favorable à des négociations nouvelles.

Le Conseil fédéral n'a pas voulu le comprendre; il a constamment prétendu le contraire. Au lieu de prouver à l'étranger qu'il était incapable d'obtenir des Chambres une adhésion à des conditions odieuses, il a voulu démontrer qu'il était le seul maître, qu'il pouvait ce qu'il voulait, que le contrôle de la Constitution n'existait pas dans la pratique et que des siècles de démocratie nous avaient insensiblement conduits à une autocratie à sept têtes.

Quelle conclusion en tirer? Celle-ci, que le droit de ratifier les traités doit être enlevé aux Chambres? Certainement non, car au lieu de fortifier la position internationale de la Suisse, on l'affaiblirait davantage encore. La publicité, inséparable de la démocratie, est inconciliable avec la diplomatie. Il faut se méfier du doctrinarisme logique qui nous pousse aux conséquences extrêmes de toutes nos institutions. On doit avoir le but devant les yeux et ne pas s'attacher aux moyens. Si le but est de fortifier la Suisse vis-à-vis des autres Etats, le moyen n'est certainement pas de soumettre les traités à la sanction populaire. Il faut plutôt donner à notre administration fédérale et à notre diplomatie, une autre organisation et d'autres moyens d'action. Mais surtout, plutôt que d'étendre davantage les limites extrêmes d'une démocratie théorique, il faut reconquérir la réalité d'un pouvoir qu'un long usage a laissé se perdre. Lorsqu'il y aura au Conseil national des députés disposés à obéir à leurs électeurs plutôt qu'aux conseillers fédéraux, le peuple aura retrouvé l'influence qui lui appartient et dont il a été frustré, le pouvoir exécutif, la force que nous désirons pour lui et que remplace mal un pouvoir capricieux et incontrôlé. C'est pourquoi la campagne qui va s'ouvrir doit être dirigée non pas contre les compétences du Parlement, mais contre son esprit, non pas contre les règles constitutionnelles mais contre la majorité. Nous ne craignons même pas d'ajouter que le peuple suisse a trop de

respect pour ses autorités. Le patriotisme n'exige pas, comme on le croit trop souvent, que nous ayons une confiance aveugle dans le Conseil fédéral. Il exige, au contraire, que nous ayons l'œil ouvert sur nos intérêts et nous ne devons pas les abandonner sans contrôle à des magistrats inamovibles. Le jour où la réélection périodique du Conseil fédéral ne sera plus une simple formalité et le contrôle parlementaire une simple apparence, nous aurons plus de confiance dans le fonctionnement de nos institutions. En attendant, les destinées du peuple le plus démocratique de la terre sont remises à des magistrats à vie, assistés de conseils consultatifs. Telle est la réalité nouvelle de notre constitution, contre laquelle nous devons réagir à tout prix.

Si le peuple comprend cela, les conséquences bienfaisantes de la Convention du Gothard dépasseront de beaucoup ses mauvais résultats et la crise qu'aura provoquée sa ratification, au lieu d'être une crise mortelle, sera une crise de croissance. Le peuple, dans notre pays, trop longtemps endormi, a senti sa fierté se réveiller en face de prétentions excessives et presque insolentes. Rien ne prouve, maintenant qu'il a les yeux ouverts, qu'il ne saura pas voir avec un instinct très juste le siège de ses maux et les remèdes qu'ils exigent. La crise est inévitable, mais il faut la diriger. Si nous faisons tous notre devoir, elle ne doit pas avoir des tendances antinationales, pas plus que des visées démagogiques. On ne doit lui livrer ni l'unité de notre patrie, ni sa considération à l'étranger. Mais on doit diriger la colère populaire contre ceux qui l'ont provoquée: l'esprit de parti qui morcelle notre peuple, l'esprit de gain qui le ligotte et l'exploite. On doit séparer enfin le patriotisme du ministérialisme et comprendre que les lames de fond peuvent, elles aussi, porter le navire vers un horizon plus large. On doit profiter de cette occasion, qui a révélé à tous une situation que beaucoup avaient aperçue, pour rétablir dans notre politique fédérale le contrôle; c'est l'essence même de la démocratie, et le Conseil national l'a laissé se perdre, dans le ménage intérieur autant que dans les questions internationales. Et puisque les espoirs que nous avions placés dans certains chefs nouveaux ont été déçus, c'est le personnel gouvernemental tout entier qui doit recevoir la leçon que lui donnera le peuple.

L'ennemi, dans notre pays, est l'esprit de parti qui a mis le mot d'ordre radical au-dessus des arguments de la raison; l'ennemi, c'est l'esprit de servilité qui a mis le prestige du Conseil fédéral au-dessus des intérêts de la patrie; c'est enfin l'esprit utilitaire qui a placé les avantages matériels des cantons du Gothard au-dessus de l'unité du pays. Sus à l'ennemi!

BERLIN WILLIAM MARTIN

□□□

ÖSTERREICH-UNGARN IN DER ORIENTKRISE

Im November vorigen Jahres waren die Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Russland so gespannt, dass die Sorge, es könne zum Kriege kommen, weit verbreitet war. Serbien erhob nach den Siegen über das rasch zusammengeraffte Heer Zekki Paschas Ansprüche, deren Erfüllung Österreich-Ungarn unmöglich zulassen konnte und deren gewaltsame Zurückweisung die Panslavisten aufs äußerste erregt hätte. Die Friedenshoffnung stützte sich jedoch darauf, dass die russische Regierung aus verschiedenen Gründen einen Krieg nicht wollen könne, und tatsächlich wurde mit ihrer Zustimmung auf der Londoner Botschafterreunion anerkannt, dass der Grundsatz: „Der Balkan den Balkanvölkern", wie es das Wiener Kabinett verlangt hatte, auch den Albanesen zugute kommen müsse. Serbien lenkte ein und schließlich versprach es, sich mit einer international verbürgten Zufahrt zu einem Adriahafen zu begnügen und die von seinen Truppen besetzten Gebiete des künftigen albanesischen Staates zu räumen. Die Festsetzung der Grenzen dieses Staates durch die Botschafterreunion verzögerte sich indes, da die russische Diplomatie ihn möglichst eng bemessen wollte, monatelang, und die Montenegriner, denen allmählich die Serben zu Hilfe kommen konnten, bedrängten das belagerte Skutari, nach dessen Besitz König Nikolaus brennendes Verlangen trug, immer mehr. Der König schwor, dass er eher sterben als sich von Skutari zurückziehen werde, und die russischen Panslavisten, deren Stimmung die Einnahme von Adrianopel

gewaltig gehoben hatte, jubelten ihm begeistert zu. Die Bewegung, die sie in Russland hervorriefen, machte auf die Serben einen so starken Eindruck, dass sie ihr Verzicht auf Nordalbanien reute und sie neue Hoffnung fassten, es behalten zu können. So hatte die Wiederaufnahme des Krieges eine Situation geschaffen, die viel kritischer war als die vorjährige.

Für Österreich-Ungarn gab es kein Zurück. Es hat in der albanesischen Abgrenzungsfrage große Zugeständnisse zugunsten Serbiens und Montenegros gemacht, aber es konnte in der Hauptsache unmöglich nachgeben. Wir durften nicht gestatten, dass die Albanesen erdrückt werden oder dass ihnen eine so rein albanesische Stadt wie Skutari, die ansehnlichste Albaniens, entrissen werde. Ein selbständiges und lebensfähiges Albanien ist für Österreich-Ungarn eine Notwendigkeit. Wie Italien nicht dulden kann, dass die griechische Seemacht sich im Süden Albaniens allzuweit erstrecke, so kann Österreich-Ungarn nicht dulden, dass der Norden zwischen Serbien und Montenegro geteilt werde. Wenn diese beiden Länder die adriatische Küste beherrschen, so herrscht dort ihr Protektor Russland und die unterdrückten Albanesen würden, nachdem Österreich sie preisgegeben hätte, in tiefstem Groll über diese Enttäuschung und in Verachtung unserer Schwäche, sich Italien zuwenden. Die Sieger und die Besiegten wären unsere Feinde. Wir würden uns aber auch die Geringschätzung der südslavischen Staaten zuziehen, die von da an mit gesteigertem Selbstgefühl ihre Agitation in Bosnien und Dalmatien fortsetzen würden, die das Ziel verfolgt, diese Länder von der Monarchie loszureißen. Alles hatte sich so zugespitzt, dass Österreich-Ungarn bereit sein musste, nötigenfalls das Äußerste zu wagen.

Die französische Chauvinistenpresse sucht die Sache anders darzustellen. In ihr erscheint Österreich-Ungarn als der Störenfried, der aus Eigensinn, Hochmut und Slawenhass den Serben und Montenegrinern die Früchte ihrer Siege nicht gönnt und ein so unzivilisiertes Volk wie die Albanesen künstlich zur Selbständigkeit erheben will, vielleicht um es dereinst selbst einzufangen. Serben und Montenegriner, von deren Existenz man in Paris noch vor wenigen Jahren nur dunkle Vorstellungen hatte, erscheinen als Kulturträger, in deren Obhut die wilden Albanesen veredelt und zu sanfteren Sitten angeleitet würden und die sicherlich

irgend ein aus altersgrauen Zeiten stammendes Recht auf die Gebiete haben, die ihnen Österreich streitig machen will. Die französische Chauvinistenpresse hält sich an Herrn Iswolski und die Panslawisten und folgt dem Wegweiser im eigenen Gemüte, der sie gegen den Verbündeten Deutschlands führt. Wenn Österreich-Ungarn gedemütigt und geschwächt wird, so ist das schlimm für Deutschland, und was für Deutschland schlimm ist, muss doch für Frankreich gut sein. In Frankreich leben jetzt selbst vorurteilslosere Leute in dem Wahn, dass Deutschland sich mit dem Plane trage, plötzlich über die Vogesengrenze zu brechen. Also nieder mit dem Verbündeten Deutschlands, dem herrschsüchtigen, ländergierigen Österreich, das in seiner Brutalität ein so kleines Volk wie die Montenegriner niederdrücken und ihnen das mit Blut Errungene abpressen will. Die wahre Ritterlichkeit würde verlangen, dass der Große mit gelassenem Lächeln zusehe, wie der Kleine ihm eine Bombe ins Haus legt.

* * *

An der Ringstraße in Wien erhebt sich vor dem letzten Reste der ehemaligen Basteien ein Denkmal, das daran erinnert, dass an dieser Stelle die Angriffe der Türken unter Kara Mustafa im September und Oktober 1683 am hartnäckigsten waren und dass dort am heftigsten gekämpft wurde. Mit Mühe und Not wurde damals die größte deutsche Stadt, die Residenz des römischen Kaisers, das Vorwerk des alten deutschen Reiches vor der Unterwerfung durch die Eroberer Ungarns bewahrt. Die Niederlage, die das Entsatzheer dem Feinde in schwerer Schlacht in dem Weingelände zwischen Wien und dem Leopoldsberg bereitete, schloss die fast zweihundertjährige Zeit des Türkenschreckens für die Alpenländer endgültig ab. Glückliche ruhmreiche Feldzüge folgten, die die Herrschaft der Sultane bis über die Save zurückdrängten. Im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte aber zog eine neue Gefahr herauf, die der Festsetzung der russischen Macht auf der Balkanhalbinsel, also an der Südgrenze Österreichs, die Umklammerung Österreichs durch das riesig anwachsende Russenreich. Schritt für Schritt breitete Russland, dank der Glaubensverwandtschaft mit den orientalischen Christen, seinen Einfluss aus, unter-

wühlte die Türkei und hielt sie in angstvoller Unterwürfigkeit. In Wien wusste man wohl, dass sie sich nicht auf die Dauer werde halten können, entwarf gelegentlich ein Zukunftsbild, das dem jetzt verwirklichten ähnlich war, führte aber keine aktive Politik, um sich ihm zu nähern. Was durch eine Beschleunigung des Zerfalls der Türkei gewonnen sein würde, war nicht deutlich zu erkennen, um so deutlicher, was man aufs Spiel setzte. Dazu kam die finanzielle Schwäche, die Kompliziertheit der Verhältnisse in Deutschland und Italien, wo der ererbte Einfluss — denn wer hat den Mut, Überkommenes freiwillig aufzugeben? — bewahrt werden sollte, die Furcht vor dem bald eroberungslustigen, bald revolutionären Frankreich, die Furcht vor Erschütterungen überhaupt, die das sorglich und kunstvoll gehütete Stillstandssystem umwerfen könnten, und so achtete das von allen Seiten eingeengte Österreich nur darauf, dass die Katastrophe nicht hereinbreche, ehe die Zeit reif war. Man denke sich die Balkanvölker von damals; sie wären nach dem Abzug der Türken einfach eine Herde unter russischer Leitung geworden. Das fürchteten England und Frankreich ebenso wie Österreich, und besonders Konstantinopel wollten sie schützen.

In aller Schärfe zeigte sich der Gegensatz zwischen Österreich und Russland zum erstenmal während des Krimkrieges. Seither ist er immer wieder hervorgetreten, und jeder diplomatische Zusammenstoß hat Spuren zurückgelassen, die den sich benachteiligt Fühlenden, und das war immer Russland, da es an der Erreichung seines letzten Zieles gehindert wurde, mit einem Unmut erfüllten, der nie ganz zu verwischen war und die Behandlung der jeweilig nächstfolgenden Krise erschwerte. Wenn es zum Paktieren oder Zusammenwirken kam, wie in Reichstadt oder in Mürzsteg, war das Ende doch ein verstimmtes Auseinandergehen. Das Hinausdrängen Russlands aus Rumänien, wo es in Österreichs Flanke stand, die Besetzung Bosniens nach dem russisch-türkischen Feldzug, die Beschützung des von Russland selbst geschaffenen Bulgarien gegen das tyrannische Auftreten der Schöpfer, die schon mit dem Gedanken umgingen, es für seine Selbständigkeitsregung durch Entsendung eines Heeres zu bestrafen, und schließlich die Angliederung des besetzten Bosniens, zu der doch die ausdrückliche Zustimmung Russlands vorlag, all dies wurde in Petersburg

als schwere Verletzung empfunden und die Bitterkeit häufte sich an. Neben der leidenschaftlichen Feindseligkeit der Panslawisten, die den Kampf des Slawentums gegen Österreich und Deutschland proklamieren, gibt es die elegantere, vorsichtigere, aber nicht minder tief sitzende Reizbarkeit der russischen Diplomatie, die, je nach der persönlichen Sinnesart, mehr oder weniger bereit ist, bis zu einem gewissen Grade die Hilfe der Panslawisten zur Vergeltung an Österreich zu benützen, wobei auch das Maß und die Form der Vergeltung verschieden gedacht wird. Und nicht nur Vergeltung will die russische Regierung, sondern Niederdrückung, damit sich das mit dem Deutschen Reich gleichberechtigt verbündete Österreich in ein dem russischen Einfluss unterworfenes verwandle.

Äußerlich hatte man sich in Petersburg damit abgefunden, dass im Westen der Balkanhalbinsel der Einfluss Österreich-Ungarns vorwiegen solle. Diesem Programm entsprach hier die Erwerbung Bosniens, die zum Teil eine vorbauende Maßregel war. Denn wenn Bosnien, das übrigens nur zur kleineren Hälfte serbisch-orthodox, zur größeren mohamedanisch und katholisch ist, an Serbien fiel, so blieb Dalmatien geographisch in der Luft hängen, ein lockendes Objekt für das entstehende Großserbien, in dem von da an das Schwergewicht des Südslawentums gewesen wäre. Über Bosnien und die Herzegowina hinauszugehen gedachte man in Wien nicht; nur handelspolitischer Anschluss eines etwa später sich loslösenden Mazedonien wäre das Ziel gewesen; der Plan einer Eroberung Mazedoniens, von dem die Legende fortwährend erzählte, hat bei keinem politisch maßgebenden Österreicher bestanden. Der großen Mehrzahl der Serben, obwohl Graf Andrassy dem damaligen Fürstentum auf dem Berliner Kongress gegen den Wunsch Russlands ein ansehnliches Stück Land im Süden verschafft hatte, genügte jedoch die Besetzung und dann die Angliederung Bosniens, um die habsburgische Monarchie als ihren Feind zu brandmarken, und radikale Nationale verbissen sich nun erst recht in den Gedanken, die südslawischen Provinzen dereinst loszureißen. Von den Panslawisten werden diese Ideen unterstützt und dem offiziellen Russland passt zum mindesten die antiösterreichische Richtung. Unleidlich verstärken würde sich die serbische Angriffslust, wenn Serbien sich bis an die Adria aus-

dehnen könnte. Die Serben haben eine sehr lebhafte Phantasie und berauschen sich gern an Bildern ihrer eigenen Größe. Als Herren von Albanien würden sie glauben, mit Österreich-Ungarn anbinden und die stammverwandten Länder erobern zu können, und käme es tatsächlich zu einem Kriege, so könnte eventuell Russland auf dem Seewege ihnen Hilfe leisten.

Man darf nie vergessen, dass für Österreich-Ungarn die Balkanfragen auch Fragen der innern Politik sind. Unsere innere Politik aber ist ein sehr verwickeltes Getriebe und nicht mit einigen Schlagworten zu erledigen. In einem Reiche, in dem neun Volksstämme beieinander wohnen, zum Teil in kompakten Massen, zum Teil in Sprachinseln und Sprachhalbinseln, wo fast jeder dieser Stämme seine besondern historischen Überlieferungen hat, auf die er besondere Ansprüche gründet, und wo jeder kulturell und sozial auf anderer Stufe steht, kommt man mit den einfachen Rezepten nicht aus. Das haben Ausländer erfahren, die sich hier mit der Zuversicht ans Werk machten, ungetrübten Blickes schnell das Richtige zu treffen, und das hat die Sozialdemokratie erfahren, die im Vollbewusstsein ihrer noch unabgenützten Welt- und Staatsanschauung auch diese Frage glaubte lösen zu können. Am allerverkehrtesten urteilt, wer der Ansicht ist, dass die Lösung in einer Auflösung zu finden wäre. Man braucht sich nur vorzustellen, wie es hier aussehen würde, wenn dieses Reich nicht bestände. Das Deutsche Reich kann es nicht darauf ankommen lassen, dass ihm die Verbindung mit dem Adriatischen und Mittelländischen Meer durch feindliche Staaten versperrt werde; es würde daher die slawischen Küstenländer mit ihrem italienisch gefärbten Saum unbedingt in Besitz nehmen müssen und dadurch würden sich in verstärktem Maße wieder die bisherigen Schwierigkeiten ergeben und vermutlich Konflikte mit Italien, dem der allzu starke Nachbar unbequem wäre. Auch die zweieinhalb Millionen Deutsche in Böhmen und Mähren würde die deutsche Nation nicht opfern wollen und wenn ihr Gefühlsgründe nicht gälten, so würden ihr schon wichtige praktische Gründe verbieten, aus diesen Ländern einen Staat werden zu lassen, der sich als ein slawisches Reich bis fast in das Herz von Deutschland schieben würde, ein freiwilliges oder unfreiwilliges Werkzeug Russlands. Die Tschechen täuschen sich darüber nicht und es fällt ihnen nicht ein, die Zerreißung Öster-

reichs zu wünschen, in dem sie sich auf ihrem Gebiete vollständig frei bewegen können. Sie möchten es nur im Verein mit den Slowenen so weit wie möglich entgermanisieren, wodurch es aber natürlich vollständig seinen Wert nicht nur für die Ungarn verlieren würde, sondern auch für die Slawen antirussischer Richtung, die Polen und Ruthenen, oder, wie sie sich jetzt nennen, Ukrainer. Polen und Ruthenen würden in dem einen wie in dem anderen Falle schutzlos gegen Russland werden, Ungarn würde bei einer Lostrennung vom Reiche mit Mühe und Not seine Rumänen festzuhalten suchen, Kroatien und den Zugang zur Adria würde es einbüßen. Es würde an seiner Ungebundenheit wenig Freude erleben und genötigt sein, sich Deutschland anzuschließen. Aber auch die serbokroatisch sprechenden Südslawen, die in Kroatien, Dalmatien, Bosnien, Serbien und Montenegro beisammenwohnen, wären in ihrem Winkel wenig glücklich zu preisen; jetzt haben sie, haben sogar die Serben des Königreichs, kulturellen Anschluss an Österreich, später wären sie vereinsamt und in keineswegs freundlicher Nachbarschaft. Denn dass der alte Zwiespalt zwischen Serben und Bulgaren fortbesteht, zeigte sich sogar, während noch der Krieg gegen die Türkei im Gang war, und in diesem Augenblick entbrennt er bis zu beiderseitigen Drohungen mit Gewaltanwendung.

Alle Nationalitäten, die jetzt innerhalb Österreich-Ungarns vereinigt sind, würden daher, wenn die habsburgische Monarchie nicht bestünde, entweder schwer benachteiligt sein oder irgend ein unzulängliches Surrogat für sie suchen. Darüber herrscht auch fast überall Klarheit, wenngleich man fortwährend im Streit ist, womöglich kein Opfer an nationalem Größengefühl für das ganze bringen will und wenngleich diese Streitigkeiten bekanntlich oft so stark werden, dass sie die Tätigkeit der Vertretungskörper lahm legen und dringend nötige Beschlüsse, auf die ungeduldig gewartet wird, verhindern. Eine Gefahr, dass das Volksgefühl durch ausländische Agitation verwirrt werden könnte, besteht nur in einem Teil jener südslawischen Länder, die wie das vor hundert Jahren in Besitz genommene Dalmatien und das vor fünfunddreißig Jahren in Besitz genommene Bosnien, noch zu wenig österreichische Tradition haben; in Kroatien hat die ungarische Politik schwere Fehler begangen, aber dort ist die Tradition so stark, dass bei

einiger Klugheit die serbischen Wühlereien völlig aussichtslos sein werden. Es ist hauptsächlich Sache der ungarischen Regierung, diese Aufgabe zu übernehmen, aber auch die auswärtige Politik muss auf der Wache stehen; sie wäre schwächlich, wenn sie ein Überquellen des Serbentums gestattete und würde eine ihrer wichtigsten Pflichten damit versäumen. Wenn Serbien vernünftig ist, wird es sich zur Freundschaft, insbesondere zur handelspolitischen, mit Österreich-Ungarn bequemen; will es in Selbstüberschätzung den Weg der Feindschaft betreten, so wird ein Zusammenstoß schwer zu vermeiden sein. Ein großes Reich kann nicht seinen Küstenbesitz gefährden lassen.

Die bestimmte Forderung Österreich-Ungarns, dass die Grenzen des künftigen Albaniens von Serbien und Montenegro respektiert werden müssen, ist so wichtig geworden, dass sie selbst auf die Gefahr eines Krieges hin nicht missachtet werden durfte. Denn sonst würde Österreich-Ungarn das Gespött der Balkanslawen und der Panslawisten werden, die es schon jetzt mit der sterbenden Türkei vergleichen und sein nahes Ende voraussagen. Wenn also die andern Großmächte bei etwa nötig werdenden Zwangsmaßregeln nicht mittäten, so würde Österreich-Ungarn allein vorgehen müssen. Die öffentliche Meinung ist hier überall, wo nicht aus nationalen Gründen slawische Sympathien herrschen, für ein entschlossenes Auftreten. Man fühlt es, dass sich Österreich-Ungarn durch den Sturm in Russland nicht einschüchtern lassen darf und man weiß auch sehr genau, dass Russland, welches ja gleichfalls kein geschlossener Nationalstaat ist, dessen Nationalitäten aber als Fremdvölker behandelt werden und daher vom Reiche losstreben, durchaus nicht so stark ist, wie die Panslawisten glauben oder glauben machen wollen. Ihre Kundgebungen, so lärmend sie sind, sind noch kein Zeichen von Kraft. Die Regierung, die von ihnen angegriffen wird und der Zar selbst, der wohl fühlt, was bei einem Krieg in seinem tief unterminierten Lande auf dem Spiel stünde, müssen diese Demonstrationen als störend und gefährlich empfinden. Tatsächlich hat sie sich am Ende gegen sie ausgesprochen und den König Nikolaus abgeschüttelt. Denn sie ermuntern Montenegro und Serbien zu einer Taktik, deren Fortsetzung Österreich-Ungarn zu Entschlüssen zwingen müsste, die dann in Russland noch viel mehr Erregung hervorrufen würden und sie verhindern

das Zustandekommen des Friedens zwischen der Türkei und den Balkanstaaten, wodurch es dahin kommen könnte, dass die Bulgaren schließlich doch nach Konstantinopel marschieren — ein schrecklicher Gedanke für Russland, so viel es von slawischer Brüderlichkeit reden mag.

Für die Auffassung der Panslawisten ist der historische Prozess, der sich jetzt mit dem Zusammenbruch der Türkei vollzogen hat, das Signal zur Zerstörung Österreich-Ungarns, zum Ansturm gegen das Deutschtum. Würde Russland nach ihrem Sinn handeln, so würde es voraussichtlich einer Katastrophe entgegengehen. Dass der Zar und seine Minister dies empfinden, darauf beruhe die Hoffnung eines friedlichen Ausganges, die sich auch bestätigt hat. Der Friede wird geschlossen. Mit der Lösung der Krise, die an die Stelle der türkischen Staatsruine unabhängige Staaten setzt, kann Österreich-Ungarn zufrieden sein, wenn die neuen Gebilde, wie dies zuerst Rumänien gelungen ist, ihre Selbständigkeit gegen Russland wahren und unsere Ruhe nicht stören. Tatsächlich ist das Gegenteil nur von Serbien zu befürchten, das auf den russischen Panslawismus Vergrößerungshoffnungen baut, die sich gegen uns richten, und so reduziert sich die Balkanfrage, so weit sie nicht das Schicksal von Konstantinopel in sich einschließt, künftig für Österreich-Ungarn auf die serbische, genauer gesagt, die serbisch-montenegrinische. Im Zusammenhang mit der vorderasiatischen, die vor allem Deutschland interessiert, kann sie der Ausgangspunkt neuer Krisen werden.

WIEN BERTHOLD MOLDEN

DIE GÜTE

EIN ERDACHTES GESPRÄCH VON PAUL ERNST

*

Personen: Yagnavalkya; ein Schüler. *Ort:* Ein Mangohain.

Der Schüler: Ich hörte von einem Lehrer, der zu seinen Schülern sagte: Werdet hart; sehet zu, dass ihr alle eure Kraft zusammenhaltet, um euch selber höher zu bilden, und verzettelt euch nicht, indem ihr eure Kraft an Geringere verschenkt.

Yagnavalkya: Der Arme soll sparsam sein, der Reiche soll ausgeben, so leben beide verständig.

Der Schüler: Also du meinst das selbe, wenigstens für einen Teil der Menschen?

Yagnavalkya: Freilich habe ich noch nie gesehen, dass ein Armer durch Sparsamkeit zu Reichtum gekommen ist.

Der Schüler: Aber er kann doch zu einem kleinen Wohlstand gelangen?

Yagnavalkya: Vielleicht hat jener Lehrer von Leuten gesprochen, welche zu einem kleinen Wohlstand gelangen wollen, damit sie dann sagen können: Seht, so unabhängig sind wir. Und es muss ja auch wohl Leute geben, die auf dergleichen stolz sind.

Der Schüler: Derartige Leute liebst du nicht?

Yagnavalkya: Du gebrauchst starke Worte; weshalb sollte ich sie hassen?

Der Schüler: Aber du meinst, dass diese Leute nicht die wesentlichen Menschen sind?

Yagnavalkya: Die wesentlichen Menschen sind selten, wie die wirklich Reichen; aber sie üben eine große Wirkung aus und deshalb bleiben sie in der Erinnerung der Menschen, auch wenn man sie nicht sieht, während die anderen vergessen werden, sobald sie aus unseren Augen entschwunden sind; deshalb hält man sie im Vergleich zu den andern für zahlreicher wie sie sind. Sie gleichen dem Licht, das ein Zimmer erleuchtet; und wenn ein Wanderer im Dunkeln die Straße entlang geht, so denkt er: siehe, da muss ein Haus stehen, in dem ist ein Zimmer hell; von den übrigen Häusern, in welchen kein erleuchtetes Zimmer ist, weiß

er aber gar nichts. Ist nun der Wanderer ein verständiger aber armer Mann, so spricht er: in diesem Lande sollten die Leute sparsamer sein; denn wenn ich in der Dunkelheit gehe, so sehe ich hier ein Licht, und nach einer halben Stunde wieder eines, und nach einer viertel Stunde ein drittes. Er weiß aber nicht, dass nur die wenigen Leute ein Licht brennen, welche reich sind, und dass es sehr viele Arme gibt, welche klugerweise im Dunkeln sitzen. So wird also sein Rat schon befolgt von denen, welche er angeht, noch ehe er ihn gesagt hat.

Der Schüler: Wenn ich dich recht verstehe, so meist du, man solle überhaupt solche Ratschläge nicht geben?

Yagnavalkya: Ich habe mich freilich immer gehütet, den Leuten Ratschläge zu geben; denn die Narren befolgen sie doch nicht, und die Verständigen wissen jeder selber, was für ihn das Richtige ist.

Der Schüler: Aber weshalb geht der Schüler zum Lehrer, oder wenn du lieber willst, der gewöhnliche Mann zu bedeutenden?

Yagnavalkya: Um sich selber kennen zu lernen, denn der Arme weiß nicht, dass er arm ist, ehe er einen Reichen gesehen hat; und um Einsicht auch in die Dinge außer ihm zu gewinnen; denn der Arme, welcher nur die vier Pfähle seines Hauses und die vier Grenzsteine seines Ackers sieht, kann doch nicht wissen, wodurch die Menschen unter einander zusammenhängen, sondern er denkt nur: neben mir wohnt auch ein sparsamer Mann, und neben dem wieder einer; und er denkt: das genügt, dass wir verständigen Menschen so ehrbar neben einander leben.

Der Schüler: Das Eine habe ich jetzt verstanden, dass der Schüler durch den Lehrer sich selber erkennt. Denn als ich zu dir kam, da hielt ich mich noch für einen wesentlichen Menschen, weil ich dachte: die Menschen, welche hart sind gegen sich und andere, welche sparsam sind mit ihrer Kraft und aus sich das Höchste bilden wollen, das sind die Wesentlichen. Nun ich aber dich gesehen und dein heiteres Antlitz, die Güte, mit welcher du Jedem mitteilst, und seit ich beobachtet, wie die Leute zu dir mit Traurigkeit kommen und mit Frohsinn fortgehen, da habe ich eingesehen, dass ich nicht zu den Wesentlichen gehöre, und habe mich hierin also selber erkannt. Aber das Zweite, was du

sagst, verstehe ich nicht: wie soll ich durch dich einsehen, wodurch die Menschen unter einander zusammenhängen?

Yagnavalkya: Das ist freilich nicht so leicht einzusehen. Die Welt gleicht einem Teig, den ein Weib geknetet hat aus Wasser und Mehl, und die Teile von Mehl und Wasser ruhen eng bei einander auf dem Boden des Backtroges. Der Teig aber soll aufgehen in der Nacht und den ganzen Backtrog füllen, damit das Weib am Morgen die Brotlaibe bilden und in den Backofen schieben kann. Deshalb nimmt sie ein kleines Stückchen Sauerteig und mengt das zwischen das andere, und durch den Sauerteig geht in der Nacht alles auf, füllt den Backtrog und quillt über ihn hinaus, und wie sie am Morgen aufsteht, dankt sie erst Gott, dass er ihren Teig sich so hat vermehren lassen, knetet dann ihre Laibe und backt das Brot.

Der Schüler: Ich glaube dich zu verstehen: du meinst, erst durch das kleine Stückchen Sauerteig wird die große Masse zu wirklichem Brotteig, und das ist kein besonderes Tun des Sauerteigs, sondern es geschieht einfach, weil es nun einmal so ist.

Yagnavalkya: Ja, wie auch das Licht noch anderen Menschen leuchtet, als denen, die es angezündet haben und unterhalten, und selbst solchen, die verdrossene Reden über die Lichtverschwendung führen; denn wenn die Besitzer es etwa unter einen Scheffel stellen wollten, so hätten sie ja selber nichts von ihrem Licht; oder wie das Salz alle flüssigen Dinge salzig macht, ohne das besonders zu wollen, nur weil es einmal so ist; denn wenn es nicht salzig machte, so wäre es ja dumm geworden und ganz wertlos.

Der Schüler: Du meinst also inbezug auf die Worte des Lehrers, von dem ich am Anfang sprach, dass er die Frage überhaupt falsch gestellt hat, indem der wesentliche Mensch gar nicht sparsam mit seiner Kraft und karg mit sich sein kann; sondern dass er ausgibt, das gehört eben mit zu seinem Wesen; und er gibt nicht zu irgend einem Zwecke aus, sondern weil es seine Natur ist, auszugeben, wie ja auch die Wolke ihren Regen fallen lässt auf den Acker des Fleißigen, der ihn benutzt und an alle Wurzeln das Wasser leitet, und auf den Acker des Trägen, der ihn nicht benutzt und das Wasser ablaufen lässt in den Straßengraben?

Aber ist das nicht nur eine bloße Behauptung, indem du sagst: das ist nun so der wesentliche Mensch; und könnte jener andere Lehrer dir nicht erwidern: ich für meine Person nenne diesen eben nicht den wesentlichen Menschen?

Yagnavalkya: Du hast wohl recht, deshalb muss ich noch mehr sagen. Alle Gedanken, welche wir aussenden, kommen auf irgend eine Weise zu uns wieder zurück. Wenn ein Mensch einen andern hasst, so wird er ein Hasser, wenn er ihn beneidet, so wird ein Neider, und wenn er ihn beschenkt, so wird er ein Schenker. Denn alles Geistige unterliegt nicht dem Gesetz des Körperlichen, welches weniger wird, wenn man davon nimmt, sondern es wird mehr. Wer einen Menschen hasst oder beneidet, der erzeugt immer neuen und immer mehr Hass und Neid in sich, denn eine Frucht kann sein Acker nur tragen. Wer einem Menschen Güte schenkt, der erzeugt immer mehr Güte in sich. Die Güte hat aber dieselbe Eigentümlichkeit wie Hass oder Neid: der Acker dieses Menschen wird nur noch Güte tragen. Dadurch nun wird er außerordentlich reich, dass er nicht mehr andere Pflanzen erzeugen kann, die Kraft aus dem Boden saugen und ihm nichts einbringen: Eigennutz, Hochmut und wie sie sonst heißen; denn er wird ja den Menschen gegenüber in allem gleichgültig werden. So geschieht es, dass im Geistigen der Schenker reicher wird; und weil man die geistigen Dinge nie besitzt, sondern immer nur erwerben muss, so muss hier umgekehrt auch der Reiche immer Schenker sein. Darum sage ich: wer einen andern beneidet oder hasst, wer hochmütig ist oder eigennützig, wer karg und hart ist, der ist kein wesentlicher Mensch. Ein wesentlicher Mensch hat keine würdig gerunzelte Stirn und keinen hoffärtigen Gang, er ist nicht von mürrischem Ernst und saurem Wesen, sondern er lacht gern und ist höflich, er schenkt gern und lässt sich gern schenken; und die Geringeren verachtet er nicht, sondern er hat sie nicht ungern, denn sie sind doch für ihn da, damit er jemanden hat, dem er geben kann.

Der Schüler: Das habe ich nun wohl verstanden; aber es wird doch immer gesagt, dass die Einen Lohn erhalten und die Anderen Strafe für ihre Taten; das sehe ich hier nun nicht; denn ich kann mir denken, dass ein solcher wesentlicher Mensch doch

viele Leute zu Feinden hat, die sich vor ihm schämen, dass sie nicht sind wie er; und wenn ihm auch ihre Gesinnung gleichgültig sein mag, so weiß er doch nicht, ob sie nicht vielleicht zu Taten gegen ihn kommen; und wirklich hört man doch auch, dass die Menschen oft gerade die Wesentlichen verfolgt haben.

Yagnavalkya: Wenn du so fragst, so sagst du, dass du den letzten Grund des Lebens nicht erkannt hast. Die Menschheit gleicht einem großen Walde, in welchem viele Arten von Bäumen wachsen: nützliche, die Obst tragen, und schädliche, die giftige Früchte haben, und dumme, die ganz überflüssig sind. Welche Belohnung kann ein Apfelbaum dafür erwarten, dass er Äpfel trägt, als die, dass man seine Äpfel pflückt und isst, und welche Strafe ein Giftbaum, als dass man vor ihm ausbiegt? Und was soll mit den dummen Bäumen geschehen, als dass man sie stehen lässt, wo sie stehen? Und wenn böse Buben einem Apfelbaum die Zweige abreißen, schaden sie sich dadurch nicht ebenso wie dem Baum? Manche Bäume ziehen den Blitz an, weil sie besonders hartes Holz haben; wäre es nicht töricht, wenn sie sich beschweren wollten und sagten: was haben wir verbrochen vor Anderen, dass wir so vom Blitz leiden? Die Härte ihres Holzes zieht den Blitz an, weil der Blitz nun einmal so beschaffen ist, dass er von ihr angezogen wird. So ziehen die wesentlichen Menschen auch die böswilligen an, dass sie ihnen Schaden zufügen, weil die Böswilligen nun einmal so beschaffen sind, dass sie den Wesentlichen schaden müssen. Ich glaube, dass der Gedanke von Lohn und Strafe auch so ein Gedanke der Armen ist wie die Härte und Kargheit; denn die Armen müssen ja freilich immer daran denken, dass sie etwas verdienen; der Reiche hat das nicht nötig.

Der Schüler: Es muss freilich sehr schön sein, wenn einer ein reicher Mann ist.

Yagnavalkya: Du bist nicht der Erste, der diese Einsicht hat: aber merkwürdigerweise ist sie bei den Reichen verbreiteter als bei den Armen.

□□□

DIE ZÜRCHERBIBEL, EINE KULTURANGELEGENHEIT

Es ist nicht sehr bekannt, dass der Kanton Zürich eine landeskirchlich eingeführte Übersetzung der Bibel hat, die in Zürich selbst entstanden ist und sonst nirgends in Gebrauch steht. Die Tatsache ist schon an sich geschichtlich von Bedeutung. Zurzeit aber stehen Synode und Geistlichkeit vor einer Entscheidung, die die „Zürcher Bibel" zur Tagesfrage machen müsste, wenn nicht unsere protestantische Bevölkerung so gut katholisch wäre, das heißt so sehr gewohnt, alles ihrer geistlichen Führerschaft und dem grünen Tisch zu überlassen, auch dann, wenn es sich, wie in diesem Falle, um eine wichtige Kulturfrage handelt.

Es ist zum Verständnis dieser Kulturfrage nötig, einige Worte über die Entstehung und Geschichte der Zürcher Bibel vorauszuschicken. Als Luther das Neue Testament übersetzt hatte, wurde es sogleich in Zürich nachgedruckt, aber sprachlich dem schweizerischen Verständnis angepasst und, als man infolge des Abendmahlstreites dem Wittenberger nicht mehr unbedingt traute, bald auch mit wirklichen oder vermeintlichen Verbesserungen versehen. Ehe dann Luther mit der Übersetzung der Apokryphen und Propheten fertig war, erschien in Zürich die ganze Bibel (es war 1530). Der größte Teil davon war in der genannten Art von Luther übernommen, die Lücken füllte man durch eigene Arbeit aus, indem teilweise Leo Judae, Pfarrer zu St. Peter, teilweise die unter dem Namen der „Prophezei" gegründete Zürcher Bibelschule die fehlenden Stücke ergänzte. So ist die Zürcher Bibel nicht das Werk eines Genius, überhaupt nicht das eines Menschen, sondern das Ergebnis anpassender, ausgleichender Arbeit, in Hast und Zufall begonnen, mit Fleiß und Behutsamkeit fortgesetzt, stets geflickt und niemals fertig. Es wurde nun, zunächst unter des genannten Leo Judae Leitung, weiter an der Verbesserung des Werkes gearbeitet, weiter durch all die Jahrhunderte. Zweierlei ist dabei zu beobachten: die stetige Annäherung an Luther und die fortschreitende Verhochdeutschung der Zürcher Bibel. Ein Drittes ist beachtenswert: die allmähliche Verkleinerung ihres Verbreitungsgebietes. Im sechzehnten Jahrhundert war die Zürcher

Übersetzung in der ganzen Ostschweiz gebraucht worden; dann eroberte sich Luthers Übersetzung einen Kanton nach dem andern, erst Appenzell und Schaffhausen, dann die sanktgallischen Gebiete und Glarus, zuletzt auch Thurgau, bis um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts endlich Zürich mit seiner Bibel allein dastand, ein Inselchen im Weltmeer des Protestantismus deutscher Zunge.

Die Bedeutung der Zürcher Bibelübersetzung liegt nicht auf dem Gebiete der Religion; das Buch konnte niemand ans Herz wachsen, weil es gerade das aufgeben musste, was es zum Volksgut hätte machen können: die heimische Sprache, und weil der Wortlaut infolge seiner fortwährenden Neubearbeitung gar nicht Zeit hatte, festen Fuß zu fassen. Die große Bedeutung der Zürcher Bibel liegt darin, dass sie in ihren früheren Ausgaben ein *einzigartiges Sprachdenkmal* ist. Sie ist eine Fundgrube für die *Mundartforschung* der Schweiz, und sie veranschaulicht mit ihren fortwährenden sprachlichen Veränderungen sozusagen wie der Kinematograph *das allmähliche Eindringen der neuhochdeutschen Schriftsprache* in unserm Lande. Zur Reformationszeit wurde der Spruch: *Niemand flicket ein altes Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch* für Zürich zurechtgemacht: *Niemand bützet ein altes Kleid mit einem Bletz von neuem Tuch.* Und dann geht die Verhochdeutschung an und erreicht im neunzehnten Jahrhundert mit der Beseitigung des letzten Mundartwortes aus dem Spruch „Wo nun das Salz seine *Räße* verlieret" (Luther: wo nun das Salz dumm wird) ihren Abschluss.

Die letzte Neubearbeitung der Zürcher Bibel geht auf die Jahre 1860 und 1868 zurück. Diese heutige Zürcher Bibel befriedigt niemand mehr. Die Theologen spenden ihr das wohlverdiente Lob, sie sei genauer und richtiger als die Lutherische, erkennen aber alle an, dass sie trocken und unschön sei. Die Evangelische Gesellschaft, die den *Verlag* der Bibel hat, verkauft viel mehr Lutherbibeln als Zürcher Bibeln! Von 1907 bis 1911 verkaufte sie 13 223 Bibeln und Bibelteile in zürcherischer Übersetzung, dagegen 20 068 in Lutherischer Ausgabe. Zu beachten ist dabei, dass die genannte Verkaufsstelle die *einzige* Bezugsquelle für die Zürcher Bibel ist, während die Lutherische außerdem auf andern Wegen in den Kanton eindringt, so dass der

Unterschied zwischen den beiden Zahlen in Wirklichkeit noch viel größer ist.

Die eifrigsten Verteidiger von „Zwinglis Erbe" gegen Luthers Übersetzung führen in der Predigt die Bibel im Lutherischen Wortlaut an. Auf einer ganzen Reihe von Kanzeln Zürichs, ja auf *Zwinglis* eigener Kanzel im *Großmünster,* liegt die Lutherbibel, nicht die „in Zürich kirchlich eingeführte Übersetzung". Der sozusagen klassische freisinnige Theologe Zürichs, der Urzürcher Biedermann, machte aus seiner Bevorzugung Luthers kein Hehl und sprach in abfälligen Ausdrücken von der Zürcher Bibel. Dass diese für die nachgerade zahlreichen außerhalb des Kantons aufgewachsenen Glieder der Zürcher Landeskirche etwas ist, woran sie sich nie gewöhnen, was sie befremdet und vielfach abstößt, ist selbstverständlich.

Im Jahre 1907 beschloss die Synode, die Zürcher Bibel, deren Vorrat bald zu Ende ging, nicht wieder unverändert zu drucken, sondern neu zu bearbeiten. Sie stellte dafür einige Grundsätze auf und ernannte für die Arbeit eine Kommission von elf Mitgliedern. Man dachte, bis 1910 mit der Arbeit zu Ende zu sein. Heute (1913) liegen einige Proben vor, und bis 1918 oder 1919 meint man die Arbeit beendigen zu können. Die Verzögerung kommt nicht daher, dass irgend etwas verschleppt oder verbummelt worden wäre; die Arbeit wuchs den Beauftragten unter den Händen und führte viel weiter als man vorausgesehen hatte.

So liegt die Hauptarbeit jetzt nicht hinter, sondern vor uns. Deshalb ist es nicht zu spät, sondern der richtige Zeitpunkt, zwei Fragen ernstlich zu stellen. Erstens, ob diese ganze Arbeit notwendig und wünschenswert sei und zweitens, ob sie, nach den vorliegenden Proben zu urteilen, befriedigend ausfallen werde.

Für die Neubearbeitung der Zürcher Bibel macht man Gründe geltend, die niemand überzeugen und die sich gegenseitig zerstören. In der Synode sagte ein Landgeistlicher, die Zürcher Bibel sei dem Volke lieb. Aber weshalb sie dann neu bearbeiten und zwar gründlich, so gründlich, dass sie mancherorts gar nicht wieder zu erkennen ist? Man sprach von Zwinglis und Leo Judaes teurem Erbe. Aber die zahlreichen Umarbeitungen haben von der damaligen Bibel sozusagen nichts übrig gelassen. Das „Erbe" kann also nur darin bestehen, dass man in Zürich an

dem Grundsatz festhält, eine eigene Bibelübersetzung zu gebrauchen und sie immer von Zeit zu Zeit neu zu bearbeiten.

Wenn nun die Mehrheit der Synode im Jahre 1907 geglaubt hat, dieses „Erbe der Zürcher Reformation" behalten zu sollen, so sind trotzdem auch seither die Stimmen nicht verstummt, die eine andere Meinung äußerten. Man muss die Frage aufwerfen, ob heute die Bedingungen noch vorliegen, die eine Neubearbeitung der Zürcher Bibel in früheren Zeiten rechtfertigten. Die Frage ist unbedingt zu *verneinen*. Wir haben heute mit einer Reihe neuer Tatsachen zu rechnen, die nur der Eigensinn zu verkennen vermöchte, und die das Zürcher Übersetzungswerk überflüssig machen.

Erstens der heute vollendete *Siegeslauf der Lutherischen Bibel.* Heute steht nicht mehr, wie zurzeit der Reformation, Übersetzung wider Übersetzung, heute ist es Tatsache, dass vierzig Millionen deutsch sprechender Protestanten unter Bibel schlechthin die Lutherbibel verstehen. Eine vierhundertjährige Geschichte hat diese Frage entschieden und keine kantonale Synode, keine Kommission, keine Fakultät ändert daran etwas. Freund und Feind gebraucht die Lutherbibel. Sie ist mit unserm ganzen Geistesleben, mit unsrer Stil- und Geschmacksbildung aufs engste verwachsen. Die gesamte religiöse Literatur bringt uns auf tausend Wegen den Wortlaut der Lutherbibel auch in den Kanton Zürich. Es mag in der Zürcher Bibel lang heißen: *der Geist ist zwar geneigt, das Fleisch aber ist schwach;* das Wort ist zum Sprichwort geworden und lautet nun eben trotz allem auch in Zürich: der Geist ist *willig.* Dagegen ist nichts zu machen.

Ferner: die *Bibelgesellschaften.* In früheren Jahrhunderten kam es in Zürich vor, dass der Bibelvorrat ausging und die weltliche Obrigkeit für einen neuen Druck sorgen musste. Im neunzehnten Jahrhundert entstanden überall die Bibelgesellschaften und seither werden Bibel und Bibelteile in Millionen von Abzügen zu erstaunlich billigen Preisen vertrieben. Da das Verbreitungsgebiet für die Lutherbibel sich über alle Erdteile erstreckt, so lohnt sich die Herstellung aller möglichen Ausgaben, vom Testamentchen zu 15 Rappen bis zur Luxusbibel zu 50 Franken, in jeder Größe, jedem Druck, auf jedem Papier, mit jedem Einband, Ausgaben für Schwachsichtige in zentimeterhohen Buchstaben, Ausgaben, die beinahe in die Westentasche gehen, Teile der Bibel

zu 5 Rappen, zweisprachige Ausgaben, die neben der deutschen Übersetzung den griechischen oder den lateinischen oder den französischen Wortlaut bieten. All das kann für die Zürcher Bibel niemals geleistet werden. Schon heute sind sicher im Kanton mehr Lutherbibeln zu finden als zürcherische. Die Fortschritte des Buchgewerbes werden ausschließlich der Verbreitung der Lutherbibel dienen und diese immer mehr auch in Zürich verbreiten.

Die *Schranken* sind endgültig gefallen, die früher Kantone und Landeskirchen trennten. Wir führen kein Sonderdasein mehr. Reichlich ein Drittel der Bewohner des Kantons wird mit der Zürcher Bibel niemals in Berührung treten und unter den andern zwei Dritteln wird Luther mehr Eingang finden als das Zürcher Werk. Freilich geht ein starker Zug nach Schutz der heimatlichen Eigenart durch unsere Zeit. Aber an der Zürcher Bibel wird er vorbeigehen, denn nicht etwas Vorhandenes zu erhalten, nicht ein Denkmal zu schützen gilt es hier, sondern etwas Neues zu schaffen: eine mit den Ergebnissen der heutigen Wissenschaft übereinstimmende Bibelübersetzung. Nicht ein einziges Wort der neuen Zürcher Bibel wird schweizerische Eigenart aufweisen.

Endlich die *heute außer der Lutherischen bestehenden Übersetzungen.* Man weist auf die vielen Fehler, die veraltete Sprache der Lutherbibel hin und anderseits auf die Fortschritte der Bibelforschung im neunzehnten Jahrhundert. Ob nun außerhalb der Fachmänner, der Theologen, zumal im Kanton Zürich das Bedürfnis nach einer genauen Bibel groß, ob es überhaupt vorhanden sei, braucht hier nicht erörtert zu werden. Aber wem die Lutherbibel nicht genau genug ist, der hat heute die Wahl zwischen einer Menge von allgemein zugänglichen neueren und guten Übersetzungen jeder nur denkbaren Art. Das war noch vor einem halben Jahrhundert anders. Da haben wir wissenschaftlich zuverlässige, ganz auf dem Boden der neueren Forschung stehend die *Textbibel* von *Kautzsch* und das *Neue Testament* von *Weizsäcker,* wo sich jeder Auskunft holen kann, der gern wüsste, wie es „eigentlich" heißt. Wer die Lutherbibel vorzieht, aber wenigstens keine eigentlichen Fehler darin haben möchte, für den ist immer noch die berichtigte Ausgabe von *Stier* da. In pietistischen Kreisen hat sich seit langem die sogenannte *Elberfelder Übersetzung* der Darbysten verbreitet und in den letzten Jahren die *Taschen-*

bibel Schlachters (jetzt in verbesserter Ausgabe unter der Mitarbeit eines im Amte stehenden Zürcher Geistlichen herausgegeben); beide werden als zuverlässig gerühmt. Bei Reclam ist das „*Neue Testament in die Sprache der Gegenwart übersetzt*" von *Kurt Stage* erschienen und es erfreut sich großer Beliebtheit in den verschiedensten Kreisen.

Am störendsten sind die Unvollkommenheiten und die Altertümlichkeit der Lutherbibel im Unterricht. Aber gerade da hat sich in Zürich die sogenannte *Glarner Familienbibel* eingelebt. Sie ist ein Auszug, das heißt eine Bibelausgabe, aus der anstößige Stellen, unnötige Wiederholungen und sonstige für die Erbauung wenig geeignete Stücke weggelassen sind. Der Wortlaut bietet eine die heutigen sprachlichen Bedürfnisse und die Forderungen der Wissenschaft befriedigende Bearbeitung der Lutherbibel mit wenigen erläuternden Anmerkungen. In Zürich ist sozusagen das ganze jüngere Geschlecht an diese Glarner Bibel gewöhnt, die ohne vollkommen zu sein ihren Zweck trefflich erfüllt und zwischen dem Streben nach praktischer Brauchbarkeit und dem nach Bewahrung des klassischen Lutherischen Wortlautes die richtige Mitte hält. Es klingt wie ein Hohn auf die Zürcher Bibelarbeit, dass in diesem Jahre das neue amtliche Spruchbuch für den kirchlichen Unterricht „auf allgemeinen Wunsch" die Bibelworte im Glarner Wortlaut gibt. Entstanden ist die Glarner Bibel in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts als gemeinsame Arbeit tüchtiger glarnerischer Theologen.

Ganz neu ist die sogenannte *Jubiläumsbibel* der Stuttgarter Bibelanstalt. Sie bietet den bereinigten Lutherischen Wortlaut, enthält aber in ungezählten Anmerkungen die nötigen Erläuterungen und Hinweise auf alle fehlerhaften Stellen.

Vor diesen heute vorliegenden Tatsachen sollte man sich beugen. Sie reden eine deutliche Sprache: die heutige Neubearbeitung der Zürcher Bibel geschieht unter Verhältnissen, die bei keiner der früheren Neuausgaben auch nur annähernd so vorlagen und die ihr jede Berechtigung nehmen.

Nun die begonnene Arbeit selbst. Wird sie befriedigend ausfallen? Die Synode hat vorigen Winter verlangt, dass Proben vorgelegt werden sollen. Heute liegt den Geistlichkeitskapiteln ein Heft vor, das 20 Seiten Vorbemerkungen und 40 Seiten Über-

setzungsproben enthält. In den Vorbemerkungen entwickeln die Übersetzer ihre Grundsätze und ihre Arbeitsweise. Die Proben zeigen, wie das Ergebnis ausfallen wird. Was lässt sich davon sagen?

Die Übersetzer sind sich bewusst, „eine Volksbibel und speziell (!) eine Zürcher Volksbibel" liefern zu sollen. Aber ihre ganze Arbeit zeigt, dass ihre Aufmerksamkeit ganz und gar dem Grundtext gehört. Schon die Synode scheint an nichts anderes gedacht zu haben. Denn in der elfgliedrigen Kommission sitzen lauter Theologen, tüchtige Griechen und Hebräer, als ob es sich um die Herstellung einer griechischen oder hebräischen Bibel handelte. Auch nicht ein einziger Dichter oder Schriftsteller, überhaupt kein Vertreter der deutschen Sprache ist darunter. Mit welch kläglicher Ratlosigkeit man der gestellten Aufgabe entgegensah, erhellte beim Beginn aus der Verteidigungsrede eines der Übersetzer, der in demselben Atemzuge sagte: „man solle der Übersetzung anmerken, dass Goethe und Schiller gelebt haben" und „sie solle die sprachliche Eigenart Zürichs aufweisen" — und der nicht merkte, wie sich das widerspricht.

Die ganze Arbeit geht von der Voraussetzung aus, die Schwierigkeit liege in der Feststellung und im Verständnis des fremdsprachigen Grundtextes. Das ist falsch. Den Sinn des Grundtextes kann jeder fleißige Theologe mit den heute so reichlich vorhandenen Hilfsmitteln feststellen. Die Aufgabe für eine Volksbibel besteht einzig und allein in der Herstellung eines schönen, klaren und packenden Wortlautes. Ein holpriger Satz, ein geschmackloser Ausdruck ist da ebenso schlimm wie ein Übersetzungsfehler. Es würde völlig genügen, wenn von den Herren einer recht die Grundsprachen versteht; worin sie aber alle Meister sein müssten, das ist die Sprache, in der sie ihr Werk herausgeben wollen. Statt dessen erwarten sie sogar von uns, wir sollen ihre Arbeit mit Hilfe des Grundtextes prüfen, und beschwören uns, doch ja die richtige hebräische Ausgabe dazu zu benutzen!

Und nun soll noch gar das „Kolorit der biblischen Zeit" gewahrt werden. Darum heißt es in dem neuen Werke nicht mehr *Knechte und Mägde*, sondern *Sklaven und Sklavinnen.* Hier muss man nun doch fragen: soll uns durch die Übersetzung die Bibel näher gebracht werden, oder gilt es, unserm Volk recht den Abstand fühlbar zu machen, der uns von dem alten Buch trennt?

Wenn das zweite gilt, dann wohlan! Nur spreche man dann nicht mehr von irgend einem Erbe irgend eines Reformators! Und merken die Herren denn gar nicht, dass *Sklave und Sklavin* das Gegenteil von „biblischem Kolorit" gibt, da der Ausdruck unser Volk unfehlbar an Negersklaverei, kapitalistische Plantagenwirtschaft und Onkel Toms Hütte erinnern wird, während *Knecht und Magd* das patriarchalische Verhältnis des Altertums unendlich viel richtiger wiedergibt?

Was für eine schulmeisterliche Schrulle ist es, wenn die Kommission sagt: „Sodann glauben wir nicht länger vom galiläischen Meer reden zu dürfen, weil der Ausdruck „Meer" für einen so kleinen Binnensee nicht mehr anwendbar ist und man deshalb geradezu verführt werden könnte, darunter den Teil des Mittelmeeres zu verstehen, der Galiläa bespült." Erstens ist das Gesagte tatsächlich unrichtig; wir haben noch heute bei Hannover das *Steinhuder Meer*. Sodann heißt der See Genezareth Galiläisches *Meer* in allen Sprachen, englisch, italienisch, französisch, spanisch. Sollten die Zürcher allein so unbegabt sein, dass ein erläuterndes Wort des Religionslehrers nicht genügte, vor Missverständnissen zu schützen? Und ist die sprach- und bildungsgeschichtliche, man kann sagen: die erdkundliche Tatsache, dass es nun eben einmal Galiläisches *Meer* heißt, einfach beiseite zu schieben? So springt man mit dem ererbten Bestand muttersprachlicher Überlieferung um, während man ehrfurchtsvoll vor jedem hebräischen Akzent, vor jedem von einem Gelehrten *vermuteten* καί und μὲν Halt macht. Derselben Schulmeisterlichkeit begegnet man auch sonst in den Proben. Wozu muss es (diesmal mit der bisherigen Zürcher Bibel) heißen die *Wegführung* nach Babylon? Richtigkeit hin, Richtigkeit her: dieses Ereignis heißt auf deutsch die *babylonische Gefangenschaft*. Ein theologischer Ausleger darf *Wegführung*, sogar *Exil* schreiben, ein volkstümlicher Übersetzer muss *Gefangenschaft* sagen. Hoffentlich bekommen wir nicht an Stelle des *Abendmahls* das *Nachtessen*.

In den zehn Geboten der „Proben" stehen „die Kinder, Enkel und Urenkel derer, die mich hassen." Diese ergreifende, in den deutschen Spruchschatz übergegangene Stelle lautet indessen für die gesamte deutsche Christenheit mit oder ohne Erlaubnis der Zürcher Synode: *der dä heimsucht der Väter Missetat an den*

Kindern bis ins dritte und vierte Glied derer, die mich hassen. Der Versuch, daran zu rütteln ist kulturfeindlich.

Es ist genug an diesen grundsätzlichen Ausstellungen. Das Deutsch der Proben ist sonst ungefähr schlecht und recht, zu viel darf man von so tüchtigen Griechen und Hebräern nicht verlangen und muss froh sein, dass es so ausgefallen ist.

Entschiedenen Widerspruch aber muss man erheben gegen die geschmacklose Unart, im Texte eckige und runde Klammern, Halbklammern, ja Fragezeichen anzubringen. Immer und überall die falsche Vorstellung eines „deutschen Grundtextes", einer Arbeit für Leute von der Zunft, Philologen, Theologen. Eine Volksbibel soll *schön* und soll *lesbar* sein; solche eingestreute Zeichen, wie auch die textkritischen Anmerkungen stören im Lesen, sind hässlich und gegen den guten Geschmack. Sie unterbrechen, zerstreuen und sie nützen nichts. Vollends die Fragezeichen sind dem erbaulichen Zweck der Volksbibel zuwider. Sie erwecken Kritik, das Gegenteil von frommem Versenken in die heiligen Urkunden, Kritik, die Todfeindin aller Frömmigkeit. All das gleicht dem Gerüst, das der Baumeister für die Arbeit nötig gehabt hat, aber nach der Vollendung des Baues wieder abtragen und bis auf die letzte Spur beseitigen soll. Das Gerüst stehen lassen, heißt den Genuss am Bauwerk verhindern.

Wie unnütz diese Häkchen sind, lehre ein Beispiel. In der Stelle, wo Hiob seinen Geburtstag verflucht, da steht im Hebräischen bloß *Tag*. Diese Eigenheit der hebräischen Sprache geht den deutschen Bibelleser nichts an. Unsere Übersetzer aber nehmen das sehr wichtig und setzen *[Geburts-]* gewissenhaft in eckige Klammer!

Von den Fußnoten sind die meisten entbehrlich, einige stoßen durch ihre Schulmeisterlichkeit ab. Abgeschmackt ist eine Fußnote zu Matthäus 1,16 über die jungfräuliche Geburt Jesu; sie wird zur Folge haben, dass in den Kreisen, die am meisten Bibeln zu kaufen pflegen, Misstrauen gegen die neue Übersetzung entsteht, die mit dergleichen Anmerkungen wie eine theologische Parteiangelegenheit aussieht, während sie eine Sache der ganzen Landeskirche sein sollte.

Alles in Allem genommen: die „Proben" zeugen von fleißiger Arbeit, lassen aber keineswegs ein Endergebnis voraussehen, für

das man sich begeistern kann. Die Übersetzung weicht so stark von der bisherigen Zürcher Bibel ab, dass sie deren Anhänger nicht befriedigen kann; sie leistet als neue wissenschaftliche Arbeit nichts, was nicht andere vorhandene Werke auch leisten; sie reicht sprachlich nirgends und in keiner Weise an die Lutherische heran. Sie wird niemand befriedigen und nur den einen Vorteil haben, *dass sie in Zürich entstanden ist.* Wer darauf Wert legt, wird sie begrüßen.

Vom *Druck* und *Aussehen* der Proben möchte ich am liebsten nichts sagen. Die allergewöhnlichste Zeitungsletter, ein unruhiges, zerhacktes Gesamtbild (man sehe sich zum Beispiel den Anfang der Bergpredigt an), unschön angebrachte Überschriften, dazu die schon erwähnten Häkchen und Klammern: auch hier wieder derselbe Fehler, dass man nicht ein schönes und würdiges Buch herstellt, an dem der Leser Freude haben könnte, sondern ein Nachschlagebuch, ein gelehrtes Hilfsmittel, etwas „Kritisches" statt etwas Erhebendem, eine höchst werktägliche Drucksache, an der die Errungenschaften des heutigen Buchgewerbes spurlos vorübergegangen sind.

„Luthers Bibel ist, wie sie das erste war, so das letzte klassische Prosabuch deutscher Sprache geblieben, wenn wir die allerstrengsten Maßstäbe anlegen." So sagt Eduard Engel in seiner Deutschen Stilkunst. Goethes Verse und Goethes Prosa sind gesättigt von Anklängen an die Lutherbibel. Unsre herrlichste Dichtung, der Faust, ist ohne Luthers Bibel nicht denkbar. Einem nach Stilbildungsmitteln fragenden jungen Schriftsteller kann man ohne weiteres den Rat geben: Lies dich recht in Luthers Bibel hinein. Denn mit Recht singt von dem Wittenberger sein Zeitgenosse Johann Walther: was Luther geschrieben

hat marck und safft, es trifft und hafft,
wers lieset oder höret.
Die Deutsche Sprach nach rechter Art
hat er aufs new poliret,
so klar, verstendlich, rein vnd zart,
wie Deutscher Sprach gebüret.
Sölchs alle die Gottfürchtig sein,
mit Gottes lob bekennen,
den *Luther* Deutscher Sprach gemein
als jhren Vater nennen.

Viel zu wenig beachtet wird der musikalische Wert der Lutherbibel. Man lese den 23. Psalm laut, lasse den wunderbaren Klang dieser Jamben auf das Ohr wirken und höre, wie dann vom vierten Vers an die Daktylen in trotziger Glaubensfreudigkeit fortfahren, bis am Ende ein schlichter Creticus zur Ruhe des Anfangs zurückführt. Oder die Weihnachtsgeschichte, Lukas am zweiten: von Vers 10 bis 14 daktylischer Klang von unvergleichlicher Wirkung. So auch manches in den Propheten. Außer dem letzten Akt von Goethes Egmont und etwa noch Arndts Katechismus für den deutschen Wehrmann haben wir wohl nichts gleichwertiges an musikalischer Prosa. Und das will man dem Zürcher Volk vorenthalten ?

Luther hat nicht bloß übersetzt, er hat verdeutscht, hat aus der Bibel ein deutsches Volksbuch gemacht, aus dem uns unser eigenes Leben entgegenweht. Um „Kolorit der biblischen Zeit" kümmerte er sich ebensowenig wie Zwingli. Dieser hat in seiner deutschen Ausgabe der Psalmen übersetzt: *In schöner weyd alpet er mich, zu rüewigen waßern trybt er mich* (Psalm 23, 2). Ein ganz prächtiger Einfall, freilich nicht morgenländisches, sondern toggenburgisches „Kolorit". Mit *einem* Schlage sieht der schweizerische Leser sich aus Judas kahlen Höhen auf die heimischen Bergweiden versetzt. Nun ist aus dem uralten Lied des morgenländischen Königs ein Lied für Schweizerbauern geworden und das Buch kein fremdes Buch mehr, sondern Geist von unserm Geist. Ganz so verfährt Luther: *Zelt* übersetzt er mit *Hütte,* so dass der deutsche Leser dabei an die eigene Behausung denken kann. *Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle* heißt es Psalm 65. Wer gibt dem sächsischen Bergmannssohn das Recht, den *Bach* zum *Brünnlein* zu machen? Das ist ja gegen alles „Kolorit" der hebräischen Sprache! Gewiß, es gehört aber dafür zum „Kolorit" der gehobenen *deutschen* Sprache und ist geschehen aus der Machtvollkommenheit des großen Dichters, der die weltgeschichtliche Aufgabe hatte, die Bibel zu verdeutschen.

Hier stehn wir im Mittelpunkt der ganzen Angelegenheit. Luther durfte alles wagen, weil er das Bewusstsein hatte, von Gott zum Verdeutscher der Bibel und zum Erneuerer seines Volkes berufen zu sein. Eine aus „Vertretern" von „Richtungen" zusammengesetzte „Kommission", die den Wortlaut ihrer Druck-

sache in Mehrheitsbeschlüssen festsetzt, hat natürlich dieses Bewusstsein nicht. Daher die ängstlichen Fragezeichen, Klammern, Anmerkungen, daher das rührende Suchen nach einem getreuen „adäquaten" Ausdruck (wie die schöne Bezeichnung lautet), daher der Mangel an Schwung und Frische, an Kraft und Schönheit.

Wenn die Synode der Zürcher Landeskirche die Kenntnis und das Verständnis des Bibelinhalts fördern will, so sei sie dafür besorgt, dass die *vorhandenen* Übersetzungen und Bibelhilfsmittel unter denen bekannt werden, die eingehende Bibelforschung treiben wollen, ohne die alten Sprachen zu kennen. Die Zürcher Bibel lasse man im Frieden sterben, das heißt man verkaufe sie so lange sie noch verlangt wird, und lasse sie dann einfach eingehen. Die Bahn frei zu machen für des Wittenbergers weltbewegendes Werk, das einzige Band, das die deutschen Protestanten aller Weltteile verbindet, wäre ebenso eine Kulturtat, wie es rückschrittlich, kleinlich und kulturfeindlich wäre, sich dem Siegeslauf der Lutherbibel im Kanton Zürich durch eine neue Übersetzung in den Weg stellen zu wollen.

Einen Hauptnachteil des bisherigen Zustandes will ich nur kurz erwähnen: für den Unterricht und für das gesamte kirchliche Leben ist dies Nebeneinander zweier Übersetzungen höchst störend. Seitdem Luther eingedrungen ist, kann man nicht mehr recht Bibelstellen anführen, weil der Wortlaut unsicher geworden ist. Es wäre von großem Nutzen, wenn die Einheit hergestellt würde, und da Luther nicht mehr zu verdrängen ist, müsste die Zürcherbibel weichen.

Können aber die Zürcher Gelehrten das Nachdolmetschen nicht lassen, so wäre ihnen dringend zu raten, ihr Werk vor der Drucklegung einer Vereinigung von Sprachkundigen zu unterbreiten, die womöglich nicht hebräisch und griechisch können, sondern nur deutsch, und unbarmherzig alles „Adäquate" streichen, um dafür Ebenmaß, Tonfall, Kraft und Schönheit hineinzubringen — so gut wie so etwas nachträglich geht. Unterliegen wird die neue Zürcher Bibel im Wettbewerbe auch dann, aber sie wird dann doch besser aussehen.

ZÜRICH EDUARD BLOCHER

SPRACHENFRAGE IN ÖSTERREICH

(Fortsetzung)

In mehr als 100 Fabriken Böhmens werden Rüben zu ausgezeichnetem Zucker verarbeitet. Damit haben wir einen wichtigen *Industriezweig* genannt, der durch die Rohproduktion begünstigt wird. Böhmen ist aber auch sonst, besonders um Prag herum, dann im nördlichen Dreieck und der ganzen Länge des Erzgebirgs und den Sudeten nach, ja bis in deren oberste Täler und arme, öde Hochflächen hinein in einer Weise von Industrie erfüllt, die wir in der Schweiz glücklicherweise nicht kennen. Durch die Kohlen- und Eisenschätze ist wie in England die stoffliche Grundlage für Dampfkraft und Maschinen gegeben. Dazu kommt noch, dass die Gebirgsbewohner, die in früheren Zeiten wie die Thüringer vom Bergbau lebten, jetzt nach dessen Rückgang auf die Einführung und Erhaltung kleinerer Industrien angewiesen sind. Dies gilt besonders vom Erzgebirge, wo die Erzeugung von Spielwaren und Musikinstrumenten eine große Rolle spielt, da die Ergiebigkeit des Bodens bereits auf der Höhe von 800 bis 1000 Meter über Meer ganz armselig ist. Im Riesengebirge ist seit Jahrhunderten die Glasfabrikation zu Hause (böhmisches Glas ist so berühmt wie venetianisches); in anderen Teilen der Sudeten blüht schon lange die Weberei und hat dort die Einwohnerschaft auf eine gewisse Höhe der Lebenshaltung gebracht, die von derjenigen der Braunkohlengebiete angenehm absticht. In den Bergen herrscht wie bei uns noch die Hausindustrie vor, unten in der Ebene der Großbetrieb mit der ganzen Grausamkeit des modernen Industrielebens. Ein erschütterndes, aber wahres Bild davon gibt die Selbstbiographie des tschechischen Tagelöhners *Holek*[1]).

Doch der Leser wird ungeduldig fragen, was diese Darstellung der böhmischen Industrie mit der Sprachenfrage zu tun habe, und in der Tat hat sie nur dann einen Sinn, wenn ich beifüge, dass diese ungewöhnliche Ausbeutung der Bodenschätze und der Arbeitskräfte vorwiegend dem Beginnen der *Deutschen* zuzu-

[1]) Wenzel Holek, Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters Jena, Diederichs 1909, geb. Mk. 5.50.

schreiben ist, welche denn auch $^2/_3$ des Steuerkapitals in Händen haben. Damit komme ich zur Gegenüberstellung der beiden Volksstämme.

Die Verteilung der beiden Völker über das Land ist folgende: Die gebirgigen Randgebiete gegen das Reich zu sind vorwiegend deutsch, nur im Riesengebirge steigen die Tschechen bis weit hinauf. Das nördliche Dreieck ist bis da, wo die Ebene beginnt, fast ganz deutsch, *soweit nicht in neuerer Zeit die deutschen Fabrikanten und Bergwerkbesitzer Massen von tschechischen Arbeitern herbeigezogen haben.* Das Innere des Landes, das wellige, fruchtbare Hügelland, wird ganz von den Tschechen bewohnt. Nur die Industriebezirke weisen dort wieder Deutsche als Unternehmer und Beamte auf.

Die Deutsch-Böhmen gehören nach meinem Eindruck, soweit sie nicht den Böhmerwald und die Gebiete gegen Österreich zu bewohnen, mehr dem *norddeutschen* Schlag an; es sind nicht die „gemütlichen Österreicher", wie man sie aus Rosegger und aus der Wiener Literatur kennt, sondern unternehmende Verstandes-Menschen, die wissen, wo es gilt, ihren Vorteil wahrzunehmen. Die Fabrikanten sind übrigens vielfach aus dem benachbarten Sachsen eingewandert und erst neuerdings in Böhmen heimisch geworden. In geistigen Dingen hält der Deutsch-Böhme viel auf die Überlegenheit der deutschen Kultur; oft scheint ihm der Zug nach einer *weltbürgerlichen* Auffassung des Lebens abzugehen, während die Liebe zu seinem *Volkstum* sehr stark ausgebildet ist. Weniger bedeutsam ist für ihn die *religiöse* Überzeugung; er ist im allgemeinen stark antiklerikal gesinnt, obschon dem Namen nach die überwiegende Mehrzahl römisch-katholisch geblieben ist und sich nicht von der „Los von Rom"-Bewegung hat mitreißen lassen. Doch wird ein Protestant keineswegs gering geachtet und genießt völlige Freiheit in der Befriedigung seiner kirchlichen Bedürfnisse. Stark empfindet der Deutsch-Böhme eigentlich nur in *nationalen* Angelegenheiten; er ist ein Feind der *Juden*, die einen spürbaren Einschlag besonders in der gebildeten deutschen Bevölkerung (nicht nur als Handelsleute, auch als Ärzte und Juristen) ausmachen, und dann ein Feind der Tschechen. Gegenüber den Gewohnheiten und Anschauungen dieser zwei ihm gegenüberstehenden Rassen hat der Deutsch-Böhme eine hohe Meinung

von der Kulturstufe *seines* Stammes. Dass übrigens die deutsche Bevölkerung nicht rassenrein ist, das heißt dass sie nicht nur germanische Ahnen hat, bemerkt man einmal an Gestalt, Augen, und Gesichtsbildung (blonde Haare, blaue Augen trifft man in Deutschböhmen nicht häufig), dann auch an den vielen fremden Geschlechtsnamen von Deutschen, selbst von Führern der alldeutschen Partei, wie Maly, Iro, Lipka, und andern; es handelt sich offenbar bei den Deutschen Böhmens ähnlich wie im Königreich Sachsen und in Preußisch-Schlesien um eine starke Vermischung der eingewanderten deutschen Ansiedler mit der eingebornen tschechischen oder slawischen Bevölkerung.

Die Deutschen machen in Böhmen 37, in Mähren sogar nur 28 Prozent der Einwohnerschaft aus; die Mehrheit bilden in beiden Ländern die *Tschechen* oder Tschecho-Slawen, die zusammen mit den in Schlesien und in den deutschen Kronländern ansäßigen Volksgenossen etwa sechs Millionen zählen. Sie sind ein eher kleiner, blonder Schlag mit schmaler Gesichtsbildung, ziemlich lebhaft in ihrem Gebaren und Reden, mit einer gut entwickelten Sprache, welche vorzüglich zum Ausdruck *sinnlicher* Wahrnehmungen geeignet sein soll. Wenn wir uns die russischen Studenten und Studentinnen vergegenwärtigen, die jetzt so zahlreich an unseren Schweizer Universitäten zu finden sind, so bekommen wir eine Vorstellung von ihren böhmischen Rassenverwandten, nur dass bei diesen die helle Farbe der Augen und Haare vorwiegt. Die Sprache ist, wie die russische, reich an Zischlauten, sodann reicher als die deutsche an *Beugungsformen,* deshalb für uns schwer zu erlernen, auch aus dem Grunde, weil wir in ihr wenig Wurzeln finden, die mit solchen aus germanischen oder romanischen Sprachen verwandt sind, wenn man sich nicht auf indogermanische Sprachvergleichung einlassen will. Als Schrift wird die lateinische benutzt, in alten Drucken auch etwa die deutsche Frakturschrift. Man merkt den Tschechen an, dass sie ein Volk von verhältnismäßig *junger* Kultur sind; sie lassen sich rasch für etwas begeistern, darin den romanischen Völkern, etwa den Italienern, Franzosen vergleichbar; mit diesen verbindet sie eine wahre Wahlverwandtschaft; sie verbrüdern sich gern mit ihnen an rauschenden Festen, und wenn ein Schweizer gute Aufnahme bei ihnen finden will, so braucht er sich nur der welschen Sprache

zu befleißen. (Schweizer Studenten, die auf der Durchreise in Prag ein Fest mitmachten, wissen davon ein hübsches Abenteuer zu erzählen.) Ähnlich wie die südlichen Völker haben die Tschechen in ihrer Lebhaftigkeit und Sinnenfreudigkeit etwas Kindliches; sie schmücken sich gerne mit grellen Farben, häufen auf ihre Lieblinge einen Reichtum von Kosenamen, deren die deutsche Sprache kaum fähig wäre; aber ebenso schnell sind sie in Harnisch zu bringen, fangen gern Streit an und benehmen sich dann so kindisch, dass sie auf einer recht bescheidenen Kulturstufe zu stehen scheinen. Doch spricht man ja den romanischen Völkern wegen der gleichen Eigenschaften nicht die Fähigkeiten zu den schönsten Leistungen in Kunst und Wissenschaft ab. Und auf diesen Gebieten sind auch die Tschechen nicht zurückgeblieben. Besonders in den Künsten sprechen ihnen sogar die Deutschen, ihre erbitterten Gegner, eine besondere Begabung für Musik und Malerei nicht ab. Wer zum Beispiel die großen Gemälde von Brožik im Prager Rathaus (unter anderen Hus in Konstanz, Georg Podiebrad) betrachtet hat, wird diesen tschechischen Maler aufrichtig bewundern und unter die ersten der Gegenwart stellen. Von den Tonkünstlern nenne ich nur die bekannten Namen Černý und Dvořák; bekannt sind auch die sogenannten böhmischen Musikanten, die besonders früher die Länder durchzogen und wenn nicht von hoher Künstlerschaft, so doch von künstlerischer Begabung auch des einfachen Volkes zeugten. Es mag sein, dass, wie von den Deutschen immer hervorgehoben wird, die Tschechen, die in der *Wissenschaft* etwas Hervorragendes geleistet haben, erst durch die *deutsche* Schule mit ihrer Gründlichkeit und Methode hindurchgegangen sind; dann darf aber gesagt werden, dass den Tschechen und den Slawen überhaupt eine große Fähigkeit eignet, das Gelernte für ihr eigenes Volkstum fruchtbar zu machen. Schöpferisch sollen sie besonders auf dem Gebiete der Sprachbildung gewirkt haben, indem sie eine Menge Wörter, für die wir griechische und lateinische Ausdrücke beibehalten, durch eigene Wortbildungen ersetzt haben. Eine genaue Schätzung der Leistungen der Tschechen entzieht sich meinem Urteil, da ich ihre Sprache zu wenig kenne.

Den Slawen im allgemeinen und den Tschechen im besondern wird große *Unreinlichkeit* vorgeworfen. Dass die Slawen als

Angehörige einer Rasse, die noch nicht so lange wie die Deutschen unter dem Zeichen der Kultur steht, im täglichen Leben noch weniger das Bedürfnis der Reinlichkeit in Kleidern, Nahrung und Wohnung verspüren, muss man wohl zugeben; sie ist ihnen weniger selbstverständlich als uns. Eine Stadt wie Prag, das goldene Prag, Slata Praha, die Hochburg und der Stolz der Slawen, kann sich neben dem sauber asphaltierten, tadellos rein gehaltenen Dresden im benachbarten Sachsen nicht sehen lassen, und es wird manchem Westeuropäer grauen, wenn er in die inneren Viertel der Altstadt kommt, wo die jüdischen Trödler ihr Wesen treiben. Prag hat noch nicht einmal eine rechte Wasserversorgung und der Typhus herrscht dort beständig wegen des unsauberen Moldauwassers, in dem sogar das *Baden* gefährlich ist. Wenn aber der Vorwurf der tschechischen Unreinlichkeit von den *Deutsch-Böhmen* erhoben wird, so muss ich gestehen, dass ich auf mehreren Fahrten ins Innere Böhmens, wo nur Tschechen wohnen, recht saubere Dörfer und besonders *Städtchen* wie *Melnik, Gitschin, Laun* getroffen habe, die wohl den Vergleich mit entsprechenden Dörfern und Städten Deutschböhmens aushielten, ja diese nach meinem Eindruck sogar manchmal an Sauberkeit übertrafen.

Der schlimmste Vorwurf, der den Tschechen von den Deutschen gemacht wird, ist der der *Kriecherei*, der *Servilität*. Man sagt, dass die Tschechen sich im Laufe der Jahrhunderte so sehr an die Herrschaft der Deutschen gewöhnt hätten, dass ihnen die Untertänigkeit jetzt im Blut liege, dass sie also mit Ergebenheit und Demut ans Ziel ihrer Wünsche zu gelangen suchten. Auch jener Handarbeiter Holek, selbst Tscheche von Geburt, klagt über die erniedrigende Demut seiner Volksgenossen und fühlt sich wohler unter den deutschen Arbeitern, weil diese ein höheres Bewusstsein vom menschlichen Wesen in sich trügen. Das mag wahr sein; wenn aber jetzt die Tschechen sich als eigene Nation frei und unabhängig den Deutschen gegenüber zu fühlen gelernt haben, so zeigt das, dass sie auf dem Wege sind, diesen beschämenden Charakterzug abzulegen. Sind die Slawen einst den kolonisierend vordringenden Deutschen als der Inbegriff eines unfreien Volkes erschienen, so dass der Ausdruck „Sklave“ direkt von „Slawe“ herzuleiten ist, so haben sie sich seither den Ruf

eines auf seine Ehre stolzen und eifersüchtigen Volkes erworben. Welcher Unbeteiligte würde ihnen zu diesem Erfolge nicht Glück wünschen?

Wenn wir oben die Frage gestellt haben, warum die Tschechen, sobald sie sich als eigene Nation zu fühlen begannen, den Deutschen feind wurden, so wird deren Beantwortung nun auf Grund der Charakteristik der beiden Volksstämme, wie ich sie zu geben versuchte, schon leichter sein. Sie ist meines Erachtens in wenige Worte zu fassen: *die Deutschen wollten ihr lange ausgeübtes und nicht bestrittenes Herrenrecht über die Tschechen nicht aufgeben, auch als die Tschechen sich als selbständige Nation zu fühlen begannen; die Tschechen haben sich die Gleichberechtigung erkämpft und machen nun, nachdem sie die Oberhand gewonnen haben, von dem Rechte des Stärkeren Gebrauch, indem sie die deutsche Minderheit an die Wand drücken und ihr nun ihrerseits die Gleichberechtigung nicht mehr zugestehen.*

Diese Behauptung müsste freilich erst bewiesen werden; ich versuche meine Auffassung zu rechtfertigen, indem ich einen kurzen Überblick über die Geschichte des Zusammenlebens der beiden Nationen gebe.

Die Deutschen wurden als willkommene Ansiedler von dem tschechischen Fürstengeschlecht der Prschemisliden, besonders von dem berühmten Ottokar II. herbeigerufen (im dreizehnten Jahrhundert) und selbst in den Vorstädten der königlichen Stadt Prag gern gesehen. Grillparzer lässt in seinem Drama „Ottokars Glück und Ende" den energischen König zu seinen eignen Landsleuten, die sich über die fremden Eindringlinge beklagen, folgendes sagen:

Ich weiß wohl, was Ihr mögt, ihr alten Böhmen!
Gekauert sitzen in verjährtem Wust
Wo kaum das Licht durch blinde Scheiben dringt;
Verzehren, was der vor'ge Tag gebracht,
Und ernten, was der nächste soll verzehren;
Am Sonntag Schmaus, an Kirchmess plumpen Tanz
Für alles andre taub und blind;
So möchtet ihr, — ich aber mag nicht so!
Wie den Ertrinkenden man fasst am Haar,
Will ich Euch fassen, wo's am meisten schmerzt:
Den *Deutschen* will ich setzen Euch in Pelz
Der soll Euch kneifen, bis Euch Schmerz und Ärger
Aus Eurer Dumpfheit wecken und Ihr ausschlagt

Wie ein gesporntes Pferd. Ihr denkt der Zeit,
Da Eure Fürsten saßen an dem Herd
Und einen Kessel führten in dem schnöden Wappen:
Ich bin kein solcher! straf mich Gott! — seht her,
Der Mantel ward in Augsburg eingekauft!
Das Gold, der Sammt, die Stickerei, das ganze,
Könnt ihr das machen hier in Eurem Land?
Ihr sollt, bei Gott, Ihr sollt, ich wills Euch lehren!
Mit Köln und Wien, mit Lunden und Paris
Soll Euer Prag hier stehen in der Reihe — — —

FRAUENFELD TH. GREYERZ

(Schluss folgt)

□□□

L'INSTITUT J.-J. ROUSSEAU A GENÈVE

(ÉCOLE DES SCIENCES DE L'ÉDUCATION)

Il existe à Genève, sous la présidence de M. le professeur Bouvier, une *Société Jean-Jacques Rousseau*, destinée à favoriser les études rousseauistes. L'*Institut J.-J. Rousseau*, dont nous nous proposons d'entretenir les lecteurs de *Wissen und Leben*, n'a de commun avec elle que le nom du bohême philosophe. Qu'on veuille donc bien ne pas confondre la Société et l'Institut, encore que tous deux rendent hommage à leur manière à l'immortel Genevois, dont on a célébré l'année dernière le bicentenaire.

C'est précisément à l'occasion de cet anniversaire que l'Institut a été fondé il y a quelques mois, encore que l'idée de sa création remonte déjà à quelques années. Il s'intitule aussi *Ecole des Sciences de l'Education*, et, sans demander à Jean-Jacques un programme qu'il ne pourrait fournir, l'institution poursuit la ligne de l'auteur de l'*Emile*. Le fondateur de l'Institut, M. Ed. Claparède, place ce mot de Rousseau en tête des pages qu'il a consacrées dans les *Archives de psychologie* (février 1912) au projet qui lui tenait à cœur: „Commencez-donc par étudier vos élèves, car très assurément vous ne les connaissez point." Et M. le professeur Pierre Bovet, appelé à diriger l'Ecole, écrit lui aussi, dans l'*Année psychologique* (Tome XVIII): „Jean-Jacques Rousseau a vu l'enfant comme on ne l'avait pas vu avant lui, et de ses vues nous sommes loin d'avoir tiré encore en théorie et en pratique tout ce qu'elles renferment. Si la psychologie fonctionnelle peut se réclamer de Jean-Jacques, les idées modernes sur les enfants continuent les siennes."

Ainsi placé sous l'égide de celui que l'enfance a tant intéressé, l'Institut J.-J. Rousseau a ouvert ses portes le 21 octobre 1912. Il a son organe, l'*Intermédiaire des Educateurs*, qui le met en rapport avec ses collabora-

teurs; il publie une collection d'actualités pédagogiques. Le Comité de patronage compte des noms connus de Suisse et de l'étranger comme pédagogues, médecins, psychologues, hygiénistes, professeurs. Il y a un conseil d'administration, un directeur et un comité de direction. L'affaire, comme on le voit, est sérieusement menée. Que se propose-t-on?

„L'Ecole, dit le programme que nous avons sous les yeux, a pour but d'orienter les personnes se destinant aux carrières pédagogiques sur l'ensemble des disciplines touchant à l'éducation. Elle vise notamment à les initier aux méthodes scientifiques propres à faire progresser la psychologie de l'enfant et la didactique. L'enseignement est donné essentiellement sous la forme de conférences de séminaire, les élèves faisant sous la direction des professeurs un travail personnel."

Précisons cette indication générale d'après les données des publications de MM. Claparède et Bovet, indiquées plus haut.

L'idée de l'Institut Rousseau est née de la double constatation de l'insuffisance de préparation scientifique des éducateurs et de la nécessité d'assurer les progrès de la science de l'éducation.

Il est affligeant de voir combien les jeunes éducateurs connaissent mal l'enfant. Ils répandent la semence dans un sol qu'ils ne savent ni labourer ni préparer, et dont ils ignorent la constante évolution. Le corps enseignant lui-même fait souvent l'aveu de son incompétence en matière de psychologie infantile. L'enseignement scolastique devrait faire place à une éducation basée sur une préparation vraiment scientifique. On éprouve le besoin de cette transformation non seulement dans le domaine de l'instruction primaire, mais aussi en instruction secondaire, dans les cours agricoles et jusque dans les Universités. A tous les degrés on se rend compte avec une netteté croissante que la question didactique est à revoir. Les congrès insistent les uns après les autres sur l'importance d'une initiation des maîtres à tout ce qui concerne la science de l'enfant. Des cours se donnent ici ou là qui s'efforcent d'ouvrir la voie trop longtemps négligée: cours de psychologie médico-pédagogique, cours de psycho-pédagogie expérimentale, conférences de physiologie et d'hygiène infantiles et de psychopathologie des anormaux. Il y a déjà un institut de pédagogie et de psychologie expérimentales à Leipzig et un institut psycho-pédagogique à Munich. La création d'établissements analogues est à l'étude également en Angleterre. Bref, de tous côtés on sent le besoin de préparer scientifiquement l'instituteur à sa tâche.

Et dans tous ces efforts une pensée domine, qui est le renversement de ce qu'on a vu et pratiqué jusqu'à maintenant: *l'enfant devient le centre du système éducatif.* On en arrive à comprendre qu'il n'est point fait pour l'école, mais bien l'école pour lui. „Reform vom Kinde aus!" dit la devise du *Bund für Schulreform* fondé récemment en Allemagne. Les méthodes, les procédés, les programmes doivent se mesurer aux capacités de l'enfant. Ce n'est pas à l'enfant à se courber devant le système, c'est le système qui doit se plier à l'âge et aux aptitudes des élèves.

On le sait d'ailleurs depuis longtemps, on l'a répété sur tous les tons. On l'a trop peu pratiqué. Rousseau, dans l'*Emile*, et déjà Montaigne, dans les *Essais*, ont été en ces matières les grands initiateurs, et si, assurément, leur influence n'a point été vaine — qui le soutiendrait? — on est resté bien en-dessous de l'idéal que ces rénovateurs ont posé et la

routine a eu trop souvent raison de l'esprit de progrès. Les efforts des Pestalozzi, des Herbart, des Froebel n'ont réussi pratiquement qu'à corriger certains défauts intérieurs de l'édifice. C'est quelque chose. Ce n'est pas suffisant. Ce que nous pourrions appeler le petit logement d'à côté des écoles enfantines a été transformé. Le grand bâtiment de l'instruction primaire et secondaire est encore à reconstruire ou plutôt à construire sur le fondement posé par Rousseau. On est loin d'avoir rompu partout, tant s'en faut, avec l'emmagasinage des détails inutiles en histoire, avec la nomenclature sèche sous forme de listes et d'énumérations en géographie, avec la règle de grammaire présentée comme un „problème de pure mémoire livresque", avec l'étude du vocabulaire en dehors des textes en matière de langues mortes. Même en sciences, quelle mémorisation souvent fastidieuse et souvent inutile de „noms de plantes, de coquilles et de fossiles". Il n'est pas jusqu'aux mathématiques, où tout devrait être jugement et réflexion, qui ne soient infectées du „microbe de savoir par cœur."

Tout cela, c'est la négation du génie propre de l'enfant. C'est la cervelle qu'on bourre de force de notions qui ne peuvent être assimilées, c'est le système livresque à la place du travail pratique et fructueux. „Oh! éducateurs inattentifs! s'écrie Jean Aicard; quelle fleur m'apportez-vous là? Je ne veux pas de ronces pour le bouquet des souvenirs de mon fils." Pareilles méthodes empêchent l'enfant de vivre sa vie, elles lui rendent l'étude amère, et avec une absence complète de logique et de bon sens elles moulent tous les enfants, intelligents ou non, dans les mêmes cadres, elles ont pour tous les mêmes exigences, elles étouffent l'élite sous la pédanterie du nivellement et la grosse masse sous le poids d'un bagage trop lourd.

Connaissons donc mieux l'enfant, et respectons ses droits! Juvénal avait déjà dit: *Maxima debetur puero reverentia.* Nulle part mieux qu'en éducation cette formule doit trouver sa place. Elle est encore loin de l'avoir, et les éducateurs de la jeunesse sont les premiers à s'en plaindre.

A qui la faute?

Les instituteurs, qui déplorent cette situation, ne peuvent en être rendus responsables, d'autant moins qu'un grand nombre d'entre eux rachètent en une certaine mesure par leurs qualités naturelles et leur dévouement les défauts du système et s'efforcent malgré tout de tenir compte de l'individualité de leurs élèves, bien qu'en fin de compte ils soient obligés de satisfaire au gavage pour remplir les programmes et préparer les examens.

L'Etat ne peut pas davantage être incriminé, encore que les gouvernements aient été plus soucieux de répandre l'instruction que d'approfondir le problème pédagogique. „Il n'existe malheureusement pas d'organisation destinée à rechercher d'une façon méthodique quel est le rendement scolaire de telle méthode, de tel programme, quelles sont les fautes commises qu'il faudrait éviter, quelle est la cause des éducations manquées, ce que deviennent les anciens écoliers, ce qu'étaient au collège ceux qui sont devenus plus tard des hommes de talent ou, au contraire, des malfaiteurs, quelles sont les causes de l'arriération mentale . . . et c'est cependant une organisation de ce genre qui seule permettrait à la pédagogie de progresser d'une façon sûre et normale" (Claparède). Cette négligence n'est cependant pas le fait des pouvoirs publics, bridés forcément par l'ambiance, l'opinion et les traditions admises.

Où gît donc le mal? Il vient essentiellement de ce que les vérités pédagogiques ont *manqué*, pour s'imposer, *de la base scientifique indispensable. On n'a pas apporté la vérification expérimentale du principe posé par Rousseau.* Donnez à la pédagogie un fondement rigoureusement scientifique et psychologique, et vous entraînez l'opinion publique et les réformes nécessaires. Herbart lui-même, avec tous les services qu'il a rendus, a eu le tort de s'en tenir à une psychologie spéciale de *l'enfant*; il a oublié aussi de maintenir sa doctrine en contact continuel avec les faits, alors que l'*expérimentation* doit sans cesse contrôler la psychologie.

Mais nous possédons aujourd'hui des connaissances et des méthodes psychologiques qui nous permettent de donner à la pédagogie l'assise qui lui manque. La psychologie est sortie de son caractère purement philosophique pour devenir scientifique. La psychologie de l'enfant, en particulier, fille de la biologie, nous a révélé les étapes de l'évolution infantile, avec leurs centres spéciaux d'intérêts, et la signification de l'enfance; elle nous a fourni des méthodes d'investigation, tels les tests d'Alfred Binet pour mesurer l'intelligence des enfants.

Comment pénétrer la pédagogie de ces données et de ces méthodes scientifiques?

1⁰ En créant des organes qui recueillent le matériel documentaire et en dégagent les conclusions et, si possible, les lois.

2⁰ En initiant les maîtres aux règles de cette méthode scientifique.

C'est là précisément la raison de la création de l'Institut Rousseau, et nous comprenons maintenant son but (voir plus haut): orienter les personnes se destinant aux carrières pédagogiques sur l'ensemble des disciplines touchant à l'éducation, les initier aux méthodes propres à faire progresser la psychologie de l'enfant et de la didactique, les faire travailler elles-mêmes, directement, sous la direction des professeurs, dans des conférences de séminaire.

On peut faire, et on a déjà fait, dans le corps enseignant en particulier, des objections diverses aux principes scolaires psycho-pédagogiques et expérimentaux que l'Institut Rousseau espère acclimater. On se récrie au nom de l'instinct inné que tout éducateur porte en lui et qui le dispense d'une méthode basée sur la science. Mais en réalité le don pédagogique n'est-il pas l'apanage d'un petit nombre seulement, et s'il faut attendre que les années aient formé l'instituteur, combien ses élèves n'auront-ils pas à pâtir de ses tâtonnements?

On prétend également que l'école publique ne doit pas être un champ d'expérience, et au nom des enfants on proteste contre l'espèce de vivisection morale (le mot a été prononcé) qu'on veut pratiquer à leurs dépens. Mais il est permis de demander qui donc martyrise le plus l'élève, de l'éducateur qui exerce à leur endroit ses procédés empiriques, au risque de les dégoûter souvent de l'école et de vicier dès le début leurs facultés d'assimilation et de raisonnement, ou de l'éducateur, qui, avec une expérimentation raisonnée, critiquée et toujours vérifiée à nouveau, cherche les moyens vrais et scientifiques de pénétrer jusqu'à l'intelligence de l'enfant.

En réalité, „aucune raison théorique ne s'oppose à ce que les questions pédagogiques soient soumises, comme toutes les autres questions de fait, à l'expérimentation", et l'on n'a pas de raison de craindre des obser-

vations systématiques dans les écoles. L'enseignement ne peut qu'y gagner en sûreté, et l'enfant loin d'en souffrir est traité „comme un être humain; l'institution scolaire est appropriée à ses besoins, parce que les écoles sont créées pour lui, et non lui pour les écoles" (Millioud, cité par Claparède). Rien ne doit empêcher l'éducateur de contrôler dans sa classe une nouvelle méthode pédagogique ou le rendement d'un système spécial. D'autres expériences pourront et devront tendre à connaître toujours mieux la mentalité de l'enfant. L'élève, souvent, ne se doutera même pas de l'étude dont il est l'objet, et le maître, en cherchant à pénétrer la manière de penser et de sentir de l'enfant, découvrira toute sorte d'idées nouvelles utiles pour son enseignement, qui en deviendra plus pratique et plus captivant, sans compter que ce qui ne sera pas trouvé immédiatement utilisable pourra recevoir plus tard son application.

Sur quoi les investigations devront-elles porter? On n'a que l'embarras du choix: développement de la pensée de l'enfant, questions d'hygiène, d'alimentation, d'éducation morale et sociale; étude des diversités individuelles, traitement des anormaux et des surnormaux (entre parenthèses, les arriérés scolaires ont été récemment l'objet de la sollicitude des autorités vaudoises qui prennent à ce sujet des mesures de protection qu'on ne saurait assez louer); économie du travail scolaire (dépense minimum d'énergie cérébrale pour un maximum de rendement), procédés de mémorisation, de repos, d'entraînement, horaires, examens, etc.; recherche des meilleures méthodes pour chaque discipline, suivant l'âge ou l'état mental de l'enfant; rendement non pas en quantité d'érudition, bien entendu, mais en assimilation des matières enseignées: et aussi qualités requises du maître, effets de son caractère sur ses élèves. Donc, une foule de points, dont seule une invétérée routine peut contester l'importance.

On voit dès lors, à quels besoins impérieux répond un institut de la nature de l'Institut Rousseau. Il sera un centre didactique, où le futur éducateur pourra se documenter rapidement sur tout ce qui touche à l'éducation, notamment sur la réforme pédagogique elle-même; et surtout il apprendra comment il ne faut pas expérimenter, crainte d'erreurs, et comment il faut s'y prendre pour aboutir avec des chances de succès. L'Institut centralisera les recherches, le matériel, les statistiques, et ses propres élèves eux-mêmes s'emploieront à ce travail avec les professeurs. Il centralisera de même les informations; nous avons déjà dit qu'il a son journal, il a de même son musée et sa bibliothèque, il pourra posséder son service de consultation. Il agira sur le public pour tout ce qui touche non seulement à l'instruction de l'enfant mais à son bien général. Il complètera et achèvera les institutions analogues, mais quelquefois embryonnaires, d'Europe et d'Amérique. A côté des écoles normales, qui préparent les instituteurs à remplir des programmes *déjà fixés*, il étudiera les programmes eux-mêmes en même temps que les méthodes en usage.

Un principe supérieur dirigera l'enseignement de l'Institut: la conception fonctionnelle de l'éducation, posée par Rousseau, et que M. Claparède résume ainsi: „l'éducation de l'enfant doit se faire du dedans, non du dehors: elle doit consister non dans une action extérieure exercée par le maître sur l'élève, mais dans un acte même de l'enfant, acte consécutif à l'éclosion de mobiles intérieurs. Connaître ces mobiles propres à déclancher l'action et l'effort, et, une fois qu'ils sont connus, les mettre en jeu

en plaçant l'enfant dans les conditions convenables, tel doit être le but de l'éducateur." Autrement dit, le point de départ est et doit rester, tant que l'expérience ne l'aura pas contredit, la psycho-biologie de l'enfant et l'observation de son activité. Cela est conforme aux lois de l'évolution et de la psychologie générale, bref aux lois de la vie; tout l'effort de la pédagogie fonctionnelle tendra à susciter la contrainte intérieure à la place de la méthode coercitive. Ainsi essayent déjà de faire les „écoles nouvelles." L'Institut Rousseau prolongera et perfectionnera cette expérience et en synthétisera les résultats.

Une caractéristique intéressante de l'Ecole est qu'elle reçoit des élèves sans grade ni diplôme. Il suffit pour pouvoir être inscrit d'avoir dix-huit ans et de posséder une culture générale suffisante. L'Ecole est ainsi ouverte à toute personne capable de suivre des études supérieures, et conformément au principe d'individualisation qu'on réclame pour les enfants, on n'astreindra les élèves de l'Institut qu'à ceux des cours adaptés au but qu'ils se proposent. Le règlement porte qu'un plan d'études est proposé par le Comité directeur à chaque élève, tôt après son arrivée, en tenant compte de ses désirs et de ses aptitudes. Des diplômes et des certificats termineront les études, mais l'élève ne sera pas „écrasé par l'instruction livresque et terrorisé par l'examen final." Ce qu'on lui demandera c'est une participation personnelle et active aux travaux de l'Ecole, et le diplôme mentionnera la direction que l'étudiant aura spécialement poursuivie, (enseignement des tout petits, instruction secondaire, etc.). L'essentiel sera qu'il mette du sien dans la recherche et le dépouillement des documents, et que, sous la direction des professeurs, il arrive à tirer parti par lui-même des faits et des expériences qu'on mettra sous ses yeux. Préparation toute pratique, comme on voit, où le professeur est moins un maître qu'un guide, et où l'on fait appel aux qualités et aux ressources individuelles et à l'esprit d'initiative de chacun. L'élève, par exemple, préparera lui-même des leçons qui seront discutées et critiquées par ses collègues et par le professeur. On le mettra de même en contact direct avec des enfants et des classes, et nous savons déjà tel directeur d'école qui ne demande qu'à recevoir la visite des futurs éducateurs dans les établissements à lui confiés.

On sent que dans toute cette conception l'Institut entend non seulement instruire ses élèves sur l'éducation fonctionnelle mais la pratiquer à leur égard. MM. Claparède et Bovet le disent tous les deux: il ne s'agit pas d'endoctriner mais d'orienter. „Enseigner, sur l'enfant normal et anormal, ce que l'on sait, et les moyens de rechercher ce que l'on ne sait pas encore; sur les méthodes d'enseignement ce qui se fait et la façon dont on peut contrôler la valeur de ce qui se fait: sur les efforts scolaires et extra-scolaires d'éducation morale — d'éducation religieuse, esthétique et sociale aussi — renseigner encore, en cherchant toujours une méthode pour apprécier les résultats. Et, pour apprendre tout cela, autant que possible le faire voir; suivant les aptitudes et la vocation des élèves, les amener à collaborer aux entreprises scolaires, de façon à ce que l'on s'exerce à voir et à profiter de ce que l'on a vu" (Bovet). Et pour parer à la griserie possible des élèves, qui pourraient oublier la réalité concrète quand on leur parlera de psychologie, de pathologie ou d'analyse, le professeur dirigera lui-même l'étudiant de façon graduée et il le suivra de très près tout en lui laissant le plus de liberté d'action possible,

On appréciera l'esprit de recherche aussi complète et aussi comparative que possible qui anime l'Institut Rousseau quand on saura qu'à côté de ses services ordinaires, il sera doté, si la chose est possible, d'un laboratoire de psychologie animale. Le psychisme animal et le psychisme infantile ont plus de rapports qu'on ne pourrait penser au premier abord. Et puis surtout, en se livrant à des exercices de psychologie animale, le futur éducateur s'habitue à comprendre d'autres esprits que le sien et à régler sa conduite en conséquence. En agissant avec un enfant, on est volontiers porté à s'en prendre à lui des insuccès constatés, et l'on oublie qu'on a peut-être brusqué les voies que la nature a tracées à l'acquisition des habitudes. Mais en manipulant un animal, force est de s'armer de patience et de douceur, et de ne point se laisser effrayer par de perpétuels recommencements.

Un membre de Commission scolaire, dont j'apprécie le sens pratique, racontait un jour, à propos d'éducation, la façon dont son professeur de manège, au service militaire, recommandait de s'approcher du cheval: „Allez à lui comme à une jolie femme, et vous ferez de lui tout ce que vous voudrez!" tant il est vrai que le dressage demande du tact, de la retenue, et une véritable politesse. Et la personne dont je parle ajoutait avec un parfait sérieux: „Faisons donc pour l'enfant ce qu'on exige à l'endroit de la bête, et nous aurons toute sorte de chances de réussir!" Pensée très juste, et nous sommes persuadé qu'une Ecole des sciences de l'éducation qui s'annexerait un laboratoire de psychologie animale, comme espère le faire l'Institut Rousseau, donnerait à ses élèves un doigté et une sûreté de main dont les enfants retireraient un incontestable bénéfice dans l'enseignement scolaire.

Si l'Institut n'est pas encore outillé à cet égard, au moins le programme des cours et conférences du semestre d'hiver 1912—1913, que nous avons sous les yeux, montre que d'emblée on a cherché à répondre aux besoins dans les directions les plus diverses. A côté des leçons du fondateur et du directeur, on a fait appel à de nombreux professeurs et spécialistes, pédagogues, médecins, voire à des artistes qui donnent ou bien un enseignement suivi ou des séries de causeries. Les sujets sont groupés sous les grands chefs: l'Enfant, l'Enseignement, l'Education.

On étudie ainsi la psychologie de l'enfant, la psychologie expérimentale, la psychologie spéciale (types mentaux, art d'observer). Dans les méthodes de recherche, il y a place pour les expériences en classe, l'anthropométrie scolaire, les enquêtes sociales sur l'enfance, la technique psychologique, la graphologie infantile. On aborde la puériculture, les questions de croissance et de maladie des enfants, les anomalies mentales, les classes d'arriérés. Voilà pour l'Enfant.

Pour l'Enseignement, je note la didactiqne générale (technique du travail scolaire, attention, mémoire, association), le rôle de l'énergétique, la didactique spéciale en matière d'enseignement des tout petits ou d'enseignement du français, des langues étrangères ou des langues anciennes, de l'histoire, de la géographie, des sciences, des mathématiques élémentaires; la culture physique, la gymnastique rythmique; organisation des classes (classes mobiles, examens, écoles nouvelles); l'hygiène scolaire, (bâtiment et individus, mesure prophylactiques et hygiéniques), formation de la voix du maître; rôle du dessin pour illustrer l'enseignement.

Dans le domaine enfin de l'Education proprement dite, on discute et étudie les questions d'éducation morale (sports, jeux, travaux manuels, éducation esthétique, éducation sexuelle, coéducation, autonomie scolaire, sanctions, éducation civique, les œuvres laïques ou religieuses (Eclaireurs, Espoir, écoles du jeudi), les types d'éducation religieuse, l'énergie psychique, la criminalité juvénile, les agents qui agissent sur la race, l'école au point de vue sociologique, enfin l'histoire et la philosophie des grands éducateurs anciens, modernes et contemporains.

Telle est, rapidement esquissée, l'œuvre avec ses principes et son organisation. On le voit: c'est une entreprise considérable. Nous autres Suisses ne pourrons jamais assez nous féliciter qu'elle soit née en terre helvétique, dans la patrie de Rousseau. Déjà les étudiants arrivent des endroits les plus divers et les plus lointains. Ils remporteront chez eux une semence de prix. Nous souhaitons seulement que les éducateurs de notre pays ne s'en laissent pas ravir tout le bénéfice, et qu'il n'en aille pas de l'Institut Rousseau ce qui est advenu de mainte autre initiative féconde que nous avons laissé tomber avec une parfaite incompréhension de nos intérêts les plus immédiats. La ville de Rousseau devait cette création au monde. Nous, Suisses, devons à nous-mêmes d'en profiter les tout premiers.

NYON LOUIS GOUMAZ

□□□

PARSIFAL

Das Unbeschreibliche, hier ist's getan. Was Richard Wagner an tiefster Religiosität der inbrünstigen Musik seinem Bayreuther Bühnenweihfestspiel anvertraute, hier in Zürich wurde es nun Ereignis. Wenn ich auch nie ernstlich Zweifel daran gehegt habe, dass Parsifal auch außerhalb Bayreuths wirken könne, so hätte ich mir doch nie ein so begeisterndes Erlebnis von unserer Zürcher Bühne versprochen. Und doch ist es nun so: wer mit leiser Bangnis das sonntägliche Theater betrat, verließ es als ein beglückter Optimist, und wenn eines die Begeisterung noch hätte steigern können, so wäre es nur das gewesen: ganz aus der Sphäre des Alltags herausgehoben zu sein, weit entfernt von der Stadt, irgendwo, aber nahe an der Stille der Natur. Wer im Innersten bewegt ist, will seine Gedanken nicht durch die Außenwelt in alltägliche Bahnen lenken lassen. Das war etwas schmerzvoll: nach dem Zauber des Grals und seiner Entrücktheit die alten Häuser und Straßen zu sehen und den gewohnten Gang zu gehen wie immer und alle Tage, wo doch jeder sein persönlichstes Verhältnis zu den Offenbarungen des Weihespieles sich zurechtzulegen hatte. Man hätte sich selbst verlieren mögen in die Mystik des Parsifals und fand sich aus all diesen sonntäglichen Betrachtungen plötzlich in den Werktag unserer guten alten Stadt zurückversetzt. Und doch wieder: wer zwischen den Akten ein paar Schritte vor dem Theater an der frischen Luft machte und die Bucht von Zürich so friedlich daliegen sah im abendlichen Lichte, und dahinter die stille Stadt und den frischen Schnee der Albiskette, der empfand durch den Anblick eine unendliche Beruhigung, und der Gedanke war so selbstverständlich, dass nun gegenüber dem grünen Hügel das letzte Werk dessen aufgeführt wird, der dort so viel geliebt und gelitten hatte.

Welche Welt trennt dies Werk von all seinen früheren Schöpfungen! Die Antithese kann eine letzte, größte Sensation bedeuten, und dieser Macht

konnte ein so sensibles Künstlernaturel wie Richard Wagner nicht widerstehen. Wer menschliche Leidenschaft, Sinnenglut und Körperkraft so verherrlicht hat wie er, den konnte schließlich nichts mehr reizen als deren Verneinung und so wurde denn Wagner der Sänger des Grals und des Parsifals, des reinen Toren, der nur durch inneres Heldentum, durch bloßes Mitleid sein Ziel erreicht. Ähnlich wie Philipp II. am Schlusse seines Lebens eine Steinwüste in ein prunkendes Schloss verwandeln ließ und den Rest seines sonst so übermächtigen Erdenwallens in Resignation und Weltflucht auf diesem seinem Escurial zubrachte. So groß ist die Antithese bei Wagner allerdings nicht; sie ist bei ihm begreiflicher und deshalb auch weniger sensationell. Dass der bald Siebzigjährige noch neue musikalische Gebiete der Bühne urbar machte, die der Religiosität und Innerlichkeit, zeigt wieder, wie groß die Selbstkritik Wagners und seine Anpassungsfähigkeit an die Physiologie des Alterns war, so dass Parsifal nicht das Werk des Alterns, sondern eines erkennenden und könnenden Alten wurde.

Das Unaussprechliche hat er hier ausgesprochen. Weniger in Worten als in Tönen, Symbolen, Stimmungen. Was uns Menschen so schwer fällt, unsern Nächsten mitzuteilen: das Innerste, unser Verhältnis zur Natur und zur Gottheit, die Gebiete der Religiosität, die weniger Glauben als Gefühl sind und uns deshalb so schwer über die Zunge wollen: Wagner hat für das alles den adäquaten künstlerischen Ausdruck gefunden. Dass er dies am Ende seines Lebens tat, macht das Werk um so wertvoller als den Ausdruck seiner letzten Lebensweisheit. Diese war bei ihm nicht in allen Lebensperioden gleich optimistisch; er ist zu lange in die Schule Schopenhauers und in die der bitteren Not gegangen; dass er sich durchgerungen hat zu einem überzeugten Optimismus, beweist die Sicherheit in der Grundstimmung des ganzen Parsifals, diese Wärme im Kolorit, die überall so wohltuend durchdringt und die, wenn sie auch oft stille Resignation zudecken muss, doch ihre Träger in die reine Sphäre edler Menschenliebe hinaufhebt. Seinen Helden aber, Parsifal, den verkannten Sucher des Ideals, lässt er das Ziel erreichen und milde und verklärt leuchtet ihm schließlich sein Gral.

Man ist versucht, den Parsifal von seiner historischen Seite her zu erklären und darob zu vergessen, wie sehr Wagner die Parsifalidee umgeändert hat für seinen Zweck, seine Gedankenwelt. Aber auch darin wird man bald buddhistische und pantheistische Ideen, bald einen großen Idealismus und Optimismus vorfinden, und zwar jeder gerade so viel, wie in ihm selbst drin steckt. Ich will deshalb darüber gar nicht schreiben und nur dem künstlerischen großen Eindruck das Wort reden, den das Werk in der Aufführung auch außerhalb Bayreuths auslöst. Lasse jeder das Werk auf sich wirken und setze sich mit ihm auseinander: es wird ihm zum Erlebnis werden, denn jeder Mensch ist Parsifal.

Was nun die Zürcher Parsifalaufführung anbetrifft, so ist der Kritiker in einer beneidenswerten Lage: er kann nur rühmen. Und beim rühmen ist es immer besser, sich zu kurz zu fassen als zu lang zu werden. Ich habe in Zürich noch nie eine so weihe- und stimmungsvolle Festvorstellung gesehen wie die Parsifalaufführung. Alles zeugte von großem Eifer und großer Anstrengung, sodass dann auch eine Gesamtleistung herauskam, die hoch über dem Durchschnitt unserer Oper steht. Wundervolle Szenerien, prägnant und doch poetisch, entworfen und ausgeführt von den Herren Gamper und

Isler; eine Inszenierung, die bis ins Kleinste durchdacht und künstlerisch wirksam war und der Regie der Herren Reucker und Rogorsch alle Ehre machte; ein Orchester endlich, das mit Liebe und Wärme das Musikalische wiedergab unter der so sicheren Leitung des Herrn Dr. Kempter. Von Solisten nenne ich zuerst Fräulein Krüger, von der wir gewohnt sind, das Höchste zu erwarten und die uns denn auch in der Kundry eine unübertreffliche künstlerische Schöpfung bot. Je schwieriger die Rolle, um so größer scheint ihre Kunst zu werden. Wie ihre Auffassung der Rolle gesanglich und mimisch verschmilzt zu einer Einheit, ist künstlerisch einwandfrei. In jedem Akt war sie eine andere: Naturweib im ersten, das liebende Weib im zweiten und endlich das demütig dienende Weib im dritten Akt, und doch immer dieselbe gute Kundry. Auch Parsifal war durch Herrn Ulmer gesanglich und darstellerisch recht erfreulich vertreten, während die enorm schwere Rolle des Gurnemanz nicht recht zur Geltung kam: Herr Gritzbach war zu wohlwollend-greisenhaft, und das fesselt nicht auf die Dauer. Amfortas und Klingsor wurden durch die Herren Bockholt und Janesch charakteristisch dargestellt. Herrlich war die Blumenmädchenszene, an Tonreinheit, Grazie und bildlicher Schönheit geradezu unübertrefflich, während der Ritterchor leider besonders in gesanglicher Hinsicht viel schuldig blieb an Rundheit und Reinheit des Tones. Doch mochten die erwähnten kleinen Mängel der Stimmung des Ganzen keinen Abbruch zu tun, sodass es zu Recht besteht: Parsifal ist eines der großen künstlerischen Ereignisse für Zürich geworden. Dass es gerade Zürich war, das den Bann brechen durfte, der dreißig Jahre über dem Werke schwebte, und dies dazu noch in so uneigennütziger, von rein künstlerischen Erwägungen diktierter Weise, das soll uns mit zukunftsfroher Freude erfüllen.

ZÜRICH OTTO HUG

□□□

SCHAUSPIELABENDE

Mit *Strindberg*, dem erbarmungslosen, sind wir jüngst in letzte Tiefen des Ehe-Inferno hinabgestiegen. Die beiden Teile der zu Beginn dieses Jahrhunderts entstandenen Dichtung *„Totentanz"* wurden an zwei aufeinanderfolgenden Abenden im Pfauentheater, auf unserer Schauspielbühne aufgeführt. Die Darsteller setzten ihr ganzes Können ein, so dass das Werk unvergessbaren Eindruck machte.

Eine Ehe vor der silbernen Hochzeit. Aber es sieht nach nichts weniger als nach einem freudigen Familienfest aus. Die Frau Edgars, des Kapitäns bei der Festungsartillerie, am Meer, in einem alten, düstern, feuchten Festungsturm — Frau Alice spricht von „unserm fünfundzwanzigjährigen Elend", das sie eher verbergen als feiern sollten. Ihrem Vetter Kurt, der als Quarantänemeister auf diese militärische Station kommt, spricht sie von dem Gatten als einem für sie fremden Mann, „ebenso fremd wie vor fünfundzwanzig Jahren": „wir trennten uns als Verlobte zweimal, seitdem haben wir uns jeden Tag, der kam, zu trennen versucht . . . aber wir sind zusammengeschmiedet und können nicht loskommen. Einmal waren wir getrennt — im Hause — fünf Jahre lang. Jetzt kann nur der Tod uns trennen; das wissen wir und darum warten wir auf ihn als den Befreier." So lautets gleich in den Eingangsszenen. Und das Thema wird durchgeführt, unbarm-

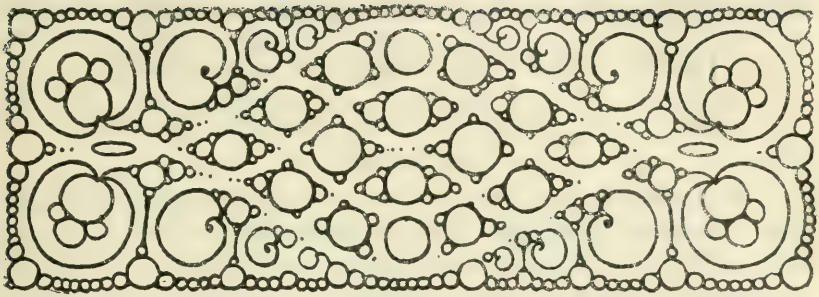
herzig, mit eiserner Konsequenz, das Thema vom Tod-Befreier. Immer wieder scheint die schaurige Hoffnung der Frau in Erfüllung zu gehen. Der Mann ist Apoplektiker; auch die Arterienverkalkung sitzt ihm im Leibe. Er hat Anfälle, denen ein Wiedererwachen nicht mehr zu folgen scheint, und die Lebensgier regt sich in der Frau. Und nach dem Vetter, den sie einst geliebt, züngelt schon ihre Lust, dass sie ihn betörend in den Wirbel zu ziehen droht. Aber noch ists nicht so weit. Der Alte kommt wieder auf die Beine. Wohl ist er gleichsam nur noch eine galvanisierte Leiche; aber zum Bösestun ist er immer noch rechtzeitig zur Stelle – zum Quälen, zum Spionieren, zum Ruinieren. Kurt wird sein Opfer: teuflisch untergräbt er ihm seine ganze Position, seinen kleinen Wohlstand, seine Hoffnung auf des Sohnes Karriere. Mit der eigenen Tochter treibt er Schacher: einen alten Obersten soll sie heiraten, damit der Kapitän am Schluss seines von lauter Feinden oder doch Nichtfreunden umlagerten Lebens doch noch zu Ehre und Ansehen käme, dem ganzen Pack, wie ihm seine Umgebung erscheint, zum Trotz. Da schnellt die Tochter, die Kurts Sohn liebt, den tödlichen Pfeil auf ihn ab: durch eine Impertinenz gegen den Obersten macht sie die Heiratsaussichten ein für allemal zu nichte. Das bringt den Kapitän zur Strecke. Dämonisch triumphiert Frau Alice. Die Tochter ist ihre Rächerin geworden. Und sie schreckt nicht davor zurück, dem röchelnden Gatten ins Gesicht zu schlagen, als dieser nach ihr ausspuckt.

Der Totentanz, der infernale Tanz, den Lebende mit einem im Grunde schon Toten aufführen mussten, ist vorbei — scheinbar; denn mit seinem letzten Worte versalzt er ihnen noch das befreiende Uff. Verzeih ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun — so hat er noch gelallt. Damit setzt er sie noch nach seinem Tod ins Unrecht und appliziert ihnen Gewissensbisse. Am Ende hat ers doch bei all seiner Tyrannis, bei all seiner unergründlichen Widerwärtigkeit gut gemeint mit den Seinen. Schließlich war er doch auch selber ein Opfer der Umstände: seine Karriere war verpfuscht worden; man hat ihn nicht emporkommen lassen; das hat ihn so arg gemacht; und er dachte nur daran, schließlich doch noch hochzukommen, seine Familie zu heben. Diese Gedankengänge macht das fromm drapierte Schlusswort bei der Witwe, selbst bei Kurt locker, und sie flechten einen Märtyrerkranz samt zugehöriger Gloriole um sein totes Haupt. Alice besinnt sich auf ihre Liebe zu dem Gatten; allerdings auch auf ihren Hass. Den gibt sie auch zu; aber einen Knacks hat er doch erlitten. Kurt und Alice werden sich gewiss nicht heiraten. Der Tote steht zwischen ihnen.

Mit Meisterhand ist das alles geformt. Das Trivialste wird zum psychologischen Werte. In Höllen wird hinabgezündet, dass man erschreckt zurückbebt, in Höllen der Alltäglichkeit, ohne alle Größe. Tatbestände werden aufgedeckt, die über den Individualfall hinausreichen ins allgemein Zutreffende (wenn auch in wesentlich abgeschwächten Nüancen). Grundinstinkte (trennender, nicht einigender Art) werden von Strindberg grausam kalt bloßgelegt. Liebe und Hass als Geschwister, wie Schlaf und Tod. Abgründe tun sich auf. Dante hat an diesen Höllenkomplex nicht gedacht. Strindberg hat ihn erlebt, und den Weg zum Ehe-Paradies fand er nie.

ZÜRICH H. TROG

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750



CHINESENFEST IN SINGAPORE

Bei den wehenden Lichtern
Oben auf dem bekränzten Balkon
Kauern sie ruhevoll in der festlichen Nacht,
Singen Lieder von lang verstorbenen Dichtern,
Horchen beglückt auf der Laute schwirrenden Ton,
Der die Augen der Mädchen größer und schöner macht.

Gläsern wie Flügelschlag großer Libellen
Klirrt durch die sternlose Nacht die Musik,
Braune Augen lachen in lautlosem Glück,
Keiner, der nicht den Glanz im Auge hat!
Drunten wartet schlaflos mit tausend hellen
Lichteraugen am Meere die glänzende Stadt.

HERRMANN HESSE

□□□

BETRACHTUNGEN ZUR ANNAHME DES GOTTHARDVERTRAGS

DIE ALTE UND DIE NEUE VOLKSBEWEGUNG

(Fortsetzung)

Zwei Gründe sind es also, die aus der Volksbewegung gegen den Gotthardvertrag die Staatsvertragsinitiative herauswachsen ließen. Erstens erwiesen sich im Gang der Beratung und bei der Abstimmung[1]) nicht vorwiegend nationale, sondern parteipolitische und regionale Gesichtspunkte bei vielen eidgenössischen Räten als maßgebend, und nichts bürgt dafür, dass das künftig besser werde; der starke patriotische Eindruck der Reden von Frey, Usteri, Planta, Ador zerfloss bei der Abstimmung unter den Parolen, die Parteien und Regionen ausgegeben hatten. Und zweitens ist es der Stellung des Volkes als Souverän nicht würdig, wenn es sich mit einer Bittschrift an seine Vertreter wenden muss, ganz besonders, wo es sich um Entscheidungen handelt, die man als Schicksalsfragen bezeichnen kann. Beides ruft nach einer Erweiterung des Selbstbestimmungsrechts des Volkes für jene Fälle, wo es sich um unabänderliche, unkündbare und folgenschwere Verträge mit ausländischen Staaten handelt.

Diese Erkenntnis ist nicht erst aus dem Gotthardvertrag herausgewachsen, wie behauptet wird, sondern sie herrschte schon beim Abschluss des alten Vertrags, als über 70 000 Unterschriften gegen den Vertrag vornehmlich aus der Ostschweiz unter Führung erster Vertreter des Handels und der freisinnigen Politik nach Bern gesandt wurden. Man lese die Berichte aus damaliger Zeit nach; man wird finden, dass man es ebenso ungehörig fand wie heute,

---

[1]) In der auf Seite 135 des letzten Heftes mitgeteilten Tabelle haben sich verschieden Druckfehler eingeschlichen. Es soll dort heißen:

	Nationalrat		Ständerat		
	Ja	Nein	Ja	Nein	
Bern	20	12	1	—	(Herr Kunz stimmte
Zug	1	—			nicht als Präsident)
Schaffhausen	1	—	2	—	

Zu den welschen Mitgliedern, die mit Ja gestimmt haben, gehört Herr Bonjour; die sechs deutschen Mitglieder des Zentrums haben, zur Hälfte mit Ja, zur Hälfte mit Nein (die beiden Berner Herren und Herr von Planta) gestimmt.

dass das Volk zu Verträgen, die auf immer die Nachkommenschaft belasten, nichts zu sagen haben soll. Die „St. Galler Zeitung" bemerkte nach der Genehmigung des alten Gotthardvertrags vor dem Kriegsausbruch Ende Juli 1870 resigniert:

Aber das *Volk* in der Schweiz hat zu solchen Dingen nichts zu sagen; ein paar Herren lenken die Geschicke des Landes, und doch gehört das Land dem Volk!

Am 16. Juni 1870 findet man in dem selben Blatt ein Stimmungsbild, das genau zu den jüngst gemachten Erfahrungen passt:

's wird noch erlaubt sein. Durch die Blätter geht die Nachrichte, dass nächsten Sonntag in Aarau eine Versammlung stattfinden werde, um zu beraten, wie hinsichtlich des *Staatsvertrages* mit dem *Ausland,* betreffend die Gotthardbahn, die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft zu wahren sei!

Das Tagblatt der Urkantone sagt, es handle sich bloß darum, dem Gotthard ein Bein zu unterschlagen und setzt bei: Gute Patrioten, die „Ost- und West-"Schweizer!

Wir haben auch von einer solchen Versammlung gehört, wissen aber, dass auch eifrige Freunde und Förderer des Gotthardunternehmens dabei sind, — die aber nicht um jeden Preis, nicht um denjenigen der Unabhängigkeit des Landes, sich in Staatverträge mit dem Ausland einlassen wollen. Anderseits sind Ost- und Westschweizer genug, welche diese Unabhängigkeit ebenso gut bei Staatsverträgen hinsichtlich des Splügen und des Simplon, als hinsichtlich des Gotthard zu wahren entschlossen sind.

Die Unabhängigkeit des Vaterlandes aber über Eisenbahninteressen, selbst über die höchsten zu stellen, wird noch erlaubt sein. Oder?

Darum handelt es sich in der Tat auch heute. Dagegen kommen alle Theorien nicht auf. Um *diesen* Zweck zu erreichen, braucht man nicht die kurzfristigen oder auf ein Jahr kündbaren Handels-, Meistbegünstigungs- und Niederlassungsverträge dem fakultativen Referendum zu unterstellen. Die selben Leute, die da aussetzen, es sei nicht „logisch", dass man das nicht tue, könnten sich nicht genug tun in Entrüstung, wenn man es verlangt hätte! Da könnte man wohl eher sagen, die Vertragsfähigkeit der Schweiz stehe in Gefahr; heute aber nicht. Im Gegenteil.

Es ist gesagt worden, die heutige Ordnung der Dinge (Referendum für Bundesgesetze, aber kein Referendum für Staatsverträge, auch wenn sie in das Gesetzesrecht eingreifen) bilde eine *staatsrechtliche Anomalie,* deren Beseitigung mit guten Gründen verlangt werden könnte. Das ist vollständig richtig und in dieser Erkenntnis sind eine ganze Reihe Vertragsgegner dringend ersucht worden, in der Bundesversammlung darauf aufmerksam

zu machen und die Unterstellung des Vertrags unter das Referendum zu verlangen, nicht als Demonstration, sondern zum Zweck der *Feststellung*, ob es anerkannt werde oder nicht.

Man sagt, man hätte vorerst die Erfahrungen mit der neuen Organisation des Bundesrats abwarten sollen. Wir geben ohne weiteres zu, dass die Reorganisation des politischen Departements sehr wichtig sein kann und wird, um bessere Staatsverträge als die der letzten 15 Jahre vorzubereiten. Aber abgesehen davon, dass es in niemandes Macht gelegen hat, die Westschweiz von der *sofortigen* Anhandnahme der Initiative abzuhalten und dass diese sogar in einem internen politischen Interesse gelegen hat, soll die Frage der Berechtigung eines Volksrechtes oder der Ausdehnung eines bestehenden Rechtes nicht von der Organisation des Bundesrates abhangen, sondern von *innern* Gründen, die sich nicht erst bei der Gotthardbewegung, sondern schon früher, beim alten Gotthard- und bei Simplonvertrag, geltend gemacht haben. Wer bürgt denn dafür, dass wir nach 15 oder 20 Jahren nicht wieder einen etwas altersmüden Bundesrat besitzen, wie wir ihn noch vor einigen Jahren besaßen, der trotz Reorganisation des politischen Departements die Zügel nicht in der Hand hätte, wie es sein sollte? Es ist hier ähnlich wie beim Proporz. Wer ihn grundsätzlich *nicht* will, der findet unzählige Schwierigkeiten; wer ihn will, der findet sich mit einigen nicht zu leugnenden Schwierigkeiten ab. Rein theoretisch gesprochen kann man gewiss die Ansicht vertreten, die Genehmigung von Staatsverträgen dürfe niemals Sache des Volkes werden. Wer aber mit den *tatsächlichen* Verhältnissen rechnet, mit der vom mehrheitlich *regionalen* Gesichtspunkte geleiteten, gegen die eindrucksvollsten Vorstellungen tauben Bundesversammlung, wie man dies bei der Gotthardvertragsdebatte erlebt hat, der findet es gerechtfertigt, dem Volk zum mindesten in Fragen, die die *Nachkommenschaft dauernd belasten,* die Verantwortung für den Entscheid selbst zu überbinden. Der Bundesrat ist, wie gesagt, wandelbar. Heute mögen wir einen sehr energischen jugendfrischen Bundesrat haben; später kann das ändern, wie es sich auch schon geändert hat.

Die Aussichten für die Mehrung der Unabhängigkeit unseres Parlamentes sind nichts weniger als rosig. Schon jetzt haben wir zwei von *Mitgliedern der Bundesversammlung* geleitete Vereini-

gungen: die eine für die Wahrung der Verkehrsinteressen des *Simplon-Lötschberggebietes,* die andere für die *Gotthardinteressen* Es liegt außerordentlich nahe, dass diese Vereinigungen sich nicht bloß hin und wieder bekämpfen, sondern dass sie sich auch Konzessionen machen, „Kuhhändel" abschließen. Es fehlt jetzt nur noch das dritte Glied im Bunde, eine Interessenvereinigung für das Gebiet der *Ostalpenbahn.* Sie wird sofort entstehen, sobald man sich über die Bahnführung geeinigt hat und der Betrieb in Sicht steht. Dann liegen sich plötzlich die feindlichen Brüder von der Greina und dem Splügen versöhnt in den Armen.

Man sieht also heute schon den Moment der verkehrspolitischen Dreiteilung des Landes vor sich. Wo bleibt da die Garantie, dass die Bundesversammlung nach vorwiegend *nationalen* Gesichtspunkten urteilen werde? Da soll doch das Volk bei wichtigen Entschließungen sein Schicksal lieber selbst bestimmen.

Alfred Frey sagte über die kurzsichtige Interessenpolitik im Nationalrat:

> Aufrichtig bekümmert es mich, zu gewahren, wie man wohl in vielen Kreisen die Bedeutung der Frage ahnt und fühlt, ihre endliche Beurteilung jedoch nur oder doch verwiegend vom Befund darüber abhängig macht, ob die Gutheißung des Vertrages mit den eigenen nächstliegenden Interessen vereinbar sei oder nicht. Ob der Vertrag den Schweizerischen Bundesbahnen ein bisschen mehr oder weniger Schaden tut, ob er ihnen so obenhin berechnet für absehbare Zukunft sogar Gewinn brächte, ob er dem Lötschberg oder dem Simplon oder beiden eher günstig oder ungünstig sei, und was dergleichen Erwägungen mehr sind: die Entscheidung über den Vertrag muss von rein vaterländischen Gesichtspunkten aus erfolgen — und dann ist sie nicht schwer. Am allerwenigsten verstehe ich darum die sogenannten Gotthardkantone, die für etwas zittern, das nicht bedroht ist und nie verloren gehen kann und das man ihnen von lästigen Fesseln frei schenken möchte. Und da die Ermäßigung der Bergzuschläge im vereinbarten Maß ohnehin erfolgen soll, so ist dem Tessin auch bei Ablehnung der übrigen Vertragsbestimmungen ebenfalls geholfen.

Wir fürchten, diese Worte werden ihre Bedeutung je länger je weniger verlieren; da heißt es sich vorsehen.

Wir erwähnten im letzten Heft verschiedene Tatsachen, die erweisen, dass eine Volksbefragung bei Staatsverträgen schon zur Zeit der alten Eidgenossenschaft geübt worden ist, so von der aristokratischen bernischen Regierung anfangs 1590 beim Abschluss eines Vertrages mit Savoyen; auch in neuerer Zeit habe man ein

solches Recht mehrmals wieder einführen wollen. Dazu ist nachzutragen, dass Bundesrat Zemp am 19. Juni 1884 noch als Nationalrat bei der Begründung der Motion Zemp-Keel-Pedrazzini folgende Gedanken aussprach:

Wenn wir nun von einer Ausdehnung der Volksrechte sprechen, so haben wir zunächst im Auge, dass dem Referendum, möge dasselbe in welcher Form immer statuiert werden, auch Staatsverträge mit dem Auslande zu unterstellen sind. Diese Erweiterung ist nicht ein Gedanke von heute; aber Erfahrungen aus der letzten Zeit haben denselben reifer gemacht. Die Bundesversammlung hat zweimal in Staatsverträgen Bestimmungen sanktioniert, durch welche bestehende konstitutionelle Rechte verletzt worden sind.

Die Staatsvertragsinitiative ist nun in vollem Gang, und man darf annehmen, dass während der nächsten Tagung der Bundesversammlung die erforderlichen fünfzigtausend Unterschriften beisammen sein werden. Gleichzeitig wurde am 4. Mai vom frühern schweizerischen Proporzkomitee in Olten beschlossen, durch eine neue Initiative für das *proportionale Verfahren bei den Nationalratswahlen* einzutreten. Man hofft so Volksvertreter zu erhalten, die weniger nach parteipolitischen oder regionalen Gesichtspunkten ihre Stimme abgeben müssen. Ob zwar unter einem so gewählten Nationalrat Staatsverträge nationaler behandelt würden, bleibt noch eine offne Frage. Immerhin würden die Minderheitsparteien, besonders die sozialdemokratische Partei, vermehrt, und eine stärkere Opposition im Nationalrat kann unter keinen Umständen schaden; sie würde besonders den Bundesrat bei Vertragsabschlüssen vorsichtiger stimmen. Die Rücksicht auf eine Volksabstimmung, wie sie die Staatsvertragsinitiative mit sich bringen würde, und auf eine stärkere Opposition im Parlament, wie sie die Folge des proportionalen Wahlverfahrens wäre, müsste in Verbindung mit der in Aussicht stehenden Reorganisation des politischen Departements zu einer besseren Wahrung unserer Interessen führen, als wir sie beim Simplon und Gotthardvertrag wie beim Niederlassungsvertrag mit Deutschland und bei noch weiteren Gelegenheiten erfahren haben.

Die Folgen der Gotthardbewegung in ihrer Gesamtheit kann man erst übersehen, wenn man weiß, wie die Fehler, die gemacht wurden, verunmöglicht werden sollen. Mit Jammern und Klagen über Regionalismus und Parteigeist wird da nichts erreicht,

sondern nur dadurch, dass man die Autorität des Volkes gegenüber seinen Behörden und dem Auslande verstärkt.

Hierfür Bahn geschaffen zu haben, ist das direkte oder indirekte Verdienst der Bewegung gegen den Gotthardvertrag, die auch einen sachgemäßen Entwurf für die Reorganisation des Bundesrates und des politischen Departements ins Leben gerufen hat.

Das *einstweilige* Ergebnis der Gotthardbewegung hat das nunmehr aufgelöste Aktionskomitee in seiner Schlußsitzung vom 12. April 1912 in Bern durch folgende Kundgebung ausgesprochen:

Der Gotthardvertrag ist von den Eidgenössischen Räten in den Tagen vom 25. März bis 9. April behandelt und nach bewegten Debatten genehmigt worden, trotzdem die Opposition energisch und mit unwiderlegbaren Gründen die Ablehnung durchzusetzen versuchte.

Das Aktionskomitee hat seine Aufgabe erfüllt, wie sie ihm von seinem patriotischen Gewissen diktiert und bestimmt war.

Es lehnt alle Verantwortung für die Konsequenzen ab, die sich aus der Annahme des Vertrages für unser Land ergeben. Diese Verantwortung fällt auf die Mitglieder der Eidgenössischen Räte, die dafür gestimmt haben, dass der Schweiz eine gefahrbringende, unkündbare Servitut aufgeladen wird. Möge das Schweizervolk sie eines Tages nicht anzuklagen haben.

Die entgegenkommende Note der deutschen Regierung ist eine direkte Folge der Volksbewegung. Sie gestattet eine gewisse Hoffnung, dass der Vertrag einmal revidiert werden könnte.

Sieht nun zwar das Aktionskomitee seinen direkten Zweck, die Ablehnung des Vertrages, nicht erfüllt, so hat es nichts destoweniger materielle und moralische Erfolge erzielt, die von großer, sehr großer Bedeutung für unser Land sind. Durch die Bewegung sind die Eidgenössischen Behörden veranlasst worden, sich über die Tragweite der einzelnen Vertragsartikel ganz anders Rechenschaft zu geben, für Gegenwart und Zukunft, als das sonst der Fall gewesen wäre. Das Aktionskomitee kann demnach auf eine nutzbringende und ehrenvolle Kampagne, die nunmehr $3^1/_2$ Jahre gedauert hat, zurückblicken. Der Volksbewegung kann ein guter Patriot die Anerkennung nicht versagen; das ist in den Eidgenössischen Räten und auch vom Bundesrat anerkannt worden.

Die Mitglieder des großen und des engeren Aktionskomitees dürfen mit Befriedigung auf ihre Arbeit zurückschauen. Die wenigen unvermeidlichen Auswüchse, die die Bewegung zeitigte, können ihnen nicht zur Last gelegt werden; man hat es an nichts fehlen lassen, sie abzuschneiden und zurückzudämmen. Besonders die Mitglieder des engeren Aktionskomitees haben alle zum Teil sogar beträchtliche Opfer an Zeit und Geld gebracht. Drei Bundesräte und zahlreiche Freunde des Vertrags, mit Ausnahme immerhin

eines Vertreters der Urschweiz und des Tessins, haben während den Verhandlungen mit großer Achtung von der Volksbewegung und ihren Führern gesprochen; ein Grund mehr, dass diese mit Stolz auf ihre uneigennützige Tätigkeit zurückblicken dürfen.

DAS ERGEBNIS DER BERATUNG

Es ist für die Räte nicht besonders schmeichelhaft und stimmt bedenklich für die Zukunft, dass, wie mehrfach erwähnt, hauptsächlich in parteipolitischem und regionalem Sinne gestimmt wurde.

Einen großen Einfluss übte das Schreiben des deutschen Gesandten, das am ersten Sitzungstag bekannt gegeben wurde, auf die Abstimmung aus. Es lautet:

Bern, den 22. März 1913.

Erhaltenem Auftrage zufolge beehrt sich der Unterzeichnete dem hohen Schweizerischen Bundesrate das Nachstehende ganz ergebenst mitzuteilen:

Von der Erwägung ausgehend, dass die Bestimmungen, die in dem neuen Gotthardbahnvertrag vom 13. Oktober 1909 über die Meistbegünstigung enthalten sind, den deutschen und den schweizerischen Interessen, namentlich was die Meistbegünstigung der Gotthardroute anlangt, in gleicher Weise entsprechen, gibt die Kaiserlich Deutsche Regierung die nachstehende Erklärung ab:

1. In Bestätigung einer bereits im Jahre 1911 mündlich gemachten Mitteilung erklärt sich die Kaiserlich Deutsche Regierung für den Fall, dass sich die Art. 7, 8 und 9 des neuen Gotthardvertrages später wider Erwarten als den schweizerischen Interessen zuwiderlaufend herausstellen sollten, bereit, alsdann in eine Revision dieser Bestimmungen einzutreten.

2. Die Kaiserlich Deutsche Regierung erklärt weiter, dass sie die fraglichen Bestimmungen nicht in dem Sinn auslegt, dass die schweizerischen Bahnen hierdurch irgendwie gehindert werden sollen, mit Bahnen dritter Staaten wirksam zu konkurrieren.

Endlich benützt die Kaiserlich Deutsche Regierung den vorliegenden Anlass, um noch zu erklären, dass sie die Auslegung, die der Schweizerische Bundesrat in dem der Bundesversammlung unter dem 18. Februar dieses Jahres erstatteten Ergänzungsbericht auf S. 52—55 über die Tragweite der Bestimmung des Schlussprotokolls zu dem neuen Gotthardvertrage, Abs. IV, betreffend die Materialbestellungen für die Gotthardbahn, gegeben hat, ihrerseits als zutreffend erachtet.

Mit Vergnügen benutzt der Unterzeichnete auch diesen Anlass, um Seiner Exzellenz, dem Schweizerischen Bundespräsidenten, Herrn Müller, die Versicherung seiner ausgezeichnetsten Hochachtung zu erneuern.

Der Kaiserlich Deutsche Gesandte:

Romberg.

Ohne die Volksbewegung und die durch sie herbeigeführte Mehrheit der nationalrätlichen Kommission gegen den Vertrag

wäre niemals diese Note geschrieben worden, die wesentliche Punkte des Vertrags abklärt und namentlich die Auslegung der deutschen und italienischen Regierung für den unklaren und fatalen Artikel des Schlussprotokolls festlegt. Die Auslegung des Bundesrates in der Nachtragsbotschaft wäre ohne diese Note durchaus nicht verbindlich und könnte je nach dem Fall von den Vertragsstaaten angenommen oder zurückgewiesen werden. Es ist kein Zweifel, dass dieses Zugeständnis nicht dem Bundesrat, sondern der Volksbewegung und der Mehrheit der nationalrätlichen Kommission gemacht wurde. Darüber hat im Nationalrat kein Zweifel geherrscht, wie unter anderm aus den Worten von Raschein hervorgeht:

Volle Beruhigung darüber gibt uns aber in dieser Beziehung erst die Note der Kaiserlich Deutschen Regierung. *Ich will unumwunden anerkennen, dass ich der Opposition dafür dankbar bin, soweit sie das Verdienst daran hat, dass durch energisches Auftreten diese Erklärung provoziert worden ist.*

Man darf ruhig sagen, die deutsche Note allein sei die Bewegung gegen den Gotthardvertrag wert gewesen. Ihre unmittelbare Folge war, dass jene Räte, die schweizerischen elektrischen Werken nahestehen, dem Vertrag nun eher zustimmen konnten.

Bei den Verhandlungen in beiden Räten lag ohne Zweifel der *moralische* Sieg bei den Vertragsgegnern. Bei den wuchtigen und eindrucksvollen Reden von Planta, Frey, Usteri, Ador, de Meuron, Richard fühlte ein jeder, dass nicht die Vertragsgegner, sondern der Bundesrat auf der Anklagebank saß, allerdings nicht seine einzelnen Mitglieder, sondern die Behörde als solche. Von Anfang an sah sich der Bundesrat in die Verteidigungsstellung gedrängt, und wenn sich nicht die freisinnig-demokratischen Ratsmitglieder der deutschen Schweiz wie eine Leibgarde um ihn geschart hätten, es hätte leicht anders herauskommen können.

Darüber kann kein Zweifel herrschen, dass es dem Bundesrat nicht gelang, sich von den diplomatischen Fehlern rein zu waschen, die man ihm vorgeworfen hatte. Die *Neue Zürcher Zeitung* brachte folgende Ausführungen über die Rede von Nationalrat von Planta:

Fragen wir nach dem Ergebnis und Erfolg der Rede, so lag ihr Schwerpunkt unzweifelhaft im ersten historisch-kritischen Teile. Hätten wir es nicht lange gewusst, so würden die Darlegungen Plantas uns haben überzeugen

müssen, dass bei der Verstaatlichung der Gotthardbahn und bei der ganzen Behandlung der Vertragsangelegenheit während zwölf Jahren, 1897—1909, *bedauerliche* Fehler und *Unterlassungssünden* begangen worden sind, nicht zu reden davon, dass der Bundesrat und die ihn beratenden Organe sich in der ganzen Angelegenheit von Anfang an auf eine Auffassung festlegten, die nicht genügend untersucht war, deren Berechtigung Deutschland und Italien von Anfang an bestritten und die unsere Behörden 1909 praktisch aufgeben mussten. Der *diplomatische Verkehr* scheint, wie längst bekannte Vorgänge, zum Beispiel das Schweigen Zemps über eine formelle Verwahrung des deutschen Gesandten, beweisen, durchaus primitiv und rückständig gewesen zu sein. Und nur das scheint festzustehen, dass im Namen des Bundesrates vor der Bundesversammlung Erklärungen abgegeben wurden, die weniger sorgfältig überdacht als apodiktisch waren. Das sind bedauerliche Dinge, aber sie gehören der Vergangenheit an und bilden heute nur die *beste Illustration* zu der von allen anerkannten *Notwendigkeit der Verwaltungsreform,* zumal der Wiederherstellung eines ständigen *Politischen Departementes.* Für den Entscheid, ob der vorliegende Gotthardvertrag anzunehmen oder zu verwerfen sei, sind jene Irrtümer ohne wesentlichen Belang.

Auch Herr *Usteri* führte im Ständerat Ähnliches aus:

Wir haben uns 1903 in eine Zwangslage versetzen und uns zu einem Vertrag drängen lassen, der unseren billigen Ansprüchen nicht entspricht. Ein Ausweg tut sich aber auf. Die Note der deutschen Regierung bietet die Brücke zu neuen Verhandlungen. Es muss gesagt werden, dass die schweizerische Delegation zur Konferenz von 1909 nicht sachgemäß zusammengesetzt und organisiert war. Den Herren vom Flügelrad sind Aufgaben zugemutet worden, denen sie nicht gewachsen sein konnten. Es handelte sich doch in erster Linie darum, Leute, die in politischen und völkerrechtlichen Fragen Routine haben, in die Konferenz abzuordnen. In der Teilnahme eines Bundesratsmitgliedes sah der Bundesrat mehr Nachteile als Vorteile. Diese einseitige Bestellung der Delegation ergab ein entsprechendes Resultat.

Das *Journal de Genève* berichtete von einer Unterredung mit einem höheren deutschen Offizier, der die Geschicklichkeit der deutschen Unterhändler bei der Beratung des Gotthardvertrages pries: „Wir sind gescheit gewesen und Sie nicht. Das ist alles." Das hat auch seine Richtigkeit, weniger noch für die Beratung des Vertrags als für die früheren diplomatischen Verhandlungen, die unsere Unterhändler von Anfang an in eine geschwächte Verteidigungsstellung brachten.

* * *

Nicht reinwaschen konnte sich der jetzige Bundesrat von den schweren und berechtigten Vorwürfen, er habe die Räte mit der Ergänzungsbotschaft vom letzten Herbst in eine noch größere Zwangslage versetzt, als es mit der Botschaft von 1909 geschehen

war. Die Ausführungen über die Ertragsfähigkeit bildeten entschieden den schwächsten Teil der sonst sachlichen und schönen Rede von Bundesrat Schulthess. Er verbreitete sich insbesondere über die Broschüre Leuzinger, in der ganz unrichtigen Annahme, sie hätte den Vertragsgegnern als Grundlage ihrer Berechnung gedient, trotzdem sie der Verfasser, wie schon Finanzdirektor Müller andeutete, auf eigene Verantwortung ohne Hinzutun des Aktionskomitees schrieb und verbreitete. Ohne dem Inhalt der Schrift nahe zu treten konnte sie für das Aktionskomitee schon deshalb nicht entscheidend sein, weil sie sich bloß auf die Ertragsergebnisse der Gotthardbahn bis 1908 stützte. Herr Müller hat sie nur insoweit verwertet, als er auf Grund der Gotthardbahnrechnungen und der Ergänzungsbotschaft auf eigenem Wege zu ähnlichen Ergebnissen gelangt war.

Der Bundesrat hat den Vorwurf nicht wiederlegt, dass die Ertragsberechnung von 1908 bis 1912 in tendenziöser Art aufgestellt war. Das wurde hier am 15. März (Bd. XI, S. 726 usf.) mit aller Deutlichkeit ausgeführt. Immerhin sei das Wesentliche nochmals für später festgelegt:

1. Um das Gotthardnetz richtig in Stand zu setzen, müssen nach Ansicht der Bundesbahnen, des Bundesrates und seines juristischen Beraters, des Ständerats Scherrer, für rund 40 Millionen Bauten ausgesetzt werden. Rechnet man die Tieferlegung der Monte-Cenere-Linie dazu, die heute als dringlich betrachtet wird, so kommt man auf eine noch viel höhere Summe.

2. Diese Ausgaben waren schon 1909 bekannt, ebenso die Tatsache, dass die Lötschbergbahn die Gotthardbahn zwingen werde, den elektrischen Betrieb einzuführen, was eine weitere Ausgabe von 60 bis 70 Millionen bedeutet, die in der Hauptsache keinen Mehrwert darstellt. Über die Frage, ob der elektrische Betrieb billiger oder teurer als Dampfbetrieb sei, mit andern Worten, ob die Baukosten der Elektrifizierung durch Betriebsersparnisse gedeckt werden können, ist man sich auch bei der Leitung der Bundesbahnen noch nicht einig; das wird sich erst nach mehreren Jahren elektrischen Betriebs herausstellen.

3. Man wusste schon 1909, dass die Lötschbergbahn der Gotthardbahn einen in die Millionen gehenden Einnahmenausfall verursachen werde; seither hat man die Summe amtlich auf $3^1/_2$

Millionen für Personen und Güter berechnet. Auch hier wird man sich erst dann ein richtiges Bild machen können, wenn die Gotthardbahn einige Jahre neben der Lötschbergbahn betrieben worden ist.

Wie hätte nun angesichts dieser Tatsachen die private Gotthardbahn ihre künftigen Erträgnisse berechnet? Sie hätte unter allen Bedingungen diese sicher kommenden Ausgaben und Einbußen in Rechnung gestellt. Sie hätte sogar verschiedene Millionen jährlich in Rechnung stellen müssen, die für die allmähliche Deckung der genannten Ausgaben nötig sind, um zu vermeiden, dass spätere Jahre unnatürlich schwer belastet würden. Deutschland vor allem und auch Italien hätten die Verwaltung zu dieser kaufmännisch allein richtigen Rechnungsweise ermuntert, die den deutschen Bahnen die Konkurrenzfähigkeit gegenüber den französischen und belgischen Zufahrtslinien zum Lötschberg gesichert hätte.

Herr von Planta wies darauf hin, wie verschieden die Ansichten bei der Aufstellung solcher Berechnungen in guten Treuen sein können, je nachdem einer ein Interesse hat, optimistisch zu rechnen; die Verlustrechnungen, die die Generaldirektion und die Splügenfreunde für die Gotthardbahn aufgestellt haben, gehen ja auch um viele Millionen auseinander. Die Bundesbahnen rechneten dort pessimistisch, ihre Gegner optimistisch; beim Gotthardvertrag war genau das Gegenteil der Fall. Schon darum, abgesehen von unseren Erwägungen, ist man bei der Beurteilung solcher Berechnungen zu größter Vorsicht verpflichtet.

Die Richtigkeit unserer Darstellung wird durch die Gründung einer „neuen Gotthardvereinigung" bestärkt, die als ihre Ziele den Ausbau des Gotthardnetzes und die Hebung seines Verkehrs bezeichnet. Das Programm beschäftigt sich vorerst mit der Elektrifizierung der Strecken Basel-Chiasso und Schaffhausen-Chiasso, mit der Verbesserung der Rampe Rotenburg ohne Verlängerung der Strecke Olten-Luzern, welche Doppelgeleise erhält, mit der Herabsetzung der Monte-Cenere-Rampe auf 10 Promille Steigung, mit der linksufrigen Vierwaldstätterseebahn, der Doppelspur Brunnen-Flüelen, der Randenbahn, der Normalspur der Brünigbahn und mit der Schöllenenbahn.

Nun stelle man sich vor, was diese schon 1909 geplanten, besonders von *Vertragsfreunden* geforderten Bauten kosten! Die Elektrifizierung der Strecke Erstfeld-Chiasso und die Tieferlegung des Monte-Cenere kommen allein auf hundert Millionen zu stehen, von der Doppelspur Brunnen-Flüelen und anderem nicht zu reden. Und angesichts solcher gewaltiger Ausgaben hat man behauptet, die Schweiz käme in die Lage, den Vertragsstaaten Dividenden bis zu 13 Prozent vorzurechnen!

Wir betrachten es nach wie vor als ein Unrecht, dass der Bundesrat so willkürlich oder jedenfalls so unkaufmännisch berechnete Erträgnisse einer Botschaft einverleibt hat. Hätte das eine Privatgesellschaft in dieser Form veröffentlicht, so hätte man sie ohne weiteres einer Irreführung der öffentlichen Meinung geziehen. Jedenfalls war es die klare Absicht des Bundesrates und nicht eine bloße Ungeschicklichkeit, die eidgenössischen Räte so in eine unwürdige Zwangslage zu versetzen. Das ist nicht nur vom allgemein politischen, sondern auch vom moralischen Standpunkt aus für unser und anderer Empfinden das peinlichste Vorkommnis in der ganzen Gotthardvertragssache.

Selbst wenn der Bundesrat die ganze Berechnung als richtig angenommen hätte, was man um seiner Ehre willen annehmen muss, so müsste es als unerhört bezeichnet werden, dass unsere Positionen während der Verhandlungen in *dieser* Form bekannt gegeben und so dem Ausland gegenüber geschwächt wurden. Das ist in der Debatte viel zu wenig betont worden.

Wir haben ein volles Verständnis für die schwierige Lage des Bundesrates vor und während den Verhandlungen, glauben auch nicht, dass es ihm bloß darum zu tun war, die eigene Ehre zu wahren; aber der Druck, der auf die Räte ausgeübt wurde, kann niemals gebilligt werden.

* * *

Auf die wuchtige Wiederlegung der bundesrätlichen Theorie der Ausdehnung der Meistbegünstigung von der alten Gotthardbahn auf die Bundesbahnen wollen wir nicht mehr eintreten. Es sei auf die Reden der hier mehrfach genannten Räte verwiesen. Wir beschränken uns auf die Wiedergabe folgender Worte von Herrn Alfred Frey:

Kein Staat, der nicht zum mindesten in den Knien liegt, kann ein Meistbegünstigungsrecht einem andern Staat unbefristet und dazu noch einseitig gewähren, ohne unverzeihliche Verkümmerung seines Selbstbestimmungsrechtes. (Lebhafte Zustimmung.) Hier ist sie da, nicht etwa als unabwendbare Folge der Verträge von 1869—78, sondern lediglich als Ergebnis nicht hinlänglich bedachten oder dann vermessenen Handelns. Sie hätte sich vermeiden lassen, sie lässt sich noch vermeiden, wenn die ratifizierende Behörde, die Vertretung des Volkes, sich darüber klar wird, dass ihr die beschworene Pflicht verbietet, einen Vertrag mit einer solchen Bestimmung gut zu heißen. . . .

Mit dem, was in diesem Punkte der neue Vertrag getan hat, lässt sich zurzeit überhaupt kein Vertrag, nicht einmal der Frankfurter Friedensvertrag vergleichen, denn der legt in seinem viel berufenen Art. 11 eine Meistbegünstigung gegenseitiger Art fest, während die Schweiz für ihr auf alle Zeiten hingegebenes Meistbegünstigungsrecht keine entsprechende Meistbegünstigung von der andern Vertragsseite zugesichert bekommen hat.

Es klingt wie bittere Ironie, wenn man die Erwägungen zum Bundesbeschluss vom 22. Juli 1870 liest, wodurch dem Staatsvertrage vom 15. Oktober 1869 die Genehmigung erteilt wurde und mit deren Wiedergabe wir unsere Betrachtung schließen:

Die Bundesversammlung, in Betracht, dass durch dieselben keinerlei Monopol noch Privilegien für den Bau und Betrieb der Gotthardbahn konstituiert wird, *vielmehr die Freiheit des Baus und Betriebs auch anderer Alpenbahnen auf schweizerischem Gebiet* unangetastet bleibt; dass das Recht der Schweiz, im Wege der Gesetzgebung über die *Anwendbarkeit der Differenzialtarife im internen und im schweizerisch-ausländischen Verkehr frei zu verfügen*, durch die Verträge nicht geschmälert wird, beschließt . . .

Der allgemeine politische Eindruck der Verhandlungen in den Räten im Ausland war ein durchaus guter; die ganze ausländische Presse hat die Verhandlungen mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Ein forschrittlicher deutscher Politiker, der mit leitenden Kreisen Fühlung hat, äußerte sich laut *Basler Nachrichten*, wie folgt:

Ich habe die Verhandlungen im Nationalrat an Hand der Sitzungsberichte in schweizerischen Blättern genau verfolgen können und möchte nun mit meiner *Bewunderung* nicht zurückhalten. Welche Würde und wie viel politische Bildung zeigten alle diese Redner! Natürlich glaube ich, dass eine Ablehnung des Vertrages für die Schweiz vom Übel wäre; vor allem hätte es in ganz Europa herum einen schlechten Eindruck gemacht, wenn die oberste Exekutive durch die Verwerfung eines von ihr schon gebilligten Vertrages von der Legislative derart bloßgestellt worden wäre, ein Fall, der den auswärtigen Regierungen für den Verkehr mit dem Bundesrat und für dessen ungehemmte Entschlussfähigkeit als eine schlimme Vorbedeutung hätte erscheinen müssen. Trotzdem sind wahrhaft staatsmännische Reden,

wie die Ausführungen des Zürchers Frey, der Form und dem Gehalt nach als wahre Meisterstücke zu bezeichnen. Wo haben wir solche Leistungen in unserem Reichstag? Auch die Reden der Welschschweizer, eines Ador zum Beispiel, scheinen, so weit sie sich wenigstens aus den Übersetzungen beurteilen lassen, durchaus auf der selben Höhe zu stehen.

Eine aggressive Gesinnung gegen Deutschland ist darin, in gutem Glauben, nicht zu finden. Vollends, wie einige unserer Alldeutschen es tun, aus der Verschiedenheit der Temperamente einen *Gegensatz* zwischen *Deutsch- und Welschschweizern* zu konstruieren, muss jeder nur ein klein wenig einsichtige Kenner der Verhältnisse als übelwollende Verkennung bezeichnen. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte: Das *weltpolitische* Interesse Deutschlands verlangt, dass das Reich in ehrlicher Freundschaft mit der Schweiz auskomme. Vollends für uns Liberale ist die große *schweizerische Demokratie* etwas wie unser besseres Selbst. Meiner Ansicht nach dürfte die imponierende Bewegung um den Gotthardvertrag kraft ihrer reinen und bisweilen stürmisch geäußerten Vaterlandsliebe und kraft ihres so ruhig und würdig betonten Willens zur Unabhängigkeit auf das Ausland einen großen Eindruck machen; *die Debatte war also jedenfalls ein bedeutender Erfolg für das allgemeine Ansehen der Schweiz.*

Dieser Erfolg ist eine unmittelbare Wirkung der Volksbewegung, die eine denkwürdige Episode in unserer Geschichte bilden wird.

BERN J. STEIGER

(Schluss folgt.)

□□□

SPRÜCHE

Von KARL SAX, ZÜRICH

Wenn zwei oder drei erschossen werden, telegraphiert ihr bis Peking und San Franzisko, aber was unter der Dummheit stündlich verendet, zählt nicht!

*

Die vereinzelten Großen sind nur für die Menge geschaffen, oder vielleicht die Menge nur, dass ein Großer wird!

*

Ein geschultes Organ, ein prächtiger Redner! Der Geist aber macht die Rede, das Organ den Schwätzer!

*

Er ist ein Schwätzer! Er spricht über alles! Den Dichter der Deutschen trifft dieses Wort vor allen. Aber er hat doch in allem und im einzelnen eher den Sinn erkannt als unsere Geister, die auch das einzelne spalten.

□□□

DIE FEINDSCHAFT GEGEN WAGNER

EINE GESCHICHTLICHE UND PSYCHOLOGISCHE UNTERSUCHUNG

Ich sehe fünferlei Feindschaft gegen Wagner: die der Zeitgenossen, insonderheit der Philister; die der Feuilletonisten; die des Genies: Friedrich Nietzsche; die Feindschaft des letzten Jahrzehnts; und endlich die Feindschaft, eine Art Feindschaft Wagners gegen Wagner, und damit eine verborgene Feindschaft in uns.

Die Feindschaft der Zeitgenossen: Jede geniale Begabung ist ihrer Zeit fremd und feindlich. Das Talent bringt immer das Erwartete und doch das Assimilierbare, das leichter Verständliche, das Gefällige. Das Genie, das uns durch den großen Wurf weiter bringt, hat nur Feinde unter den Gleichzeitigen, so weit die große Zahl, der Durchschnitt in Frage kommt. Der Einzelne freilich, der Erkennende hat um so mehr die Pflicht, dem Genie, und auch dem unbekannten, zu dienen und der sittliche Wert des Beispiels, das Wagner und die Seinen in dieser Beziehung gegeben haben, ist nicht das Mindeste, was uns diese wunderbare Erscheinung zurückgelassen hat. Selbst die „Wagnerianer", gegen die noch manches einzuwenden sein wird, selbst sie müssten allen Achtung einflößen, die hingebende Treue zu verstehen noch befähigt sind. Es gibt auch einen billigen Spott.

Manche aber, und auch sie sind vielleicht eben dadurch Feinde Wagners geworden, hassen Wagner um dieser Anhängerschaft und Gegnerschaft willen als Urheber des „großen Irrtums". Er ist ihnen das schlimme Beispiel, der Sieger über alle Verfolgungen! So werde sich denn jetzt (nach der Meinung dieser Leute) jeder Verfolgte für einen Wagner oder doch für einen Verkannten, jedesfalls für ein Genie halten. Und die Verfolger, sagen wir doch gleich „Kritiker", getrauten sich nicht mehr aufrichtig abzulehnen. Sie fürchteten, einst gerichtet dazustehen, wie heute manche der wütendsten Feinde Wagners von ehedem! Man erwidere darauf, dass gegen den Wahn noch nie ein Kraut gewachsen ist. Bedeutet aber einer wirklich etwas, dann bleibe ihm der Trost, den die Betrachtung von Wagners Schicksal gewährt! Übrigens ist Wagners Werk „glücklich" gewesen, nicht Wagner;

und eben das Glück dieses Werkes hat Wagner, trotz Bayreuth, nicht mehr gesehen. Wer spielte doch an seinem letzten Lebenstage so beziehungsvoll den Gesang der Rheintöchter „Traulich und traut ist's nur in der Tiefe?" Wer hat den Tristan erlebt, gestaltet und überlebt? Eines solchen Menschen „Glück" ist nicht neidenswert; ist nur ein Trost für die, die jedes Glückes würdig wären.

Die „lobenden" Kritiker aber würden keinen Schaden anrichten, auch wenn sie noch viel mehr lobten. Schon weil sie selten genug sind. Und weil über einen Geretteten, Ermutigten mehr Freude sein darf als über neunundneunzig Mittelmäßige, falls sie solche großgezogen hätten.

Zurück zu den Zeitgenossen Wagners. Nicht ihr Widerspruch ist heute noch einer Betrachtung wert, nur noch der Ton, in dem sie widersprechen. Je geringer einer ist, je weniger er gilt, und im Geheimsten auch vor sich selber gilt, desto gröber wird er, desto leichter witzelt er. Aber auch Menschen von einigem Ansehen und Wert machten sich damals gern gemein. Einige Proben verwerfen mit Absicht eine Scheidung dieser beiden Gruppen und nicht minder eine Wertung der so merkwürdig Wertenden [1]).

Ferdinand Hiller fand in den meisten Werken Wagners „das tollste Attentat auf Kunst, Geschmack, Musik und Poesie, welches je dagewesen"; die *Signale* bezeichneten sie als „Berg von Albernheit und Plattheit in Wort, Gebärde und Musik". *J. L. Klein* schreibt in einer „Geschichte des Dramas" am Ende eines bombastischen Zornausbruches: „Nur ein solcher Höllendampf hustender, pedantisch hölzerner Wagner konnte die Meistersinger von Nürnberg komponiert haben". *Gumprecht* sah in den Meistersingern „das Ende der Musik". *Kade* nannte den Tag, an dem er zum erstenmal „anstandshalber" die Meistersinger hören musste, „den scheußlichsten, widerwärtigsten seines ganzen Lebens". Der Musikhistoriker *Ambros* sagt: „In dem Tönecharivari der Meistersinger-Ouverture stehen wir eine wahre Pein aus." Der Kunsthistoriker *Lübke* meint, die ganze Partitur der Meistersinger sei nicht so viel wert, wie ein einziges Lied von Gumprecht; sie würde sich freilich weiter verbreiten, aber wie eine Seuche. Es

[1]) Diese Proben sind zitiert aus der Biographie Wagners von Batka und aus Wilhelm Tapperts „Schimpflexikon".

ist auch nicht richtig, dass nur die „späteren" Werke Wagners übel aufgenommen worden seien, die früheren aber allgemein freundlich. Die Tannhäuser-Ouverture ist nach einer zeitgenössischen Kritik „eine Dornenhecke, welche durch bengalisches Feuer beleuchtet wird". Über das selbe Stück schrieb *Moritz Hauptmann,* ein viel gerühmter Theoretiker der Musik: „Die Tannhäuser-Ouverture ist ganz grässlich, unbegreiflich ungeschickt, lang und langweilig für einen so gescheiten Menschen . . . Er ist kein junger unerfahrener Mensch mehr und wer da noch so ein Ding machen und stechen lassen kann . . ., dessen Künstlerberuf scheint mir sehr wenig entschieden." Der selbe Moritz Hauptmann in einem Briefe an Otto Jahn: „Wie es bei Wagner in den Akkorden herumfaselt, ebenso auch im Metrischen; könnte man nur solche Absurditäten auf eine andere sichtbare oder handgreifliche Weise darstellen, das Kunstnichts müsste auch dem Borniertesten offenbar werden . . ." Berliner Zeitungen über die Musik des Lohengrin noch 1866: „. . . ein frostiges, Sinn und Gemüt gleichmäßig erkaltendes Tongewinsel, ein Abgrund der Langweile; jedes Gefühl für das Würdige und Edle in der Kunst reagiert gegen eine solche Verneinung des innersten Wesens der Musik." Ganz allgemein waren es die „Gebildeten", die „guten Musiker", die sich gegen Wagner kehrten. Sehr natürlich. „Wollt ihr nach Regeln messen, was nicht nach eurer Regeln Lauf?" Heute sagt man, erst eine von Wagner verführte Kunstgeneration lasse erkennen, wie sehr diese guten Musiker von damals Recht gehabt hätten. Sie hätten eben Mozart und Beethoven als Vorbilder angesehen, zu denen wir heute wieder „zurück" müssten. Aber mit Mozart, dem heute so gern gegen Wagner ausgespielten Götzen, haben die ewig Gestrigen das selbe Spiel gespielt. Von Mozart schrieb der Opernkapellmeister *Sarti,* „die Musik müsse zugrunde gehen, wenn solche Barbaren sich einfallen ließen, komponieren zu wollen . . . Mozart, der Dis von Es nicht zu unterscheiden wisse, müsse mit Eisen gefütterte Ohren haben." (Auch jener früher genannte J. L. Klein hatte von dem „eisenstirnigen, mit Blech und Holz ausgefütterten" Wagner gesprochen . . .) Und von einem Streichquartett Mozarts sagt eine zeitgenössische Musikzeitung: „Kann man so die Musik zum Besten haben? Und wird sich wirklich jemand finden, der solche Musik drucken wird?"

* * *

Nach der Groteske die Sache. Was wollten die zeitgenössischen Gegner Wagners widerlegen?

Den Menschen: er sei, immer überreizt, maßlos in seinen Forderungen und tyrannisch; dazu verschwenderisch und ein Ausbeuter seiner Umgebung. Eine gar nicht voreingenommene Biographie Wagners könnte sie leicht abwehren, wenn es solcher Abwehr noch bedarf (und das scheint allerdings, denn die Angriffe kehren immer wieder). Aber: die Erscheinung Wagners war etwas so Umwälzendes, dass sie notwendig wie ein ungeheures Ferment wirken musste, wie eine Kraft, die nicht nur fortwährend bewegt, sondern auch selbst Bewegungen erleidet, verändert wird; eine Kraft, die ungeheure Kräfte bindet, die ein ungeheures Feld, eine weite Leere um sich braucht. Ja, Wagner brauchte und verbrauchte Menschen, Mittel, Geld — sich selbst. Ein Krampf trieb ihn, der unerhörte Wille sich durchzusetzen, menschlich, künstlerisch durchzusetzen, und dieser Wille forderte Opfer. Und wenn die Opfer aus seinem Innersten, aus seinem Künstlerwesen und Künstlerschaffen geholt wurden, er gab sie hin. Oder sind wir nicht vor der Größe eines Schauspiels, wie es seine Selbstbiographie bietet, für immer zu ehrfürchtigem Schweigen verpflichtet? Gewiss, er schaltete wie ein eifernder Gott, aber eben wie ein Gott, und mochte er alles opfern, Freunde, Mitbürger, sich selbst, sein Werk: nicht etwa für Ästheten, die den Ablauf eines solchen Lebens als Spiel auf der Bühne betrachten, nein, für den einfach menschlichen Menschen bleibt das gewürdigte Erlebnis Wagner darum mehr und größer als jedes andere dieser letzten Zeit. Das ist die Feindschaft Wagners gegen Wagner: er selbst in seinem ungeheuren Fordern gegen sich und andere war sein Feind, sein eigentlichster, vielleicht sein einziger Feind. Aber er ist's gewesen, ist es heute nicht mehr. Davon später.

Vorwürfe gegen den Künstler Wagner: der Mann der Wandlungen. Erst Weltbejaher, dann Weltverneiner, Antichrist aus der Sinnlichkeit des jungen Europa, später aus der Lehre Feuerbachs, Christ im Parsifal. Parallel die Wandlungen vom Revolutionär zum Royalisten. Alle diese Wendungen ohne inneren Sinn, nur aus Schauspielerei. Dies der Hauptvorwurf: Schauspielerei.

Positum, non concessum. So wäre dennoch dieser Wandlungsreiche, dieser „Schauspieler" die selbe bewunderungswürdige

Persönlichkeit eben inmitten des Schauspiels. Und es blieben die Werke.

Aber gerade gegen diese richten sich die Vorwürfe. Hier nur von den allgemeinen. Wagner sei kein Dichter. (Das sagten besonders gern die Dichter und mutzten ihm einzelne Verse auf, über deren größeres oder geringeres Glück sich streiten lässt.) Aber was ist er doch für eine Gestalt in der traurigen Epoche der deutschen Dichtung, ja des deutschen Geistes, die Wagner durchschreiten musste! Und über seine Sprache sagt Friedrich Nietzsche:

> Leiblichkeit des Ausdrucks, der Weg in die Gedrängtheit, Gewalt und rhythmische Vielartigkeit, ein merkwürdiger Reichtum an starken und bedeutenden Wörtern, Vereinfachung der Satzgliederung, eine fast einzige Erfindsamkeit in der Sprache des wogenden Gefühls und der Ahnung, eine mitunter ganz rein sprudelnde Volkstümlichkeit und Sprichwörtlichkeit — solche Eigenschaften würden aufzuzählen sein, und doch wäre dann immer noch die mächtigste und bewunderungswürdigste vergessen . . . Wo eine solche allerseltenste Macht sich äußert, wird der Tadel immer nur kleinlich und unfruchtbar bleiben, der sich auf einzelnes Übermütige und Absonderliche, oder auf die häufigeren Dunkelheiten des Ausdrucks und Umschleierungen des Gedankens bezieht. Übrigens war denen, welche bisher am lautesten getadelt haben, im Grunde nicht sowohl die Sprache als die Seele, die ganze Art zu empfinden und zu leiden, anstößig und unerhört.

Wagner sei kein Musiker. Das ist wieder Vorwurf der zeitgenössischen Musiker, wie denn Wagner einmal gesagt hat, die Dichter seiner Zeit hielten ihn für einen großen Musiker, die Musiker für einen großen Dichter. Es geht aber nicht an, Wagner abzulehnen und die moderne Musik, die auf ihm fußt, anzuerkennen; oder umgekehrt. Beides oder nichts. Es ist ehrlich, wenigstens ehrlich, wenn man beides ablehnt.

Wagner sei aber auch kein Dramatiker. Das sagen die selben, die Wagner als Schauspieler hinstellen, der alles und jedes, auch das menschlichste Verhältnis, nur unter dem Gesichtspunkte fassen könnte: wie wird das auf dem Theater aussehen? Sieh da! Kommt es einmal dazu, so weiß nun auf einmal Wagner nicht aus noch ein. Beispiel: „Ist es dramatisch, wenn der betrogene Gemahl, statt ans Schwert zu greifen, dem freundlichsten der Freunde eine umständliche, sanft gerührte Erbauungsrede hält?“ Dramatisch im Sinne der alten Oper nicht. Dramatisch im Sinne einer neuen Tragödie — allerdings.

Vorwürfe gegen Wagner als Lehrer; denn er will die Regeneration des Menschengeschlechtes. Sein ganzes Tun wird nur verständlich als Kampf gegen das Bestehende, als Erziehung zu einer neuen Welt und Menschheit. Man sagt dagegen, es sei ihm nicht ernst gewesen und seine Vorwürfe und Forderungen gingen zu weit. Aber wenn sie es taten, musste eine extatische Natur wie die Wagners nicht überall den Bogen überspannen? Und die Arbeit eines halben Lebens Schauspielerei zu nennen, bleibt denen vorbehalten, deren eigener Ernst, deren innere Wahrhaftigkeit noch ganz und gar nicht über allem Zweifel steht.

Im Zusammenhange mit der Regenerationslehre schrieb Wagner die Schrift über das Judentum in der Musik. Sie hat natürlich zu den heftigsten Angriffen geführt, zumeist von solchen, die sie nicht gelesen hatten. Auf die Erweiterung ihrer Ausführungen bei Weininger möchte ich besonders aufmerksam machen. Auch darauf, dass viele den Spieß umkehrten (darunter Gustav Freytag) und geradezu Wagner und seine Kunst als typisch jüdisch bezeichneten. Wer sich über diese Dinge seine eigenen Gedanken macht, wird sich bei solchem Hin und Her eines Lächelns wohl kaum erwehren können.

* * *

Wer waren die zeitgenössischen Gegner? Man sagt: nicht nur Größen zweiten oder geringeren Ranges, sondern auch andere, zu denen wir heute noch mit den reinsten Gefühlen aufblicken, wie Grillparzer, Hebbel, Jakob Burckhardt, ja selbst Schopenhauer. Müssen wir deshalb wirklich an Wagners Sendung verzweifeln, weil auch solche Geister, in ihr eigenes Wesen versponnen, mit dem Recht des Großen zur Verneinung jedes Nichtich begabt, sich seiner erwehrten? Doch wohl kaum. Ein Grillparzer hatte schon gegen Beethoven Einwände. Machen wir sie uns zu eigen? Ein Hebbel hätte seine Nibelungen nicht zu denen Wagners stellen können, wenn er eben nicht ein ganz anderer Genius gewesen wäre; und so fort. Schließlich könnte man ja auch einige Zeitgenossen, oder nur um weniges Spätere nennen, die für Wagner waren: Liszt, Bruckner, Wolf, Cornelius, Bülow, Herwegh, Renoir, Beardsley, Baudelaire, d'Annunzio, Mahler, Richard Strauß, Shaw; gewiss nicht die schlechtesten.

* * *

Die Besprechung einer Gegnerschaft habe ich mir bis jetzt aufgehoben: als Feindschaft der Feuilletonsten bezeichne ich die Gegnerschaft nicht nur einzelner Männer gegen Wagner, sondern einer ganzen Richtung, jenes Liberalismus vor und nach 1873, der etwa von dem Liberalismus von 1848 gar weit entfernt war. Eine etwas oberflächliche, sensuell materialistische, eine reiche, aber geistig verarmte Zeit, die Zeit der Geistreichen gegen den Geist, die Zeit, in der ein großer Wirbel den Rausch ersetzen musste, das Gefällige das Große verdrängte, die Zeit der Freudenopfer, insbesondere nach dem schweren Leid der Kriege von 1864, 1866 und 1870. Diese Lustigkeit, dieser Hedonismus wollte manches verdrängen. Vergessen wir nicht, dass auch er zu kämpfen hatte und betrachten wir die Frucht dieses Zeitalters, den Feuilletonismus, mit dem großmütigen Blick, mit dem glücklichere Nachkommen über vieles hinwegsehen dürfen. Bei weitem der Begabteste dieser Zeit, also der gefährlichste Feind Wagners, ein Feind für sich, war *Hanslick*. Dennoch wird man seine Bedeutung einigermaßen örtlich, auf Wien und die Geschichte der Wiener Musik, beschränken dürfen. Insbesondere muss sich diese Betrachtung auf knappem Raum versagen, hier ausführlicher zu werden. Auch ist die Zeit über diese Gegnerschaft hinweggegangen. Einer anderen wird sie nichts anhaben können: der Tragödie Friedrich *Nietzsches*. Tragödie vor allem darum, weil sie erst die erhabenste Freundschaft hielten und sie vielleicht insgeheim auch nach dem Bruch immer gefühlt haben. Friedrich Nietzsche, Student der Philologie in Leipzig, etwa 24 Jahre alt, schreibt an seinen Jugendfreund Rohde nach einer Aufführung des Tristan- und des Meistersingervorspiels: „Ich bringe es nicht übers Herz, mich dieser Musik gegenüber kritisch kühl zu verhalten; jede Faser, jeder Nerv zuckt in mir." Bald darauf lernt er Richard Wagner persönlich kennen. Wieder nicht lange und er ist Professor in Basel. Wagner wohnt in Tribschen bei Luzern. Inniger Verkehr. Nietzsche schreibt: „Dazu habe ich einen Menschen gefunden, der, wie kein anderer, das Bild dessen, was Schopenhauer ‚das Genie' nennt, mir offenbart . . . Dies ist kein anderer als Richard Wagner, über den Du kein Urteil glauben darfst, das sich in der Presse, in den Schriften der Musikgelehrten usw. findet. Niemand kennt ihn und kann ihn beurteilen, weil alle Welt auf

einem anderen Fundamente steht und in seiner Atmosphäre nicht heimisch ist. In ihm herrscht eine so unbedingte Idealität, eine solche tiefe und rührende Menschlichkeit, ein solch erhabener Lebensernst, dass ich mich in seiner Nähe wie in der Nähe des Göttlichen fühle." Nietzsche geht in Wagner auf. Um für den Freund einzutreten, verfasst er die „Geburt der Tragödie" und verankert die Ideale des Freundes bei seinen geliebten Griechen. Damit kompromittiert er sich bei den Fachgenossen, die ihm das Ausbiegen in die Kunst und gar in die Zukunftsmusik durchaus verargen. Das Idyll von Tribschen geht zu Ende. Wagner siedelt nach Bayreuth über. „Fehlten mir diese drei Jahre," schreibt Nietzsche damals, „was wäre ich?" 1873 ist der Fortgang des Bayreuther Unternehmens bedroht. Die Wagnervereine wenden sich auf Wagners Wunsch an Nietzsche mit der Bitte um einen Aufruf an die deutsche Nation. Nietzsche verfasst ihn, die Vereine nehmen den Text zu Wagners Verdruss nicht an. Aber eine Spannung bereitet sich vor. Im Sommer 1875 kommt Nietzsche nicht zu den Bayreuther Proben. (Die Bayreuther sorgen sich um ihn, halten ihn für verschlossen.) Aus der Sehnsucht des Abwesenden entstehen die ersten fünf Abschnitte von Nietzsches Schrift „Richard Wagner in Bayreuth". Sie wird sein Abschiedsgeschenk an den Freund. Zur ersten Aufführung des Ringes in Bayreuth widmet er sie ihm. In einem Entwurf des Begleitbriefes steht der Satz: „Meine Schriftstellerei bringt für mich die unangenehme Folge mit sich, dass jedesmal, wenn ich eine Schrift veröffentlicht habe, irgend etwas in meinen persönlichen Verhältnissen in Frage gestellt wird und erst wieder mit einem Aufwand von Humor eingerenkt werden muss. Aber Sie haben mir einmal, in Ihrem allerersten Brief an mich, etwas vom Glauben an die deutsche Freiheit gesagt; an diesen Glauben wende ich mich heute: wie ich auch nur aus ihm den Mut finden konnte, das zu tun, was ich getan habe."

Wagners Antwort: „Freund! Ihr Buch ist ungeheuer! — Wo haben Sie nur die Erfahrung von mir her? — Kommen Sie nur bald und gewöhnen Sie sich durch die Proben an die Eindrücke."

Aber er gewöhnte sich nicht. Er reiste nach Bayreuth, aus seinen Idealen in die Wirklichkeit. Und sah — vielleicht war es

so — „Menschliches, Allzumenschliches". Schon vor der Generalprobe verlässt er die Festspielstadt. „Mein Fehler war der, dass ich nach Bayreuth mit einem Ideal kam: so musste ich denn die bitterste Enttäuschung erleben . . . Ich habe hoch über Wagner die Tragödie mit Musik gesehen — und hoch über Schopenhauer die Musik in der Tragödie des Daseins gehört."

Er ist dann freilich wieder zurückgekommen. Aber der Abfall war vollzogen. Was war geschehen? Kam dieser Bruch plötzlich? War er eine Laune, ein Zufall? War er von menschlichen Kränkungen eingegeben? Meldete sich, wie gewisse Wagnerianer behaupten, Nietzsches Krankheit?

Es hieße Zartestes, die Beziehungen zweier genialer Freunde, entweihen, wollte man den unerforschlich tiefen Grund in rauhe Worte fassen. Die Sprache vermag vieles nur anzudeuten. Hier nur das Wichtigste aus Briefen und Werken.

Leitmotiv: „Die allmächtige Gewalt unserer Aufgaben trieb uns auseinander und jetzt können wir nicht mehr zueinander. Wir sind uns zu fremd geworden." (Nietzsche)

Wagner sieht in Nietzsche den besten, jugendlichsten, leidenschaftlichsten, aber auch begabtesten Freund. Er soll ihm helfen, soll seine Bayreuther Blätter redigieren, er soll fortsetzen, was er mit der „Geburt der Tragödie" und der Schrift „Richard Wagner in Bayreuth" begonnen hat. Er sieht nicht, dass Nietzsche einen ganz andern Weg geht. Dass die eigene Erkenntnis diesen Denker unter den bittersten Schmerzen in die furchtbarsten Konflikte mit seiner Natur, mit seinem Leben und seinen Lebensbedingungen, mit seinen Freunden, mit seiner Vergangenheit drängt. Er sieht nicht voraus und niemand konnte es voraussehen, wie Nietzsche endet: der kranke deutsche Professor, der Pfarrerssohn, der gütigste, liebevollste, rücksichtsvollste Mensch als Antichrist, als Zertrümmerer der Jenseitsmoral, als Verkünder des Übermenschen, als Feind des neuen deutschen Wesens, Feind Kants, Schillers, des letzten Beethoven, Feind jedes „Geistes der Schwere" und *darum* Feind Wagners. („Die Wagnerei," schreibt er 1888, „ist nur ein einzelner Fall.")

ZÜRICH PAUL STEFAN

(Schluss folgt)

□□□

L'ÉTABLISSEMENT DES GERMAINS EN SUISSE

Peu de branches de l'activité scientifique ont donné lieu à autant d'erreurs manifestes que l'étude des races. Nos livres d'histoire classiques nous font de la prétendue invasion des Barbares en Helvétie un tableau d'une candeur psychologique incomparable. Les théories des hommes à systèmes, pour lesquels l'étiage de la vie intellectuelle réside dans la forme du cerveau ou la couleur des cheveux, ne sont guères plus exactes. Ces gens-là ont-ils regardé autour d'eux? Quel est l'observateur sincère capable de déclarer en bonne conscience que l'Allemagne est peuplée de „Germains" et la France de „Latins"! Pour confondre ces maniaques — maniaques souvent ingénieux — il suffirait le plus souvent de publier, avec leur photographie, leur propre taille et leur indice céphalique. Néanmoins on ne peut que répéter après M. Eugène Pittard: „Il est singulier de voir avec quelle légèreté on reproduit de vieilles suppositions ayant traîné dans tous les livres et avec quelle légèreté aussi on considère ces suppositions comme des faits avérés". C'est à se demander, en effet, quelle opinion pourront se faire nos descendants de la conscience scientifique de beaucoup de nos „lettrés".

Nous possédons d'ailleurs une pléiade de savants qui se sont donné pour tâche d'étudier ces problèmes avec impartialité. L'an dernier, M. F. Schwerz a apporté ici-même la très utile collaboration de ses recherches scientifiques[1]), qui confirment les conclusions de ses devanciers et notamment de M. Pittard, qui écrivait, dans le *Dictionnaire géographique de la Suisse:* „La conclusion provisoire . . . c'est que notre pays est peuplé surtout de brachycéphales leptorosopes. Ils constituent ce qu'on appelle en anthropologie le groupe des Celtes-Alpins, Celto-Ligures, Celto-Rhétiens etc. Dans l'ensemble, les dolichocéphales ne figurent que pour une faible part. C'est dans la Suisse centrale, les Grisons et le Valais que le type brachycéphale est le plus accentué". Parmi les historiens, nous avons vu MM. Hugo de

[1]) *Die Alemanen und die heutige Bevölkerung der Schweiz.* „Wissen und Leben" 1er et 15 juin 1912.

Claparède, Paul-Edmond Martin et Marius Besson, pour ne citer que ceux de ce siècle, projeter une lumière subite sur l'établissement des Germains en Suisse. Qu'on me pardonne de mettre en évidence l'œuvre de trois de mes concitoyens romands. „Grâce à MM. Besson et Martin, écrit M. Ch. Benziger, la partie romande de notre pays nous semble en avance (à cet égard) sur la partie germanique“ [1]).

Remarquons qu'au début de notre ère, on ne constate pas, en dehors des deux grands établissements de peuplades germaniques, d'invasion importante au point de vue ethnique. Certes plus d'une tribu traverse le pays sans s'y arrêter. Mais il n'est rien resté, pour ainsi dire, de ces Alémanes qui ravagèrent la Gaule en 259, saccagèrent Aventicum en 260, et passèrent ensuite en Italie où ils disparurent; rien de ces soixante mille Alémanes qui furent vaincus par Constance Chlore près de Vindonissa; rien non plus de ces bandes qui détruisirent quarante-cinq villes et firent un désert de l'Alsace, pour être repoussés, en fin de compte, par l'empereur Julien.

Un examen attentif de cette période nous révèle d'ailleurs une Rome singulièrement plus énergique et plus combattive que celle que nous connaissions; ses généraux ne se lassent pas de construire de nouvelles forteresses, et, se multipliant, ils infligent défaite sur défaite à ceux d'entre les Germains qui ne passent pas à son service. C'est ainsi que les Burgondes, qui, établis près de Worms, étaient devenus des soldats auxiliaires de l'Empire — *foederati* — et s'étaient laissé aller à des actes de désobéissance, se voient infliger une cruelle leçon par Aétius en 436, puis, en 437, par les Huns, que le général romain avait su habilement exciter contre eux. Aétius assigne aux débris de ce peuple des cantonnements en Savoie [2]). Ils s'y apprivoisent en quelque sorte au contact de la culture latine, se convertissent au christianisme, si bien que les Romains peuvent bientôt songer de nouveau à s'en servir. En 488 Odoacre, roi

---

[1]) *Les études sur le haut moyen-âge en Suisse.* „Les Feuillets“ 1912, p. 136.

[2]) Voir Hugo de Claparède, *Les Burgondes jusqu'en 443*, Genève 1909, page 49 et suivantes; P. Edmond Martin, *Etudes critiques sur la Suisse à l'époque mérovingienne*, Genève 1910, page 7 et suivantes.

d'Italie, retire les garnisons de l'Helvétie. C'est à cet instant précis que les Burgondes se transportent sur les bords du Rhin, invités, semble-t-il, par le souverain hérule à y constituer une marche assez solide pour protéger l'Helvétie contre la menace grandissante d'une invasion alémanique. En traversant l'Helvétie occidentale privée de maîtres, les Burgondes y installent leur gouvernement militaire, puis leur protectorat, à la plus grande satisfaction des populations affolées.

Jusqu'où pénétrèrent les Burgondes? On admettait au siècle dernier qu'ils étaient restés à l'ouest de l'Aar, et que ce n'est qu'au IXe siècle que la seconde Transjurane aurait poussé ses frontières jusqu'à la Reuss. Aujourd'hui, le doute n'est plus guère permis sur ce point: l'on reconnaît que c'était une erreur. En 517, Bubulcus, évêque de Vindonissa, participait à Epaone à un congrès des prélats burgondes; M. Besson a établi que le siège de l'évêché fut transféré à Avenches après 549 — plus probablement en 561 — puis, à la fin du même siècle, à Lausanne[1]). Vindonissa apparaît ainsi comme le premier siège de l'évêque de Lausanne, fait d'autant plus caractéristique que les frontières entre les évêchés — le cas est en tout cas certain pour ceux de Coire et de Constance — furent établies d'après la répartition des races. Les peuplades burgondes semblent ainsi s'être fixées tout d'abord le long du Rhin, spécialement dans le canton d'Argovie.

Quant aux Alémanes, ils s'étaient établis dans le courant du cinquième siècle en Souabe, maintenus par les Romains à distance, soit au nord du Rhin et du Danube. Au commencement du siècle suivant — plus exactement entre 501 et 507 — Clovis, roi des Francs, remporte sur eux une victoire décisive; dans la bataille, le roi et la noblesse des Alémanes sont tombés avec une grande partie du peuple; une autre partie a été réduite en esclavage. Les survivants de la défaite se réfugient alors dans le royaume ostrogoth, dont faisait partie l'Helvétie orientale; le roi Théodoric leur fait bon accueil, mais en les obligeant à accepter son protectorat et à devenir les gardiens de l'empire, *custodes imperii*[2]). C'est donc en qualité de vaincus implorant un asile, et nullement en con-

[1]) Marius Besson, *Les origines des évêchés de Genève, Lausanne, Sion*, Fribourg 1908, page 140 et suivantes.

[2]) P. Edmond Martin, *Ibid.* page 54 et suivantes.

quérants, que les Alémanes ont pris domicile chez nous. On comprend aisément, dans ces conditions, qu'ils n'aient pas anéanti la population gallo-romaine qu'ils avaient à charge de protéger. Ils établirent leur domination politique en Souabe, et du côté sud, sur le territoire occupé actuellement par les cantons de Schaffhouse, Thurgovie, Zurich, Zoug, autant que nous en pouvons juger par les limites de l'évêché de Constance, celui de Coire formant, au point de vue politique, la „Rhétie de Coire". Or, jusqu'au IXe siècle, l'évêché rhéto-romanche comprenait outre les Grisons, la partie orientale du canton actuel de Schwytz, la vallée de la Linth, le haut Toggenbourg et la majeure partie du Rheintal saint-gallois; au XIIe siècle, sur le Rhin, la frontière est à Montlingen ou au Hirschensprung. Je n'apprendrai rien à qui que ce soit en rappelant la signification si claire des termes *Walenstadt* et *Walensee*; selon M. Kollmann, le canton de Glaris est encore aujourd'hui celui où l'on rencontre le plus de bruns; dans tout le sud du canton de Saint-Gall, la persistance du sang gallo-romain est évidente. Quant à la langue rhéto-romanche, ce n'est peut-être que le plus pur des dialectes gallo-italiens — c'est ainsi que les appelle Ascoli — qui couvrent tout le nord de l'Italie, mais s'y sont corrompus bien davantage que ce pouvait être le cas dans des vallées difficilement accessibles, dont les montagnes constituaient une puissante sauvegarde pour l'intégrité de l'idiome; notons en passant la ressemblance du romanche avec le patois tessinois, avec le roumain, et, dans une mesure beaucoup plus faible, avec le provençal.

* * *

La Reuss fixa longtemps la frontière officielle entre les Alémanes et les Burgondes. On sait que l'influence de la loi gombète en matière successorale se retrouve dans les droits coutumiers de l'Argovie et jusque sur les bords de la Limmat; l'architecture jurassique a laissé des vestiges jusqu'à nos jours dans les cantons de Lucerne et d'Unterwald; dans la Suisse centrale, la brachycéphalie — type du cerveau gallo-romain — est plus accentuée que partout ailleurs en Suisse: selon MM. Schurch, His et Rutimeyer, la proportion des brachycéphales, dans les cantons de Lucerne, Unterwald et Uri, serait du 86,6 % des individus.

Néanmoins il est à présumer que les Alémanes ont fait rapidement brèche dans la frontière burgonde de l'Est. Déjà le transfert à Avenches de l'évêque de Vindonissa semble indiquer que ce prélat ne se sentait pas suffisamment en sûreté sur ces confins. Un autre indice de ce phénomène nous est fourni par la bataille de Wangen, au sud-ouest de Berne: en 610—611 en effet, des bandes d'Alémanes pénètrent dans la Transjurane, battent les défenseurs du pays à Wangen, et s'en retournent avec le butin conquis sans être autrement inquiétés. On peut admettre, en raison de la supériorité militaire apparente des Alémanes, que des expéditions de ce genre ne furent pas isolées, et que les cantons actuels d'Argovie et de Soleure, comme le nord de celui de Lucerne, furent l'objet d'une pénétration constante, plus ou moins pacifique.

Dans l'Helvétie occidentale comme au-delà du Jura, les Burgondes, qui ne devaient constituer qu'une infime minorité, adoptèrent rapidement les mœurs des habitants du pays et recoururent à leur collaboration pour le gouvernement; c'est ainsi qu'en 574 l'on rencontre parmi les patrices un certain Mommulus, Celto-Romain d'Auxerre, fils du comte de cette ville. Il est fort douteux au demeurant qu'entre l'Aar et la Reuss les Burgondes, nombreux dans ces parages, se soient tous assimilés. Albert Jahn note expressément l'existence d'influences burgondes sur le dialecte allemand-bernois[1]). Toutefois il est vraisemblable que ces Burgondes restés Germains se seront trouvés dans une situation fort difficile, placés qu'ils étaient entre la Transjurane gallo-romane et les Alémanes turbulents et batailleurs; et, entre ces deux influences, celle de la similitude du langage aura dû l'emporter. Remarquons qu'au point de vue politique le territoire compris entre l'Aar et la Reuss fut très disputé, peut-être précisément en raison du caractère mal déterminé de la population qui l'habitait. C'est ainsi qu'en 806 il est incorporé à la Transjurane sous la domination de Charles, fils aîné de Charlemagne, décision qui permet de supposer qu'il avait fait partie un certain temps de l'*imperium* alémanique. En 843 il échoit (de nouveau?) en qualité de fief à Louis le Germanique, mais en 888

[1]) A. Jahn, *Geschichte der Burgundionen und Burgundiens bis zum Ende der ersten Dynastie.* Halle, 1874, II, pages 402—410.

il est attribué à nouveau à la Transjurane, dont il a fait partie jusqu'en 1032, date de la mort de Rodolphe III, le dernier des rois de Bourgogne[1]).

Le rattachement progressif au pays alémanique du territoire situé entre l'Aar et la Reuss s'effectua sans doute fort lentement. Lors de l'établissement de la Réforme, l'évêché de Lausanne s'étendait encore jusqu'à Berne et à Soleure, ce qui n'exclut d'ailleurs aucunement l'hypothèse d'une extension de l'allemand à l'ouest de l'Aar. La disparition des barrières qui séparaient l'Alémanie de la Burgondie germanique exigea en tous cas six ou sept siècles, et put s'opérer insensiblement sans que l'histoire eût à l'enregistrer. Telle est du moins l'explication qui nous paraît la plus naturelle.

* * *

Ni les Burgondes ni les Alémanes n'ont donc eu l'occasion, lors de leur établissement pacifique en Helvétie, d'anéantir la population gallo-romaine qu'ils venaient protéger. Comme cette dernière possédait indubitablement la supériorité numérique, on s'explique aisément les résultats — provisoires il est vrai — auxquels ont abouti les investigations des anthropologistes.

Remarquons d'autre part que, du temps de l'Helvétie romaine, l'immigration italienne avait été très faible, et que les Gallo-romains étaient en réalité des Gaulois, ou plutôt des Celtes. Encore aujourd'hui le type courant en Suisse n'est-il pas celui des Celtes, dont les caractéristiques sont: taille moyenne, forte ossature, brachycéphalie, traits irréguliers, cheveux châtains, et au moral le caractère obstiné, renfermé, conservateur, l'esprit de clan, l'aversion de la centralisation et du „pouvoir personnel", le culte de la nature vierge? En tous cas il paraît qu'il faut définitivement renoncer aujourd'hui à voir les deux seuls termes du problème ethnique dans les Latins et les Germains,

[1]) Notons toutefois qu'en 922 des terres situées sur les frontières incertaines de l'Argovie provoquent un conflit entre Rodolphe II de Bourgogne et Bourcard, duc d'Alémanie. Rodolphe est battu à Winterthour, mais Bourcard lui donne en mariage, comme un gage et comme un symbole de l'union des deux Helvéties, sa fille Berthe, la fameuse reine Berthe, dont la douce gloire rayonne encore sur le pays romand.

ces deux races, même prises ensemble, n'ayant qu'une part réduite dans la constitution de notre sang.

D'ailleurs, au fait et au prendre, qu'est-ce qu'une „race", sinon l'ensemble des personnes se rattachant à un type commun, type qui subit l'influence du sol, du climat, des mélanges réciproques, et même de la manière de vivre? On peut presque parler, aujourd'hui déjà, d'un type anglais, d'un type français, d'un type espagnol, les Français, les Espagnols et les Anglais formant en quelque sorte trois familles vivant chacune en commun depuis plusieurs siècles; en tous cas, on ne saurait contester l'existence de types provinciaux, normand, toscan, wurtembergeois ou écossais. Les types provinciaux ou nationaux se substituent toujours davantage aux types originaires en voie de disparition. Tous les jours, les savants découvrent des crânes qui ne répondent plus à aucun type actuel.

Successivement Jaunes, pygmées, négroïdes, Celtes, Gaulois, Romains, Germains et d'autres encore ont apposé leurs alluvions dans notre pays sans que l'on puisse nettement distinguer aujourd'hui, dans le mélange qui en est résulté, la part afférente à chacun d'eux. Ce problème perd d'ailleurs de son importance au fur et à mesure que l'instinct fait place à la raison dans les déterminations de l'homme, et que s'affirme ainsi la prédominance de la culture intellectuelle sur l'influence du sang.

BERNE RICHARD BOVET

□□□

Le bienheureux François avait coutume de dire que les tièdes, qui ne savent s'appliquer à aucune affaire simplement et humblement, le Seigneur les vomirait promptement de sa bouche; et personne ne pouvait demeurer oisif devant lui qu'il ne le déchirât à belles dents. Lui-même aussi, l'exemple de toute perfection, travaillait humblement de ses mains, défendant qu'on laissât rien perdre du temps, qui est le meilleur des présents.

Il disait en effet: „Je veux que tous mes frères travaillent et s'exercent humblement à des travaux utiles, afin de peser moins lourd aux hommes, et de peur que le cœur ou la langue ne s'égarent dans l'oisiveté."

Quant au gain et au bénéfice du travail, il disait qu'il devait être laissé au jugement non de l'ouvrier, mais du gardien ou de la famille.]

Version française de Paul Budry. Paris. Librairie Plon 1911.

FRÈRE LÉON: *Miroir de la perfection du bienheureux François d'Assise.*

DER SCHWEIZERISCHE NATIONALPHILOSOPH

Der 1895 dahingeschiedene Charles Secrétan war ein echter Lausanner von altem Schrot und Korn. In seiner Vaterstadt nannte man ihn nur den Philosophen und das mit vollem Recht, war er doch zugleich ein weiser Mann und ein systematischer Denker.

„Secrétan, ein weiser Mann!" unterbricht mich hier vielleicht etwas erstaunt ein Leser, der das kürzlich erschienene und schon wieder in neuer Auflage veröffentlichte Buch durchmustert hat, welches Louise Secrétan dem Andenken ihres Vaters gewidmet hat. „Ja, wo denken Sie denn hin, den Namen eines Weisen einem stürmisch auftretenden Patrizier beizulegen, der sich noch ganz jung, ohne Vermögen und ohne sichere Stellung mit einem zwar aus guter Familie stammenden, aber ebenfalls unbemittelten Mädchen verheiratet, der sich in die politischen Händel mischt und die Regierung angreift, von der die philosophische Professur abhängt, die er provisorisch bekleidet!"

Freilich mäßigt er sich allmählich unter dem Einfluss seiner Freunde und seiner gemütvollen Frau; allerlei erschütternde Erfahrungen, die er durchzumachen hat, besänftigen nach und nach sein jugendliches Ungestüm, so dass *er,* der sich aus den Gedanken anderer Leute wenig machte, der im Vollgenuss seiner Kraft ungenügend motivierte Einwände und Behauptungen unbarmherzig zu Boden trat und nichts tat, um seine geistige Überlegenheit nicht allzufühlbar zu machen, mit der Zeit so bescheiden wurde, dass er, um mit Felix Bovet zu reden, in vielen Fällen, wenn er angegriffen wurde, seinem Gegner bereitwillig Recht gab, ja sogar manchmal einen Mangel an einschlägigen Kenntnissen offen eingestand. In seinem ersten Mannesalter kann er also kaum als Muster eines weisen Mannes gelten; aber unter dem Eindruck seines spätern Lebens muss man zugeben, dass er es geworden ist.

Ebenso und noch mehr lässt sich die Behauptung bestreiten, Secrétan sei ein systematischer Denker gewesen. Er hat sich niemals einem scharf umrissenen Gedankenkreis angeschlossen.

Die Schweizer werden oft als Anhänger einer nüchternen Nützlichkeitslehre angesehen. Gegen eine solche Zumutung hat sich aber Secrétan zeitlebens gewehrt. Sein ganzes Leben hindurch hat er die bloß auf Nutzen gestützte Erfahrungsphilosophie bekämpft und einige male überrascht er uns sogar mit dem Feldgeschrei: Nieder mit dem Empirismus! Wenn er auch in Locke den ersten Begründer der Erkenntnistheorie und den Gegner des übertriebenen Rationalismus der Cartesianischen Schule respektiert, so klagt er doch seine wesentlich auf Sinnesempfindungen fußende Psychologie an, den materialistischen Neigungen Vorschub zu leisten und solchermaßen das Denken als bloße Begleiterscheinung des universellen Mechanismus aufzufassen.

Über alle Systeme, welche auf sinnlicher Erfahrung beruhen, erhebt er die Gedankengebäude der deutschen Lehrer, zu deren Füßen er gesessen. Und doch wird es ihm mehr und mehr unmöglich, sich ihnen vollständig anzuschließen. Eine wahre Apostelnatur möchte er überzeugen und Nachfolge stiften. Es leuchtet ihm aber ein, dass eine Weltanschauung, für welche der Geist allein wirklich existiert, nur wenigen zugänglich ist. Er verzichtet daher auf den abstrakten Idealismus, je mehr er in nähere Berührung mit dem wirklichen Leben tritt.

Bei der Lebhaftigkeit seiner Angriffe gegen den Determinismus fühlt man sich oft versucht, ihn den Skeptikern anzureihen; man entdeckt aber bald, dass er die verschiedenen Lösungen der Lebensrätsel nicht durchmustert, um seine Neugierde zu befriedigen, sondern dass es ihm um Aufschlüsse über die beste Lebensführung zu tun ist.

Will man ihn durchaus in einer bestimmten Kathegorie von Philosophen unterbringen, so könnte man ihn allenfalls zu den Mystikern rechnen. Wenn man jedoch bedenkt, mit welcher Legion von Vernunftschlüssen er die geheimnisvolle Vereinigung Gottes mit dem Menschen zu erhellen sucht, so kommt man unwillkürlich dazu, Secrétan einen Platz im Lager der kühnsten Rationalisten anzuweisen. Seine Philosophie der Freiheit, in der er sein mystisches Glaubensbekenntnis ausspricht, ist übrigens kein System, falls wir, wie wir müssen, unter System eine einheitliche Zusammenfassung von Begriffen verstehen. Stellt er doch in diesem Bekenntnis Gott und den Menschen als zwei von

einander unabhängige, also freie Wesen auf. Das Ubel, das in der Welt existiert, soll ausschließlich das Werk des Menschen sein, und, um dies zu erweisen, beruft er sich auf die alte Idee eines vorhistorischen Sündenfalls. — Nun ist aber diese ins Christentum übergegangene orientalische Sage im Lauf der Jahrhunderte auf sehr verschiedene Weise interpretiert worden. Die Anhänger der sogenannten natürlichen Religion benutzten dieselbe, um die Anklage gegen die Verderbnis der Zeit auf die Schultern der Kirche abzuwälzen. Den Vertretern des deutschen Idealismus galt sie als der sinnbildliche Ausgangspunkt einer neuen, fortschreitenden, sich mehr und mehr differenzierenden Menschheit, während sie im Gegenteil von der theokratischen Schule der Joseph de Maistre und de Bonald dazu ausgebeutet wurde, um die Übelstände, unter denen die moderne Menschheit leidet, auf Rechnung der rationalistischen Bewegung zu schreiben, welche von der Reformation ausgehend bei der freigeisterischen Anarchie des achtzehnten Jahrhunderts anlangt. — Doch welcher Art nun auch die Deutung dieser Sage sein mag, so trägt sie jedenfalls in allen ihren Wandlungen nicht das Gepräge einer einheitlichen, sondern einer dualistischen Weltanschauung und kann deshalb nur dazu dienen, um den Übergang zwischen Theologie und Philosophie, zwischen polytheistischem Pluralismus und theistischem Monismus anzudeuten."

Hier wird man mir erlauben, meinem improvisierten Gegenpart das Wort abzuschneiden und ihm folgendes zu erwidern:

Gewiss ist es Secrétan nicht gleich von Anfang an gelungen, der weise Mann zu werden, der in unserm Andenken weilt. Ebenso muss man zugeben, dass er es niemals zu einem abgeschlossenen System gebracht hat. Was uns aber durchaus nicht verhindern soll, ihn zu den bedeutendsten Denkern des neunzehnten Jahrhunderts zu rechnen. Weit davon entfernt, sich auf eine einmal angenommene Gedankenbildung zu versteifen, hat er nicht aufgehört, sich bis ans Ende seines Lebens fortzuentwickeln. In seiner Jugend trat er als unerschrockener Reaktionär auf, während er in seinem Alter zum Fahnenträger des weitgehendsten Fortschrittes wurde. Es fällt einem unwillkürlich ein, ihn mit Pascal zu vergleichen, welcher, obgleich er der religiösen Reaktion des siebzehnten Jahrhunderts angehörte, sich dennoch im Innern der

Orthodoxie als ein Neuerer gebärdete, dessen gewaltiger Simsonsgriff die Säulen des überlieferten Heiligtums erschütterte.

Beim Studium der Geschichte der Philosophie wird es einem oft zu Mut, als ob die philosophischen Systeme sich ohne Zuziehung des Lebens so zu sagen aus sich selbst immer neu erzeugten. Dieser Eindruck löst sich aber in bloßen Schein auf, sobald man die Systeme in Verbindung mit der Gesamtheit der sozialen Äußerungen bringt.

Descartes hat nicht nur den mittelalterlichen Dualismus auf die äußerste Spitze getrieben und auf solche Weise den Anbruch einer neuen Weltanschauung beschleunigt. Durch die unvermittelte Zusammenjochung der geistigen und der materiellen Welt formuliert er eine Lebensauffassung, in welcher er das scharfe Aufeinanderprallen kirchlicher und weltlicher Interessen ausspricht, das von jeher bis auf den heutigen Tag das französische Leben gekennzeichnet hat. — Locke, Leibniz und Spinoza sind von Descartes beeinflusst worden. Aber in der Gedankenwelt eines jeden dieser Philosophen spielt das Volk, dem sie angehören, eine determinierende Rolle. — Als richtiger Engländer versetzt Locke den spekulativen Rationalismus seines französischen Lehrmeisters mit englischem Erfahrungsgeist. — Als Deutscher, der in seiner Philosophie, wie in Küche, Kirche und Kunstanschauung das Prinzip der Mischung vertritt, begnügt sich Leibniz in seinen Monaden nicht damit, geistiges und materielles Wesen ineinander zu arbeiten; unwillkürlich spiegelt er in denselben auch die Hunderte und Aberhunderte von souveränen oder halbsouveränen Staaten ab, welche sich im alten Deutschland unabhängig von einander um ein gemeinsames, mehr traditionell als wirksam eingreifendes kaiserliches Zentrum bewegten. — Als unabhängiger jüdischer Denker entfernt sich vom cartesianischen Dualismus der von seinen orthodoxen Glaubensgenossen ebensowohl wie von streng und freigläubigen Christen verketzerte Spinoza nur, um in moderner Form den religiösen Monismus der alttestamentlichen Propheten zu verkünden. — Als guter Königsberger und guter Preuße versteht es Kant zwar wie Descartes, in Denken und Sein, Wissen und Leben, Theorie und Praxis die Grundlagen des menschlichen Daseins anzuerkennen; er weiß aber auch seiner Philosophie das Siegel seiner Zeit und seines Volkes aufzu-

drücken, indem er trotz weitausgreifendem Scharfsinn nichts anderes liefert als einen Kommentar zu dem Worte, welches Friedrich der Große an seine Untertanen richtete, da er sagte: Räsonniert so viel ihr wollt, tut aber euere verdammte Pflicht und Schuldigkeit.

Zieht man dies alles in Betracht, so wird man sich nicht wundern, dass Secrétan es gerade so macht wie seine großen philosophischen Vorfahren, und dass er wie diese, meist ohne es zu wollen, zum Dolmetsch der Gedanken seines Volkes und seiner Zeit wird.

Während der sechzig Jahre seines philosophischen Apostel-tums sind die Interessen der geistigen Welt nicht immer die selben geblieben. So bemühten sich zum Beispiel die leitenden Persönlichkeiten der Restaurationszeit vor allem, die durch Revolution und napoleonisches Kaisertum stark geschädigten Mächte der Tradition wieder zu neuem Ansehen zu bringen, den überall sich regenden Emanzipationsgelüsten entgegenzutreten, Reformation und Renaissance wegen ihres Bruches mit der nächsten Vergangenheit zu bekämpfen, die moderne Geistesbewegung als einen neuen Sündenfall zu verpönen und das sittliche Bewusstsein durch Rückkehr zum naiven Glauben des Mittelalters zu stärken.

Ganz anderer Art waren aber die Bestrebungen der Generation, welche sich zwischen der Julirevolution und dem Fall des zweiten napoleonischen Kaiserreichs um die Fahne des utilitaristischen Evangeliums scharte. Während dieser Zeit wurde Europa zu einem Kampfplatz, wo es galt, die weltbewegenden Ideen von drei Revolutionen durchzusetzen: Das politische Erdbeben, welches 1789 von Frankreich ausgegangen war, erschütterte nacheinander die morschen Staatsgebäude der alten Zeit bis in ihre Grundfesten. — Der wirtschaftliche Umschlag, der sich von dem geschäftigen England aus mit fieberhafter Schnelligkeit über die Welt verbreitete, veranlasste die mit neu entdeckten Maschinen arbeitende Industrie weit über die Bedürfnisse eines geschlossenen Marktes hinaus zu produzieren, für die aufgestapelten Waren immer neue Absatzgebiete zu suchen, alle den Verkehr hemmenden Schranken in Verruf zu bringen und womöglich niederzureißen, im Wettbewerb skrupellos alle Mittel anzuwenden, um minderkräftige Konkurrenten aus dem Feld zu schlagen. — Eine gewaltig gährende Gemütsbewegung trieb Wilhelm Meisters und

Fausts Gesinnungsgenossen dazu an, die größtmögliche Ausbildung und Verwertung ihrer Fähigkeiten zu verfolgen, zu diesem Behuf die gewagtesten Versuche anzustellen und, wenn es nicht anders ging, selbst die Bande zu lösen, welche das Individuum an Familie, Heimat und Vaterland fesseln. In ihrer vollen Entwicklung drohte die Nützlichkeitsidee geradezu jedes Gefühl zu ersticken, welches sich dem Durst nach Freizügigkeit, Reichtum, Genuss- und Ausbildungssucht entgegenstemmte.

Freilich weckte der utilitaristische Wellenschlag überall und namentlich auch in unserm Vaterlande manche verborgene Kraft und spornte sie zu gemeinnützigen Leistungen an. Aber indem er die Entfaltung individueller Energie begünstigte, drängte sich einer wachsenden Anzahl praktischer Leute die Überzeugung auf, dass planvoll konzentrierte Massenmanöver über kurz oder lang den Sieg über vereinzelt auftretende Unternehmungen davontragen müssen. Dies ist denn auch die Quelle der imperialistischen Tendenzen, welche für das Ende des neunzehnten und den Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts so bezeichnend sind. Persönliches Wirken gilt wenig, wofern es nicht durch Achtung gebietende Massen unterstützt wird. Die großen Staaten begnügen sich nicht damit, ihre militärischen Hilfsmittel straff zusammenzuziehen, sie schließen auch noch Schutz- und Trutzbündnisse mit andern mächtigen Staaten. Und ebenso machen es auch die industriellen Kampforganisationen: die kapitalistischen Großmächte kombinieren ihre Kräfte, um den Weltmarkt zu beherrschen, während die Arbeitervereine den Klassenkampf organisieren und in vielleicht nicht allzu ferner Zukunft den internationalen Streitmächten die Stange halten werden.

Von all diesen manigfaltigen Bestrebungen ist nun Secrétans Tätigkeit vielfach berührt worden; und glücklicherweise entwickelte sich seine Laufbahn in einem Lande, wo zwei große Kulturströmungen sich kreuzen und sich wechselseitig beeinflussen. Man kann als Schweizer geboren sein, man wird es aber heutzutage, wo unser Vaterland immer mehr und mehr auch für die Geisteszüge zur Drehscheibe unseres Kontinents geworden ist, nur dann in vollkommener Weise, wenn man Nord und Süden, Ost und Westen auf sich einwirken lässt. Das ist nun aber bei Secrétan in ganz eminenter Weise der Fall gewesen. Schon früh

ist seine Seele von Samen befruchtet worden, die sowohl der germanischen wie auch der lateinischen Kultur entstammen.

Die romanische Welt hat zwei Philosophien gezeitigt, welche den getreuen Abdruck einer Gesellschaft bilden, die in zwei von einander getrennten Lagern haust. Katholischer Spiritualismus auf der einen, materialistische Freigeisterei auf der andern Seite zeichnen sich in Italien und Spanien, namentlich aber in Frankreich durch eine so scharf ausgeprägte Form aus, dass sich die selbe auch den dualistischen Denkern der übrigen Länder unseres Weltteils aufdrängt. So haben denn Joseph de Maistre und de Bonald durch straffe Formulierung des theokratischen Gedankens Schelling und Friedrich Schlegel stark beeinflusst, während die materialistische Strömung hauptsächlich durch die englischen Anhänger dieser ursprünglich französischen Richtung gewirkt hat. Wie Maistre und Bonald sind auch ihre deutschen Jünger erklärte Feinde der Revolution, und um sie nun zu bekämpfen, greifen sie die Revolution nicht nur in ihren Wirkungen, sondern auch in ihren Ursachen an.

Die seit Reformation und Renaissance dahingeflossenen Jahrhunderte scheinen den Verteidigern der Theokratie die Ordnung dem Fortschritt, die Vergangenheit der Gegenwart, den Geist dem Stoff aufgeopfert zu haben. Anstatt wie Cartesianer, Baconianer und Sensualisten vom individuellen Bewusstsein auszugehen, behaupten sie, dass die Quelle aller sozialen Ordnung im kollektiven Bewusstsein zu finden sei und stellen deshalb dem Individualismus ihrer Widersacher die Autorität der Rasse und der Überlieferung entgegen. Secrétans einstiger Lehrer, der berühmte Schelling, vertritt ihren Standpunkt seit dem Jahre 1803. In seiner Freiheitslehre behauptet er, die Einzeldinge verdankten ihren Ursprung dem Abfall vom absoluten göttlichen Sein. Das menschliche Geschlecht habe von Anfang an eine Offenbarung von Kunst, Wissenschaft und Religion empfangen, und zwar durch das Mittel übermenschlicher Wesen, welche, nachdem sie den göttlichen Samen einer höhern Kultur ausgestreut hätten, wieder verschwunden wären. Dieses Verschwinden habe eine Verschlechterung der Lebensbedingungen unseres Planeten nach sich gezogen, und die Geschichte dieser Entartung sei wie Iliade und Odyssee eine Epopöe in zwei Teilen, wovon der eine berichte, wie sich der

Mensch von Gott getrennt habe, während der andere die Rückkehr zum Urquell alles Daseins erzähle. In dem Kampfe zwischen Einzel- und Gesamtwillen bilde die Fleischwerdung Christi den wichtigsten Zeitpunkt der menschlichen Geschichte, in welchem der engültige Sieg des Guten über das Böse entschieden worden sei.

Noch schärfer und ausführlicher, als dies durch Schelling geschehen, ist die Philosphie des theokratischen Frankreichs durch Friedrich Schlegel formuliert worden.

Der Sündenfall, sagt er in seiner 1827 erschienenen Philosophie der Geschichte, ist der Anfang, von welchem eine von Gott geplante und progressiv sich entwickelnde Rettungserziehung anhebt. Der Mensch gehört keineswegs zum Tierreich. Von Beginn an trägt er in seinem Innern einen göttlichen Keim, aus dem in der Folge Sprache, Denken und alles das hervorgeht, was den Menschen zum Herrn der Erde stempelt. Die Geschichte der gefallenen und wieder aufgerichteten Menschheit ist eine Restaurationsbewegung, die sich vom südöstlichen Asien nach dem nordwestlichen Europa hinzieht und sich durch vier Perioden hindurch entwickelt, von denen die erste im Orient, die zweite in der klassischen Welt Persiens, Griechenlands und Roms, die dritte im christlichen Europa des Mittelalters, die vierte im modernen Europa abspielt. — Die Geschichte der orientalischen Welt beruht auf einem wesentlich innern Prozess, während dessen Verlaufs die vier Hauptvermögen des Menschen zur Entfaltung kommen: der Verstand bei den Chinesen, die Einbildungskraft bei den Indern, die praktische Intelligenz bei den Ägyptern, der Wille bei den Hebräern. — Eine durchaus entgegengesetzte Richtung schlägt die Geschichte von Persien, Griechenland und Rom ein. Bezieht sie sich doch wesentlich auf die äußere Organisation unseres Geschlechtes, welche sie durch eine Reihe von Versuchen zu bewerkstelligen trachtet, die wie die Reiche von Cyrus, Alexander dem Großen und Cäsar auf die materielle Einheit der menschlichen Gesellschaft hinzielen. — Unter der Ägide des Papsttums offenbart sich im christlichen Mittelalter zugleich das äußere und innere Leben der Menschheit, eine Zeit des höchsten Glückes, welches leider durch die Wirren der Reformation und der aus ihr entstehenden revolutionären Regungen getrübt werden sollte,

bis endlich die Restauration der angestammten Autoritäten die Welt wieder in die alten Bahnen zurücklenkte.

Diese spekulativ historische Erklärung des Sündenfalls bringt also die deutschen Anhänger der theokratischen Schule dahin, in der Freiheit die wirkliche Ursache des in der Welt hausenden Übels zu sehen und sie deshalb wie überhaupt jede Unterbrechung der überlieferten Denkgewohnheiten mit aller Macht zu bekämpfen.

Wie kommt es nun, dass Secrétan, der doch von den Prinzipien der theokratischen Schule ausgegangen ist, dennoch zu ganz andern Schlussfolgerungen gelangt, dass für ihn die Geschichte, weit entfernt auf eine Unterbindung der individuellen Kräfte hinzuleiten, im Gegenteil den Endzweck hat, eine allmähliche Befreiung der sittlichen Persönlichkeit, den Aufstieg zu einer immer vollkommeneren sozialen Organisation herbeizuführen, wo jeder berufen wäre, eine seiner besondern Natur angemessene Rolle zu spielen? In der Seele Secrétans hat sich eben unter dem Einfluss unseres nationalen Geistes eine religiöse Änderung vollzogen; an die Stelle der römischen Idee eines nach dem Muster Philipp II., Ludwig XIV. oder Napoleons zentralistisch regierenden Gottes ist nach und nach das Bild eines Gottes getreten, welcher sich in den von der eidgenössischen Verbrüderungsidee beseelten Individuen offenbart.

Secrétan begreift immer mehr und mehr, welch zersetzende Trockenheit das religiöse Denken der lateinischen Welt beherrscht, die das Universum in zwei absolut getrennte Hälften zerlegt: die Mächte des Guten und des Bösen, Gott und Natur, Geist und Körper, Mann und Weib, Priester und Laie, Kirche und Staat. Alles unvermittelte Gegensätze, deren Widerstreit nur durch die völlige Niederlage eines der antagonistischen Elemente beseitigt werden soll. Ergriffen vom mystischen Odem des romantischen Deutschlands und des wiederum religiös erwachten Englands sucht nunmehr Secrétan für das Rätsel des Lebens eine Lösung, die ihn weniger chimärich anmutet als der absolute Dualismus. Er sucht eher zu vereinigen als zu trennen, gesellig zu verbinden als über- und unterzuordnen. Gut und Bös, soziales und individuelles Wesen hören für ihn auf, sich von einander zu scheiden wie Tag und Nacht; er ahnt, dass sie sich gegenseitig bedingen

und durchdringen. Gott und Natur, Geist und Körper betrachtet er nicht mehr als durchaus von einander geschiedene, abstrakte Wesen, sondern als lebendige, konkrete Einheiten. Mann und Weib erscheinen ihm als zwar differenzierte aber gleichwertige Wesen, welche dazu bestimmt sind, sich gegenseitig zu ergänzen, anstatt in sklavischer Abhängigkeit oder gesondert von einander ihr Leben zu führen. Priester und Laien, das heißt entweder ausschließlich für geistige oder nur für materielle Interessen lebende Menschen sind für ihn Monstruositäten, von denen uns die Zukunft zu befreien hat, und mit ihnen soll auch verschwinden der radikale Antagonismus zwischen Kirche und Staat, zwischen rein sittlichen und rein materiellen Mächten.

Nach diesen Ausführungen hüte man sich jedoch davor, in Secrétan einen verkappten Monisten zu wittern. Er ist vielmehr ein föderalistischer Denker, für den die entscheidende Schicksalsmacht nicht einem monarchisch eingreifenden Oberwillen, sondern einer Kraft entstammt, die sich im freien Kampfspiel der Einzelwillen entfaltet; für den Sittlichkeit nicht einen von oben herab regulierten gesellschaftlichen Zustand, sondern eine allseitig gute Sitten schaffende Tätigkeit bedeutet. Als eifriger Apostel der freien Persönlichkeit ist er gegen die erschlaffende Lehre der Optimisten aufgetreten, welche in weichlichem Daseinsdusel vermeinen, der Fortschritt beruhe nicht sowohl auf dem handelnden Eingreifen der Einzelnen, als auf der automatischen Abwicklung eines notwendig erfolgenden Naturprozesses. Und als die wachsende Macht des militärischen, kapitalistischen und sozialistischen Imperialismus die selbständige sittliche Entwicklung des Individuums bedrohte, stellte Secrétan mit jugendlichem Feuereifer dem egoistischen Ansturm der Massenpolitik die Handlungsweise der heldenhaften Seelen entgegen, welche für die höchsten Güter der Menschheit streiten. Daher auch sein mehr auf die Zukunft als auf die Vergangenheit gerichteter Blick, seine Vorliebe für das vom historischen Recht verdrängte idealistische Naturrecht, seine tiefe Sympathie für alle Bemühungen, um den Übeln des Krieges und des sozialen Elendes zu steuern, sein Feldzug zugunsten schützender Frauenrechte; daher endlich seine unerschütterliche Überzeugung, dass die Aera sozialer Gerechtigkeit nur dann anbrechen kann, wenn ihr ein sittlicher Wandel vorangeht, der uns aus der engen

Sphäre egoistischer Interessen zu den lichten Höhen emporreißt, wo universelle Ewigkeitsideen hausen.

In den Geschichten der Philosophie wird Secrétan nur als Verfasser der „Philosophie de la Liberté" erwähnt, und als solcher der Schule Schellings angereiht. Seine Schriften über das Prinzip und den Wert der Sittlichkeit, über die sozialen Fragen und namentlich sein wichtiges Werk über Kultur und Glauben (la Civilisation et la Croyance) werden stillschweigend übergangen. Läge vielleicht der Grund dieser Auslassung in der Schwierigkeit, sich in den meist registerlosen Werken zu orientieren, die sich überdies keinem bestimmten System anschließen; oder in dem Hin- und Herschwanken zwischen lebendiger Anschauung und abstrakt beweisendem Verfahren; oder in der Tatsache, dass Secrétan weniger auf die Architektur seiner Gedanken als auf ihre praktische Wirkung bedacht war? Vielleicht steckt etwas von alldem in dieser Übergehungssünde. Jedenfalls hieße es sich um die von Secrétan vertretenen Ideen verdient zu machen, wenn jemand es unternehmen wollte, eine Ausgabe seiner Schriften zu veranstalten, die mit allen praktischen Zutaten versehen wären, welche sie dem Publikum zugänglich machen würden. Ebenfalls von Nutzen dürfte es sein, wenn Secrétans gedankliche Leistungen in einem Auszug erschienen, wo die langen dialektischen Auseinandersetzungen getilgt würden, um die genialen Anschauungen hervortreten zu lassen, welchen man auch in den Schriften der größten Philosophen der Gegenwart begegnet und denen man so lebhaften Beifall zollt.

Gewisse Stellen in „Kultur und Glauben", wo Secrétan die Evolution als die wesentliche Form der Schöpfung preist und wo er in der Entwicklung des individuellen Menschen das natürlichste Symbol der universellen Entwicklung sieht, nehmen sich aus wie ein Präludium zu Bergsons „Evolution créatrice". — Ist Secrétans Behauptung, dass diejenigen Dinge die besten sind, welche den größten Ewigkeitswert besitzen, nicht auch der Grundgedanke des Pragmatismus von James? — Und finden wir Secrétans reifste Gedankenbildungen nicht auch wieder in Euckens Ansichten vom Zusammenwirken des Ganzen und des Teils, Gottes und der Menschen, des Ideals und der Wirklichkeit, sowie auch in Euckens anbetender Verehrung der erhabenen Idee des Christentums, der

zufolge Gott zum Menschen wurde, damit wiederum der Mensch zur Gottheit emporgehoben würde?

Secrétan hat auch dadurch vorbildlich gewirkt, dass nicht nur alle europäischen Geistesströmungen ihren Wiederhall in seiner Seele fanden, sondern weil er auch in seinem Leben wie in seinen Schriften die tiefsten Eigenheiten unseres Volkes zum Ausdruck brachte.

Während eine mannigfach gestaltete Natur uns Schweizer zu vielfältig verschiedenen Bildungen hindrängt, weist uns im Gegenteil die Geschichte darauf an, die verschiedenartigsten Elemente einander näher zu bringen, um in Gemeinschaft mit ihnen am Werk gesitteter Freiheit zu arbeiten. Hat sie doch nacheinander Wald-, Land- und Stadtkantone, katholische und protestantische, germanische und romanische Völkerschaften, örtliche, soziale, religiöse und ethnische Sonderinteressen aneinandergebunden und so ein reiches Zusammenwirken zustande gebracht, dessen unwillkürliche philosophische Formulierung Secrétan vollzogen hat. Kooperatives Wirken ist sein eigentliches Losungswort. In Religion, Metaphysik, Psychologie, Moral und Soziologie sieht er das Zusammenwirken von Gott und Mensch, des Allgemeinen und des Besondern, des Denkens und der Empfindung, des Ideals und der Wirklichkeit, des kollektiven und des individuellen Bewusstseins. Und diese eigentümliche Zusammenfassung hat nicht nur sein Denken, sondern auch sein Leben geleitet.

Zu den wesentlich lateinischen Elementen seiner ersten Erziehung gesellten sich schon früh deutsche Geistesgewohnheiten. Seine Heirat mit einer Katholikin, an deren Seite er fünfzig Jahre in ungetrübter Harmonie verlebte, erhob ihn zu dem Begriff eines über den kirchlichen Spaltungen schwebenden Christentums. Am Abend seines Lebens sprach er gern in öffentlichen Versammlungen mit ansteckendem Enthusiasmus von einer Lebensweise, nach welcher körperliche Arbeit wo möglich in freier Luft mit sitzenden Beschäftigungen mehr geistiger Art einander ablösen sollten, wie dies in manchen Gegenden unseres Vaterlandes noch oft der Brauch ist. Mit seinen heißesten Wünschen sehnte er sich nach einer sozialen Organisation, welche sich auf kooperativer Grundlage mit brüderlicher Beteiligung von Kapital und Arbeit erheben sollte.

Dieses anregend anziehende Leben, welches einer Idee gewidmet war, die im Grunde die Idee unseres Volkes ist und die vielleicht die Anwartschaft hat, einmal der leitende Impuls der zukünftigen Welt zu werden, spiegelt sich mit besonderem Reiz in dem schönen, soeben in neuer Auflage erschienenen Buch ab, in dem Louise Secrétan Leben und Schriften ihres Vaters schildert[1]) und uns zu Gemüte führt, wie die Geschlechter der Vergangenheit mit denen der Gegenwart durch das Medium eines werbenden Denkers zusammenhängen, wo von Vater auf Sohn übergegangene Überlieferungen und Errungenschaften der angestammten Heimat sich mit denen des Auslandes verschmelzen, um eine reich ausgestattete, edle Persönlichkeit hervorzubringen.

Die Gebiete, in welchen sich die Philosophie bewegt, stehen nicht im Ruf, angenehme Zerstreuungen aufzuweisen. Wer das Buch von L. Secrétan in die Hand nimmt, wird jedoch von dieser Meinung abkommen, weil er überall darin das vorbildlich anregende Leben eines Denkers entdeckt, der, wie wir alle, gehofft, geirrt, gelitten und gekämpft hat, und der uns noch überdies tröstende Ausblicke auf eine Menschheit eröffnet, die wohl besser organisiert sein dürfte als die gegenwärtige.

LAUSANNE ALEXANDER MAURER

□□□

Über die Berechtigung des Hässlichen zwischen der Dichtung und der Malerei zu unterscheiden, hat gar keinen Sinn. Die Begierde der Salome nach dem Blute des Johannes ist, wenn wir sie unkünstlerisch, stofflich, als Perversität erfassen, in der Dichtung ebenso ekelerregend, wie in der Malerei. Und wird die Salome nicht von der Unkunst, sondern von der Kunst verarbeitet, so ist sie der Malerei ebenso wertvoll, wie der Dichtung. So erfüllt uns *ein* Hässliches bald mit Ekel, bald mit dichterischer oder malerischer Schönheit, wie auch ein Schönes durch die Unkunst zur Wollust wird, möge es in der Malerei Adam und Eva oder in der Dichtung Faust und Gretchen gehören.

Vierte ergänzte Auflage
Verlag Huber, Frauenfeld, 1913.

Von Stoff zu Form
Essays von Oscar Miller.

□□□

[1]) L. Secrétan: *Charles Secrétan, sa vie et son œuvre* 1 vol. in 16. Quatrième édition. Lausanne, Payot, 1912.

SPRACHENFRAGE IN ÖSTERREICH

(Schluss)

So sind auch hier wie überall im Osten Europas die Deutschen im Mittelalter als die Bringer höherer Kultur angesehen worden und sie *waren* es offenbar auch; sie waren damals die große kolonisierende Macht in Europa, wie einige Jahrhunderte früher ihre normannischen Stammesverwandten, später die Holländer und endlich die Engländer auf der ganzen Erde. Böhmen hat dann im vierzehnten Jahrhundert unter dem luxemburgischen Herrscher Karl IV. eine große, bei uns noch wenig bekannte Kulturblüte erlebt, in der Prag zur herrlichen Kaiserstadt wurde. Die Deutschen in Böhmen haben daran gewiß einen großen, wenn auch nicht ausschlaggebenden Anteil; denn der römische Kaiser war von Nationalität eher Franzose und überhaupt mehr international gesinnt. Von einem Streit zwischen den Nationen in Böhmen hören wir denn auch damals noch nicht viel; an der neugegründeten Universität Prag gab es vier sogenannte Nationen, die böhmische, polnische, bayrische und sächsische, von denen jede gleich viel zu sagen hatte. Erst im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, als Magister *Jan Hus* an der Universität lehrte und predigte, zeigt sich ein Gegensatz nationaler Art. Hus ist ein eifriger Tscheche und will der böhmischen Nation allein drei Stimmen, den übrigen zusammen nur eine gewähren. Diese Umgestaltung der Universität im tschechisch-nationalen Sinne gelang; aber die Folge davon war, dass im Jahre 1409 die deutschen Studenten, etwa 5000 an der Zahl, die Universität verließen und nach Leipzig übersiedelten, dessen Hochschule nun auf einmal anstatt Prag zum Mittelpunkt deutscher Bildung wurde. Hus aber ernannte der König zum Rektor in Prag und seine reformatorischen Gedanken fanden vor allem beim tschechischen Volk und Adel Anklang, während sich die Deutschen in Böhmen eher zu der alten Richtung hielten. Die husitische Bewegung, welche dann im Anschluss an Husens Verbrennung in Böhmen entstand und einen furchtbaren Bürger- und Raubkrieg entflammte, ist deshalb nicht nur aus *religiösen*, sondern auch aus *nationalen* Antrieben zu verstehen. Die Züge der Husiten wandten sich mit

Vorliebe gegen die Deutschen in und außerhalb Böhmens. Als dann das Basler Konzil 1433 den Husiten Recht gab, insofern als ihnen (in den Prager Kompaktaten) der Laienkelch und die freie Predigt des Bibelwortes gestattet wurde, so bedeutete dieser Sieg der Husiten in nationaler Beleuchtung die Oberherrschaft der Tschechen, besonders des tschechischen Adels über das deutsche, katholische Element im Land. Die Tschechen waren also dadurch emporgekommen, dass sie den reformatorischen Gedanken 100 Jahre vor Luther ergriffen und sich zu eigen gemacht hatten.

So blieben die Verhältnisse im Wesentlichen fast 200 Jahre lang. Die Tschechen waren, nachdem auch die lutherische und die kalvinische Lehre eingedrungen war, ein überwiegend protestantisches Volk geworden und wachten, besonders seit sie 1609 den Majestätsbrief vom Kaiser erzwungen hatten, eifersüchtig über ihren religiösen Freiheiten, die zugleich ihre nationalen waren. Denn der katholische, von Jesuiten beratene Kaiser begünstigte im allgemeinen das *deutsche* Element, und so stellt sich der erste Teil des dreißigjährigen Krieges, der sogenannte böhmische Aufstand, vom nationalen Standpunkt aus wieder als ein Kampf zwischen den kaiserlich gesinnten Deutschen, die zu den deutschen Habsburgern halten, und den böhmisch-national gesinnten Tschechen dar, die die Selbständigkeit und Wahlfreiheit ihres Königreiches behaupten wollen, indem sie sich von Habsburg abwenden und sich mit der internationalen protestantischen Partei verbinden.

Aber der Kampf fiel diesmal völlig zu Ungunsten der tschechischen Nationalität aus: nach der Schlacht am weißen Berge (1620) war es mit der Selbständigkeit und Wahlfreiheit des Königreichs Böhmen aus; die tschechischen Adligen, die am Aufstand teilgenommen hatten, wurden enthauptet oder verbannt und ihrer Güter beraubt und die deutschen Habsburger nahmen über Böhmen als über ein Erbland ohne Vorrechte Besitz und sind bis heute Herren darin geblieben. Das bedeutete nun einen Sieg für die *Deutschen* in Böhmen, die ja schon vorher eher zu Habsburg gehalten hatten. *Die herrschende Schicht in Böhmen*, die sich an die Wiener Regierung anlehnte, *war nun bis ins neunzehnte Jahrhundert unbestritten deutsch* und es scheint auch nicht zu

eigentlichen nationalen Kämpfen gekommen zu sein. Die Tschechen gewöhnten sich (wie die Slawen an anderen Orten) daran, von den Deutschen abhängig zu sein und das Verhältnis zwischen beiden Nationen muss vielfach sogar ein freundliches gewesen sein: die Deutschen dachten damals nicht daran, die Sprache des ungebildeten Volkes auszurotten, sondern schenkten ihr vielfach ein freundliches Interesse, indem sie sich forschend damit beschäftigten.

Als nun die nationale Bewegung, durch die deutsche Romantik ins Leben gerufen, erwachte, wurden die Verhältnisse allmählich anders; die Tschechen fingen an, sich als die Unterdrückten zu fühlen und strebten nach völliger Selbständigkeit. Im Frühling 1848, als ein belebender Sturmwind durch das alternde Europa fegte, brechen diese neuen Gedanken durch, und in Prag nimmt die revolutionäre Bewegung ein ausgesprochen tschechisch-nationales Gepräge an. Wie in Frankreich, Deutschland und Italien wird in Prag auch für die Tschechen eine Trikolore erfunden und die Tschechen lehnen es ab, mit den Deutschen zusammen zu tagen. Zwar findet nach einiger Zeit wieder eine tschechisch-deutsche Verbrüderung statt, dem internationalen Zuge der Zeit entsprechend, der zwar nationale Ziele hat, aber doch das Gemeinsame, das die nach Freiheit strebenden Völker verbindet, wahrnehmen will. Aber schon damals kamen auf einer Insel in der Moldau die Vertreter verschiedener slawischer Nationen zu einem sogenannten panslawischen Kongress zusammen (unter dem Vorsitz des schon mehr erwähnten Historikers Palacky).

Was wollten diese Slawen? Warum arbeiteten sie nicht brüderlich zusammen mit den ebenfalls im Aufstand begriffenen Deutschen, um ein freiheitlich regiertes Österreich ins Leben zu rufen? Das Sonderziel der Tschechen, das hier zum erstenmal auftaucht, ist das sogenannte *böhmische Staatsrecht*, das noch heute in den Köpfen vieler Tschechen als Ideal ihres Strebens steckt. Böhmen, Mähren und österreichisch-Schlesien, also die drei Länder, in denen die Tschechen zu Hause sind, sollen ein eigenes slawisches Königreich bilden, das gleich wie Ungarn nur in Personalunion mit den übrigen Erblanden von dem Hause Habsburg regiert wird. Der österreichische Kaiser soll sich erst mit der alten Wenzelskrone, die im Schlosse Karlstein in Böhmen

schon seit Jahrhunderten ohne Gebrauch verwahrt wird, zum König dieses groß-tschechischen Reiches krönen lassen; erst dann finden sich die Tschechen mit der habsburgischen Herrschaft zurecht. Allein dazu ist es bis zum heutigen Tage nicht gekommen; die Wenzelskrone ruht noch immer im Schlosse zu Karlstein, während Franz Josef schon vor mehr als 40 Jahren die ungarische Stefanskrone in feierlicher Zeremonie sich hat aufsetzen müssen. Als nämlich die österreichische Regierung im Laufe der Jahre 1848—49 über die Revolution in Prag, Wien und Ungarn wieder Herr geworden war, wurde mit allen Sondergelüsten energisch aufgeräumt und Österreich-Ungarn sollte als einheitlicher Staat wieder absolut regiert werden (Aera Schwarzenberg). Es leuchtet ein, dass dieses einheitliche Regiment von Wien aus den *Deutschen* in Böhmen eher gefallen musste als die Verwirklichung jenes böhmischen Staatsrechts; sie hatten im Gesamtverbande Österreich und in Anlehnung an das deutsche Fürstenhaus mehr Aussicht auf Geltung und Macht, als wenn sie in einem slawischen Königreich die Minderheit bildeten. So sind die Deutschen in den nun folgenden Kämpfen Zentralisten, österreichisch, nicht böhmisch gesinnt, die Tschechen dagegen geschworne *Föderalisten.* Man muss es den Tschechen lassen: sie haben sich in diesem Kampfe um ihr böhmisches Staatsrecht charaktervoll benommen: durch *Jahrzehnte* hindurch, und das will in der Politik, wo die Kompromisse eine so große Bedeutung haben, viel sagen, haben sie sich geweigert, sowohl in den böhmischen Landtag, als auch besonders in das österreichische Gesamtparlament, den sogenannten Reichsrat, ihre Vertreter zu senden, weil sie an ihrer staatsrechtlichen Auffassung festhielten. Die Folge davon war, dass in dem Österreich nach 1848 die Deutschen lange die Oberhand behielten und selbst im böhmischen Landtag die Mehrheit hatten. Die Tschechen verfolgten diese Politik des passiven Widerstandes offenbar nach ungarischem Vorbild, und die Gegenwart zeigt, wie viel die Ungarn durch ihren hartnäckigen Eifer bereits erreicht haben. Die Tschechen sind nicht so glücklich gewesen; zwar einmal waren sie nahe daran, ihr Ziel zu erreichen. 1871, unter dem Eindruck der deutschen Siege im französischen Krieg, als Österreich fürchtete, dass ihm die Deutschen zu mächtig würden, „dass durch die Anziehungskraft des deutschen Nationalstaats die deutschen Nägel

aus dem habsburgischen Staatsschiff gezogen werden könnten" (Egelhaaf) suchte der Kaiser eine Verständigung mit den Slawen, um sich auf sie im Parlament stützen zu können. Die im Prager Landtag ausgearbeiteten *Fundamentalartikel*, nach denen die Länder der Wenzelskrone innerhalb der habsburgischen Monarchie innere Selbständigkeit erhalten sollten, wurden vom Kaiser anerkannt und er versprach, sie mit seinem Krönungseid zu bekräftigen. Aber nun wehrten sich die verantwortlichen Minister Beust und Andrassy so lebhaft, dass der Kaiser umgestimmt wurde, und das schöne tschechische Ideal verschwand bis heute in den Wolken. So blieben die Deutschen noch weiter am Ruder, während die Tschechen im Landtag und im Reichsrat noch einige Jahre ihre ablehnende Politik fortsetzten; unterdessen aber begann im Innern des Landes durch Vereine und Presse eine unermüdliche Werbetätigkeit für das Tschechentum, und die Deutschen wurden in Böhmen allmählich aus ihrer Machtstellung verdrängt. Das Blatt wandte sich ganz zu ihren Ungunsten, als 1878 Österreich die slawischen Länder Bosnien und Herzegowina besetzte. Da die Deutschen diesen Zuwachs an slawischer Bevölkerung für Österreich nicht für gut erachteten, stellten sie sich der Regierung entgegen, und diese musste sich nun doch, wenn sie ihren Kurs verfolgen wollte, auf die Slawen stützen. So verloren auch im Reich die Deutschen ihre Führerstellung. 1879 trat Taaffe an die Spitze eines Kabinetts, das die „Versöhnung der Nationalitäten", ihre Gleichberechtigung in Österreich verkündigte. Diese bestand von Rechtswegen schon lange, sie war einer der von der Regierung angenommenen Grundsätze von 1848 und wurde in das damals (1879) und noch heute in Geltung stehende österreichische *Staatsgrundgesetz* vom 21. Dezember 1867 aufgenommen, dessen § 19 wie folgt lautet:

„Alle Volksstämme des Staates sind gleichberechtigt und jeder Volksstamm hat ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache.

„Die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben wird vom Staate anerkannt.

„In den Ländern, in welchen mehrere Volksstämme wohnen, sollen die öffentlichen Unterrichtsanstalten derart eingerichtet sein, dass ohne Anwendung eines Zwanges zur Erlernung einer

zweiten Landessprache jeder dieser Volksstämme die erforderlichen Mittel zur Ausbildung in seiner Sprache erhält."

Nun traten die Tschechen in den Reichsrat ein; hier wie im böhmischen Landtag gaben sie ihre „Abstinenz" auf, da sich ihnen große Aussichten eröffneten, Im Landtag hatten sie bald die Herrschaft an sich gezogen, und das erste Zeichen ihres Erfolgs war 1882 die Teilung der alten deutschen Prager Universität in eine deutsche und eine tschechische. Von 1880 an bis zur Gegenwart, also über dreißig Jahre, währt nun der eigentliche Kampf der Deutschen gegen die unaufhaltsam vordringenden Tschechen in Böhmen. Er ist je länger je mehr zu einem erbitterten Verteidigungskampf der Deutschen geworden; denn sobald sich die Tschechen einmal in Vorteil wussten, gingen sie rücksichtslos mit dem Rechte des Stärkeren vor; auch bei ihnen ist von gerechter Würdigung der Ansprüche einer starken Minderheit nichts zu spüren; sie erinnern an die ins römische Reich einstürmenden Germanen vor und während der Völkerwanderung, und man kann sich fragen, ob in diesem unaufhaltsamen Vordrängen der slawischen Rasse auf Kosten der germanischen nicht eine Art geschichtlicher Notwendigkeit zu erkennen ist. Vielleicht hat der Germane im Osten Europas seine Mission als Kulturbringer erfüllt, wie seinerzeit der Römer gegenüber den Germanen, und es kommt eine Zeit heran, in der die Slawen in den Vordergrund der europäischen Geschichte treten werden. Die jugendliche Kraft, die sich in dem Vordringen der Tschechen kundgibt und die auch aus der für die moderne Geistesentwicklung so wichtig gewordenen russischen Literatur (Tolstoi, Turgenjew, Dostojewsky, Gorki) spricht, scheint dieser Vermutung nicht Unrecht zu geben. Vielleicht gerade deshalb, weil die Deutschen in Böhmen diese innere Kraft und Überlegenheit der Slawen nicht leugnen können, wehren sie sich so erbittert gegen ihre Verdränger. *Ob sie es aber mit richtigen Mitteln tun, das ist eine andere Frage.*

Der Kampf dreht sich in den drei Jahrzehnten bis heute hauptsächlich um die amtliche Verkehrssprache, um die Abgrenzung einsprachiger Gebiete für den amtlichen Verkehr, um die Errichtung von Schulen für die Minderheit und um die Bewegungsfreiheit der Deutschen in Prag, das überwiegend von Tschechen bewohnt ist. Sehen wir uns diese Streitpunkte etwas näher an.

1. *Die amtliche Verkehrssprache und die Beamtenfrage.* Wie oben erwähnt, sind von 540 Landesbeamten in Böhmen nur 25 deutsche. Wie ist das zu erklären? Es werden offenbar nur solche Beamte angestellt, die sich über die Kenntnis beider Landessprachen ausweisen können; denn es wird verlangt, dass zum Beispiel ein Gerichtsbeamter die Verhandlungen in der Sprache führt, in der die Klage eingereicht wird. Das kann auch in einem vorwiegend deutschen Gebiet die tschechische Sprache sein, da überall Tschechen wohnhaft sind. Während nun, wie wir oben gezeigt haben, die Slawen im allgemeinen sich das Deutsche ohne Schwierigkeit aneignen, halten es die Deutschen fast durchweg für ihrer unwürdig, die Sprache eines „kulturell minderwertigen" Volkes zu lernen oder gar zu gebrauchen. Sie sagen, man könne ihnen nicht zumuten, ein Idiom, das nur in 3 österreichischen Kronländern gesprochen werde, zur Amtssprache zu erheben. Sie anerkennen also die Gleichberechtigung der zwei Sprachen nicht einmal in Böhmen, wo die Tschechen bedeutend in der Mehrheit sind. Dieser Standpunkt erscheint mir durchaus unhaltbar und unpraktisch, und wenn die Deutschen sich immer wieder über Zurücksetzung bei Ernennung von Landesbeamten beklagen, so ist offenbar dieser einseitigen Auffassung die Schuld beizumessen.

2. *Die Abgrenzung von einsprachigen Gebieten* ist gegenwärtig die Hauptforderung der Deutschen. Böhmen soll in zwei Teile mit gesonderter Verwaltung getrennt werden. Innerhalb dieser Gebiete soll nur *eine* Sprache gelten und die andersprechende Minderheit müsste sich wie in Ungarn bedingungslos der Mehrheit fügen, also ihre Sprache und Nationalität aufgeben. Diese Forderung scheint ebenso schön wie sie radikal ist, aber sie ist wohl kaum in dieser Einfachheit durchzuführen; denn da der Kampf der Nationalitäten einmal so weit gediehen ist, so kann man kaum erwarten, dass sich die derzeit so großen Minderheiten in den zwei zu bildenden Landesteilen ihrer bisherigen Rechte begeben würden. Wie sollte zum Beispiel Prag behandelt werden? Es hat etwa 420 000 Einwohner, davon vielleicht noch 30 000 Deutsche, meist Gebildete, welche wegen der hohen Bildungsanstalten (Universität, Kunstakademie, Theater, Gymnasien) oder wegen des Geschäftsbetriebs oder wegen der Regierung an Prag sozusagen gebunden sind. Soll man sie verjagen oder wird

man sie zu Tschechen machen können? Doch ist es möglich, dass durch eine beschränkte Abgrenzung der überwiegend einsprachigen Gebiete etwas Ruhe geschaffen werden kann; in den gemischten müsste dafür unbedingte Zweisprachigkeit gelten.

3. *Die Errichtung von Schulen* für die sprachliche Minderheit der Bevölkerung wird jedesmal zu einem Stein des Anstoßes. Nach der Verfassung von 1867 hat jede Nation ausdrücklich das Recht, die Schulbildung in ihrer eigenen Sprache zu erhalten. Wollen aber die Tschechen in einer bisher deutsch verwalteten Stadt, wohin sie durch die Industrie zu Tausenden gezogen worden sind, eine eigene Schule errichten, so müssen sie sie jahrelang durch nationale Sammlungen als Privatschule erhalten, bevor die betreffende Gemeinde sie übernimmt. Während bei uns die deutsche Bevölkerung und die Lehrerschaft die Errichtung besonderer Schulklassen für die zugewanderten Italienerkinder geradezu als eine Erleichterung empfindet und sie herbeiwünscht, sehen es die deutsch-böhmischen Lehrer als nationale Pflicht an, die Kinder der Tschechen in der deutschen Schule weiter zu unterrichten, auch wenn jene in der Mehrzahl sind und dann einen gedeihlichen Unterricht in der ihnen fremden Sprache zum mindesten sehr fraglich erscheinen lassen. Sie glauben nämlich diese Kinder dauernd dem Deutschtum zu gewinnen, sie zu germanisieren. Umgekehrt erhält der deutsche Schulverein, ein nationaler Bund, dem jeder Deutsch-Gesinnte sein Scherflein entrichtet, in den Gebieten, wo die deutsche Bevölkerung stark in der Minderheit ist, seit Jahren mit großen Opfern deutsche Privatschulen, etwa so, wie wir Reformierte im katholischen Freiburg oder Wallis reformierte Schulen für unsere Glaubensgenossen unterhalten.

4. *Die Bewegungsfreiheit der Deutschen in Prag.* Hiervon war bereits mehrfach die Rede. Es ist an eine Verlegung der Universität und der technischen Hochschule in deutsche Städte des Nordens gedacht worden, wenn es dazu kommen sollte, dass die Deutschen Prag als verlorenen Posten endgültig aufgeben müssten. Einstweilen halten sie sich mit größter Anspannung ihrer Kräfte, bei beständiger Befehdung durch den tschechischen Pöbel und nur ungenügend geschützt von den Behörden, noch in der Hauptstadt, und die Studenten suchen immer wieder ihren Aus-

gang in farbigen Mützen zu erzwingen. Wenn es aber weiter zu solchen dauernden Unruhen wie im Herbst 1908 an sieben Sonntagen hintereinander kommen sollte, so scheint der Augenblick gekommen, wo die Deutschen am besten den Staub von der slawischen Skandalstadt abschütteln und ihr Heim anderswo suchen.

Überblicken wir als Unbeteiligte die ganze Frage, an deren Lösung sich die beiden Volksstämme in Böhmen seit Jahrzehnten abquälen, so bietet sich nur *eine radikale* Lösung, die Aussicht auf *endgültige* Beilegung des Streites gibt: *die im ganzen Land durchgeführte Zweisprachigkeit.* Die Sprachenverordnungen, die zu verschiedenen Zeiten und jetzt wieder 1909 von der Regierung aufgestellt worden sind, gehen darauf hinaus, jedem das Seine zu geben, möglichst sein Gebiet zu schonen; sie wagen aber nicht, zur Gleichstellung der Sprachen in Böhmen zu schreiten. Einer hat es gewagt, aber es ist ihm schlecht bekommen: *Badeni*, der österreichische Ministerpräsident von 1897, ein energischer Politiker. Als aber seine Verordnungen bekannt wurden, entfesselten sie einen *Sturm* der Empörung unter den Deutschen hin und her, besonders in den Städten, und in Wien glaubten die der alldeutschen Partei Abgeordneten ihre Gesinnung am besten dadurch zu bezeugen, dass sie im Parlament eine jener großen Lärmszene veranstalteten, die bald von ihnen, bald von den Tschechen herrührend, nun schon nicht mehr zu den Seltenheiten im parlamentarischen Leben Österreichs gehören: Pultdeckel werden laut zugeklappt, der Präsident überschrieen und jegliche Verhandlung unmöglich gemacht durch die Störung aller Ordnung. Der Präsident griff zuletzt, als nichts mehr half, zu der für das Parlament allerdings gefährlichen und erniedrigenden, aber durchaus begreiflichen Maßregel, die Ruhestörer durch eine Abteilung Polizisten aus dem Saal entfernen zu lassen. In Wien wurde nun aber die Haltung der Bevölkerung so gefährlich, dass der Kaiser seinen Minister fallen ließ: der Chauvinismus hatte gesiegt, mit andern Worten: die Politik der Straße.

Viele Deutsche in Böhmen haben jede Anhänglichkeit, jeden inneren Zusammenhang mit dem Staate Österreich verloren. Wer von vaterländischer, patriotischer Gesinnung spricht, kommt in den Verdacht, ein Kriecher und Streber zu sein; nur „*deutsche*

Gesinnung" gilt als mannhaft. Dem Reichskanzler Bismarck, der die Österreicher anno 1866 gedemütigt hat, wurde vor einigen Jahren in Böhmen ein Denkmal errichtet. Auf den Vorwurf, dass die Alldeutschen nach Deutschland hinüberschielten, ertönte die Antwort aus deren Lager: „Wir *schielen* nicht, wir *schauen* hinüber in das Reich", und einer ihrer Abgeordneten schloss im Parlament seine Rede mit einem Hoch auf die — Hohenzollern! Ob aber von diesen den Deutschböhmen Hilfe kommen wird? — Die gemäßigteren Nationalen arbeiten denn auch noch nicht (direkt) auf einen Anschluss ans Reich hin, sondern suchen innerhalb Österreichs die Gewähr ihrer Rechte. Ich zweifle aber, ob sie sie je auf anderem Wege als auf dem völliger Gleichberechtigung finden werden. Vielleicht wird der Tod des alten Kaisers auch für die Entwicklung der nationalen Frage in Österreich große Überraschungen bringen.

Das beste, was dieser erbitterte Kampf bis jetzt gezeitigt hat, ist *die warme Liebe der Deutschen zu ihrem Volkstum*, das sie gefährdet sehen. Alle ideale Gesinnung betätigen sie in dem angestammten Volke. Mit großem Nachdruck pflegen sie besonders ihre *Sprache*, suchen sie von fremden Bestandteilen zu reinigen und haben in diesem Streben schon viel erreicht. Darin haben auch wir deutsche Schweizer von ihnen zu lernen. Unsere Sprache ist nicht durch den feindlichen Ansturm einer fremden, unaufhaltsam vordringenden Rasse bedroht, aber ein bisschen mehr Gefühl für die Schönheit einer *reinen* Sprache gegenüber allen den französischen und englischen Brocken, die sich besonders in unser Hotel- und Sportdeutsch eingeschlichen haben, würde uns wirklich nichts schaden. Auch wir lieben unsere Sprache und wollen sie, soviel an uns ist, nicht herunterkommen lassen, sie vielmehr durch eine sorgfältige und liebevolle Pflege zu Ehren bringen.

FRAUENFELD TH. GREYERZ

LE THÉATRE ET LES LETTRES

LA TRILOGIE DE M. MATHIAS MORHARDT

M. Mathias Morhardt, qui est d'éducation et d'origine genevoises, a fait représenter les 15, 16 et 17 avril, à Genève, une série de trois pièces: *A la Gloire d'aimer, La Princesse Hélène, La Mort du Roi.*

Cet évènement dramatique était préparé depuis longtemps. On avait constitué un comité d'honneur qui réunissait une quantité de noms connus des Arts, des Lettres et de la Politique. Le groupe qui avait assumé de mener à bien cette entreprise difficile, s'appellait le „Comité genevois de décentralisation théâtrale". Ce titre est malheureux. La décentralisation théâtrale n'est point une idée de ces derniers mois. Je ne vois pas très bien ce que l'on veut décentraliser. Une telle expression aurait peut-être un sens de Province — je parle de Province française. En ce qui concerne Genève, les choses sont un peu différentes. Il s'agit simplement d'aider à la réalisation scénique d'œuvres dramatiques inédites ou non, de valeur indiscutable, dues à des écrivains de naissance ou d'éducation romandes. On doit même, si j'ai bien compris, ne pas attacher plus d'importance qu'il ne sied à cette question de nationalité, puisque j'ai entendu parler du *Parsifal* de Wagner.

Bref, pour la première année, le comité de décentralisation a fait monter trois pièces de M. Morhardt, une par les soins de la Société des Amis de l'Instruction: *A la Gloire d'aimer*; et deux sur la scène du Grand Théâtre de Genève, par les soins d'un metteur en scène de grand talent, M. Chabance, et d'une troupe de professionnels recrutés pour la circonstance.

M. Morhardt est un travailleur modeste. Aucune des nombreuses pièces qu'il a écrites n'avaient encore été représentées. Pour la première fois ses créations vivaient aux feux de la rampe. Le retentissement qu'ont soulevé ces représentations a été très grand. Les drames de M. Morhardt sont des œuvres originales, d'une technique hardie et particulière; les plus déconcertantes ne sont point cependant des œuvres médiocres. *A la Gloire d'aimer*, représentée par des amateurs sur une scène exiguë a été très discutée; le lendemain *La Princesse Hélène* a étonné et ému, et le troisième soir *La Mort du Roi* fut un des plus beaux triomphes d'enthousiasme auxquels j'aie jamais assisté. Cette dernière pièce est vraiment une très belle œuvre, logiquement construite, noblement conçue, et écrite dans un style d'une véritable grandeur. Ces trois pièces ont été composées à des époques différentes, et cela explique ce qu'on a pu reprocher de gaucherie, à *la Gloire d'aimer* ou même encore à la *Princesse Hélène.*

M Morhardt a pris dans l'histoire les sujets de ses pièces. *A la Gloire d'aimer* est une transposition du drame de Meyerling, *La Princesse Hélène* est inspirée par la retentissante aventure d'une princesse allemande que l'on reconnaîtra sans peine, *La Mort du Roi*, enfin, c'est, embellie, transfigurée, la folie du roi Louis II de Bavière. Ces trois pièces constituent donc la trilogie allemande, si l'on veut, tandis que l'*Esprit nouveau, La loi du Martyre* et *La circulation des idées,* qui sont encore inédites, constitueraient une trilogie française. Mais — et ceci apparente M. Mathias Morhardt aux plus grands dramaturges — s'il prend ses sujets dans l'histoire, il les dépouille de toutes leurs particularités du moment pour les

hausser au rang de sujets universels, universellement humains. Les critiques l'ont dit et répété avant et après les représentations: le théâtre de Morhardt est du théâtre d'idées, ce qui fait que leur auteur est plus un idéologue qu'un animateur, un magnifique orateur lyrique qui s'exprime par la bouche des personnages de ses pièces plutôt qu'un créateur de types vivant de notre vie, souffrant comme nous, et aux souffrances desquels nous participons directement.

* * *

A la Gloire d'aimer comporte trois actes, dont le premier n'est qu'un hors d'œuvre. Il représente une auberge de banlieue, où les amis du prince Robert — Valène, le professeur de philosophie, Halèse, Pelade et le capitaine — se livrent à des facéties de rapins en attendant le prince héritier lui-même qui doit venir partager leurs plaisirs. Tout cela est un peu long et n'est guère utile à l'action de la pièce. Enfin le prince arrive. Il annonce que, pour aimer librement, il a renoncé à ses droits au trône de l'Empire. Il ne veut vivre que dans la gloire d'aimer. Nous voici donc maintenant au cœur du sujet. Un prince, dont l'héritage est un des plus formidables empires du monde, se libère et devient un homme ordinaire pour pouvoir librement aimer. Le second acte, qui semble un peu brusque, nous montre la famille de Romana, éplorée par la faute de Madeleine, leur fille, qui s'est donnée au prince Robert. Le scandale a éclaté, et pour comble, le prince rend le déshonneur des Romana public puisqu'il a renoncé au trône pour vivre avec sa maîtresse. Cette scène est la contre-partie de la dernière scène du premier acte. Mais voici Madeleine elle-même. Elle avoue ce qu'ils appellent sa faute. Elle réclame son „droit au bonheur", et comme son frère Achille de Romana veut la saisir pour l'enfermer chez elle, elle le cravache et s'enfuit. Rideau. Ce second acte est dramatique, mais il ne semble pas très amené. Encore une fois, le théâtre est l'art des préparations. Le troisième acte est le meilleur. Il est même, par endroits, d'une singulière beauté. Il se scinde en trois dialogues, écrits en une belle langue, forte, éloquente et pure. Le premier fait parler Robert et son professeur Valène. Robert indique les mobiles de son action. Il aime; l'amour contient en lui sa volonté, son but, son destin. Il se suffit à lui-même. Il est au-dessus des hommes et des volontés humaines. En vain Valène tente-t-il de montrer au prince qu'en aimant, qu'en se donnant à cet amour tout entier, il ne s'est pas libéré, mais qu'au contraire il a perdu sa liberté . . . le prince s'obstine. Le second duo, c'est le grand duo d'amour de Madeleine et de Robert: Ils s'exaltent l'un l'autre jusqu'au moment où paraît l'Empereur. Troisième duo. Le Souverain reproche à son fils d'avoir trahi son rang, son nom, sa race. Il lui représente son épouse éplorée, sa mère en larmes, lui-même enfin, Empereur chargé d'années, privé d'un héritier direct. Le prince répond qu'il s'est libéré, que tous les serments qu'il avait prêtés dans l'ignorance n'existent plus pour lui, et qu'il ne saurait „rentrer dans la nuit". „Le mensonge s'est dissipé comme un nuage; il n'y a plus de force humaine qui puisse ramener les ténèbres jusqu'à moi, je suis un homme nouveau". Madeleine a tout entendu, et pour ne pas être la cause de malheurs monarchiques, elle se tue. Robert affolé se tue sur son cadavre.

Le drame finit sur cette double mort. C'est une transposition idéalisée grandie, épurée, du drame de Meyerling. Le dernier acte est impression-

nant. La pièce de M. Morhardt date d'une vingtaine d'années; elle paraît encore incomplète et fragmentaire. C'est le dessin d'une très belle œuvre qu'il refera peut-être plus tard.

La Princesse Hélène, la seconde pièce de la trilogie, lui est infiniment supérieure. Il y a entre ces deux œuvres la différence d'une œuvre de jeunesse à une œuvre de maturité. Le sujet de cette pièce est pris, lui aussi, dans l'histoire contemporaine. Les lecteurs de *Wissen und Leben* verront eux-mêmes de quoi il s'agit.

Le prince Hélie de Los-Lilienbourg est un amant de la liberté, de la liberté absolue, sans contrainte, sans entraves d'aucune espèce. Comme le prince Robert il a renoncé à tous ses droits. Son frère, le prince régnant de Los-Lilienbourg l'a exilé, puis rappelé. Au déclin de la vie, il a épousé la jeune comtesse Hélène de Harz. Il l'a épousée, parce que jadis il a aimé la mère, et qu'il veut rendre Hélène heureuse, en la rendant libre. Hélène est une créature d'amour faite pour aimer, pour être aimée. Sa vie ne peut être qu'une vie d'amour. Le prince Hélie l'a bien compris. En fait il n'a jamais été l'époux de sa femme. Il la laisse indépendante et libre — absolument. Le premier acte nous présente ce ménage princier. Malheureusement, la nuit même, Hélène a été arrêtée pour scandale, en compagnie de quelques-uns de ses admirateurs. Le prince régnant donne à Hélie le choix entre le divorce et l'exil. Hélie choisit l'exil. Mais Hélène désespérée de ne pouvoir se dominer, s'écrie — et c'est un des plus beaux mots de la pièce: „En me livrant à la liberté tout entière, vous m'avez livrée au pire esclavage." La nuit est tombée. Hélie réfléchit, et lorsque par hasard il rencontre M. de Hohenbourg, l'amant actuel d'Hélène, qui se rend chez elle, il l'arrête habilement . . .

Le second acte se passe en exil — en Suisse, au pied de la Jungfrau. Le prince Hélie, toujours philosophe et toujours ami de la liberté intégrale, a invité les amis de sa femme à les rejoindre. Voici d'abord Hohenbourg qui reproche à Hélène de ne plus l'aimer et d'en aimer un autre: „Je me suis donnée à vous, lui dit-elle, je ne vous ai pas donné ma fidélité". Elle aime en effet Fritz Molders: cela la désespère, mais elle n'y peut rien. Elle demande conseil à son vieil ami le professeur Blumenfeld, qui ne sait que lui dire. Elle conclut alors mélancoliquement: „Nous sommes les victimes de nous-mêmes." Puis Fritz Molders, arrivé, lui aussi, est jaloux, jaloux de Hohenbourg. „Mon Dieu! s'écrie Hélène, que ne suis-je sûre de vous aimer jusqu'à la mort!" Mais son amour engendre la haine, et les deux amants, jadis amis, en viennent presque aux mains. Le troisième acte est la réplique du second. Hélène n'aime plus Molders, elle aime Frédéric, à qui elle s'est donnée. „Quelle misère que nous-même" s'écrie-t-elle devant sa propre vie. Mais les deux premiers amants? Molders s'en ira, oublier loin du monde l'amour d'Hélène. Hohenbourg, un violent, après une explication, la tue. Hélie qui survient lui tend le révolver, et l'amant meurtrier tombe sur le corps de celle qu'il a aimée jusqu'à la mort! C'est le drame de la fatalité de l'amour. J'imagine bien que ce n'est pas sans raison que M. Morhardt appelle son héroïne Hélène. Il a songé à l'Hélène antique, à celle dont l'amour était irrésistible et fatal, et qui, sans le vouloir jamais, engendra la haine, le meurtre et la guerre. La *Princesse Hélène* contient de magnifiques parties, mais il semble bien que ce soient les parties purement intellectuelles. La psychologie de la prin-

cesse Hélène reste partielle plutôt que complexe. Cela s'explique. M. Morhardt est un poète — même un grand poète — qui fait du théâtre d'idées, et qui prend des personnages plus ou moins réels pour en faire les incarnations de ces idées. D'un évènement en somme banal — car que sont au fond ces deux aventures princières? — il prend l'idée pure et la magnifie, l'idéalise. Le personnage le mieux réussi, c'est le prince Hélie. Il ressemble à Rank de *Maison de poupée*. Raisonneur mélancolique et âpre il profère des sentences parfois admirables, admirablement exprimées en un style d'une richesse prestigieuse.

La *Mort du Roi*, la dernière pièce de la trilogie, est aussi la dernière en date dans la succession des pièces de M. Morhardt. C'est la plus belle, la plus parfaite. Il s'agit ici de peindre un roi fou — ou que son entourage tient pour fou. — Evidemment, il s'agit de Louis II de Bavière, et de sa mort dramatique. M. Morhardt, comme dans les pièces précédentes, a réduit l'action à son minimum. Comme Shakespeare s'est servi, pour exhaler son lyrisme, d'Hamlet, ou du roi Lear, M. Morhardt s'est servi de ce Roi que le conseiller professeur Billingdorff tient pour un fou dangereux . . . Voyons la pièce. Au premier acte le roi fait part à ses chambellans et à son architecte Weissenkranz de ses rêves grandioses. Il veut incarner l'idéal, sa vision en une œuvre humaine, un temple magnifique, au bord du lac, dans lequel s'élèverait la statue en or du Poète, œuvre du génial sculpteur Feuerstrom. Mais Billingdorff qui assiste à la scène, veillera. On ne peut dire cependant au peuple que le roi est fou, le peuple ne le croirait pas . . . Au second acte nous sommes chez Feuerstrom. C'est l'acte qui a le plus porté à la représentation. Le rideau est descendu au milieu d'acclamations formidables. Voici ce que c'est: Feuerstrom, le vieux sculpteur de génie, est au milieu de ses élèves. Il expose les idées chères à Rodin. L'Art est l'imitation de la nature et de la vie. La vie est parfaite, l'homme est „un temple vivant qui marche". La nature est incomparable parce qu'elle *est* la nature . . . Les conseillers du Roi surviennent alors et informent Feuerstrom que le souverain a perdu la raison et qu'il sied de l'enfermer. Feuerstrom ne peut les croire: lui et le Roi sont de la même famille. Et lorsque le chancelier Donnertweg lui demande de se faire leur complice pour l'attirer dans un lieu désigné et l'interner, il refuse avec indignation. Ils se retirent. Le Roi lui-même, comme chaque jour, vient rendre visite à Feuerstrom. Le Roi et l'artiste s'exaltent l'un pour l'autre, et leur dialogue est d'une puissance, d'une ampleur, d'un lyrisme prodigieux. Cela n'a d'égal que les plus belles imaginations d'Ibsen ou de Villiers-de-l'Isle-Adam (*Axël*) et même l'on songe sans peine à Shakespeare· „Dire!" — s'écrie le Roi — „qu'il aurait suffi que chaque siècle dressât, à la lisière d'un champ, la silhouette du laboureur, pour écrire l'histoire indestructible de l'humanité."

Le troisième acte est plus court. Un parc délaissé. Deux jardiniers ramassent des feuilles mortes, car c'est octobre. Le Roi survient, tête nue, échevelé. Comme Hamlet aux fossoyeurs, il leur tient de magnifiques discours, sur l'impossibilité de réaliser son Rêve. Mais Billingdorff et les conseillers sont à sa poursuite. Comprenant que tous ses rêves sont des folies pour le commun des hommes, il monte sur le rocher où devait s'élever le temple du Poète. Billingdorff va l'y rejoindre, et le Roi, l'entraînant avec lui, se précipite dans le lac! Avec lui meurt le Génie que tue sa propre impuissance!

Je n'ai pas accoutumé, pour juger une pièce, de tenir compte du succès que lui fait le public. Le public se trompe souvent. Si *A la Gloire d'aimer* — œuvre indécise — avait laissé une impression mitigée; si *La Princesse Hélène* — œuvre encore fragmentaire — avait forcé l'admiration, *La Mort du Roi* a connu le triomphe. Ce triomphe est mérité. C'est une œuvre magnifique, énorme, grandiose, éclairée par la flamme du génie. Je le dis parce que c'est ma conviction absolue, profonde. Cette œuvre sera jouée ailleurs, elle sera traduite et prendra place à côté des plus belles œuvres de théâtre que l'on connaisse. Elle est émouvante; plusieurs scènes procurent — sans image — le frisson de la Beauté. Mathias Morhardt est un solitaire. Ses œuvres sont le fruit de trente ans de travail obstiné, loin de la Foire sur la place, loin des officines qui font et défont les réputations. Il a voulu que sa ville natale fût la première à le connaître et à l'admirer. Le succès de *La Mort du Roi*, de cette œuvre si haute, est la légitime récompense d'une foi, d'une probité émouvantes. Et maintenant, s'il faut conclure, il sied de se réjouir grandement du succès qu'a emporté M. Morhardt. Ce n'est point un succès de snobisme, c'est encore moins un succès de bluff. La Suisse romande a un dramaturge et un grand écrivain de plus — ou plutôt elle vient de le consacrer. Et puisque, en dehors des efforts du Théâtre de la Comédie, il est question de créer une *Saison de Genève*, chaque printemps, souhaitons qu'elle contribue, en nous révélant des œuvres de la valeur des pièces de M. Morhardt, à donner au théâtre d'idées et au véritable théâtre d'art la place qui lui revient.

GENÈVE GEORGES GOLAY

□□□

BERLINER FRÜHJAHRSSAISON

Im April, wenn die Theater ihre Erfolgstücke in die Provinz oder ins Ausland tragen, wird es in Berlin stiller. Das Repertoire besteht aus alten Ladenhütern, die Besetzung aus zweiten, dritten oder gar siebenten Kräften. Die Größen gastieren, der Fremde lernt die hauptstädtischen Bühnen nicht kennen. Nur an leichtere Schwänke wendet man noch einen Rest von Mühe. So gab es in den Kammerspielen, die immer mehr ein Konversationstheater geworden sind, ein Lustspiel von Sacha Guitry: *Die Einnahme von Berg-op-Zoom*. Es ist amüsant, weil Guitry geschickt mit szenischen Pointen arbeitet. Der Titel deutet darauf hin. Ein Polizeipräfekt prophezeit der Frau, die er liebt, dass er am Datum der Einnahme von Berg-op-Zoom ihren Widerstand besiegt haben wird. Einige Minuten später liegt sie in seinen Armen und reißt die trennenden Kalenderblätter verschämt ab. Dieser Requisitenwitz weist über die sonstigen Kulissenscherze des französischen Schwankes hinaus. Und man könnte bei geringen Ansprüchen fast annehmen, dass Guitry eine Entwicklung der französischen Boulevardleichtigkeiten bedeutete, wenn er im ersten und zweiten Akt nicht den alten Schwindel mitmachte. Trottelkomik, Gegenstandsulk, Wirrwarr, sich öffnende Logentüren, Milieuwitze schaffen ein Durcheinander und lenken ebenso auf eine andere Gattung wie auf einen andern Inhalt. Erst im dritten Akt erfährt man, auf welches Niveau und auf welche Handlung man sich einstellen soll. Dieser Zwiespalt macht das als Partitur für Darsteller und Regisseur oft

feine und anregende Lustspiel lebensunfähig. Der Regisseur hatte die Partitur wenig, die Darsteller Hans Wassmann und Jakob Tiedtke hatten sie vortrefflich verstanden. Den größten Beifall allerdings heimste Leopoldine Konstantin in der Rolle der sich verweigernden, nachgebenden und doch anständigen Frau ein. Leopoldine Konstantin ist Berlins beliebteste Salonschauspielerin. Sie ist schön, wenn auch ein wenig puppenhaft, sie geht leicht, wenn auch ein wenig duvieurhaft, und versteht sich zu kleiden. Vorteile genug! Nur dass ihre schauspielerischen Fähigkeiten über eine äußere Gewandtheit nicht hinauskommen, und in großen Rollen die sprachliche Nüancierung arm bleibt. Eine Darstellerin wie Tilly Waldegg ist ihr überlegen, die kitschig wird, wenn sie sich auf anspruchsvolles Gebiet wagt, die aber in der Salonkonversation nicht ohne Reiz ist. Tilly Waldegg gab im Theater in der Königgrätzerstraße die ehebrechende Gattin in Lothar Schmidts Lustspiel: *Das Buch einer Frau.* Hier ist französische Technik, französischer Witz, französischer Stoff berlinisiert. Aber das Berlinische hat keine Durchschlagskraft. Es hat nicht geschärft und gehärtet, es hat vergröbert. Die Morallosigkeit ist nicht frei, sondern lüstern, die Leichtigkeit schwitzt und die Pointe kommt nicht ohne Kommisgrinsen zustande. Aber damit niemand sich beunruhigt fühlt: zwischen Deutlichkeiten weht es sanft wie in den Fliegenden Blättern. Dennoch hätte Lothar Schmidt die Begabung zu einer neuberlinischen Komödie. Das Erfordernis wäre nur, dass er alle französischen Lustspiele vergäße, sowohl die alten, unanständigen wie die neuen, anständigen, und höchstens das herübernähme, was seinem eigenen Talente, wie die besten Szenen im *Buch einer Frau* zeigen, auch liegt: die Ausbildung der szenischen, der pantomimischen Pointe. Denn hier, im rein Technischen, nicht in einer andern ethischen Einstellung, scheint mir fürs erste die Entwicklung des Unterhaltungsstückes zu liegen. Diese szenische Punktierung soll nicht mit Tricks, Verwandlungen und Überraschungen arbeiten, sie soll nicht die alte Situationskomik erneuern, sie soll keine Beschwerung, sondern eine Entlastung des Wortwitzes bilden. Das Spiel wird leichter, phantastischer und im Gewagtesten reiner, wenn eine pantomimische Symbolik die Dialogpointen entmaterialisiert, indem sie sie ironisiert. Das hat nicht nur Sacha Guitry mit seinen abgerissenen Kalenderblättern gezeigt, das zeigt auch ein Schauspieler wie Eugen Burg, der für die Deutlichkeiten Lothar Schmidts marionettenhaft karrikierende Begleitgebärden erfindet, die den Witz distanzieren. Wenn Herr Burg nicht manchmal noch schmunzelnd auf seine eigenen Gesten hinwiese und so wieder verdeutlichte, wäre das der Stil, den ich meine und den Otto Gebühr für den betrogenen Gatten nur deswegen nicht nötig hat, weil er alles auf sein humoristisches Naturell zurückführen kann.

Die Wagnisse waren musikalische. Der Kapellmeister Richard Falk veranstaltete eine Sonderaufführung von Paisiellos *Barbier von Sevilla.* Zweifellos würde Paisiello heute im Repertoire der besseren Bühnen stehen, wenn Rossini später den selben Stoff nicht noch einmal komponiert hätte. Ohne Vergleiche behauptet sich Paisiello durchaus. Er ist witzig in einigen Ensemblesätzen und, hier darf man nebeneinander stellen: lyrisch wahrer als Rossini. Was fehlt, ist markante Betonung, durchgehender Strom, Fülle des ganzen. Im übrigen scheint die Verwandtschaft mit Mozart größer als mit Rossini. Mozart hat Paisiello überwunden, weil er seine Art steigerte und vollendete, Rossini, weil er mit sicheren Mitteln einen ähnlichen Text

komponierte. Für singende Darsteller ist Paisiellos Oper ein Vergnügen. Die Musik ist an vielen Stellen geradezu mimisch. Francesco d'Andrade sang den Barbier. Wenn es zwei Gruppen von Sängern gibt, eine, die mit der Sinnlichkeit ihrer Stimme ohne körperliche Aktivität körperlich-schauspielerische Eindrücke geben — ihr vornehmster Vertreter ist das Stimmengenie Jadlowker — und eine andere, denen der Gesang die Folge körperlichen Spieltriebs ist, so bedeutet d'Andrade die letzte Ausprägung der zweiten Art. Sein Gesang ist Akzent und Gebärde. Romanisches Rassentemperament gibt eine Nüancierung ohne gleichen. Alles ist Beweglichkeit, Laune, Schwerlosigkeit, Grazie. Die übermütigsten Einfälle sind phantastisch legitimiert. Eine Gestalt d'Andrades ist eine geniale Improvisation.

Das Opernhaus in Charlottenburg gab, als deutsche Uraufführung, Puccinis *Mädchen aus dem goldenen Westen*. Gewiss, es ist ein Reißer von gewalttätigster Agressivität: die Häufung der Spannungen geht bis zur äußersten Grenze, wo die Erregung sich selbst durch Lachen befriedigt. Trotzdem habe ich eine versteckte Schwärmerei für diese Oper, weil sie sich zu ihrem Reißertum bekennt. Die Musik Puccinis täuscht nicht vor und übernimmt sich nicht. Sie brutalisiert, aber sie hat das künstlerische Recht auf ihre Brutalität, weil sie die Energie, die Kraft und das Temperament dazu hat. Auf jeden Fall sind mir musikalische Nervenattacken lieber als blasse Mythenopern schwächlicher Wagnerepigonen. Das Deutsche Opernhaus gab von der schwierigen Massenoper eine ausgezeichnete geschlossene, durchgearbeitete Vorstellung, die auch im Dekorativen geschickt, nur nicht ganz kitschfrei war. Ebenfalls im Deutschen Opernhaus wurde Ernst von Dohnányis Pantomime *Der Schleier der Pierette* aufgeführt. Die szenische Unterlage stammt von Arthur Schnitzler. Sie ist energisch, wirksam. Sie hat Empfindung für die Verdeutlichung durch die Gebärde. Aber dieses Gefühl war nicht stark genug, alles Ballettmäßige abzustoßen. So kommt es zu Geistererscheinungen und überflüssigen Gesellschaftsszenen. Die letzte Konzentration fehlt, die die Musik Dohnányis hat. Sie ist drängend, zwingend. Sie ist körperlich, deutlich. Sie hat etwas Unerbittliches in dem Verlangen nach Ausdruck und Geste.

Auch diese Pantomime kam in Charlottenburg überzeugend heraus. Im Hinblick auf die ungewöhnliche Leistungsfähigkeit der Volksoper erscheint die Trägheit des Königlichen Opernhauses nur noch beschämender. Was ist das für ein Institut, das in acht Monaten eine Première und drei Neueinstudierungen gewagt hat! Das Königliche Schauspielhaus ist schon längst dem Gelächter ausgeliefert. Dabei könnte alles besser sein, wenn das Abgeordnetenhaus den Etat verweigern und die Tagespresse sich endlich zu einem einmütigen Protest aufraffen würde. Anzeichen des Unwillens melden sich. Aber so lange es Kritiker gibt, die primanerhafte Albernheiten, wie das sogenannte Künstlerdrama *Veit Stoß* von Tim Klein ernst nehmen, wird eine Reform aussichtslos sein.

Man kann nicht über Berliner Theater schreiben, ohne sich mit dem Kientopp zu beschäftigen. Täglich wachsen ihm neue Stätten zu und es ist ein beliebtes Zeitungsthema, seine Gefahren für das reguläre Theater abzuschätzen. Die Konkurrenzmöglichkeit wird übertrieben. Gerade die ernsten Bühnen haben von ihm wenig zu fürchten. Niemand wird sich durch Filmdramatik von Shakespeare abhalten lassen. Ängstlich müssen nur die Unterhaltungstheater werden, denn der Kientopp versucht sie auf

ihrem eigenen Felde zu schlagen. Er appelliert an die selben Instinkte, die das Publikum zur Posse und zur Kolportageromantik treiben und befriedigt sie auf bequemerem Wege. Aber ist es ein so großer Verlust, wenn einige Amüsiertheater zugrunde gehen? Wird nicht im Gegenteil eine reinlichere Scheidung möglich sein: das Theater der Kunst, der Kientopp der Unterhaltung? Dabei ist im Augenblick für ein originelles Possenunternehmen noch nicht einmal eine Konkurrenz zu besorgen, weil die Filmschwänke blöde sind. Nur die Vorstadttheater sind jetzt schon erledigt, weil die grausigen Räubergeschichten, die sie pflegen, an Verwegenheit längst vom Kientopp übertroffen sind. Das künstlerische Theater wird auch deshalb nicht verdrängt werden, weil die Entwicklung des Filmschauspiels, wenn es eine solche geben sollte, nach entgegengesetzter Seite gehen müsste: vom Drama zum Epos, von der Szene zum Bild, vom Schauspielerischen zum Pantomimischen. Eine Gefahr besteht nur für die Bühnendarsteller. Da ihre Filmtätigkeit gut bezahlt wird, werden sie sich nicht überzeugen lassen, dass Filmdarstellung und Bühnendarstellung Gegensätze sind. (Bassermann war im Film einfach schlecht; Asta Nielsen, die doch, weiß Gott, kitschig, leer, temperamentlos und schauspielerisch ohne Belang ist, weiß wenigstens, worauf es im Film ankommt und hat Stil.) Der Schauspieler wird unsicher, zwingt sich zu einer fremden Ausdrucksart, verdeutlicht und verliert auf der Bühne das Gefühl für Diskretion. Aber vielleicht geht auch diese Gefahr vorüber, die Berufe teilen sich, man wird Filmschauspieler oder Bühnenschauspieler. Dann haben die Lichtspiele den Zustrom der Theatermitglieder nicht nötig und bezahlen den Bühnenkünstler nicht mehr.

BERLIN HERBERT JHERING

□□□

SCHAUSPIELABENDE

Herbert Eulenbergs Belinde. Das „Liebesstück" hat den Volks-Schillerpreis erhalten. Weder mit dem Volk noch mit Schiller hat es das Mindeste gemein. Sicherlich hat der Dichter nie, auch nur von ferne beim Konzipieren und Schreiben seines Werkes an das Volk oder an Schillers Drama gedacht. Hat er überhaupt an die reale Bühne gedacht? Es ist, als hätte ein nachgeborner Romantiker das Stück, oder sagen wir besser: das Spiel, dieses Liebesspiel geschaffen. Man schlägt das Buch auf. Bei den Personen stoßen wir auf folgende Zusätze: Hyazinth, „ein Mensch vom letzten Adel", Roger, „der Jüngling", Moritz, „ein schönlicher, kleiner Buckel". „Der Schauplatz aller fünf Akte ist Belindens Haus und Herz, gestern, heut und morgen". Wir drehen die Seite und finden vier Stanzen: „Verse auf ihre Urne gestreut". Die zweite Strophe lautet:

Ich träumte dich im violetten Schatten
Des geist- und blutsverwandten Bruders stehen.
Du dachtest stumm an den verschollenen Gatten
Und sahst ihn immer weiter von dir gehen
Auf fernen Meeren, Inseln, wüsten Watten,
Die Zeit ließ seine letzte Spur verwehen.
Da musste selbst ein Herz wie deins ermatten,
Und es begann ganz leise sich zu drehen.

Auf solche Melodien ist das Stück angelegt: auf Zärtliches, Sehnsüchtiges, Verschwimmendes, Verzeihendes. Aber die romantische Ironie bleibt

nicht aus — „und es begann ganz leise sich zu drehen". Wir finden sie auch sonst: in der Vermischung abgeblühter Namen mit Gegenwartsatmosphäre, in der Wahl von Todesarten, die dem Heroismus (des Todes für ein heiß- und einziggeliebtes Wesen) einen Stich ins Komische geben: dem Sicherschießen einem amerikanischen Duell zufolge; dem Sichverhungern, beginnend mit dem schlagkräftigen Abweisen eines Zinntellers mit Austern. Und Belinde, die aus dem Leben und damit ihren Herzenskonflikten aus dem Wege geht (wem soll sie die Treue halten: dem Gatten, der wieder heim kam, während er für verschollen galt, oder seinem Ersatzmann, dem Jüngling, der lieber aus der Welt ging, als freiwillig auf Belinde zu verzichten?) — Belinde stiehlt, um sich den Tod beizubringen, dem Bruder Hyazinth die Morphiumpulver, die ihm einzig und allein das gemeine Leben erträglich machen.

Die Ironie spöttelt in das Drama hinein. Sie hat sogar in diesem Hyazinth eine Figur geschaffen, um die sämtliche Romantiker Herbert Eulenberg beneiden dürfen: den aus Ästhetizismus nur *par distance* Liebenden — „ich liebe in die Ferne, so etwas Herrliches lässt man doch nicht erwidern. Ich lebe der unsterblichen, unerfüllten Liebe", so spricht er zu Belinde —, den Mann mit den Handschuhen, der vor der Sinnenwelt zurückschreckt; sich ein Wolkenkukuksheim zurecht macht, in dem nur mit irrealen Größen gerechnet wird und die Dinge dieser Welt mit einer pflichtwidrigen Nachlässigkeit, mit einem selbstbewussten Zynismus behandelt werden, die ans Strafbare grenzen; der sich zum Gericht an sich selbst durchaus nicht entschließen kann, weil er alles Irdische zu sehr als irrelevant zu betrachten sich gewöhnt hat und darum auf den sogenannten Ehrenkodex pfeift. Trotz den zärtlichen, liebkosenden Stanzen an Belinde kommt man von dem Eindruck nicht los, als ob Eulenberg dieser Hyazinth immer mehr die Hauptperson seines Stückes geworden wäre, nicht bloß als genial erdachte Kontrastfigur zu den drei Liebenden, Belinde, ihrem Gatten und „dem" Jüngling, die an ihrer Leidenschaft zugrunde gehen, während Hyazinth für etwas zu sterben, was wir in Wirklichkeit gar nicht besitzen, was er nur aus der Ferne adorieren will, nicht die mindeste Lust hat, auch dann nicht, als er sieht, dass er mit seinem Phantasie-Ideal recht schlimm in den Kot hineingeraten ist.

„Und alles war ein Spiel." Das ist's, was letzten Endes dieses Liebesstück zu einem schlechten Drama macht. Es ist, als habe der Dichter absichtlich alles getan, um in uns keine tiefere Anteilnahme an seinen Figuren des Liebesdramas aufkommen zu lassen. Wir hören sie nur reden, wir sehen ihnen nicht ins Herz. Sie kämpfen auch nicht. Sie bleiben hinter einem Schleier. Bezeichnend, wie in diesem Stück die Personen auf die Bühne treten und von ihr abgehen. Wie in einem Taubenschlag. Sie sind da, sie verschwinden nach reiner Dichterwillkür. Er braucht sie just, er braucht sie just nicht: das regelt die Türbewegungen. Hat Eulenberg wirklich an die Bühne gedacht? — In den Stil seiner Verse (und neben diesen steht, auch wieder mehr willkürlich als aus innerer Notwendigkeit oder tieferer seelischer Konsequenz, Prosa; Hyazinth wird der Vers versagt) — in den Stil dieser Verse, in ihre Form hat Eulenberg sein poetisches Künstlertum voll und rein einströmen lassen. Schade, dass diese dichterischen Schönheiten mehr nur wie ein prachtvolles Kleid sich ausnehmen; dass das geistvoll Gedachte, seelisch Erleuchtete so vieler Stellen wesent-

lich den funkelnden Glanz aufhellender Aphorismen hat. Und wir lechzen danach, Menschen von Fleisch und Blut reden zu hören, den tiefen Seelenklang von Menschen zu hören, die an Eros höchste Seligkeit erleben und höchste Bitterkeit erleiden.

Kerr schrieb einmal von Eulenberg — bei Anlass des Dramas *Der natürliche Vater*: „Ist Eulenberg ein Dichter? Menschlich ist er es: im Sinn eines innerlich dahinblühenden Mannes. Künstlerisch? Es lässt sich äußern: er hat mancherlei Stoff zu einem Dichter . . . Dies aber äußern wir nun schon seit zehn Jahren, zum Donnerwetter. Wann macht er Ernst?" Das war Anfang 1910. Auch die Belinde von 1912 ist noch keine Erfüllung. Aber auch von ihr kann gesagt werden, was der Berliner Kritiker damals beifügte: „Trotz alledem singt in mir beim Gedanken an dieses Stück auch ein Gedanken an Schönheit." Und dann, wie gesagt, bleibt die Gestalt des Hyazinth.

ZÜRICH H. TROG

□□□

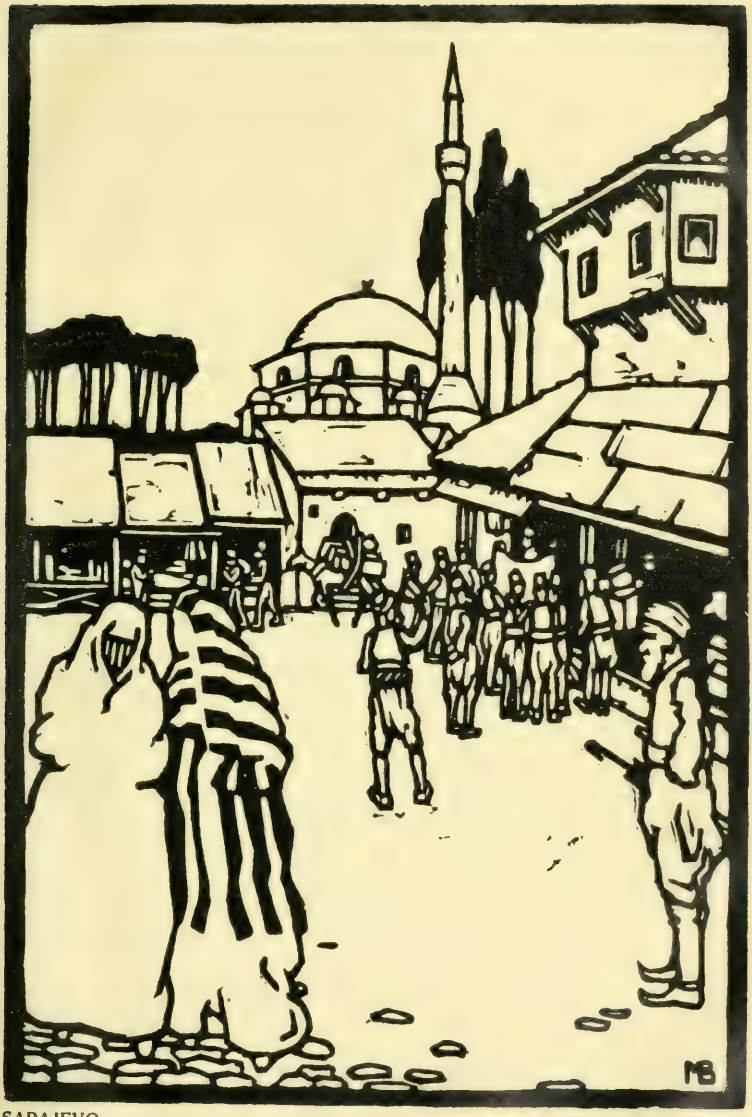
KURZE ANZEIGEN

Im Verlag von Herder, Freiburg i. B., ist der dritte Band des *Lehrbuches der Nationalökonomie* von *Heinrich Pesch* S. J. erschienen. Es hat einen Umfang von beinahe 950 Seiten und behandelt die allgemeine Volkswirtschaftslehre. Der Verleger will in diesem Teile „die aktiven Ursachen im volkswirtschaftlichen Lebensprozesse" klarlegen. Schon die ersten beiden Bände des hochbedeutenden greisen Jesuiten haben auch bei der religiös total indifferenten deutschen Fachkritik die verdiente Anerkennung gefunden. Der katholisch-soziale Standpunkt tritt nirgends aufdringlich hervor, wohl aber treffen wir überall eine tolerante Haltung gegenüber anderen Lehrmeinungen an. Das Werk von Pesch darf neben die besten Lehrbücher der modernen Nationalökonomie gestellt werden; die theoretischen Formulierungen sind so scharf und klar und die Darstellung hält sich absolut frei von allem überflüssigen Beiwerk, dass die Lektüre des Werkes zum erhabenen Genuss wird. Die meisten Urteile, die Pesch fällt, gründen sich auf sorgfältige theoretische Kenntnisse und eine tiefe Einsicht in die modernen wirtschftlichen und sozialen Zusammenhänge. Wie gewandt Pesch schwere theoretische Probleme meistert, zeigen die Ausführungen über die gegenwärtige Krisis in der Nationalökonomie.

Die ersten beiden Bände sind bei uns wenig bekannt. Sollen wir das Gute, ja das Hervorragende, wenn es von der „anderen Seite" kommt, grundsätzlich ignorieren? Das wäre eine Borniertheit, die sich rächen könnte. Oder sollte uns ein Gruseln befallen, wenn zufällig einer die Buchstaben S. J. hinter seinen titellosen Namen setzt? E. Fueter hat in seiner großangelegten Geschichte der neueren Historiographie gegen allen Usus auch der Geschichtschreibung der Jesuiten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Darf man es, wenn sie auf nationalökonmischem Gebiete etwas Tüchtiges leisten, nicht auch tun?

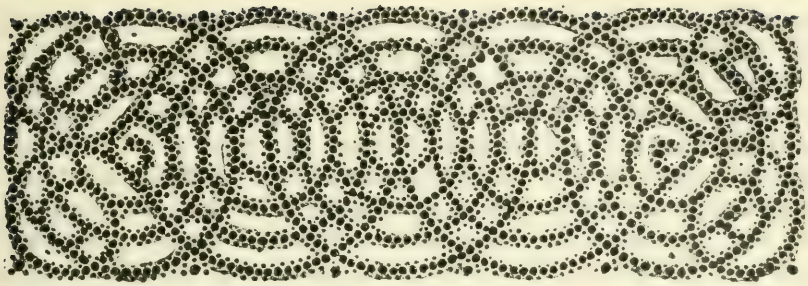
ZÜRICH PAUL GYGAX

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750



SARAJEVO

MAX BUCHERER 1912



AU CONSEIL FÉDÉRAL

Depuis longtemps on n'a vu situation aussi embrouillée pour une élection au Conseil Fédéral. C'est une mêlée confuse des partis, des régions et des intérêts; on invoque les „principes" les plus divers; mais je cherche en vain l'idée fédérale.

Au moment où j'écris ces lignes (mercredi 28 mai), voici la liste des candidats: M. Calonder, présenté par les radicaux grisons; M. Marc Peter, candidat officiel des radicaux genevois; le colonel Audéoud, énergiquement soutenu par le *Journal de Genève*; M. Couchepin, présenté par le *Confédéré*. Neuchâtel hésite entre M. Pettavel et M. Calame. Les jeunes-radicaux genevois semblent ne pas renoncer à la candidature Rosier; et d'autres encore réservent (dit-on), pour le dernier moment, une candidature Charbonnet. M. von Planta s'efface devant M. Calonder, et c'est un geste chevaleresque à remarquer tout particulièrement.

Verrons-nous surgir d'autres candidatures encore? C'est très possible, puisque nos hommes politiques semblent avoir perdu le sens de l'orientation. D'où provient ce foisonnement inusité?

La Suisse romande estime que M. Motta représente au Conseil Fédéral, non le Tessin, mais la minorité catholique, et dès lors, elle demande à avoir, à côté de M. Décoppet, un deuxième représentant. En admettant que ces prémisses soient justes, il importait de se mettre d'accord sur le nom d'un candidat de valeur indiscutable; si la Suisse romande avait présenté M. Eugène Borel, l'élection était assurée; mais M. Borel, né Neuchâtelois et habitant Genève, est un „déraciné"; défaut physique, auquel s'ajoute cette tare morale: de n'être pas aveuglément soumis à la discipline radicale. Voilà pourquoi on a écarté d'emblée un homme de très grande valeur . . . Résultat? le gâchis. M. Peter,

inconnu en dehors de Genève, n'a aucune chance de réussir; M. Audéoud, de premier ordre comme homme et comme chef militaire, n'a point encore accepté de candider contre M. Calonder, et reconnaît lui-même, avec une belle franchise, que ses soixante ans sont un obstacle sérieux. Le nom de M. Couchepin est-il présenté avec son consentement? La candidature est certainement intéressante, très sympathique; il ne faut pas la perdre de vue; mais dans les circonstances présentes, elle a peu de chances. — En résumé: la Suisse romande écarte, sans discussion, l'homme le plus qualifié, qui serait M. Borel; et elle éparpille ses voix sur six ou sept candidats. Si la Suisse allemande choisit ailleurs, la faute n'en sera vraiment pas à elle.

Du reste, les prémisses posées plus haut sont-elles bien exactes? M. Motta ne représente-t-il que la minorité catholique?

Le *Vaterland* l'affirme, et se trouve d'accord, pour une fois, avec le *Journal de Genève*; mais pour des raisons très différentes. Le caractère et la grande intelligence de M. Motta lui donnent certainement une autre notion de ses devoirs actuels; il peut fort bien défendre les intérêts légitimes d'une minorité sans s'enfermer dans cette minorité; et il me paraît qu'il représente, d'une façon tout à fait remarquable, la mentalité *latine* au Conseil Fédéral; on grandit les hommes en faisant appel à ce qu'ils ont de plus haut et de plus libre; voir en M. Motta exclusivement le Tessinois et le catholique, c'est contredire étrangement la réception faite en mars au poète Chiesa, c'est pratiquer des idées étroites et intolérantes, funestes à l'idée suisse.

De fait, la Suisse latine a deux représentants au Conseil Fédéral; je voudrais qu'elle en eût trois et je vais plus loin encore: à toutes les raisons organiques qui parlent en faveur d'un Conseil de *neuf* membres, s'ajoute cette raison pratique qu'une répartition plus équitable des sièges en serait très facilitée. Dans un Conseil de neuf membres, les cinq cantons à grandes villes devraient être toujours représentés, s'ils ont les hommes nécessaires (Bâle, Berne, Genève, Vaud, Zurich); et les quatre autres sièges serviraient à équilibrer la représentation des minorités, langues et régions. Avec le système de sept membres on se heurte fatalement à des difficultés, qui sont ressenties par quelque région comme autant d'injustices.

L'an dernier, lors de la succession Deucher, M. Calonder était déjà en première ligne, et l'élection de M. Schulthess fut une

surprise. Il n'y a pas lieu de revenir sur les détails de cette surprise, si ce n'est pour constater que les Grisons ont été froissés par le mode de procéder plus encore que par l'échec de leur candidat; ils ont manifesté leur colère bruyamment, et ils ont même boudé; dans la vie politique, la bouderie est une faute plus grave encore que dans la vie individuelle; mais enfin, le fait essentiel c'est que les titres indiscutables de M. Calonder n'ont pas varié depuis un an. Lui reprocher son vote dans l'affaire du Gothard, ou combattre en sa personne le projet du Splugen, c'est un vilain procédé. Il importe que le Splugen se discute loyalement, au grand jour, et non au scrutin secret d'une élection. Les affaires de chemins de fer introduisent chez nous des mœurs de suspicion et des ostracismes indignes d'une saine démocratie. On parle de quelque outsider de la Suisse allemande qui, au dernier moment, distancerait M. Calonder; je me refuse à admettre la possibilité d'une pareille manœuvre.

Malheur à nous, si nos députés en arrivaient à oublier les règles élémentaires qui doivent déterminer le choix d'un conseiller fédéral: En première ligne, la valeur morale et intellectuelle de l'homme; ensuite, l'équilibre entre la Suisse allemande et la Suisse latine; en dernier lieu, les intérêts régionaux. Voilà les principes; le reste, c'est de la cuisine.

Cela étant, la situation se débrouille: M. Borel n'est pas porté; M. Audéoud, d'ailleurs trop âgé, a déclaré ne pas candider contre M. Calonder; M. Couchepin est affaibli par les efforts qu'on fait pour d'autres. Il ne reste vraiment que M. Calonder.

Il faut souhaiter que la Suisse française fasse un de ces gestes généreux que la République demande tour à tour à chacun de ses enfants; geste de renoncement, dur à l'amour-propre, mais profitable à la patrie entière. Entre Suisses ne faisons pas trop d'arithmétique, mais prêtons-nous les uns aux autres. Rabelais écrivait en 1546: „De cestuy monde rien ne prestant, ne sera qu'une chienerie . . . Entre les humains, l'un ne sauvera l'autre: il aura beau crier à l'aide, au feu, à l'eau, au meurtre, personne n'ira à secours. Pourquoi? Il n'avait rien prêté, on ne lui devait rien. Bref, de cestuy monde seront bannies Foi, Espérance, Charité: car les hommes sont nés pour l'aide et secours des hommes."

ZURICH E. BOVET

□□□

BETRACHTUNGEN ZUR ANNAHME DES GOTTHARDVERTRAGS

(Schluss.)

EISENBAHNVERSTAATLICHUNG UND ALPENBAHNEN

Man hat in letzter Zeit oft ein Wort des 1894 verstorbenen Bundesrats Schenk angeführt: „*Das Ausland wird uns nicht durch Waffen unterwerfen, — die Verträge werden uns erwürgen.*"

An diesem Wort ist gewiss etwas Wahres und diese Erkenntnis liegt ja auch der Staatsvertragsinitiative zu Grunde. Daran ist aber nicht das Ausland, sondern der Umstand Schuld, dass es in der Schweiz immer schwerer hält, große Entscheidungsfragen anders als vom engen Gesichtspunkt der Regional- oder Parteipolitik zu beurteilen. Das hat man nun beim Gotthard- und Simplonvertrag wie bei Anlass der Verstaatlichung der Eisenbahnen zur Genüge erfahren. Das Wort von Bundesrat Schenk macht die Forderung noch berechtigter, das Volk selbst solle sein Bestimmungsrecht bei wichtigen Verträgen nicht an eine, gerade bei Eisenbahnfragen in der Hauptsache mehr von regionalen und parteipolitischen Gesichtspunkten geleitete Bundesversammlung *endgültig* abtreten, sondern sich das letzte Wort selbst wahren.

Es wäre ungerecht, die wenig erbauliche, durch Simplon- und Gotthardvertrag entstandene heutige Lage einfach auf die Eidgenössischen Räte abschieben zu wollen. Die Grundlage, dass Verträge wie der Simplon- und der Gotthardvertrag *überhaupt* entstehen konnten, bildet die vom Volk 1898 mit großem Mehr genehmigte *Verstaatlichung der schweizerischen Hauptbahnen,* eine Tatsache, die sich jedenfalls für die innerpolitische und finanzielle Unabhängigkeit der Schweiz bis jetzt nicht als so glücklich erwies, als man uns damals glauben gemacht hat.

Es fällt uns trotzdem nicht ein, die uns in unsrer Bewegungsfreiheit stark einengenden Verträge über Simplon- und Gotthard ohne weiteres in das Schuldbuch der Eisenbahnverstaatlichung zu schreiben. Man hätte zum Beispiel nur die Verstaatlichung der Gotthardbahn hinausschieben oder sie vorsichtiger betreiben sollen, so hätte sie keinerlei Störungen verursacht. Das ist heute klar nachgewiesen.

Wir betonen nur, dass jene Recht gehabt haben, die als Folge der Verstaatlichung Situationen vorausgesehen haben, denen sich die Führer des Landes möglicherweise *nicht* gewachsen zeigen könnten. Das war ein Hauptgrund, warum man einst unter Führung von Numa Droz energisch Stellung gegen die Verstaatlichung genommen hat. Auch der Schreiber dieser Zeilen gehörte zu den Schuldigen. Bundesrat Forrer hat im Nationalrat auf eine Schrift von 1897 gegen den Rückkauf Bezug genommen, worin geschrieben steht:

Die Annahme der Rückkaufsvorlage ist mit Recht als ein Sprung ins Dunkle bezeichnet worden. Sie bringt uns in eine sichere dauernde Verschuldung gegenüber dem Ausland, sie gefährdet unsere finanzpolitische und in Zeiten der Not sogar die politische Unabhängigkeit, sie begünstigt das politische Strebertum und eine ungesunde wirtschaftliche und finanzielle Abhängigkeit der Kantone vom Bunde, welche die Kantone allmählich ihrer Würde entkleidet und ihnen alle Selbständigkeit nimmt."

Dazu bemerkte Bundesrat Forrer:

Zur Begründung dieses Verdammungsurteils ist aber in allen vorausgehenden 184 Druckseiten mit keinem Worte der besondern Stellung der Gotthardbahn und der daraus entstehenden Schwierigkeiten Erwähnung getan.

Man muss zugeben, dass dazu Anlass vorhanden gewesen wäre, vollends nach den Worten von Ständerat *Isler* bei der Verstaatlichungsdebatte. Er bemerkte unter anderm:

Für mich war von Anfang an klar, dass die vier Hauptlinien Jura-Simplonbahn, Zentralbahn, Nordostbahn und Vereinigte Schweizerbahnen in dem Rückkaufsprogramm zu stehen haben. In bezug auf die Gotthardbahn lag für mich die Sache nicht so einfach.

Warum ich von der Gotthardbahn rede, geschieht aus folgendem Grunde. Es war früher eine Art Rätsel, ob man den Gotthard verstaatlichen könne oder nicht, ob Staatsverträge da entgegenstehen oder nicht. Wer sich nicht näher mit der Sache befasste, hatte das Gefühl, es gehe nicht wohl an. Man dachte an die Subventionen, die die Staaten leisteten, und sagte, die Schweiz könne dieselben doch nicht wohl zurückzahlen. Später kam man dahin, zu erklären: es geht viel leichter, als man glaubte: die Schwierigkeit, die man voraussetzte, ist im Grunde nicht vorhanden, und ich gebe gerne zu, dass in dieser Beziehung die Botschaft die Bedenken ziemlich zerstreut und die Sache sich für einen, der logisch und juristisch die Angelegenheit sich zurecht legt, sehr vereinfacht.

Nun bin ich für mich nicht ganz sicher, ob bezüglich der Subventionen das das letzte Wort sein kann oder sein wird, dass man einfach eine getrennte Verwaltung einführt und alles im übrigen beim Alten lässt, und ob wirklich die am Staatsvertrag Beteiligten sich damit zufrieden geben. Ich weiß darüber gar nichts; aber mir ist, der Bundesrat sollte uns darüber

eine Aufklärung geben, jetzt oder später, ob man in dieser Beziehung auf keine Schwierigkeiten stoße. Denn Schwierigkeiten, die sich aus dem Staatsvertrag ergeben würden, könnten wir von uns aus nicht lösen.

Mat hat den Herren Isler und Berthoud das Gutachten der Herren Speiser, Scherz, Ador und Comtesse entgegengehalten und die Gemüter zu beruhigen gesucht. Es war wirklich nicht die Aufgabe der Gegner der Verstaatlichung, die *jede* Verstaatlichung bekämpften, auch die der Gotthardbahn, noch die Verstaatlichungs-*möglichkeit* der Gotthardbahn zu untersuchen. Wir geben aber gerne zu, dass sich über die Frage des Rückkaufs der Gotthardbahn *alle* getäuscht haben: juristische Subkommission, Bundesrat, Eidgenössische Räte, Freunde und Gegner der Eisenbahnverstaatlichung, sonst wäre dieser Kernpunkt im Kampfe für und gegen die Eisenbahnverstaatlichung viel mehr ausgenützt worden. Insofern war der Einwurf des Herrn Forrer nicht ganz unbegründet.

Im übrigen aber ist zu sagen: Noch nie ist die *ungesunde wirtschaftliche und finanzielle Abhängigkeit der Kantone vom Bund* als indirekte Folge der Eisenbahnverstaatlichung klarer vor Augen getreten als während der Beratung des Gotthardvertrages. Und nicht minder die *Gefährdung der politischen Unabhängigkeit.* Der Simplon- und der Gotthardvertrag haben es vollauf gerechtfertigt, wenn die Eisenbahnverstaatlichung als „ein Sprung ins Dunkle" bezeichnet wurde. Es scheint am Platz, diesen Punkt näher zu erörtern. Er gehört zu den wichtigsten Erscheinungen, die bei Anlass der Beratung des Gotthardvertrags zu Tage getreten sind.

* * *

Wenn man über die Folgen der Eisenbahnverstaatlichung urteilen will, so muss man zwei Dinge klar auseinanderhalten: die politischen und finanzpolitischen Wirkungen nach innen und außen einerseits, und anderseits das wirtschaftliche Verkehrsergebnis für das Innere der Schweiz. Es gibt Leute, die es fast als ein Vergehen betrachten, wenn man die Frage der Zweckmäßigkeit der Eisenbahnverstaatlichung heute überhaupt noch aufwirft. Auch Herr Forrer scheint aus diesem Gefühl heraus gesprochen zu haben.

Bevor wir auf die politische Seite eintreten, mögen einige Worte über das wirtschaftliche Ergebnis folgen, das unter Um-

ständen ja so groß sein kann, dass man auch Einbußen auf einem andern, dem politischen Gebiet verschmerzen kann.

Der abgetretene Präsident der Generaldirektion der Bundesbahnen, Herr *Weißenbach,* hat das wirtschaftliche Ergebnis der Eisenbahnverstaatlichung im *Archiv für Eisenbahnwesen* 1912, Heft 4 und 5, einer Besprechung unterzogen. Er gelangt zu den nicht sehr ermutigenden Schluss:

Bei vorsichtiger Geschäftsführung ist die Lage der Bundesbahnen auch für die Zukunft als gesichert zu betrachten, und es sind die großen volkswirtschaftlichen Vorteile der Verstaatlichung ohne finanzielle Opfer erreicht worden.

Er unterliegt keinem Zweifel, dass in den ersten zehn Jahren der Verwaltungstätigkeit der Bundesbahnen sehr viel erreicht worden ist. Die große und verdienstliche Arbeit, die in den letzten Jahren von General- und Kreisdirektionen für die finanzielle Rekonstruktion der Bundesbahnen geleistet wurde, hat die gebührende Anerkennung gefunden. Aber das berechtigt nicht zu der im Schlußsatz der besprochenen Abhandlung enthaltenen Annahme, dass das Ziel, das man bei der Verstaatlichung im Auge hatte: *Die Schweizerbahnen dem Schweizervolk!* schon erreicht sei.

Die Bundesbahnen haben ihre Aufgabe in erster Linie gegenüber ihrem *Personal* erfüllt. Der Referent der ständigen Kommission hat in einer der letzten Verwaltungsratssitzungen ausdrücklich betont, dass „mit diesen Zugeständnissen die Grenze erreicht sei, bis zu welcher das Wohlwollen gegenüber dem Personal mit Rücksicht auf die finanzielle Lage der Bundesbahnen ausgedehnt werden dürfe. Allen weitergehenden Postulaten der Personalverbände, welche noch aufrecht erhalten werden sollten, müsste deshalb die ständige Kommission entgegentreten".

Den Hauptvorteil von der Verstaatlichung hatte also ganz entschieden bis heute das Personal. Die Besoldungsfragen bildeten neben den Baufragen der Hauptgegenstand der Beratungen des Verwaltungsrates und die Darstellung dessen, was alles auf diesem Gebiete geleistet worden ist, nimmt einen wesentlichen Teil der erwähnten Arbeit in Anspruch. Eine richtige Behandlung des Personals liegt ja auch im Interesse eines jeden Geschäftes, das leistungsfähig sein will, und vor allem einer Verkehrsanstalt. Aber zu den volkswirtschaftlichen Aufgaben, derentwegen man geglaubt

hat verstaatlichen zu müssen, hat die Personalfrage nicht gehört; denn die Leistungen der Gotthardbahn hat man auch heute erst knapp erreicht und das Personal hätte sich dank seinen starken Verbänden auch ohne Verstaatlichung geholfen.

Auch das *Lokomotiv- und Wagenmaterial* ist bedeutend besser geworden. Man hat viele wertvolle Zugsverbindungen eingeschaltet, große Bahnhofumbauten sind oder werden ausgeführt; neue Linien mussten allerdings so zu sagen keine erstellt werden. Das reisende Publikum hat unbestritten viel gewonnen.

Damit soll nicht gesagt werden, dass die Privatbahnen viel weniger getan hätten oder hätten tun müssen, hätten sie konkurrenzfähig bleiben wollen; eine richtige Kontrolle für Instandhaltung der Bahnen und der Bahnhöfe von Bern aus, woran es *vor* der Verstaatlichung mehr mit als ohne Absicht bedenklich gehapert hat, hätte ein übriges getan.

Viel zu wenig von der Verstaatlichung gespürt haben bis heute *Industrie und Handel,* die in der Hauptsache immer noch die alten hohen Tarife bezahlen; die Reorganisation der Gütertarife ist eine Aufgabe, die erst noch gelöst werden muss. Die Verstaatlichung hatte nur einen *wirtschaftlichen* Sinn, wenn man energisch entschlossen war, die ohnehin schwierige Exporttätigkeit durch angemessene Tarife zu unterstützen und dem internen Handel und der Fabrikation aufzuhelfen. Das ist bis jetzt nur in ganz ungenügendem Maß geschehen. Die Schweiz hat bis zur Stunde immer noch fast durchgehend viel höhere interne Gütertarife als die uns umgebenden Staaten. Der Tonnenkilometer kostet durchschnittlich in der Schweiz 8 Rappen, auf den preußischen und hessischen Staatsbahnen 4,5 Rappen, in Frankreich zirka 4 Rappen.

Was auf diesem Gebiet noch zu leisten wäre, ist durch die Bewegung zu gunsten der Rheinschiffahrt und der Förderung der südlichen Getreidezufahrten zur Genüge gezeigt worden (*Wissen und Leben,* Bd. XI, S. 513, 1. Februar 1913: Brotversorgung der Schweiz und Rheinschiffahrt). Und was man gegenüber den sogenannten schweren Industrien, wie Granit, alles bis jetzt *nicht* getan hat, ist in letzter Zeit ebenfalls vor aller Öffentlichkeit laut geworden anlässlich der Verhandlungen über den Zusammenbruch

der tessinischen Granitwerke, an dem allerdings nicht nur ungünstige Frachtenverhältnisse mitgewirkt haben.

Aus diesen wenigen aber wichtigen Erscheinungen geht allein schon mit aller Klarheit hervor, dass man nicht das Recht hat, zu sagen, die großen volkswirtschaftlichen Vorteile der Verstaatlichung seien erreicht worden.

Jedenfalls sind sie bis jetzt nicht so groß, dass man die politischen Nachteile darob vergessen könnte.

* * *

Diese politischen Nachteile nun sind derart, dass unter allen Umständen festgestellt werden muss, dass die Eisenbahnverstaatlichung die *staatsrechtliche Stellung der Schweiz* nicht verbessert sondern *verschlechtert* hat. Dazu ist kein langer Kommentar erforderlich. Man braucht, abgesehen vom Gotthardvertrag, nur auf die keineswegs harmlose Milliardenverschuldung gegenüber Frankreich hinzuweisen und auf den fatalen *Simplonvertrag,* der die Schweiz unter anderm zwingt, einen zweiten Tunnel zu bauen, ob sie will oder nicht.

Auch die *internen politischen Gefahren,* die durch die Verstaatlichung geschaffen worden sind, darf man nicht gering anschlagen. Sie bestehen darin, dass die maßgebenden Politiker jederzeit über ein großes Beamtenheer verfügen können, wenn sie ihm nur die *nötigen Konzessionen* machen. Es sei an die letzte Versicherungskampagne erinnert, wo man in ungesetzlicher Weise den Eisenbahnern noch kurz vor der Abstimmung Zusagen gemacht hat, zu denen man gar nicht berechtigt war, bloß um einer Vorlage durchzuhelfen, die sie sonst hätten verwerfen müssen. So wird man auch in Zukunft vorgehen. Die Politik und Popularitätssucht haben auch im Schoße des Verwaltungsrats der Bundesbahnen hin und wieder eine viel zu große Rolle gespielt, die nicht zum Nutzen der Bundesbahnen war.

Das sind allerdings Begleiterscheinungen, die man mit der Verstaatlichung ohne weiteres in den Kauf nehmen musste, ebenso den Umstand, dass durch die infolge der Verstaatlichung entstehende *Abhängigkeit vieler Regierungen vom Bund* die politischen Minderheiten politisch zum Teil entwurzelt werden, was sich auch seither zur Genüge bewahrheitet hat.

Man braucht alle diese Punkte bloß anzudeuten, um sich klar zu werden, dass *heute* jedenfalls noch nicht der Moment da ist, um über Licht- und Schattenseiten der Eisenbahnverstaatlichung das Endurteil zu fällen, sowie darüber, ob sie der Schweiz zum Segen oder Unsegen gereiche. Man kann nur sagen, die Bundesbahnbehörden haben die Aufgabe der Verstaatlichung so gut als möglich gelöst, und so weit es die *Generaldirektion* betrifft, ist dies geschehen, ohne nach rechts oder links zu schauen. Die Bundesbahnbehörden und vor allem die General- und Kreisdirektionen haben wesentliche Erfolge aufzuweisen; aber dass sie am Ziel der Aufgabe auch nur annähernd angelangt seien, davon ist gar keine Rede. Über diesen Punkt kann man dann vielleicht einmal in zehn Jahren reden, wann man sieht, was die Bundesbahnen für die Hebung der Exporttätigkeit des internen Handels und der Fabrikation, sowie für die Lösung der großen wirtschaftlichen Fragen des Landes (Brot- und Kohlenversorgung, Rheinschiffahrt usw.) mit und ohne Hilfe des Bundes geleistet haben, und wann die Gotthard-, Simplon- und Ostalpenfrage sich noch mehr abgeklärt haben werden.

* * *

Diese Erörterungen haben lediglich den Zweck, dass man sich über den Stand der Dinge klar werden soll. Die großen Gefahren, die für ein demokratisches Staatswesen die Verstaatlichung der Hauptbahnen und die damit in Zusammenhang stehenden *Alpenbahnverträge* bedeuten, sind während der Verhandlungen über den Gotthardvertrag fast mit erschreckender Deutlichkeit zutage getreten.

Über die Simplon- und Gotthardverträge, die mit der Eisenbahnverstaatlichung zusammenhängen, braucht man nicht weiter zu reden. Darüber ist genügend geschrieben worden.

Auch der alte Gotthardvertrag hätte die Schweiz *dank der Verstaatlichung* in eine Abhängigkeit für den Verkehr von Nord nach Süd gebracht. Die Frage war nur, bei welchem Vertrag die Interessen und die Würde der Schweiz am wenigsten verletzt werden. Baut man noch den Splügen, wozu natürlich ein *Staatsvertrag mit Italien* gehört, einerlei, ob der Bund die Bahn baute oder nicht, dann ist die eisenbahnpolitische Einkreisung der Schweiz

vollendet. Es dürfte dann mehr als wahr werden, was Professor *Burkhardt* im „Politischen Jahrbuch" sagt: „Berechtigte Sorge bereitet die Einsicht, dass die Schweiz trotz ihrer völkerrechtlichen Unabhängigkeit die Gefahr läuft, durch ihre wirtschaftlichen und personellen Beziehungen mehr und mehr in die tatsächliche Abhängigkeit ihrer mächtigeren Nachbarn zu geraten."

Beunruhigend ist ferner, dass sich die Schweiz als Folge der Eisenbahnverstaatlichung immer mehr in drei Alpenbahnregionen scheidet, *die alle möglichst viel von den Bundesbahnen begehren:* die Lötschbergregion, die Ostalpenbahnregion, und in der Mitte hat die Vereinigung der Gotthardfreunde eine Verteidigungsstellung bezogen, die sehr viel besagt. In dieser Erscheinung liegt die größte Gefahr für unser Land und für die Unabhängigkeit des Parlamentes. Sie erklärt, warum die große Mehrheit nach rein regionalen Gesichtspunkten in Sachen des Gotthardvertrages gestimmt hat, wenn man auch die nationalen Gesichtspunkte in den Vordergrund schob. Wir fürchten, es wird nicht besser werden, sondern die wirtschaftlichen Gegensätze dürften sich noch schärfer gestalten.

Auch die Freunde der *Ostalpenbahn* haben bei der Gotthardvertragsdebatte ihre Kampfstellung mit aller Energie bezogen. Wir können nicht umhin, mit Rücksicht auf die nächste Entwicklung der Dinge in Sachen von Eisenbahnverstaatlichung und Alpenbahnen auf die gemachten Feststellungen hinzuweisen. Zunächst hat sich der Chef des Eisenbahndepartements wie folgt geäußert:

Herr Calonder hat in der Kommission des Ständerates seine Bedenken mit Bezug auf den vorliegenden Vertrag geltend gemacht und gewisse Fragen gestellt. Ihm hat unter andern der Sprechende geantwortet, und zwar was? Ich habe erklärt, dass er nach meinen Begriffen die Sache, der er einen großen Teil seiner Zeit, ja seines Lebens gewidmet habe und widme, nicht fördere, wenn er gegen den Gotthardvertrag auftrete, weil ja unzweifelhaft von der Anhandnahme der Frage, die ihn beschäftigt, keine Rede sein könne, bevor die Gotthardfrage erledigt sei. *Ich fügte bei, dass er um so mehr annehmen könne, es sei mir mit dieser Bemerkung ernst, als ich, wie er ja ganz genau und seit vielen Jahren wisse, mit den Bestrebungen, für die er einstehe, durchaus sympathisiere . . .*

Auch der erste Berater des Herrn Forrer, Herr *Pestalozzi,* Chef der verwaltungstechnischen Abteilung, hat sich schon längst als Anhänger der Splügenbahn bekannt. Das Eisenbahndepartement hat also mit der Erklärung seines Chefs mehr oder weniger

Stellung genommen, nicht aber der Bundesrat. Herr *Schulthess* äußerte sich:

In Beziehung auf die Ostalpenbahn möchte ich nicht ermangeln, noch diejenige Erklärung zu wiederholen, die ich bereits im Nationalrate im Namen des Bundesrates abgegeben habe. Der Bundesrat hat, solange ich ihm angehöre, und auch vorher, so viel ich weiß, nie ein Wort über Greina oder Splügen, nie ein Wort über das System Staatsbahn oder Privatbahn verhandelt.

Die Herren *Raschein* und *Calonder* haben, was nicht zu verwundern ist, den Anlass benutzt, um in den beiden Räten für die Splügenlinie Propaganda zu machen. Herr Raschein bemerkte unter anderm:

Wir haben also den neuen Gotthardvertrag von den zwei großen Gesichtspunkten aus zu betrachten: Erstens kann er vom eidgenössischen Standpunkt aus und zweitens kann er vom Splügenstandpunkt aus angenommen werden . . .

Dagegen hat Herr Bundesrat Forrer gesagt, für den Bau der Ostalpenbahn sei ein Bundesgesetz nötig, das dem Referendum zu unterstellen sei. Dagegen müssen wir Einsprache erheben. Der Bund mag, wenn er will, den Splügen selber bauen; wenn aber etwa die Absicht bestände, mit Bundesgesetz und Referendum, mit Volksabstimmung, wie auch schon gedroht worden ist, unsere Rechte auf eine Splügenbahn zu vernichten, so müssen wir dagegen Protest erheben. Art. 3. des Eisenbahngesetzes von 1872 und der Kompromiss von 1878 besteht auch für das Volk.

Die gegnerische Seite im Ständerat vertrat Heinrich *Scherrer:*

Ein Redner für den Vertrag hat die Ostalpenbahn mit dem Splügen identifiziert und erklärt, der Splügen sei gesetzlich garantiert. Das ist nicht richtig. Gesetzlich garantiert ist nicht der Splügen, sondern die Ostalpenbahn. Ich verweise auf den Text der gesetzlichen Bestimmungen im Eisenbahngesetz von 1873, im Nachsubventionsgesetz von 1897. Dafür gibt es übrigens neben mehreren keinen bessern Kronzeugen als Herrn Nationalrat *Forrer,* den jetzigen Bundesrat, der seinerzeit bei der Beratung einer solchen Gesetzbestimmung *förmlich und ausführlich konstatiert hat, ohne widersprochen zu werden, dass unter einer Ostalpenbahn auch eine Linie verstanden werden könne, die durch das Tessin führe.* Im übrigen dürfte es verfrüht sein, heute diese Frage zu diskutieren.

Bemerkenswert ist, wie sich der erste Vertreter der Lötschbergbahn, Nationalrat *Hirter,* zur Frage stellte:

Von verschiedenen Seiten und auch von Herrn Vizepräsident von Planta und gestern von Herrn Weber wurde namentlich mit Bezug auf die Ostalpenbahn das Bedenken erhoben, es könnte die Annahme des Gotthardvertrages das Zustandekommen der Ostalpenbahn verhindern. Vor allem habe ich die Meinung, *dass die Ostalpenbahn durch den Bund zu erstellen ist.* Ich habe die Meinung namentlich auch deswegen, weil ich aus nun mehrjähriger Erfahrung das Gefühl bekommen habe, dass es wohl

besser sein wird, wenn der Bund, der Staat selbst, den Schwierigkeiten und Hindernissen eines Bahnbaues gegenübersteht, als wenn dies nur eine Privatgesellschaft tun muss.

Aber auch mit Rücksicht auf die Tarifgestaltung ist es unbedingt notwendig, dass *der Bund die Ostalpenbahn baut;* wenn dies der Fall sein wird, so glaube ich, fallen die Bedenken, die mit Bezug auf die Tariffrage erhoben wurden, dahin. Sie werden wohl alle mit mir einverstanden sein, dass eine Ostalpenbahn nicht im Zeichen des Tarifkampfes gebaut werden kann, sondern dass sie nur auf dem Wege der Verständigung entstehen wird. Des Schutzes der Bergzuschläge wird sie nicht entbehren können, und wenn sie diesen Schutz haben will, bietet der neue Gotthardvertrag ihr mehr Gewähr als der alte mit seinen veränderlichen Bergzuschlägen.

Wir wollen uns über diese Feststellungen nicht weiter äußern, wir weisen bloß darauf hin, dass sich während der Gotthardvertragsdebatte das kommende Gewitter in der Ostalpenbahnfrage bereits mit aller Deutlichkeit angekündigt hat, wiederum einer der „dunklen Punkte" der Eisenbahnverstaatlichung, der ohne sie kaum oder gar nicht da wäre. Wie ein Hoffnungsstern leuchtet zwar das Wort *Calonders:*

Nun ist doch klar und wird durch die Geschichte des Gotthardvertrages deutlich bewiesen: wenn wir nach außen eine kräftige, zielbewusste und umsichtige Eisenbahnpolitik betreiben wollen, *müssen wir nach Innen einig sein und die regionalen Gegensätze überbrücken. Wir dürfen nicht mehr in die Lage kommen, infolge von innern Zwistigkeiten schnell ein Angebot des Auslandes anzunehmen, um die Sache zum Abschluss zu bringen*, trotzdem nicht alle Punkte der internationalen Beziehungen genau abgeklärt und im Vertrag genau geregelt sind.

Wir wollen abwarten, wie man im Kanton Graubünden dieses schöne Wort auslegt.

Es rechtfertigt sich, unsere Betrachtungen mit dem Hinweis auf die nun unmittelbar bevorstehende schwierige Lösung der Ostalpenbahnfrage abzuschließen und mit dem Wunsch, dass sie sich nicht so schwierig gestalten möge, als es heute den Anschein hat. An Bedeutung übertrifft sie wesentlich die Gotthardvertragssache, und erst an der Art der Lösung wird offenbar werden, ob die verhängnisvollen Beziehungen der Eisenbahnverstaatlichung zu unsern Alpenbahnfragen und den Alpenbahnverträgen der Schweiz nicht endgültig zum Verhängnis werden. Vergessen wir nie das eingangs erwähnten Wort von Bundesrat Schenk: *„Das Ausland wird uns nicht durch Waffen unterwerfen, — die Verträge werden uns erwürgen."*

BERN J. STEIGER

□□□

DIE FEINDSCHAFT GEGEN WAGNER

EINE GESCHICHTLICHE UND PSYCHOLOGISCHE UNTERSUCHUNG

(Schluss)

Was verkündet der Freigewordene gegen Wagner? Bizet, Musik, die „nicht schwitzt", Musik ohne Schauspielerei, Musik des Südens, Mozart, den Tänzer Zarathustra, den Rausch, „Dionysos gegen den Gekreuzigten".

Nietzsche wiederum sah nicht, und er war 30 Jahre jünger und hätte es vielleicht leichter sehen können, welches Wagners Bahn werden musste. Er erwartete eine Umkehr, ein Bekenntnis des Allzumenschlichen vom letzten Bayreuther Sommer. Die Umkehr kam nicht, sondern eine andere, wenn dies eine Umkehr war. Im Herbst 76 spricht in Sorrent Wagner mit Nietzsche über den Parsifal. Wagner ist also Christ geworden! Zwei Jahre später kreuzen sich zwei Sendungen: Nietzsche schickt „Menschliches, Allzumenschliches" an Wagner, dieser die Parsifaldichtung an Nietzsche. Von da an verstummen beide für einander.

Kommen sie einander auch aus dem Sinne? Heinrich von Stein hat den Eindruck, dass Wagner immer einen Ersatz für Nietzsches Freundschaft gesucht hat. Ein Jahr vor seinem Tode sagt Wagner zu Nietzsches Schwester: „Seit Ihr Bruder nicht mehr bei mir ist, bin ich allein." In Nietzsches Leben spielen die geheimen Beziehungen zu Wagner fort. Erst der Tod Wagners schafft ihm einige Erleichterung: „Ich bin nicht groß genug zu einer Gegnerschaft" schreibt er und kündigt seinen Entschluss an, das Erbe des *jungen* Wagner anzutreten. Es erfüllt ihn mit Freude, dass ihn zwei so wichtige Anhänger Wagners, wie Seydlitz und Levi nicht verlassen. Und es ist sein Schmerz, dass er den Parsifal in Bayreuth nicht hören kann. „Hat Wagner je etwas besser gemacht?" fragt sein Brief. Er bewundert diese Musik, und, das Merkwürdigste, er erkennt sie wieder: in seiner Jugend hat er ganz ähnliche Oratorienmusik komponiert.

Dann, etwas später, ein Brief an Gast: „die ganze Stellung der Kunst ist mir zum Problem geworden, und psychologisch geredet ... was ging eigentlich in mir vor, als ich mich Wagner

entfremdete? (Und vor Wagner schon der Schumannschen Musik.) *Ich will dahinter kommen.*"

Nun wohl, er kommt dahinter. Er versucht es und dieser Versuch wird „Der Fall Wagner". War es wirklich nur Psychologenleidenschaft, die ihn zu diesem Ausbruche veranlasste? War es nicht auch Sehnsucht, wiederum Sehnsucht und Schmerz um das Verlorene? Nicht ein Betäubungsversuch, wie seine vielen Schlafmittel, die er damals brauchte, kurz vor dem Erlöschen des Geistes in seinem Körper?

Genug, dieser Fall Wagner ist der wildeste Angriff. Er war nötig für Nietzsche. Aber wir von heute, wir dürfen diese Schrift nicht so lesen wie sie gedruckt, sondern wie sie geschrieben ist.

Im selben Jahre, an seinem 40. Geburtstage, beginnt Nietzsche sein erschütterndes Selbstbekenntnis, das Buch „Ecce homo. Wie man wird, was man ist". Auch hier besonders viel Psychogisches zum Fall Wagner. „Der Instinkt der Wiederherstellung [von einem immer Kranken ist die Rede] verbot mir eine Philosophie der Armut und Entmutigung . . . Ich empfand Wagner [zuerst] als Protest gegen alle deutschen Tugenden. Jetzt ist der Wagnerianer Herr über Wagner geworden. Ich habe Wagner geliebt, den Angriff lange zurückgehalten . . . aber ich konnte nicht anders." Er konnte nicht anders, denn (hier steht es mit seinen eigenen Worten) „Ich bin kein Mensch, ich bin Dynamit".

Und noch einmal ein Wort Nietzsches „Wir sind zwei Schiffe, deren jedes sein Ziel und seine Bahn hat".

So hätten wir, was man den „sachlichen Kern" nennt. Es geht ganz schematisch. Aufgang gegen Niedergang, Antichrist gegen Christ (hiezu wäre zu sagen, dass Nietzsche Wagners Christentum für neu und nicht für echt hielt, für ein Theaterrequisit; die Christen, die nach Bayreuth gingen, waren ihm „zu bescheiden".) Und damit, mit diesem sachlichen Gegensatze, haben sich die meisten Erklärer und Biographen begnügt. Aber vielleicht ist es erlaubt, nach den inneren Gründen der Wendung, und zunächst bei Nietzsche, dem Überlebenden der Tragödie, zu fragen. Alle Psychologenschliche im „Fall Wagner" erklären sie nicht, erklären nicht die Verschärfung des Tons in dieser Schrift, selbst wenn man für Nietzsche das Erlebnis der Enttäuschung gelten lässt.

Vielleicht lässt sich eine solche Lösung des Wagnerkomplexes bei Nietzsche andeuten. Er schreibt 1886 an Rohde: „Ein Mensch, der mir gleich geartet ist, *„profondément triste"*, kann es auf die Dauer nicht mit Wagners Musik aushalten. Wir haben Süden, Sonne um jeden Preis, Mozarthelle, harmlose, unschuldige Glücklichkeit und Zärtlichkeit des Tones nötig." Dazu die Stelle: „Der Instinkt der Wiederherstellung verbot mir eine Philosophie der Entmutigung". Und nun urteile man! Manche von uns kennen Menschen dieser Art, Menschen von heute und gestern, Südlandmenschen, todestraurig, wenn die Sonne nicht scheint, himmelhoch jauchzend, wenn sie am Himmel steht. Mediziner mögen sie anders nennen. In Sachen der Musik weiß ich, dass solche Menschen zu Mozart halten und gegen Wagner empfinden. Und wenn sie eine Mission zu haben glauben, gegen Wagner agitieren. Man wählt seine Freundschaft, seine Liebe nicht. Man wird zu allem bestimmt geboren. Man wird, was man ist.

So wurde Nietzsche, so werden viele andere. Und *eine* Quelle der Feindschaft gegen Wagner wäre etwa doch gefunden.

Gegenüber solchen ungeheueren Tragödien der Geburt, gegenüber diesem Drama der Erlebnisse tritt zurück, was Nietzsche in beiden Schriften aus dem letzten lichten Jahr gegen Wagner gesagt hat. Und doch müssen wir es beachten. Denn es gewinnt Wert nicht nur dadurch, dass es Nietzsche gesagt hat, sondern auch darum, weil es so ziemlich alles erschöpft, was gegen Wagner überhaupt noch gesagt werden konnte.

Also: Wagners Musik ist schwer, sie kann nicht tanzen, sie ist krank, dekadent und allem Dekadenten verwandt, sie ist schauspielerisch-literarisch, wie der Künstler Wagner, der Theorie und Literatur für seine Rechtfertigung brauchte. Wagner hängt mit dem neuen „Reich" zusammen, mit dem klassischen Zeitalter des Krieges und der Kriegsentnervung. Aber — er ist nicht deutsch. Seine Kunst läuft parallel mit den französischen Spätromantikern, mit Flaubert und Delacroix. Er schreibt für Laien, für nervenverderbte, süchtige Frauen, für erlösungsbedürftige Scheinchristen; und endet mit dem Parsifal: das ist Roms Glaube ohne Worte.

Aber trotz diesen Vorwürfen, die in ihrer Form oft maßlos sind, in ihrem Vortrag neben der Hellsichtigkeit des bald Vollendeten auch die Spuren naher Zerstörung zeigen (man denke

nur an die Stelle „typisches Telegramm aus Bayreuth: bereits bereut"): trotzdem noch immer Lob und Verehrung für die außerordentliche Erscheinung Wagners. Andere Musiker, er nennt ausdrücklich Brahms, kommen neben ihm gar nicht in Betracht. Immer neue verborgene Schönheiten zeigt ihm Wagners Musik, und er preist die Verdienste Wagners um Vortrag und Ausführung. Und schließlich: „Wagner ist einer, der tief gelitten hat . . . Ich bewundere Wagner in allem, worin er *sich* in Musik setzt."

Was sagen uns diese Schriften? Dass man vieles verwerfen kann und dennoch lieben. Dass man lieben kann und manches preisgeben; manches einräumen, manches zugeben und dennoch lieben und verehren. Und dass all diese Vorwürfe, begründet oder nicht, die gewaltige Erscheinung nicht von ihrem Fleck rücken. Solange sie uns gegenwärtig bleibt, ist sie nicht zu erschüttern. Sobald sie uns entschwindet, vermöchte sie nichts, auch unsere Liebe nicht zu stützen.

Und entschwindet uns Wagner? Ist er uns in den 25 Jahren seit Nietzsche entschwunden? Gedanken üben eine mystische Macht aus. Sie dringen langsam, aber unaufhaltsam vorwärts. Wohin sind diese Gedanken gedrungen?

* * *

Zu einer Gruppe jüngerer Menschen. Sie hängen unter einander und wohl auch mit Nietzsche ideell zusammen. Aber ich löse hier zuerst einen Musiker von ihnen los, *Débussy*.

Von der Wirkung Wagners auf die französische Musik kann man sich kaum eine Vorstellung bilden. Es gab eine Zeit, und ihre Zeugen leben noch, in der französische und Wagnerische Musik eins war. Der Rückschlag ging von Débussy aus. Er vertritt eine Art Praerafaelismus gegenüber der vielfach als Barock bezeichneten Kunst Wagners. So hat er denn auch alle Einwände der Primitiven gegen den komplizierten Mechanismus und die Intellektualität von Wagners Musik, vermehrt um die nationalfranzösischen: seine Kunst will nicht in deutschen Meistern wurzeln. Beethoven und Bach lässt er ebensowenig als Vorbilder gelten. Nur Rameau und die Seinen.

„La courbe de Wagner me semble accomplie. Maintenant Wagner est et restera un très grand artiste." Hier ist ein Künstler

gegen den anderen, ein Selbständiger gegen den anderen. Eine Gegnerschaft, die man gelten lassen kann, ohne dass sie weitere Anregungen gäbe.

Und nun zu jener jüngeren Gruppe. Nietzsches Schwester sagt von den letzten Schriften ihres Bruders: „Wenn ... seine ... Schrift oft harte Worte ... findet, so wird das jeder begreifen ... Deshalb haben aber andere Menschen durchaus nicht das Recht, den ‚Fall Wagner' als den Ausdruck ihrer Gesinnung zu bezeichnen." Dass sich manche dieses Recht genommen haben, wird uns nicht wundern. Unterschätzen wir doch Mode und Bequemlichkeit nicht!

Die, von denen ich jetzt sprechen werde, möchte ich mit den Modemenschen, den bequemen, denen, die von dem großen Gedanken eines anderen leben, nicht verwechseln. Wenn sie trotzdem zu Ergebnissen kommen, die Nietzsches Vorwürfen oder noch älteren so ähnlich sind, so wird uns das vielleicht manches deuten. Ich spreche hier als von typischen Gegnern Wagners, von drei jüngeren Schriftstellern, von Leopold *Ziegler*, Julius *Bab* und Emil *Ludwig*.

Ziegler schreibt in der Zeitschrift „Logos" 1910 einen Aufsatz über „Die Tyrannis des Gesamtkunstwerks". Er leugnet die ausschließende Notwendigkeit von Wagners „rein menschlichem" Drama, die sich aus der Ablehnung des Historischen ergibt. Aus dem Fehler dieser Einführung des Mythischen in das Drama folgt für Ziegler der weitere, dass Wagner nur noch mythisch, aber nicht dramatisch motiviert und dass wir sein Fatum häufig nur noch als Zufall und äußerliche Zauberei erkennen. Der nächste Einwand ist gegen die Verknüpfung des dramatischen, nicht mehr wie in der Oper lyrischen Geschehens mit der Musik zu erheben. Die Musik entfernt unsere Aufmerksamkeit vom Sinn der Worte. Die Musik ruht aber auf dem Klang dieser Worte, nicht auf ihrem Sinn. Das wusste die Oper. Das Musikdrama aber führt nur mehr zum Sinn (deutsche Gründlichkeit!). Überhaupt ist jede absolute Musik vollkommener als Musik in Verbindung mit dem Wort, weil diese die Phantasie des Zuhörers in Fesseln schlägt.

Aber die Musik ruht nicht auf dem Klang des Wortes (sonst wäre jede Lied- oder Opernübersetzung unmöglich), sondern auf der Sprachmelodie, die sogar bis zu einem gewissen Grade dem

„Sinn" parallel geht. Den alten Streit zwischen der absoluten und der Worttonmusik zu erörtern, ist vollkommen müßig. Und ebenso müßig sind, mit Verlaub, die Einwände dieser Untersuchung. Über das Mythische im Drama und über die dadurch bedingte Motivierung kann man theoretisch den verschiedensten Ansichten huldigen. Die Lebensfülle der Werke Wagners bleibt davon unberührt. Dass aber Wagners Theorie nur für Wagner gilt, hat Theorie und Praxis seither wiederholt durch die Tat bezeugt.

Bab (in einem Aufsatz der „Schaubühne" 1911): schon Gehörtes, besonders stark aufgetragen. Wagner, der sinnlichste Mensch, verlästert die Sinnlichkeit (Tristan! Es trifft nicht einmal für Parsifal zu). Aus der überall durchbrechenden Sinnlichkeit stammt Wagners Massenerfolg. (Nietzsche!) Die schon erwähnte Flucht von der dramatischen Kausalität in den Mythos. Babs Beispiel hierfür ist die Antwort Tristans an Marke: „Oh König, was du fragst, das kann ich dir nicht sagen"! Er nennt sie „feig, frech, zynisch, die sittliche Schuld eines Künstlers, der sein Material . . . nie voll ernst nimmt, der mit mystischer Eitelkeit darüber hinspielt". Wagner ist der Anti-Goethe, der Dekadent, der Romantiker, wird daher von jeder romantischen Welle von neuem emporgetragen. Seine Romantik führt zur Dekoration, zum Kitsch: Bab zieht die schon von Hanslick gezogene Linie Wagner-Makart-Hamerling (darüber später). Auch die Schlösser des Königs Ludwig von Bayern mit ihrem sinn- und geschmacklosen Prunk müssen zum Vergleich herhalten. Dialog des Autors mit einem Freunde: „Haben Sie noch Aktien auf Wagner? Der Autor: Seit meinem 19. Jahre nicht mehr viele. Der Freund: Verkaufen, verkaufen! In ein paar Jahren stehen sie auf Meyerbeer". Und der Autor fügt hinzu: „Was sagt die Gemeinde der Gläubigen dazu, dass es solche Lästerer gibt?" Ach ja, was sagen sie nur dazu! diese „Gemeinde", diese „Gläubigen!"

Emil *Ludwigs* Buch heißt „Wagner oder die Entzauberten"; es steht (in wenigen Wochen) vor der dritten Auflage. Hat Nietzsche das Wildeste, Genialste, bei aller Verzerrtheit Hellsichtigste gegen Wagner gesagt, so sagt Ludwig das Ruhigste und Klarste. Er kennt das neue Material, die Selbstbiographie und die neueren Briefe, den vollendeten Glasenapp. Und sieht mit scharfen Augen.

Er ist hier vielleicht ein feuilletonistischer Psychologe, aber er ist einer. So zeichnet er auf hundert von seinen dreihundert Seiten ein Bild des Menschen Wagner: Theater von Jugend an; es steckt in der Familie. Dann überall Krampf. Überall wildes Begehren ohne Erlebnis. Wenn zum Beispiel Wagner sagt, er müsse sich, vierzigjährig, gestehen, dass er eigentlich noch gar nicht gelebt habe, so wird das eindeutig erotisch gewendet. Das Wesen Wagners: er steht gegen alle Welt und darum ist alles für ihn da, jede Theorie pro domo erdacht. Das Erlösungsmotiv taucht auf; das Motiv der Vertiefung, also die Flucht in den Mythos. Gehemmte Vitalität (bei Wagners Gelegenheiten!), mangelnde Harmonie, mangelnder Natursinn (Charfreitagszauber und Waldweben!), gespieltes Martyrium (Paris!); Wagners Menschenverbrauch, Wagners Konzessionen, Wagners wildes Verlangen zu wirken und nur zu wirken, und wenn es in der Kunst nicht geht, bloß im Leben. Wie, fragt Ludwig, kann das einen Künstler geben? Nun, aber vielleicht einen Menschen? Nein, sagt Ludwig, nur einen Schauspieler, einen, der die Wirkung um ihrer selbst willen liebt (Wagners Wort von der „Wirkung ohne Ursache"!). Überhaupt kommen jetzt bekannte Themen: die „Wandlungen", die „Erlösung" um jeden Preis; Wagner kein Dichter, als Musiker ein Literat. Wagner kein Dramatiker. Wagner kein Deutscher, schon wegen seiner Wirkung auf Nichtdeutsche. Nur die geistige Bourgeoisie hat Wagner für sich, weder die Kenner noch das Volk. (Man denke einerseits an Strauß und Mahler, andererseits etwa an die Wiener Arbeitersymphoniekonzerte!) Und wenn er überhaupt eine Wirkung hatte, so war es die des Anti-Mozart. Mozart aber ist das Heil.

N'est-ce que cela? Der Mensch, die Erscheinung, die Wirkung Wagners, das steht alles so gewaltig, so greifbar da. Was unser Verstand auch immer zugeben möge, was sagt unser Gefühl? Es bejaht. Und auch dieser Angriff schrumpft in sich zusammen.

* * *

Und doch, unser Gefühl hat einen Gegner Wagners zu fürchten: Wagner selbst. Hier sein Bekenntnis (aus einem Briefe an Röckel): „Ich sehe nur, dass der meiner Natur, wie sie sich nun einmal entwickelt hat, normale Zustand die Exaltation ist . . .

In der Tat fühle ich mich nur wohl, wenn ich außer mir bin: dann bin ich ganz bei mir. Wenn Goethe anders war, so beneide ich ihn darum nicht."

Aus diesem Zustand der Exaltation erklärt sich wirklich Wagners ganze Art, sein Wirken, seine Gegnerschaften und seine Kunst. Da es Richard Wagner zugibt, dürfen wir es umso ruhiger zugeben. Dies alles ist uns auch so lieb und in Liebe und Hass etwas so Vollendetes, wie eine große Dichtung, wie ein großes Theaterstück des Weltgeistes. Aber vielleicht war diese Exaltation gar nicht das Primäre. Vielleicht war sie gar nicht Ursache, sondern Wirkung, Wirkung dieser Umwelt und dieser Zeit auf den Umstürzler, den Künstler, den Erneuerer, den Lehrer Wagner. Der ein gewaltiges Selbst durchzusetzen hatte gegen eine Zeit, die alles andere dachte als Richard Wagner.

Aber dieses Bekenntnis muss uns zugleich eine Ermahnung sein: in allem, was Wagner angeht, ruhiger zu werden, seine zeitlich bedingten Meinungen, Lobpreisungen, Verdammungen, ja selbst Vorschriften zeitlich zu nehmen. Ich halte es zum Beispiel für ein Zeichen abgeklärter und richtiger Wagnerverehrung, gegen die Beschränkung des Parsifal auf Bayreuth zu sein, wenn auch vielleicht nur aus dem rein praktischen Grunde, dass dem sogenannten Gralschutz ein Erfolg nach den Gesetzen und Verträgen gar nicht werden kann. Es ist ja nicht angenehm, mit gewissen Gegnern Wagners einer Meinung zu sein; aber, man verzeihe das Bekenntnis, auch in der Gesellschaft gewisser Anhänger fühlt man sich nicht wohl. Um es mit Nietzsche zu sagen, man muss einmal Wagnerianer *gewesen* sein. Und man sollte seine *Verehrung* für Wagner behalten. Aber ich weiß nicht, ob man sich noch Wagnerianer nennen und wie ein Wagnerianer im übeln Sinne des Wortes benehmen darf. Treue ist schön; Blindheit bedenklich. Es ist gewiss dankenswert, dass wir durch die aufopfernde Genauigkeit Glasenapps um jeden Tag aus dem Leben Wagners Bescheid wissen. Aber *wie* wissen wir darum Bescheid? Weil es einmal Gegnerschaften zwischen Wagner und Schumann oder zwischen Wagner und Nietzsche gab, so spricht Glasenapp von Schumann etwa so: „Dieser Musiker ohne Seele, ohne Einfälle . . ." Oder von Nietzsche: „Ein hohler Schall, ein hochtrabendes, leeres Nichts . . ." Derlei geht doch gegen den

guten Geschmack. Der Meister darf alles zu seiner Zeit; der Nachfahre tut so, als ob er es heute noch dürfte.

Oder die „Vorschriften" Wagners. Noch in einem der letzten Hefte der „Musik" ergeht sich Alfred Heuss in Lamentationen darüber, wie Mahler auf eine, wie mir scheint, sehr sinnreiche Weise eine solche Vorschrift abgeändert hat. Mahler, ein Reformator im Sinne Wagners, daher den eingefrorenen Wagnerianern höchst unbequem, hat da überhaupt viel hören müssen. Seitenlang quält sich Heuss ab, die höchst unbedeutende „Vorschrift" zu Gunsten des Buchstabens zu verteidigen. Warum? Es steht geschrieben.

Geben wir doch das alles preis! Jede Zeit verehrt ihre Meister anders. Unser Wagner ist vielleicht nicht Wagners Wagner, sondern eben der unsere . . .

* * *

Die Strömung gegen Wagner zu leugnen, wäre töricht, sie gering zu achten, törichter, sie zu deuten — vielleicht nicht zu vermessen. Ich habe bei Nietzsche zu deuten versucht. Nun denn: seither hat die „tristesse profonde" noch um sehr vieles zugenommen. Noch viel lebhafter ist die Sehnsucht nach einem Süden des Klimas und der Kunst, einem neuen Paradies, einem lichten Traum geworden. Ludwig zum Beispiel wünscht ein Leben ohne verminderten Septimenakkord. Ach nur Septimenakkord! Dieses alte Rüststück der Romantiker. Was sagt er zu den Quartenakkorden, zu unserer atonalen Musik? Und wer ist der Musaget dieser Sehnsucht? Wer anders als Mozart? Von Nietzsche bis Ludwig, alle fliehen sie zu Mozart, und es gibt keine Verdammung Wagners, die nicht mit einem Lobe Mozarts endigte. Heute nämlich! Heute, nach anderthalb Jahrhunderten. Seiner Zeit galt Mozart nicht als heiter, als unkompliziert, als harmonisch, als anmutig. (Die „Fachgenossen!") Aber es ist ehrlich, wenn einer, erschöpft von den Problemen des Tages, dieses ganze 1913, diesen Norden nicht mag. Ehrlich, wenn sich einer nach seiner Jugend sehnt. (Unter den Schwärmern sind manche, die auch den heute gewiss verkannten Mendelssohn und seine Zeit zurückwünschen, eine Zeit, deren Ausläufer sie etwa noch miterlebt haben.) Jeder hat das Recht so zu denken. Aber man möge uns

daraus kein Prinzip, möge uns aus dem Ruf „Zurück zu Mozart" kein Literaten- und Musikantencredo machen. Man möge uns die Abneigung gegen Wagner nicht als „entscheidungsvollsten Kulturkampf unserer Zeit" einreden. Man nehme sich, nehme auch seine Antipathien nicht zu wichtig. Niemand ist heute in Notwehr gegen Wagner, wie es Wagner gegen eine ganze Zeit war; und wäre es ein Künstler, so gibt ihm die Notwehr kein Recht, Notwehrexzesse zu begehen.

Aber wenn es nicht Notwehr ist, was treibt dann manche immer wieder gegen Wagner? Die Ermüdung, die vor einer großen Kunst nicht tapfer sein kann. Der Drang der letzten Jahrzehnte, selbst etwas zu schaffen, ein Drang, dem die große Erscheinung Wagners theoretisch und praktisch Hemmungen bereitete. Die Erkenntnis von der Unfruchtbarkeit eines Epigonentums, das Erlösungsmysterien stammelte und Musikdramen nachstümperte. Wohl hatte Wagner wie jeder Große für sich selber Recht. Wir wollen es ihm danken, wollen hingehen und nicht desgleichen tun. Aber indem wir ausweichen, müssen wir darum nicht zertreten.

In diesem Streben Selbst zu sein, kennen wir dank Wagner die Mittel, kennen sie vielleicht besser als Wagner selbst und sehen Wagners Mittel, etwa seine szenischen, schon historisch. Hier wäre auf Appia hinzuweisen, auf Mahler, auf Roller und seine Nachfolger. Befreien wir Wagners Bild von den Spuren des Makartzeitalters! Fort mit dem sogenannten altdeutschen Stil aus seinen Werken! Fort mit den falschen Bärten, dem Nibelungenapparat, der Wandeldekoration, dem Zaubertheater einer Wirklichkeit von 1873 oder einer Grottenbahn von heute. Es ist nicht gleichgiltig, wer uns von diesen Dingen erlöst und Kapellmeister und Direktoren, die nichts vermögen als hassen und streichen, mögen die Hand von den Werken lassen. Aber das Genie, das unserer Erkenntnis kommen muss, war da und wird da sein, wenn es gebraucht wird. Denn Erkenntnis und Tat sind ewig.

Noch eines ist es, was heute manche von Wagner trennt. Ludwig hat es denn auch aufgespürt und wirft es Wagner vor, dass er, immer nur auf Wirkung bedacht (diese Gruppe verwechselt nämlich Wirkung und Wirksamwerden), dass er also nicht nur Wirkung durch die Kunst suche, sondern auch Wirkung

ins Leben. Wagners Briefworte „hätten wir das Leben, so hätten wir keine Kunst nötig", sollen ein Einwand sein . . .

Wahrhaftig, Wagner dachte anders. „Oh Ihr Menschen! fühlt gesund, handelt wie ihr fühlt, dann wollen wir Kunst machen". Oder: „Ich würde mit Freuden alles, was ich schaffe, darangeben für Wahrheit und Gerechtigkeit." Immer wieder ist Wagner sozial bewegt, denkt er an Menschen und Tiere, schwingt er das religiöse Band um ein Weltall, in dem *auch* Kunst ist, und Kunst als Stufenleiter vom Niedersten zum Höchsten, aber nicht *nur* Kunst. Und es gibt heute mehr als je solche, die *nur* Kunst wollen. Ich werte nicht, ich zeige dieses Zweierlei: die einen sind zu Wagner geboren, die anderen passen nicht zu ihm.

Es gibt in der Tat auch hier Wahlverwandtschaften, und im letzten Grunde löst sich das Künstlerische im Menschlichen. Seien wir größer, haben wir den weiteren Blick, die leichtere Verzeihung. Weiten wir unser Reich. Ein Meer brandet vor uns, und es hat Gezeiten, hat Ebbe und Flut. So schwindet und wächst die Liebe zu einem Großen, dessen heiliger Bau am Strande steht, an einem Ufer jenseits von Liebe und Hass. Den Verklärten lasst uns sehen, nicht den Endlichen, den Hass und Not umtosten. Nicht im Sinne des Eifernden wollen wir wirken, sondern wie ein glücklicheres Geschlecht von Späteren, das gekämpfte Kämpfe nicht noch einmal kämpfen will. Wir wollen seine Größe verkünden, seine Schlacken verwerfen, seine Milde üben, die Milde seiner besten Tage, die ihm so viele Herzen einfacher Menschen gewann. Vielleicht gelingt es so, manche zu gewinnen, die nicht zu widerlegen sind. Und die auch nicht gewonnen werden können, einfach zu fragen: Was ereifert ihr euch? Wenn dieses Werk aus der Lüge ist, so wird es von selbst vergehen. Wenn es aber aus der Wahrheit ist, so werdet ihr es doch nicht stürzen.

WIEN PAUL STEFAN

□□□

DIE REVISION DER ZURCHER BIBEL

Im ersten Maiheft des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift ist die Beibehaltung und die jetzt im Gange befindliche Revision der Zürcher Bibel als ein kulturfeindliches Unternehmen bezeichnet worden. Dazu möchte sich der unterzeichnete Mitarbeiter am neutestamentlichen Teil dieser Revision[1]) freundliches Gehör für ein Wort der Entgegnung und der Aufklärung erbitten.

Was versteht Herr Pfarrer Blocher in der Frage der Bibelübersetzung unter Kultur? In erster Linie die Alleinherrschaft der Lutherschen Übersetzung, die er über alle Maßen preist. Sodann ein schönes, klares und packendes Deutsch; doch sind alle seine Beispiele hiefür bis auf eins der Lutherbibel entlehnt, und so wird dieser zweite Punkt wohl stark mit dem ersten zusammenfallen. Endlich fordert er, dass die Übersetzung direkt zu frommer Versenkung in die heiligen Urkunden geeignet sei.

Nun sind Kultur und Sprache zwei Dinge, zu deren Wesen es gehört, sich fortzuentwickeln. Was zu Luthers Zeiten ihren Höhepunkt bildete, kann heute leicht überholt sein. Doch wollen wir durch diese Betrachtung noch nichts bewiesen, sondern nur die Frage begründet haben, ob es eine so einfache Sache sei, ein seit 400 Jahren unverändert gebliebenes Werk als den Höhepunkt der Kultur auch für heute zu bezeichnen. Darin besteht nämlich der Unterschied in der Geschichte der beiden Übersetzungen: die Zürcher ist, wie Herr Pfarrer Blocher auch angibt, von Jahrhundert zu Jahrhundert dem fortschreitenden Verständnis des Grundtextes und der sich von selbst vollziehenden Änderung des deutschen Sprachgebrauchs gemäß berichtigt worden, während die Luthersche eine so maßlose Verehrung genoss, dass über 300 Jahre lang nur geringfügige Kleinigkeiten geändert wurden und auch die von einer Reihe deutscher Kirchenregierungen bestellte Kommission trotz sechzehnjähriger Arbeit (1865—1881) kläglich wenig eingriff.

Die Vorzüge, durch die die Lutherbibel unerreicht dasteht, haben wir in unsern Vorbemerkungen aufs nachdrücklichste an-

[1]) Die unlängst erschienene Probe (57 Seiten) ist in der Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft an der Peterstraße sowie durch jede andere Zürcher Buchhandlung für 20 Cts. zu haben.

erkannt, indem wir erklärt haben, es sei uns nie in den Sinn gekommen, sie bieten zu können. Daneben enthält sie aber so viel Mängel, dass sie als Ganzes eben doch völlig unzulänglich ist.

Hierüber ist freilich schwer mit einem Manne zu rechten, der sich so ganz in sie eingelebt hat. Nur zu leicht vergisst ein solcher, dass er vieles in ihr am Ende nur deshalb schön findet, weil er von Kindheit an damit vertraut ist. In unserer Kommission wenigstens ist es ein deutlicher Erfolg der mehrjährigen Arbeit unter Vergleichung anderer Übersetzungen, dass bei den an die Zürcher Übersetzung gewöhnten Mitgliedern die naturgemäße Hinneigung zur Bevorzugung ihres Wortlauts immer mehr der Bereitwilligkeit zur Annahme eines andern, wo diese nötig schien, Platz gemacht hat.

Belege für die Mängel der Lutherschen Übersetzung darf ich hier natürlich nur in ganz geringer Zahl bringen, und ich lege mir weiter die überaus große Beschränkung auf, sie lediglich den Abschnitten zu entnehmen, für die unsere Proben vorliegen, damit man diese vergleichen kann. Trotzdem hoffe ich bei einigen Lesern dieser Blätter auf Zustimmung, wenn ich frage, ob wirklich heute noch festgehalten zu werden verdient, was Jesaja 5.13 bei Luther steht: „Darum wird mein Volk müssen weggeführt werden unversehens, und werden seine Herrlichen Hunger leiden, und sein Pöbel Durst leiden". Bei uns lautet die Stelle: „Darum wandert mein Volk in die Verbannung, unversehens; seine Edlen sind kraftlos vor Hunger, und die Menge brennt vor Durst". — Oder nehmen wir Psalm 16.4 bei Luther: „Aber jene, die einem andern nacheilen, werden groß Herzeleid haben. Ich will ihres Trankopfers mit dem Blut nicht opfern, noch ihren Namen in meinem Munde führen". Ich frage: ist das heute noch deutsch? Ich frage weiter: kann man sich, auch wenn man von der Frage der Sprachrichtigkeit absieht, etwas dabei denken? Ich frage drittens: kann man sich mit Erbauung in einen solchen Text versenken? Bei uns lautet er: „Viel sind der Schmerzen derer, die andern [Göttern] nacheilen. Ich aber werde ihnen nimmer Trankopfer von Blut spenden, noch ihren Namen auf meine Lippen nehmen". — In demselben Psalm heißt es in Vers 7 bei Luther: „Ich lobe den Herrn, der mir geraten hat; auch züchtigen mich

meine Nieren des Nachts"; bei uns: „Ich preise den Herrn, der mich beraten; auch des Nachts mahnt mich mein Inneres". Hier trifft Luthers Übersetzung der Vorwurf, den Herr Pfarrer Blocher immer wieder der unsern macht, dass sie zu wörtlich ist. Im Hebräischen gelten die Nieren so gut wie das Herz als Sitz der geistigen Regungen des Menschen, im Deutschen nicht. — Doch nur noch zwei Beispiele, wo bei Luther ein Missverständnis vorliegt. Im Römerbrief 5.8 übersetzt er: „Darum preiset Gott seine Liebe gegen uns, dass Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren". Ist das eine Gottes würdige Vorstellung, dass er seine Liebe auch noch preist? Kann man sich an ihr erbauen? Der Apostel Paulus hatte sie nicht; wir hatten zu übersetzen: „Es beweist aber Gott seine Liebe gegen uns dadurch, dass Christus für uns gestorben ist, als wir noch Sünder waren". Oder sollte uns jemand nachweisen wollen, dass bei Luther „preisen" so viel sei wie „verherrlichen", also doch gleich „erweisen", „beweisen"? Ich weiß es nicht, ob jemand das unternehmen kann. Aber jedenfalls müsste er sich einen Erforscher deutschen Altertums als Zuhörer suchen; uns, die wir eine Bibel für heute herzustellen haben, würde so etwas in keiner Weise interessieren. — Endlich: sollen wir glauben, dass Herodes beim Kindermord in Bethlehem, um Jesus ganz sicher mitzutreffen, auch die Mädchen hat töten lassen? Luther sagt es: alle Kinder (Matthäus 2.16).

Zu diesen Beispielen nur noch eine Frage. Wie wird der Luthertext in der Schule wirken? Herr Pfarrer Blocher weiß zu sagen, das Nebeneinanderbestehen zweier Übersetzungen sei im Unterricht störend, und da nun die Lutherbibel nicht mehr zu verdrängen sei, müsse man die Zürcher eben aussterben lassen; für unsere Frage hat er kein Wort. Und doch ist klar, dass die sprachlichen und sachlichen Anstöße bei Luther und die selbst bei einem wohlwollenden Lehrer unvermeidliche Kritik derselben einem nicht sehr religiös angelegten Kinde die Achtung vor seiner Bibel und die Liebe zu ihr nur zu leicht beeinträchtigen können. Es hilft auch gar nichts, darauf hinzuweisen, dass sie doch mit Segen gebraucht wird. Von dem, was sich die Kinder im Stillen denken oder nicht einmal denken und doch als Empfindung in sich aufnehmen und behalten, erfährt der Pfarrer in den seltensten Fällen etwas.

Im ganzen haben wir in unsern Vorbemerkungen als unsere drei Hauptziele aufgestellt, „dass man genau erfährt, was wirklich im Urtext steht, womöglich so genau wie der Kenner des Urtexts selbst; dass auch für den schlichtesten Leser jedes etwaige Missverständnis nach Kräften von vornherein abgeschnitten wird; dass das Ganze sich in ein vom Standpunkt der heutigen Schule aus einwandfreies und dabei doch stets kirchlich würdiges Deutsch kleidet". Für den letzten Punkt hat Herr Pfarrer Blocher, was die Schule betrifft, wie schon erwähnt, kein Wort. Für den zweiten, der uns unsägliche Mühe macht und für eine Volksbibel so wichtig ist, hat er überhaupt keins. Den ersten als grundverfehlt zu bezeichnen kann er sich gar nicht genug tun.

„Die ganze Arbeit", sagt er, „geht von der Voraussetzung aus, die Schwierigkeit liege in der Feststellung und im Verständnis des fremdsprachigen Grundtextes. Das ist falsch. Den Sinn des Grundtextes kann jeder fleißige Theologe mit den heute so reichlich vorhandenen Hilfsmitteln feststellen". Auf welcher Insel der Seligen mag wohl Herr Pfarrer Blocher wohnen, dass er das glauben kann? Psalm 19.5 heißt es bei Luther von den Himmeln: „Ihre Schnur geht aus in alle Lande, und ihre Rede an der Welt Ende". Herr Pfarrer Blocher weiß zu sagen, Nichtkenner der Ursprachen könnten sich völlig genügende Auskunft über den wirklichen Sinn des Alten Testaments in Kautzschs Textbibel holen. Was steht dort? „In alle Lande geht ihre *Meßschnur* aus, und ihre Worte bis ans Ende des Erdkreises". Hier erfahren wir also, was bei Luther völlig dunkel bleibt, dass mit der Schnur eine Meßschnur gemeint ist. Aber was soll die Meßschnur der Himmel neben deren Worten? Wir empfehlen nun, beispielsweise noch das sehr gediegene Werk von Reuß über das Alte Testament aufzuschlagen. Dort findet man, manche Ausleger übersetzten: „über die ganze Erde geht ihr *Gebiet*, und ihre Töne bis ans Ende der Welt", was offenbar einen etwas bessern Sinn gibt. Reuß selbst aber gibt den Text so: „und doch geht ihr *Klang* durch die ganze Erde, ihre Töne bis ans Ende der Welt". Ganz ähnlich unsere Probe, und zwar deshalb, weil statt des hebräischen Wortes *qaw*, das „Meßschnur" heißt und zur Not auch „Gebiet" heißen kann, in der schon vor Jesu Zeiten angefertigten griechischen Übersetzung das Wort *qol*, das heißt „Stimme", wiedergegeben ist und einen

sehr guten Sinn gibt. Das ist unter tausenden nur ein verhältnismäßig sehr einfaches Beispiel dafür, wie uneinig die Gelehrten über den Sinn vieler Bibelstellen sind, wie ratlos ein Nichtkenner ist, den man auf einige einander so widersprechende Bücher als untrügliche Auskunftsmittel hinweist, und welche umfassende Sachkenntnis dazu gehört, um in jedem Falle eine Entscheidung zu treffen. Nun möge man ermessen, was es mit dem Ausspruch von Herrn Pfarrer Blocher auf sich hat: „Es würde völlig genügen, wenn von den Herren einer recht die Grundsprachen versteht". Sie verstehen sie alle recht, Kautzsch, Reuß und die von ihm genannten Dritten. Aber wen von ihnen sollte man für diesen Fall in die Kommission berufen? Dem nächsten Satze von Herrn Pfarrer Blocher: „worin sie aber alle Meister sein müssten, das ist die Sprache, in der sie ihr Werk herausgeben wollen", stimmen wir mit einem Seufzer über unsere Unzulänglichkeit gern zu; der vorhergehende aber ist einfach unerhört. Und wird den Lesern von „Wissen und Leben" als ausgemachte Wahrheit geboten.

Im Zusammenhang hiermit rühmt Herr Pfarrer Blocher Luther, dass er die Erzväter statt in Zelten vielmehr in Hütten wohnen lässt, wobei der „deutsche Leser an die eigene Behausung denken kann". Er entsetzt sich über unsern Grundsatz, das Kolorit der biblischen Zeit möglichst zu wahren. Nun, nehmen wir einmal die Geschichte von dem Gichtkranken (oder müssen wir im Interesse der Kultur mit Luther sagen: von dem Gichtbrüchigen?), der wegen des Volksandranges nicht zu Jesus ins Haus gebracht werden kann und deshalb durchs Dach zu ihm herabgelassen wird. Kann man das verstehen, ohne zu wissen, dass ein orientalisches Haus ein gemauertes flaches Dach hat? Oder hat Luther auch hier dafür gesorgt, dass „der deutsche Leser an seine eigne Behausung denken kann"? Nein. Er übersetzt bei Markus (2.4): sie „deckten das Dach auf, da er war, und gruben's auf, und ließen das Bette hernieder", bei Lukas (5.19): sie „stiegen auf das Dach, und ließen ihn durch die Ziegel hernieder mit dem Bettlein". Die Vorstellung von einem orientalischen Dache hat er; wer sie aber nicht hat, ist nicht genügend davor bewahrt, an ein schräges deutsches Ziegeldach zu denken und die Sache höchst wunderlich zu finden.

Sollen wir nun, um Herrn Pfarrer Blocher zu genügen, über Luther hinausgehen und, wie aus dem Zelt, so hier aus dem Haus eine Hütte machen, damit sich die Durchbrechung des Daches leichter vorstellen lässt? Sollen wir die Einzelheiten des Ackerbaus, der Viehzucht, der Handwerke, der Kriegführung, sollen wir die Hausgeräte, die Waffen, die Kleidungsstücke, die Speisen, die bloß im Morgenland vorkommenden Tiere und Pflanzen — um nicht noch weiter zu gehen — so benennen und darstellen, dass es zu unserm heimischen Anschauungskreis passt? Wenn nicht, dann verfallen wir dem Urteil, das Herr Pfarrer Blocher so ausspricht: „Soll uns durch die Übersetzung die Bibel näher gebracht werden, oder gilt es, unserm Volk recht den Abstand fühlbar zu machen, der uns von dem alten Buch trennt? Wenn das zweite gilt, dann wohlan!“ Und wenn das erste gilt? Dann bekommen wir ein Buch, dessen Vorzüge ich nicht zu beschreiben brauche; nur eins zu sein wird es immer mehr aufhören: die Bibel.

Noch weiter geht Herr Pfarrer Blocher, wenn er behauptet, sogar aus Gründen der Sache und des Sprachgebrauchs müsse zum Beispiel — wir dürfen nur noch ganz wenige Punkte berühren — ein Sklave des Altertums nicht ein Sklave, sondern wie bei Luther ein Knecht heißen, und der See Genezareth, der mit diesem Namen doch auch in Herrn Pfarrer Blochers Bibel (Lukas 5,1) und in seinem eigenen Aufsatz steht, nicht der galiläische See, sondern wie bei Luther das galiläische Meer. Das Verhältnis des Herrn zu seiner in Rede stehenden Dienerschaft nennt er ein patriarchalisches. Findet er wirklich etwas so sehr Patriarchalisches in der Vertreibung der „Magd“ Hagar samt ihrem doch von Abraham selbst gezeugten Sohne Ismael, oder in der Stelle (wohlgemerkt: aus einem Gesetzbuche, 2. Mose 21.20 f.), bei der bekanntlich einst ein Zulukaffer dem englischen Missionsbischof Colenso die Bibel vor die Füße geworfen hat: „Wer seinen Knecht oder Magd schlägt mit einem Stabe, dass er stirbt unter seinen Händen, der soll darum gestraft werden. Bleibt er aber einen oder zween Tage am Leben, so soll er nicht darum gestraft werden; denn es ist sein Geld“. In unserm Ausdruck „der galiläische See“ sieht Herr Pfarrer Blocher „eine schulmeisterliche Schrulle“; wir erblicken darin eine pflichtmäßige Beachtung des veränderten Sprachgebrauchs. Auf dessen Nachweis gehe ich

jetzt natürlich nicht ein. Aber das hätte ich von einem Manne, der auf Sprachsinn und Sprachverständnis Anspruch macht, nicht erwartet, dass er sich zugunsten eines deutschen Ausdrucks („das galiläische Meer") auf das Englische, Italienische, Französische und Spanische berufen würde. Und gegenüber unserer Befürchtung, dass der Ausdruck missverstanden werde, weiß er nur zu sagen: „Sollten die Zürcher allein so unbegabt sein, dass ein erläuterndes Wort des Religionslehrers nicht genügte, vor Missverständnissen zu schützen?" Ich hätte geglaubt, er wünsche gleich uns seiner Bibel auch solche Leser, die keinen Religionslehrer zur Stelle haben.

Je weniger er uns zugestehen will, dass wir uns bemühen, unserer Übersetzung die Eigenart einer Volksbibel zu erhalten, desto schwerer müsste uns sein Vorwurf treffen, dass sie „als neue wissenschaftliche Arbeit nichts leistet, was nicht andere vorhandene Werke auch leisten". Wir sehen aber hierüber dem Ausspruch anderer Beurteiler getrost entgegen. Aus unserer unsäglich mühsamen Vergleichung von nahezu dreißig Übersetzungen wissen wir, wie selten in ihnen (mit Einschluss der von ihm so hoch gepriesenen Glarner Bibel) die Goldkörner sind, die wir benutzen können, und wie erstaunlich oft sie das Brett bohren, wo es am dünnsten ist; und davon vollends, dass eine bestimmte einzelne von ihnen die Anforderungen auch nur von fern erfüllte, die wir an uns stellen, kann nach unsern Beobachtungen gar keine Rede sein. Ob Herr Pfarrer Blocher eine ebenso mühsame Vergleichung angestellt hat, ehe er sein Urteil sprach, wissen wir nicht.

Über Druck und Aussehen der Proben urteilt er so ungünstig wie nur möglich: „Die allergewöhnlichste Zeitungsletter, ein unruhiges, zerhacktes Gesamtbild, . . . unschön angebrachte Überschriften" usw. Er hat also gar nicht gesehen, was doch jedem irgend achtsamen Betrachter geradezu ins Auge springen muss, dass wir in den verschiedenen Teilen unserer Proben eine ganze Anzahl von Druckeinrichtungen absichtlich verschieden geben, damit jedermann sagen kann, was ihm besser gefällt; die Schlussseite der Vorbemerkungen, auf der wir diese zur Wahl gestellten Einrichtungen einzeln aufführen, hat er gar nicht gelesen. Und trotzdem dieses Verdammungsurteil vor den Lesern von „Wissen

und Leben", die auf solche Dinge sicher Gewicht legen. — Gerade für sie sei deshalb noch erwähnt, dass unsere Probe inbezug auf Schriftart, Schriftgröße, Papier usw. noch gar nichts Endgültiges bieten will und dass man alle Anregungen hierüber gern prüfen wird, so weit die Geldmittel reichen.

Dass die Klammern und die andern Zeichen mitten im Text für die erbauliche Benutzung der Bibel nicht förderlich sind, empfinden wir mit Herrn Pfarrer Blocher sehr wohl, und wir würden sie sehr gern weglassen, wenn er uns nur sagen wollte, wie wir ohne sie dem Leser die Auskünfte geben können, die wir ihm nun einmal schuldig zu sein glauben. Sie für unnötig zu erklären hilft gar nichts; wir wissen sehr genau, wie willkommen sie denen sein werden, die, um einen von Herrn Pfarrer Blocher fast geringschätzig gebrauchten Ausdruck aufzunehmen, „gern wüssten, wie es *eigentlich* heißt", und wie oft man ohne sie völlig ratlos sein würde. Der Kürze halber sei nur auf die oben (Seite 312) abgedruckte Klammer in Psalm 16.4 verwiesen. Was ist das kleinere Übel, was ist insbesondere für die Erbauung weniger störend: dass man, wie bei Luther, keine Ahnung hat, warum es so viel Herzeleid bringt, einem andern nachzueilen, oder dass man in einer Klammer erfährt, es handle sich darum, nicht andern [Göttern] nachzueilen?

Das Gleiche wie von den Zeichen im Text gilt von unsern Fußnoten, von denen Herr Pfarrer Blocher die meisten — also doch nicht alle — entbehrlich, einige durch ihre Schulmeisterlichkeit abstoßend findet. Eines Wortes bedarf nur die eine, über die er sagt: „Abgeschmackt ist eine Fußnote zu Matthäus 1.16[1]) über die jungfräuliche Geburt Jesu; sie wird zur Folge haben, dass in den Kreisen, die am meisten Bibeln zu kaufen pflegen, Misstrauen gegen die neue Übersetzung entsteht, die mit dergleichen Anmerkungen wie eine theologische Parteiangelegenheit aussieht,

[1]) Den Bibeltext geben wir hier, ohne wesentliche Abweichung von der bisherigen Zürcher und der Lutherschen Übersetzung, so: Jakob zeugte den Joseph, den Mann der Maria, von der Jesus geboren wurde, welcher der Christus genannt wird.

Dazu folgende Fußnote: Christus bedeutet: der Heiland (wörtlich: der Gesalbte). — Einige Zeugen, zum Teil von hohem Alter, lassen in verschiedener Weise erkennen, dass Jesus einer andern Gestalt des Textes zufolge als ehelicher Sohn des Joseph und der Maria betrachtet wurde.

während sie eine Sache der ganzen Landeskirche sein sollte". Das Erste, was man hier beobachten kann, ist dies: der Vorwurf der Abgeschmacktheit wird im weitern Verlauf des Satzes nicht begründet; das Urteil wird als ein ästhetisches eingeführt, ist aber ein dogmatisches oder, wenn man lieber will, ein kirchenpolitisches. Sodann weiß Herr Pfarrer Blocher, dass in der neutestamentlichen Sektion, die für diese Fußnote ganz allein verantwortlich ist, die freisinnige Richtung nur über eine Minderheit von zwei Mitgliedern verfügt. Bei Entscheidung der Frage stand ihr übrigens eine Mehrheit von vier konservativen gegenüber, drei durch das zürcherische Bibelkomitee der Evangelischen Gesellschaft gewählte und Professor Kägi, der zu unserm großen Bedauern inzwischen aus Gesundheitsrücksichten zurückgetreten ist (an seine Stelle kam Pfarrer Kägi in Oetwil, der sich keiner von beiden Richtungen zuzählt). Herr Pfarrer Blocher sagt aber seinen Lesern nicht, dass die freisinnige Richtung stets nur zwei Stimmen hatte, und tut somit nichts, um den wirklich naheliegenden Schluss aus seinen eigenen Worten zu verhüten, die freisinnige Partei habe diese Fußnote aus Parteiinteresse durchgesetzt. Ich darf ihm mitteilen, dass die konservative Mehrheit anfangs ebenfalls keine Fußnote wollte. Sie hat sich aber gemäß dem treuen Wahrheitssinn, der uns bei allen Meinungsverschiedenheiten immer wieder zusammenführt, überzeugt, dass das, was jetzt in der Fußnote steht, eine Tatsache ist und dass diese Tatsache — andere Wortfassung vorbehalten — um der Wahrhaftigkeit willen unbedingt mitgeteilt werden muss. — Herr Pfarrer Blocher will mit Recht, dass die neue Übersetzung eine Sache der ganzen Landeskirche sein soll. Zur ganzen Landeskirche gehört doch wohl auch für ihn die freisinnige Richtung ebenfalls, deren Anhängern die Lehre von der jungfräulichen Geburt Jesu so ernsten Anstoß bereitet und einen engen Anschluss an die offizielle Kirche so sehr erschwert. Unsere Probe trägt nun aber dieser Richtung keine weitergehende Rechnung, als dass sie die der jungfräulichen Geburt Jesu entgegenstehende Textgestalt in einer Fußnote bespricht; im Bibeltext selbst lässt sie den bisherigen Wortlaut stehen, der die jungfräuliche Geburt Jesu ausspricht. Bei diesem Tatbestand kann die Streichung der Fußnote, wenn von Parteiinteressen die Rede sein soll, nur aus einem ganz einseitigen, engen Parteiinteresse gefordert werden.

Doch zum Schluss. Es ist mir noch nie ein Theologe begegnet, der so wie Herr Pfarrer Blocher imstande gewesen wäre, auf die Richtigkeit der Bibelübersetzung, die er in seinem Amte gebraucht, zu verzichten und sich mit ihrer Schönheit zu begnügen, auch wenn diese Schönheit der wirklichen Bibel gar nicht eigen ist. Mit dem größten Erstaunen ruft er aus: „Statt dessen (nämlich: dass sie im Deutschen Meister wären) erwarten sie sogar von uns, wir sollen ihre Arbeit mit Hilfe des Grundtextes prüfen!" Ja, wonach prüft denn er eine Arbeit, die eine Übersetzung ist?

Um so mehr möchte ich betonen, dass wir alles bereitwillig prüfen werden, was er uns etwa an positiven Vorschlägen bieten will, von denen sein Aufsatz, abgesehen von den Hinweisen auf Luther, so völlig leer ist. Wir sind sicher alle überzeugt, von ihm lernen zu können.

Aber das muss doch noch ausgesprochen werden: zur Kultur rechne ich auch das Durchdringen des Wahrheitsinteresses in der Erforschung der Bibel so gut wie auf andern Gebieten des menschlichen Wissens, und die Erschließung ihrer gesicherten Ergebnisse für die weitesten Kreise des Volkes, das bei Befolgung der Grundsätze von Herrn Pfarrer Blocher verurteilt ist, ewig in seiner Unwissenheit zu bleiben. Die von mir gemeinte Kultur aber schreitet fort, und deshalb betrachte ich es als eine Kulturtat — nicht, dass man die Lutherbibel für ewig gültig erklärt, sondern dass man die Zürcher Bibel immer von neuem verbessert hat. Gewiss, die zahlreichen Umarbeitungen haben zwar keineswegs, wie Herr Pfarrer Blocher mit riesiger Übertreibung sagt, von ihr sozusagen nichts übrig gelassen, aber sie haben allerdings nicht weniges an ihr geändert. Das waren jedoch eben Verbesserungen, die die ursprünglichen Übersetzer nur zu gern angebracht hätten, wenn sie dazu schon imstande gewesen wären. Um den Hinweis auf Zwinglis und Leo Juds teures Erbe als nichtig, ja als lächerlich hinzustellen, sagt Herr Pfarrer Blocher: „Das Erbe kann also nur darin bestehen, dass man in Zürich an dem Grundsatz festhält, eine eigene Bibelübersetzung zu gebrauchen und sie immer von Zeit zu Zeit neu zu bearbeiten". Wider Willen spricht er damit gerade das Richtige aus, das zudem in der Geschichte der Bibelübersetzungen einzig dasteht. Und so wollen wir hoffen, dass andere Beurteiler unser Werk nicht von vornherein ver-

werfen, sondern lediglich darauf hin prüfen werden, ob wir die Vorschrift der Kirchensynode von 1907 ausgeführt haben, welche lautet:

„Der neuen Übersetzung ist in erster Linie der Wortlaut der Zürcher Ausgabe von 1892 zugrunde zu legen. Überall aber ist derselbe auf seine Richtigkeit genau zu prüfen, und wo er im Widerspruch steht mit dem wirklichen Sinn oder mit dem richtig erstellten Grundtext, oder wo er sonst unschön, ungenau, unklar ist, soll er verbessert werden. Hierbei sind die besten vorhandenen Übersetzungen in erster Linie zu benutzen; nur wo diese ungenügend sind, ist neuer Ausdruck zu suchen".

ZÜRICH PAUL SCHMIEDEL

NACHSCHRIFT

Auf den von Herrn Pfarrer Blocher am Schlusse seines Artikels uns gegebenen Rat, wir möchten unser Werk „vor der Drucklegung einer Vereinigung von Sprachkundigen unterbreiten, die womöglich nicht hebräisch und griechisch können, sondern nur deutsch, und unbarmherzig alles ‚Adäquate' streichen, um dafür Ebenmaß, Tonfall, Kraft und Schönheit hineinzubringen", bin ich absichtlich nicht eingegangen, weil es dann selbstverständlich eine Torheit wäre, unsere Arbeit überhaupt weiterzuführen, und weil Herr Pfarrer Blocher ja ohnehin im Ernst gar nicht ihre Verbesserung, sondern ihre Einstellung wünscht. Da ich aber erfahren habe, dass seine Meinung in anderer Form Anklang zu finden scheint, sei noch die Bitte ausgesprochen: man möge doch ganz genau sagen, wie man sich die Ausführung der Sache denkt. Sollen diese Sprachkundigen ihre Vorschläge uns schriftlich einreichen und auf schriftlichem Wege die Antwort erhalten, wie viele davon sie wegen Unvereinbarkeit mit dem Urtext durch neue ersetzen müssten? Sollen sie an unsern Sitzungen zweimal in der Woche je vier Stunden teilnehmen und darin endlose Aufklärungen über den Sinn des Urtexts nötig machen? Wer soll die entscheidende Stimme haben? Und wer, der sie nicht bekommt, soll überhaupt Freude an der Arbeit finden?

LA „MUSE“ DE FLAUBERT

. . . „Puis ce bruit mensonger se tut en même temps que se ternissait sa beauté. Rien ne resta de tant d'adoration. Et malgré tout ce qu'a de déplaisant la réclame effrénée qu'elle s'appliqua sans relâche à se faire à elle-même, le cœur se serre à voir finir dans un tel abandon une vie à ses débuts si brillante. Victime d'elle-même, de son milieu, de son époque, Madame Colet est certainement moins encore à blâmer qu'à plaindre.“ Ces lignes sont les dernières du livre piquant et neuf que Mlle J. de Mestral-Combremont a écrit sur *La Belle Madame Colet* (in-12, Payot et Cie, éditeurs, Lausanne). J'ai dit: „neuf“, et je ne m'en dédis point, car si la tumultueuse amie de Gustave Flaubert, et de quelques autres, a trop mêlé sa vie à sa littérature pour n'être qu'une demi-inconnue, on ne savait d'elle que ce qu'il lui avait plu d'en apprendre elle-même à ses contemporains; je concède que la correspondance de l'auteur de *Salammbô* a mis bien des choses au point et que cette „déesse des romantiques“ n'a pas manqué de détracteurs féroces, mais il restait du mystère sur elle. La très fine et très attentive étude de Mlle de Mestral, grâce à des documents inédits utilisés de façon experte, grâce à l'intelligente et libre manière de la biographe, nous permet de suivre, dès les débuts jusqu'à la fin, la destinée de cette jolie femme qui chercha la gloire pour recueillir le bruit et à laquelle des adulateurs intéressés donnèrent du talent ou du génie.

> Comme un jeune alcyon, le jour où je suis née,
> Mon regard embrassa la Méditerranée . . .

Madame Louise Colet a beaucoup rimé; elle s'est copieusement racontée en vers et en prose. Ces deux alexandrins, si nous ne nous en étions douté, nous annonceraient qu'elle est du Midi. En revanche, ils ne nous conduiraient pas à Aix-en-Provence, où fut son berceau, puisque l'on n'ignore point que, de la ville d'Aix, la mer n'est pas visible. Un petit mensonge, dans lequel on pourrait n'apercevoir qu'une assez vénielle licence poétique; il est significatif cependant. Mme Colet, parmi toutes les amours qui se sont offertes à elle, n'a pas choisi l'amour de la vérité. Elle a la passion des travestissements qui la flattent. Elle joue avec

ses souvenirs comme elle jouera plus tard avec les cœurs, et comme l'on jouera vivement avec le sien.

Elle se crut la vocation d'une muse. D'insuffisantes notions de prosodie ne l'empêchaient nullement d'affirmer:

La Poésie m'a dit: „Tu seras reine!"

Malgré tous les éloges que lui prodiguèrent Victor Cousin, Gustave Flaubert et d'autres, elle fut, bien plutôt qu'une „reine" du Parnasse, la „Vénus de Milo en marbre chaud" qu'Alfred de Musset ne dédaigna point après la quarantaine. Mais quoi! Victor Hugo l'avait portée aux nues: „Planez, c'est votre devoir d'aigle". Il renchérissait simplement sur Chateaubriand, et sur Mme Colet elle-même:

J'entrevois sur ma tombe une foule soumise,
Un immortel vieillard me dit: „Tu m'es promise!"
Et mon front couronné s'appuie au front du Temps.

Sa famille, qui était de petite bourgeoisie, s'appliqua vainement à contrarier des goûts littéraires qu'elle jugeait ridicules. Louise Colet se gardera bien de ne pas nous en informer:

Nos sentiments luttaient dans d'éternels combats;
Les miens planaient trop haut, les leurs rampaient trop bas.

A douze ans, elle a déjà les prétentions et les manies du bas-bleu. Elle grandit, et comme le note spirituellement Mlle de Mestral, on pouvait penser que „sa figure vaudrait mieux que ses vers". Après Mme de Staël et avec le même insuccès, elle attendit „l'auréole", — le féerique mariage qui la sortirait de sa province et, par des routes fleuries, la mènerait au pays de renommée.

Le Prince Charmant se déroba, ou ne vint point. C'est alors que M. Hippolyte Colet surgit à l'horizon. Professeur d'harmonie au Conservatoire, s'il n'était qu'un parti modeste, il avait du moins cette supériorité sur d'autres fiancés possibles: il installerait son ménage à Paris. Or, Paris, n'était-ce pas, pour celle à laquelle la Poésie avait dit: „tu seras reine", n'était-ce pas la notoriété et la fortune?

Un des premiers soins de Mme Colet fut de publier ses vers, qui sombrèrent dans un cruel silence. Malheureusement, l'Académie française la couronna en 1837 pour une poésie sur le

„musée de Versailles". La jeune lauréate perdit la tête. Elle se vit promise à l'immortalité. Au cours des visites qu'elle fit à des académiciens qui avaient voté pour elle, Louise Colet monta l'escalier du philosophe Victor Cousin. Elle aurait pu, dans la suite, rectifier ces deux phrases de Jules Simon sur l'inventeur de l'éclectisme: „Il n'y a pas de femmes dans sa vie, ou du moins il n'y a pas de femmes vivantes. Il reste cette grande lacune dans son cœur et dans son talent". Une allusion de Cousin à un certain „colombier de Passy", dans l'une de ses lettres à Mme Colet, nous dispense d'appuyer sur les mélancoliques et candides regrets de Jules Simon. L'aventure, d'ailleurs, fut très banale, l'amour y étant moins encombrant que l'intérêt et la vanité. Une belle maîtresse, un protecteur puissant. Cela explique tout. „Pour n'être pas en reste de bons procédés, ajoute Mlle de Mestral, Cousin pilotait assidûment, dans les théâtres et dans les revues la littérature de son amie". La liaison dura un lustre ou deux, traversée de récriminations, de querelles et de brouilles.

Devenu ministre en 1840, Victor Cousin usa et abusa de sa situation pour imposer la copie de sa muse un peu partout. Alphonse Karr s'en divertit méchamment dans les *Guêpes:* par un grossier jeu de mots, il insinua même que l'enfant attendu par Mme Colet avait pour père quelqu'un qui n'était pas le mari, mais le... cousin. Là-dessus, une scène de mélodrame. Mme Colet se précipite chez Alphonse Karr. Elle s'est armée d'un couteau... Laissons-lui la parole; „Je le trouvai sur sa porte, en manches de chemise. Je ne lui dis que ces mots: — J'ai à vous parler. Il m'engagea à entrer chez lui, et comme il se penchait vers la loge de son portier, je le frappai dans les reins. Quelques gouttes de sang jaillirent. Le couteau avait glissé". Karr la reconduisit poliment et, pour toute vengeance, il se contenta de suspendre dans son cabinet de travail, comme un trophée, l'instrument tombé des mains de Mme Colet. Avec cette amusante suscription: „Donné par Mme Louise Colet . . . dans le dos".

Quand Victor Cousin eut obtenu du ministère une pension pour son impétueuse amante, quand il fut las, moins de lui rendre des services, que de supporter un caractère violent et ombrageux à l'excès, il rompit définitivement avec Mme Colet. Celle-ci ne négligea pas de cultiver les relations utiles qu'elle avait

nouées par l'intermédiaire de Cousin: Béranger, Ampère, Madame Récamier. Elle était femme de lettres avant tout; décidée à réussir, coûte que coûte, et n'y parvenant point par ses propres forces, elle ne méprisait pas les concours profitables.

Celle que Barbey d'Aurevilly baptisa „la Muse turbulente, imprécatoire et spumeuse" n'en était pas moins dans une position étroite et précaire. Elle était condamnée aux expédients pour vivre. Mais son salon attirait encore les célébrités du jour. On y rencontrait Villemain, Mignet, Théophile Gautier: „Alfred de Vigny lui-même, raille l'impitoyable Barbey d'Aurevilly, Alfred de Vigny, ce cygne, s'abattit un instant sur cette mare". Et, d'après Mlle de Mestral, „le mot de l'énigme ne serait, je le crains, guère à la louange du poète que l'on se représente enfermé dans sa tour d'ivoire, les yeux imperturbablement fixés sur les étoiles", — les étoiles de théâtre, hélas! comme Mme Dorval, ou les étoiles de cénacle comme Mme Colet!

Au mois de juillet 1846, avant même d'avoir échangé des adieux assez froids avec Cousin, Louise Colet s'enflamma pour Gustave Flaubert. Comme l'indique Mlle de Mestral: „La partie était trop inégale entre le jeune provincial de vingt-quatre ans, presque ignorant de la femme, et l'experte coquette qui résolut d'emblée de s'en faire aimer. Elle-même d'ailleurs fut prise à son piège: car, si l'on peut dire que Louise Colet connut l'amour, je crois bien que ce fut par Gustave Flaubert." L'idylle, avec beaucoup de littérature autour, enchanta d'abord le plus novice des deux amoureux. Quelle tendresse et quelle ivresse ne respirent pas certaines lettres de Flaubert à celle qui le traitera plus tard de „larron polluant les voluptés ineffables qu'il m'a dérobées!". Il a reçu le coup de foudre, quoique, dès les premières semaines, il sente que son rêve ne sera pas éternel. C'est que, si le cœur est touché, le cerveau n'abdique pas. Flaubert, aux pieds de Mme Colet, n'en est pas moins l'esclave de son art.

Elle a de furieuses exigences de passion. Elle n'admet point que son ami ne lui sacrifie pas tout. Quand il persiste à demeurer au Croisset, pour consoler sa mère en deuil, et n'accourt pas au moindre signe à Paris, elle l'accable de sa jalousie soupçonneuse et de ses impatiences amères. Comme il tient bon, et comme elle a peur qu'il ne la congédie dans un accès de colère,

elle bat prudemment en retraite. Mais elle est trop le „bel orage" que fut Mme de Staël pour se résigner aux concessions nécessaires. On se raccommode, on se boude, on s'accuse, on se revoit, et cela continue ainsi, deux ans durant. En avril 1848, Flaubert, qui est excédé de tout ce manège, part pour l'Egypte avec Maxime Du Camp. Son absence se prolongea jusqu'en 1851.

A son retour, il retomba sous le joug. Mais la ferveur d'antan est bien morte. L'amour n'est plus que la survivance d'une tyrannique habitude. Mme Colet gémit de l'insuffisance sentimentale de Flaubert, lorsqu'elle ne s'en indigne point. Il plaide les circonstances atténuantes: il est „vieilli", il est „nerveux à s'évanouir", il est „plein de doute du dedans et du dehors". Et puis, il est en proie aux affres du style: „Quel lourd aviron qu'une plume et combien l'idée, quand il faut la creuser avec, est un dur courant!" Faute de mieux, il envoie à sa muse des conseils littéraires et de l'encens confraternel: „Soigne bien tes vers; au point où tu en es, tu ne dois plus te permettre un seul vers faible . . . La correction fait à la pensée ce que l'eau du Styx faisait au corps d'Achille; elle la rend invulnérable et indestructible". La désillusion se démasque, l'ennui est là.

De l'humeur et du tempérament dont elle est, Mme Colet s'exaspère à la lecture de ces épîtres. Son dépit s'exhale en fougueuses apostrophes. Flaubert essaie de la raisonner, ou de rire: „Sacrée Muse, va, que tu es drôle!" La dernière entrevue qu'il eut avec elle faillit tourner au tragique. Il ne revint plus. En 1859, il mandait à Ernest Feydeau: „Veux-tu te distraire? Fais-moi le plaisir d'acheter *Lui*, roman contemporain par Mme Louise Colet. Tu y reconnaîtras ton ami arrangé de belle façon. Mais, pour comprendre entièrement l'histoire et surtout l'auteur, procure-toi d'abord: 1°. *La Servante*, poème où le gars Musset est aussi éreinté qu'il est exalté dans *Lui*, et 2°. *Une histoire de soldat*, roman dont je suis le principal personnage. Tu n'imagines pas ce que c'est comme canaillerie". Et voilà comment s'achèvent les amours où il y eut trop d'encre d'imprimerie!

Le „gars Musset" fut de la galerie de Louise Colet. Et d'autres. Nous pouvons tirer le rideau.

Il serait injuste de taire que Mme Colet a été une laborieuse. Les besoins de son ménage et les frais de ses réceptions l'obli-

geaient à produire infatigablement. Sans trêve, elle bâclait des articles, des nouvelles, des volumes qu'on lui payait mal, mais qui, leur nombre aidant, représentaient un peu d'or. Elle se lança même dans les historiettes pour enfants. Il est vrai que le pamphlet ou le roman à clef étaient davantage dans sa note. Elle y déposait tout le fiel de ses déceptions, tout le poison de ses rancunes. Son ambition eût été d'avoir une place dans les *Lundis* de Sainte-Beuve; le critique, en dépit des plus adroites et des plus pressantes sollicitations, fit obstinément la sourde oreille.

Tout près de la cinquantaine, elle gardait des charmes. On ne cueille plus les fleurs qui vont se faner. Remuante et tapageuse comme toujours, elle versa dans la politique. Puis, elle parcourut le Midi de la France et l'Italie. A Rome, toute sa diplomatie se brisa contre la finesse péninsulaire. A Milan, elle échoua dans son projet de fonder un journal où elle s'était assuré cinq cents francs d'appointements par mois. En 1864, elle eut la mortification d'apprendre qu'on ne la tolérerait plus à Rome; elle s'y rendit quand même, et la mansuétude des autorités romaines eut sans doute des causes identiques au silence de Sainte-Beuve. En 1869, elle intrigua si bien qu'elle fut invitée à participer aux fêtes de l'inauguration du canal de Suez. Elle était à l'âge où les femmes de sa réputation font le vide auprès d'elles. Littéralement, on la fuyait, un peu pour les scandales de son passé, beaucoup parce qu'elle était vieille et qu'on redoutait sa langue comme sa plume. Théophile Gautier feint de ne pas la reconnaître. Fromentin, Berthelot, Pelletan sont de glace. Elle se figure que si l'on s'écarte d'elle, c'est parce qu'elle a publié sa „satire *Paris-Matière* qui flagellait les vices de la cour impériale". Pour elle, les „agressions tacites" des „hommes officiels" n'ont pas d'autre raison. Elle se drape dans son orgueil. Elle brave le sort.

Du moins, elle put abondamment narrer ses pérégrinations, qu'elle entremêla de ses souvenirs. Le fantôme de Gustave Flaubert n'est pas absent de cette littérature; il est maltraité à souhait. Avoir exercé une sorte de royauté amoureuse et n'être plus que ce qu'elle était, il faut avouer qu'un philosophe même aurait pu montrer de l'aigreur. A Paris, on ne prête plus qu'une atten-

tion distraite à ses livres. Elle signe une affiche féministe en septembre 1870. Quelques mois après, elle se range du côté de la Commune. Révolte et décadence!

Louise Colet mourut en 1876. Maxime Du Camp lui dédia cette épitaphe:

Ci-gît
Celle qui compromit Victor Cousin,
Ridiculisa Alfred de Musset,
Vilipenda Gustave Flaubert
Et tenta d'assassiner Alphonse Karr.

Que la „Muse" fût une agaçante, envahissante et médiocre personnalité, nul n'y contredira. Et pourtant, ses fautes et ses faiblesses ne seraient-elles pas le fait de son visage, de son époque et de son milieu tout autant que de son caractère? Mlle de Mestral incline à le penser: „Car enfin, même en l'an de grâce 1840, si Mme Colet avait été laide, tout porte à croire qu'elle aurait coulé obscurément et paisiblement, à Aix ou à Paris, son existence de petite bourgeoise . . . Son tort à elle fut de ne pas comprendre qu'en prononçant esprit, talent, génie, ses adorateurs ne voulaient jamais dire que beauté." L'Académie couronna les larges yeux bleux et les superbes boucles blondes. Cousin, Flaubert, Vigny, Musset admirèrent les magnifiques épaules de cette „Vénus de Milo en marbre chaud". Le cœur masculin, aux plus grandes heures de la période romantique, accomplissait des prodiges d'égoïsme et d'hypocrisie. Louise Colet s'imagine qu'elle est aimée, et pour son intelligence non moins que pour son visage. Après la fin des courtes illusions, des rapides vertiges, elle en est réduite à lire le bout de phrase de Flaubert: „Sacrée Muse, va, que tu es drôle!"

VIRGILE ROSSEL

VIKTOR HEHN

Lasst mich nur auf meinem Sattel gelten!
Bleibt in euren Hütten, euren Zelten!
Und ich reite froh in alle Ferne,
Über meiner Mütze nur die Sterne.
(Buch des Sängers)

Es lohnt sich, Viktor Hehn näher zu treten, auch wenn kein äußerer Anlass dazu herausfordert. Dank einer umfassenden selbsterworbenen Bildung durfte er in die verschiedensten Provinzen der Gelehrsamkeit schweifen, ohne irgendwo als wildernder Frevler zurückgewiesen zu werden, und überall ließ er deutlich sichtbare Spuren zurück, die auch die Zukunft nicht leicht verwehen wird. Manches bedarf vielleicht schon jetzt der nachbessernden Feile des modern geschulten Gelehrten, doch sein naturwissenschaftlich-linguistisches Hauptwerk „Kulturpflanzen und Haustiere“[1]) ist noch heute ein unentbehrlicher Berater des Pflanzengeographen und Kulturhistorikers, wer nach Italien zieht, tut noch heute gut daran, zu Jakob Burckhardts „Cicerone“ Hehns „Ansichten und Streiflichter“ in die Tasche zu stecken, und der erste, leider einzige Band seiner „Gedanken über Goethe“ gilt noch heute manchem Kenner als das Feinste und Gehaltvollste, was über unsern größten Menschen und Dichter gesagt worden ist, und überdies versucht dieses Werk, so unmodern es sonst sein mag, zum erstenmal das topographische und stammesgeschichtliche Moment für die Analyse des dichterischen Talentes zu nutzen. Er selbst vermochte nur einen Teil der ungeheuren Ernte seines Sammelfleißes unter Dach zu bringen; verständige Vertraute seiner Denkweise, wie Theodor Schiemann, Albert Leitzmann, Eduard von der Hellen, haben nach seinem Tode den reichen literarischen Nachlass, den die Krallen der russischen Geheimpolizei nicht hatten erwischen können, kundig verwaltet; ihrem Eifer verdanken wir die interessanten italienisch-französischen und russischen Tagebücher, die wundervolle Schrift über „Hermann und Dorothea“ und neuerdings aus Hehns Frühzeit ein größeres Buch über

[1]) Hehns eigene Publikationen haben *Gebr. Borntraeger* in Berlin, die Schriften aus seinem Nachlass *J. G. Cottas* Nachfolger in Stuttgart verlegt; bei Cotta ist auch *Theodor Schiemanns* biographisches Werk: „Viktor Hehn. Ein Lebensbild“ (1894) erschienen.

Goethes Gedichte, das, wie der berufene Herausgeber bezeugt, manches ahnend vorwegnimmt, was erst die neueste Forschung klar erkannt hat.

Trotz der bunten Mannigfaltigkeit seiner Studien geht ein großer einheitlicher Zug durch Viktor Hehns Lebenswerk. Das Kernproblem seiner naturwissenschaftlichen Tätigkeit ist die Frage: wie hat sich die Natur unter der Herrschaft des Menschen verändert? Alle seine kulturgeschichtlichen Arbeiten, zu denen er in seinen Notizenheften eine Unmenge von Details aufspeicherte, erscheinen so als Bausteine zu einer Darstellung der gesamten Kultur des modernen Europa in ihrer geschichtlichen Entwicklung; jede Beobachtung wird seinem episch-plastischen Temperament sofort zum Ereignis, überall wittert er mit feinem Spürsinn das *Typische* heraus, und die rupfende Ziege gestattet seinem scharfsichtigen Auge ebenso wie der von Schlingpflanzen umwucherte Säulenstumpf fördernde Blicke in weite geschichtliche Fernen. Mit der Andacht des deutschen Gelehrten hegt er das Kleine, das Einzelne; aber es fesselt ihn nur insofern, als es sich ihm als Glied einer langen Entwicklungskette darstellt, als sich in ihm das Allgemeine spiegelt. „Müsset im Naturbetrachten immer eins wie alles achten!“ ruft Goethe der verknöchernden, sich im Einzelnen verlierenden Wissenschaft zu, Goethe, zu dem nur wenige Deutsche ein so inniges persönliches Verhältnis gewannen wie der Russe Hehn. Nicht die eigene Zeit, die Gedankenwelt Goethes und der in ihm wiedergeborenen Antike ist der Wurzelboden seines Geistes; hier findet er, was er in der Nähe vergeblich gesucht: die edle Einfalt und stille Größe wahrer innerer Kultur. Wer sich in sattem Behagen mit dem Bewusstsein begnügt, „wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht,“ mag sich naserümpfend von dem Vertreter eines wolkigen, gegenwartsfremden Ästhetizismus abwenden — wer tiefere Bildungswerte zu würdigen versteht, wird in Viktor Hehn etwas anderes erkennen: eine zwar einseitig orientierte, aber in dieser Beschränkung harmonische und unendlich reiche Persönlichkeit.

I.

Livland, Viktor Hehns Heimat, hat als das nördlichste Bollwerk deutschprotestantischer Kulturarbeit schon im achtzehnten

Jahrhundert an der Entwicklung der deutschen Literatur teilgenommen; in Riga durfte der junge Herder zuerst Anker werfen, aus einem livländischen Pfarrhaus ging der geniale Lenz hervor, und ein anderer Stürmer und Dränger, Klinger, landete nach einem abenteuerlichen Leben als General und Kurator der 1802 nach deutschem Vorbild neu gegründeten Universität in Dorpat. Im ersten Band des Sammelwerkes „Aus baltischer Geistesarbeit" (Riga 1908) entwirft Julius Eckardt ein überaus ansprechendes Bild des deutschen Livland in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts: Lebensweise, Sitte, Sprache, alles ist kerndeutsch, bis um die Mitte der vierziger Jahre das kleinbürgerliche Stilleben mit jähem Missklang abbricht: eine slawische Sturzwelle überflutet das Land, russische Beamte ziehen in den Städten ein, der Bauer opfert sogar den ererbten Glauben, und selbst die Universität Dorpat, die Akropolis der deutschen Kultur in Livland, muss vor der brutalen Übermacht kapitulieren. Doch die Balten haben es auch heute noch nicht vergessen, dass ihr geistiges Vaterland jenseits der Weichsel liegt.

Viktor Hehn fühlte sich durch und durch als Deutscher. Auf seinem ersten Flug nach dem Süden biegt er in Bamberg nach Nordwesten vom Weg ab, um den Quellen seines Geschlechts nachzugehen und dabei die Erklärung für manche Rätsel der eigenen Seele zu suchen; auf diesem Streifzug gewinnt er die Gewissheit, dass seine Familie dem selben gesegneten Land entstammt, das Goethe hervorgebracht: der fränkischen Rhein-Maingegend, wo Sitte und Leben zwischen dem düsteren Puritanismus des Nordens und der fessellosen Sinnlichkeit des Südens die glückliche Mitte halten. Der Theologe Johann Martin Hehn, mit dem sich ein Zweig der Familie in Livland ansiedelte, scheint seinem Enkel die Freude an linguistischen Studien vererbt zu haben; dem Vater, der früh aus dem Predigertalar herausschlüpfte und in Erlangen zum Dr. jur. promovierte, mag Viktor den beweglichen kritischen Verstand und die Neigung zur Polyhistorie verdanken.

Kurz vor der Völkerschlacht bei Leipzig, am 8. Oktober 1813, ist Viktor Hehn in Dorpat zur Welt gekommen. Wie sein Biograph Theodor Schiemann erzählt, verriet schon der Gymnasiast außer großem Lerneifer respektable Belesenheit und eine ungewöhnliche Beherrschung des sprachlichen Ausdrucks, und in

frühen poetischen Versuchen schaute er schon nach dem fernen Süden aus, „wo der Himmel blau ist, und wo die Dichtung, die Freude und die Freiheit wohnen". In Viktors zehntem Lebensjahr stirbt der Vater, und da er als das älteste von drei Kindern aus dieser Ehe so bald als möglich auf eigenen Füßen stehen soll, ergreift er noch als Student der alten und neuen Sprachen den Schulmeisterbakel und leistet nach bestandenem Examen vier Jahre lang in verschiedenen, zum Teil ungebildeten und unbildsamen adeligen Familien als Hauslehrer bittere Frohndienste. Im Januar 1838 darf er das verhasste Joch endlich abschütteln und aufatmend dem nordischen Nebel entfliehen. In Hamburg betritt er deutschen Boden; über Köln und Frankfurt, wo ihn die naive Lebensfreude des Süddeutschen erquickt, eilt er auf den Beginn des Wintersemesters nach Berlin. Mit einem Bildungshunger ohne gleichen wirft er sich hier polyhistorischen, besonders aber philosophischen Studien in die Arme; „das Bewusstsein der Kraftentwicklung" steigert seine Lebenslust, aber zugleich bemächtigt sich seiner jene einsame „Düsterkeit des tiefen Denkers", die sein Hegel in Spinozas Gesichtsausdruck fand; sein gesunder Sinn für die Wirklichkeit bewahrt ihn freilich trotz seiner Hingabe an die Hegelsche Philosophie vor dem völligen Aufgehen in der bloßen Gedankenwelt der philosophischen Spekulation. Der Verkehr mit einem hochbegabten Landsmann, Georg Berkholz, bringt eine Fülle fördernder Anregungen; aber nach einem überreichen Winter vermag ihn auch Berlin nicht länger zu halten: seine Sehnsucht nach Italien ist jetzt erfüllungsreif. Auf den selben Pfaden, auf denen Goethes Reisewagen im Herbst 1786 dem Süden zurollte, zieht Hehn in Italien ein. Wie Goethe folgt er in Vicenza und Venedig andächtig den Spuren Palladios; auch ihn vermögen nur die Erben der Antike dauernd zu fesseln: San Marco erscheint ihm „von ausschweifendem, wollüstigem, gewundenem Geschmack, wie ein Opiumtraum", Sant Antonio in Padua ist ein „uraltes byzantinisches Ungeheuer". Nach längerem Aufenthalt in Florenz erreicht er am letzten August Rom; von hier aus durchstreift er das Land östlich bis in die Bergtäler der Apenninen und südlich bis Neapel und Salerno. Kunst und Volksleben, Land und Leute ziehen ihn, wie das von Schiemann herausgegebene Reisetagebuch bezeugt, gleichermaßen an; aber schon jetzt ist ihm die Entwick-

lung interessanter als die gegenwärtige Erscheinung: die Lage Roms regt ihn zum Nachdenken über die frühere Bodengestalt Mittelitaliens an, emsig pirscht er in der alten Literatur nach Mitteilungen über die Kulturpflanzen und Haustiere im alten und neuen Italien, und auf Capri studiert er das Gesicht einer schönen Blumenverkäuferin, um zu erfahren, ob Griechen, Sikuler oder Etrusker die ersten Bewohner der Insel gewesen seien; als rechter Hegelianer findet er in der „Kette der Ereignisse nichts als die in der Zeit entfaltete Vernunft, die sich in sich selbst bewegt".

Am 16. März 1840 schied Hehn von Rom, wie Goethe mit dem Gefühl, dass er der Verbannung entgegenziehe. Frei und leicht, so hatte er wohl gehofft, sollte ihm auf der Heimreise zu Mute sein; statt dessen schleppte er als schweres Reisegepäck eine Fülle von Ideen mit sich, die doch nur dann reifen konnten, wenn sie die Sonne Italiens von Zeit zu Zeit streifte. Der Riviera schadet die Konkurrenz des Golfes von Neapel; bei Nizza beobachtet er den Übergang des italienischen Landschaftstypus in den französischen, und mit wachsendem Entzücken fährt er durch die Provence und über Lyon nach Paris. Noch lauter als die Trümmer der Cäsarenstadt reden die Straßen, Türme, Paläste von Paris zu ihm von großen Zeiten; alle Jahrhunderte haben da ewige Spuren zurückgelassen, und ein seltsames Getöse schwebt über dem Koloss: „es ist der Dampf der Gedanken, der Nebel der Weltgeschichte, der Schatten unzähliger Existenzen, der Dunstkreis großer Verhältnisse und Taten und das Gegenbild, das sich über unergründlichen Tiefen zeichnet."

Auf der Rückreise hält er sich noch einmal längere Zeit in Berlin auf. Zu Beginn des Jahres 1841 übernimmt er, jedenfalls der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb, die Stelle eines Oberlehrers der alten Sprachen an der höhern Kreisschule des frommen baltischen Städtchens Pernau; erst 1846 findet er als Lektor der deutschen Sprach- und Literaturgeschichte an der Universität Dorpat ein seinem Können angemessenes Arbeitsfeld. Doch die Dorpater Lehrjahre nehmen ein unerwartetes Ende: im Juli 1851 wird der Ahnungslose nach seiner Rückkehr aus der Sommerfrische ohne weiteres verhaftet und nach Petersburg ins Gefängnis der sogenannten dritten Abteilung, das heißt der Geheimpolizei, geschleppt; in der Briefkassette einer vornehmen

Livländerin, die mit den deutschen Freiheitshelden sympathisiert und sich noch rechtzeitig auf deutschen Boden zurückgezogen hatte, fanden sich auch — übrigens ganz unverfängliche — Briefe von Viktor Hehn. Da Hehn wie alle Gefangenen der dritten Abteilung Stillschweigen geloben musste, sind wir über den Gang der Verhandlungen nur mangelhaft unterrichtet; ein Erlass des Zaren Nikolaus II. verurteilte ihn endlich zu drei Monaten Festungshaft und zur Verbannung in einer beliebigen großrussischen Stadt, die aber weder Haupt- noch Universitätsstadt sein durfte; das Recht zu lehren wurde ihm für immer entzogen, dagegen sollte er eine Anstellung im öffentlichen Dienst und einen seinem Rang entsprechenden Titel erhalten.

In Tula, südlich von Moskau, wo Hehn sein Exil abzubüßen beschloss, hatte er nicht unter äußerer Not zu leiden; ein Oheim führte ihn in die großenteils deutsche Gesellschaft ein; er galt offiziell als Staatsbeamter, wurde aber nie mit einem Auftrag belästigt; Klavierstunden verschafften Abwechslung und etwelchen Erwerb, und im Kartenspiel brachte er es zu anerkannter Meisterschaft. Aber eines empfand er schmerzlich: den Mangel an Büchern. Zum Glück hatte er wenigstens seine Goetheliteratur gerettet; sie bewahrte ihn vor dem geistigen Hungertode. Was Bismarck im Tischgespräch zu Versailles geäußert haben soll: „Mit den neun ersten Bänden Goethe könnte ich ziemlich lange auf einer wüsten Insel existieren," das hat Hehn in Tula fast buchstäblich erfüllt. Eine Menge von Auszügen, Bemerkungen, Dispositionen geben Rechenschaft davon, mit welcher Gründlichkeit Hehn damals Goethes Leben und Werke durcharbeitete. Alle diese Vorarbeiten sollten sich zu einer großen Goethe-Monographie zusammenschließen; in Tula gelang ihm nur das eine nach seinem Tod gedruckte Büchlein über „Hermann und Dorothea"; ein Teil des übrigen Materials wurde nach dreieinhalb Jahrzehnten in den „Gedanken über Goethe" geborgen.

Nach dem Tode Nikolais, im April 1855, erhielt Viktor Hehn endlich die Freiheit zurück, und bald darauf fand sich für ihn auch ein bequemer Posten an der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu Petersburg. Die vielen freien Stunden, die ihm sein Amt ließ, nutzte er durch rastloses Sammeln von Materialien zu einer Kulturgeschichte Europas. Die ganze ungeheure Stoffmasse zu

bändigen überstieg die Kräfte des einen Menschen; dafür weiteten sich einzelne Abschnitte zu großen Monographien aus, von denen drei noch zu Lebzeiten Hehns erscheinen konnten: 1864 *„Italien,* Ansichten und Streiflichter"; 1873 *„Das Salz,* eine kulturhistorische Studie" und 1869 das Werk, das ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne machte: *„Kulturpflanzen und Haustiere* in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa; historisch-linguistische Skizzen". Nebenher sammelte er in einer Art verschwiegenem Tagebuch eine Menge Notizen über Russen und Russland, die Schiemann nach dem Tode Hehns unter dem Titel *„De moribus Ruthenorum"* veröffentlicht hat; sie sind wohl das Schärfste, was je über den russischen Nationalcharakter gesagt worden ist, und bilden als authentische Quelle den besten Realkommentar zu den Werken der jüngeren Russen, vor allem auch zur Dichtung Gogols, in dessen Realismus Russland nach Hehns Urteil „sein wahres Organ, seine wahre Form" gefunden habe. Als Puschkin Gogols Meisterroman „Die toten Seelen" aus der Hand legte, ächzte er: „Ach Gott, wie traurig ist unser Russland!" und die selbe Klage stöhnt auch Hehns Petersburger Tagebuch. Die Russen sind für ihn ein seniles Volk; „alle ihre Fehler sind keine jugendliche Roheit, sondern gehen aus asthenischer Entartung hervor." Trunksucht, Bestechlichkeit, Unreinlichkeit, Aberglaube, Dummheit, Geckerei, Unsittlichkeit zeichnen den Russen aus; vor allem zeigt er eine unüberwindliche Abneigung gegen jede Art von tieferer Bildung; er besitzt keine Spur von produktiver Originalität — Russland hat im Gegensatz zu dem jungen Amerika nichts erfunden — und damit hängt endlich der Mangel an Idealität zusammen, der den russischen Nationalcharakter auszeichnet: alles ist niedrig, gemein, selbst Schädel und Gesicht des Menschen. Vielleicht bedürfte Hehns schroff ablehnendes Urteil über die Russen seiner Zeit *heute* ebensosehr der dämpfenden Korrektur wie sein Hymnus auf die Italiener.

Nach mehr als dreißigjähriger Tätigkeit im öffentlichen Dienst konnte Hehn im Oktober 1873 mit einer kleinen Pension und einem ansehnlichen selbsterworbenen Vermögen nach Berlin übersiedeln. Ein alter Wunsch ging dadurch in Erfüllung, aber Hehn ahnte doch, dass seiner in der neuen Heimat manche Enttäuschung

harrte. „Ein neuer Lebensabschnitt beginnt," seufzte er, „der letzte Akt des Trauerspiels, wo der Held in beschleunigtem Gange zum Ende geführt wird." Trotzdem ihm alle denkbaren kleinen und großen Ärgernisse die letzten Lebensjahre verbitterten, konnte er wenigstens den ersten Teil seiner *„Gedanken über Goethe"* abschließen; zum zweiten lagen die Vorarbeiten schon auf seinem Schreibtisch, als ihn der Tod am 21. März 1890 nach dreitägiger Krankheit abberief.

Als ein Einsamer, der den Kontakt mit der lebendigen Gegenwart schon lange verloren hatte, ist Viktor Hehn gestorben. Vor allem verdross ihn die innere Entwicklung des geeinigten konstitutionellen Deutschland. „Vor vierzig Jahren," brummt der Siebzigjährige, „war der stumpfen Masse gegenüber jeder reichere, umfassender gebildete Geist liberal; jetzt ist jede tiefere Natur konservativ und überlässt den Fortschritt den Männern von der Bierbank." Der schrille Lärm der Tagespolitik verletzt sein vorwiegend inwärts lauschendes Ohr, und wie Kellers Martin Salander hegt er schwere Zweifel an der politischen Mündigkeit der Masse. In der „demokratischen Plattheit und Seichtigkeit, von der man millionenfach in Wort und Schrift umwimmelt wird", ist sein Trost und seine Erbauung einzig Bismarck, zu dem er begeistert aufschaut, ohne unbedingt auf die konservative Partei zu schwören; Bismarck ist in seinem — und Goethes — Sinne konservativ, das heißt, wie die Vorrede zur dritten Auflage der „Ansichten und Streiflichter" es klipp und klar ausdrückt: „in historischer Anknüpfung progressiv." Ebenso peinlich wie der Phrasen-Demokratismus, den die üble Pressfreiheit gezeitigt hat, ist ihm der wachsende nationale Dünkel der Deutschen; jedes einzelne Volk erscheint seinem immer auf das Allgemeine gerichteten Blick nur als Teil eines großen Ganzen: „Nationalität ist Organ der sich bewegenden Menschheit, ihre Erhaltung in den Augen des Weisen nur so lange wichtig, als sie der Entwicklung der Menschheit dient." Wie die Schlussworte der „Kulturpflanzen und Haustiere" ausführen, ist es nutzlos und borniert, sich den Lehren der Fremde zu verschließen; wahre Vaterlandsliebe sucht auch den Kulturgewinn des Auslandes zu nutzen, und selbst das verachtete Fremdwort kann, ohne die nationale Würde zu ver-

letzen, das überlieferte Kulturgut der Muttersprache bereichern: „viel entlehnt, viel gelernt."

Neben dem Demokratismus trägt nach Hehns Überzeugung das Judentum, das die Literatur und das öffentliche Leben beherrscht, die Hauptschuld am Verfall der modernen Kultur. Der einzelne Jude galt Hehn im persönlichen Leben so viel wie der Christ; aber das spezifisch Jüdische, dessen Vertreter Heine ist, ist ihm der Inbegriff des Verderblichen und Verachtenswerten. „*Wir* sind die Unterdrückten, nicht sie!" ruft er erbittert aus; „sie zerstören systematisch den idealen Grund unseres Lebens, und wir dürfen nicht einmal murren!" Jüdischer Einfluss richtet vor allem, wie ausführliche Vorstudien zu einer stilistischen Arbeit nachzuweisen versuchen, die deutsche Muttersprache zugrunde. Kein Jude, versichert Hehn, kann reines Deutsch schreiben; der Jude ist geistreich, aber abgeschmackt; er sagt nichts natürlich, sondern zieht alles ins Gemeine herab oder steigert es ins Ungereimte. Der Humor fehlt ihm; dafür besitzt er das traurige Surrogat der beißenden Satire, des zersetzenden Witzes; er strebt nach dem Auffallenden, nicht nach dem Schönen; sein Stil ist prickelnd, er verschmäht die „schöne Wellenform", und seine faszinierende Wirkung verdankt er lediglich dem traurigen Kniff, „das Ideale, das Heilige, die Welt des Gemüts und der Phantasie durch Zusammenstoß mit der vulgärsten Prosa der Tagesgeschichte, des gemeinen Lebens und grober, natürlicher Bedürfnisse zu zertrümmern; es ist ein ewiges Beinstellen".

Unaufhaltsam geht unter dem Einfluss des Judaismus die deutsche Sprache dem Verfall entgegen. Eins könnte sie retten: die Schule, aber sie erfüllt nach Hehns Ansicht ihre Kulturmission nicht. Das lebendige Sprachgefühl des Kindes — das dürfen auch wir uns noch merken! — verkümmert unter dem Drucke der Schulerziehung; „der Bauer, der in keiner Schule gewesen ist, spricht besser als der aus der Schule gekommene." Vor allem aber stellt sich die Schule immer mehr in den Dienst der Naturwissenschaften, die das ganze Gebiet des menschlichen Wissens gepachtet haben und sich nun sogar die Philosophie selbst besorgen, und damit vermittelt sie statt der rein menschlichen Kultur, das heißt der „natürlichen Liebenswürdigkeit und Humanität", die für Hehn das letzte Ziel jeglicher Bildung bedeutet, bloße „höhere

Commisbildung". Wie der Demokratismus macht die Schule vom eigenen Wert viel Aufhebens; doch „die beste Schule", heißt es in den „Ansichten", „ist die, von deren Dasein man kaum weiß; nur in der *Stille* bringt sie ihren Segen und auch den erst nach Jahren."

So dringt von allen Seiten her verwirrender Lärm auf den modernen Menschen ein und droht die zarten Stimmen der eignen Brust brutal zu übertönen. Aber noch stehen dem Verständigen die Fenster offen, durch die das nördliche Europa zur Zeit der Renaissance und des deutschen Klassizismus sein hellstes und wärmstes Licht empfangen; im romanischen Süden, auf dem Trümmerfeld der Antike, findet die heimatlose Sehnsucht ihr Delos, doch in einem Deutschen verkörpern sich ihr die ewigen Kulturwerte der Menschheit.

ZÜRICH MAX ZOLLINGER

(Schluss folgt)

□□□

ERICH SCHMIDT UND DIE SCHWEIZERISCHEN DICHTER

In einem Aufsatz über „Erich Schmidts Schaffen und Persönlichkeit" hat neulich Hans Trog in der „Neuen Zürcher Zeitung" auch der besonderen Beachtung, der sich die schweizerischen Dichter von Seiten des Verstorbenen erfreut, rühmend gedacht. Wenn auch Erich Schmidt mancher Kranz mit Recht gebührt, gerade *diesen* wird ihm aber die Geschichte dereinst absprechen. Und um deswillen erfordert jene Behauptung einer berichtigenden Ergänzung.

Erich Schmidt hat, soviel ich weiß, nur *einmal* einem schweizerischen Schriftsteller zum Durchbruch verholfen: als er in den neunziger Jahren Walter Siegfrieds Künstlerroman „Tino Moralt" mit Nachdruck in der Deutschen Literaturzeitung besprach. Er hat dann vor einigen Jahren in einer Staunen und Aufsehen erregenden Abhandlung der Deutschen Rundschau — — Ernst Zahn den Kranz der Unsterblichkeit gereicht. Damit ist aber sein Interesse für schweizerische Dichtung der Gegenwart erschöpft;

wenigstens soweit es sich in der Öffentlichkeit geäußert hat. Wer wird danach noch nach einem Menschenalter fragen? Niemand. Wenn aber ein Historiker der Literatur dereinst nach der Aufnahme forschen wird, die jenes Werk, das wie ein einsamer Granitblock das wogende Meer der Produktion dieser Zeit überragt, bei den representativen Kritikern gefunden habe, so wird es unter diesen dem Namen Erich Schmidts *nicht* begegnen. Und er wird sich wohl bei dieser Gelegenheit die Erwähnung der erheiternden Tatsache nicht versagen, dass in den Jahren, da man in der deutschen Literatur das Wunder des „Olympischen Frühlings" von Carl Spitteler erlebte, Erich Schmidt nacheinander Paul Heyse und Gerhart Hauptmann für die Auszeichnung durch den Nobel-Preis vorgeschlagen hat . . .

Man wird freilich eine Erklärung hiefür leicht finden können. Erich Schmidts literarischer Geschmack stammte, was nicht genügend beachtet wird, aus der Schule seines Namensvetters, des kritischen Aristarchen der „Grenzboten", Julian Schmidt. Ihm erschien der gemäßigte Realismus Otto Ludwigs und Gustav Freytags — man verzeihe, dass ich die Beiden zusammen nenne! — als der einzige mögliche Weg, der der deutschen Literatur nach dem durch die Klassiker einmal erreichten Gipfel noch zu gehen bestimmt war. Was sich in diese Tradition nicht einfügen lassen wollte, das existierte für ihn nicht, das lehnte er schlankweg ab. Es war die gleiche Taktik, die auch Schmidts Freund Rodenberg seit jeher in der Deutschen Rundschau befolgt hat und über die der Biograph Spittelers dereinst ein erbauliches Kapitel zu schreiben haben wird. So kam es denn, dass Erich Schmidt, wie er vor einem Menschenalter dem schmächtigen Talent Carl Busses wegen einiger volksliedartiger Almanach-Verse öffentlich ein „Morituri te salutant" zugejubelt, so auch später wohl Ernst Zahn als den Erben der Kunst Gotthelfs und Kellers ausrufen konnte — aber die selbständige Poesie Spittelers, die wie die Erfüllung der Sehnsucht eines ganzen Jahrhunderts anmutet, bis zum letzten Augenblicke ignorierte.

Das soll um der Wahrheit willen nicht verschwiegen werden.

BÜMPLIZ JONAS FRÄNKEL

□□□

„GYGES UND SEIN RING“

Wenn Friedrich Hebbel an die Ausführung eines Dramas heranging, stand ihm gewöhnlich nichts so klar im Bewusstsein, wie die sittliche Idee oder vielmehr der dialektische Gang der sittlichen Idee. Bei „Gyges und sein Ring“ war das anders. Er kam ohne eigentliche Vorbereitung zu diesem Stoff, „wie der Knabe zum Vogel; er fängt ihn, weil er gerade da sitzt“. „Ich war mir sonst bei meinen Arbeiten immer eines gewissen Ideenhintergrundes bewusst, wegen dessen ich keineswegs ..... produzierte, der aber doch wie eine Gebirgskette zu betrachten war, welche die Landschaft abschloss. Daran mangelte es diesmal ganz; mich reizte nur die Anekdote, ... und nun das Stück fertig ist, steigt plötzlich zu meiner eigenen Überraschung wie eine Insel aus dem Ozean die Idee der Sitte, als die Alles bedingende und bindende, daraus hervor.“ (Brief vom 14. XII. 1854 an Uechtritz.) Also schuf Hebbel bei diesem Stück viel unmittelbarer, viel unbewusster, als es sonst bei ihm der Fall war.

Er hatte die Geschichte von Kandaules und Rhodope erstmals in einem Lexikon gelesen — später diente ihm Herodot als Quelle — der Stoff „zündete und noch den selben Abend entstand eine der Hauptszenen, die zwischen Gyges und Kandaules zu Anfang des zweiten Aktes“. Dies beweist zur Genüge, dass ihn diesmal die Idee nicht plagte.

Die Anekdote war für eine Tragödie gewiss geeignet, doch ein roher Block, der schwere Meißelarbeit erforderte. Der Lydierkönig Kandaules will seinen Liebling Gyges überzeugen, dass er das schönste Weib besitze; er soll es in nackter Schönheit sehen. Tief verletzt, verlangt die Königin, nachdem das geschehen ist, von Gyges, dass er den König töte und ihr Gatte werde. Sie schenkt ihm darauf einen Sohn. Den Weg ins Schlafgemach der Königin findet Gyges mit Hilfe eines unsichtbar machenden Ringes, aber er sucht und findet mit dem selben Ring auch den Weg zum Herzen der Königin.

Die Schwierigkeit für den Dichter lag vor allem in einer rein psychologischen Motivierung der Handlung. Sie musste aus *allgemeinen* menschlichen Regungen abgeleitet, sie musste dem Kreise

des Besondern entrückt und in die Sphäre des Allgemeinen gehoben werden. Erst dann konnte der Gegenwart lebendig werden, was um fast drei Jahrtausende von ihr getrennt war.

Wie wahr ist nun diese Motivierung in der Tragödie durchgeführt! Aus dem Frevel des Königs an der Gattin wird ein Vergehen an der ganzen, den König umgebenden Welt. Dieses Vergehen ist nicht mehr ein Fehltritt, der auch hätte unterbleiben können, es ist die notwendige Verteidigung des eigenen Ichs gegenüber der Gesamtheit. Das *individuelle Leben* überhaupt wird Gegenstand der Tragödie. Rhodopens Kränkung wird zur Verletzung der Natur; darum kann die Königin nicht wie bei Herodot darüber hinweg zu einer neuen glücklichen Ehe schreiten. Gyges braucht sie auch nicht nackt zu sehen; es ist schon zu viel, wenn er ihr ins entschleierte Antlitz blickt. Ich sprach vom unbewussten Arbeiten des Dichters an dieser Tragödie, weil schon jene sofort entstandene Szene eine dialektische Ordnung des Stoffes verrät. Es war eben so sehr Hebbels Überzeugung, dass aller Fortschritt nur vom Individuum ausgeht, dass alle Entwicklung sich als ein Kampf zwischen Individuum und Gesamtheit vollzieht, zwischen dem *Bringer des Neuen* und der Verehrerin und *Behüterin des Alten,* in dem das Individuum immer unterliegen muss, die Gesamtheit aber, um den individuellen Wert bereichert, als Siegerin hervortritt, dass diese Dialektik für den Dichter gewissermaßen zu einer Anschauungsform für alles historische Geschehen wurde. So gestalteten sich ihm die drei Hauptcharaktere Rhodope—Kandaules—Gyges zu These—Antithese—Synthese, ohne dass es ihm klar ins Bewusstsein trat.

Rhodope ist eine Tochter Indiens. Ihre Herkunft weist, weil nach Osten, nach der Vergangenheit. Ihr Schleier ist das Symbol für die alternde Welt, die sie vertritt. Ihr den Schleier rauben, ihr Empfinden verletzen und missachten, heißt sich an der Natur vergreifen. Und da die Natur immer stärker ist als ein Einzelnes, so kann das ungestraft nicht geschehen. *Die Welt im Schlafe* kann man Rhodope nennen, und wenn man an ein ungedrucktes Hebbelwort „Schlaf ist Zurücksinken ins Chaos" denkt, von ihr sagen, sie möchte immer weiter zurück in die Vergangenheit, wogegen Kandaules sagt: „man kann doch nicht zurück". „Wecke den Irrenden *sanft* und lasse ihn schelten und um sich hauen. Erst wenn der Mensch (selbst) erwacht, räumt er Dir ein, dass

er geschlafen hat.“ (Tagebuch III. 4831, Ausgabe Werner, zweite Auflage.)

Das ist die Warnung, die Kandaules gilt. Mit ihm stößt eine neue Welt auf die alte. Er steht auf einem höhern Standpunkte; die ganze Vergangenheit soll umgewertet werden. Im Schleier vermag er nichts zu erblicken als den Rest eines alten Aberglaubens, der ausgerottet werden muss. Sein Streben ist für ihn ein völliges Recht; denn er gehorcht, wenn er sich behaupten will, einem Lebensgesetze. Nur erkennt er, trotz seiner höhern Intelligenz, nicht, dass, wenn er die alte Form zertrümmert, die neue, die er bietet, umfassender und kräftiger sein muss, um das Chaos wieder aufzunehmen. Er vergisst, dass er kein Fertiger, sondern selbst ein Werdender ist, dass er auf einer Grenze steht. „Jedes Geschöpf, das zwischen zwei Welten in der Mitte steht, soll sich zu der Welt, aus der es hervorwuchs, und nicht zu der, der es entgegenwächst, rechnen. Für jene hat es Überfluss, für diese dagegen Mangel.“ (Tgb. II. 2281.) Kandaules, indem er die Zukunft zur Gegenwart machen will, indem er den natürlichen Gang der sittlichen Idee beschleunigen möchte, vergewaltigt das sittliche Gesetz. Er besitzt keine Pietät für das Bestehende, durch das er geworden ist. Dieses Bestehende aber ist, obwohl nur im Schlafe und nicht positiv, „doch unendlich mehr wie alle zugespitzte Einzelheit“. Unter Schlaf versteht Hebbel das sittliche Gesetz in der Gesellschaft, im Staate. Es ruht eigentlich in jeder Brust, aber es tritt in dem individuellen Bewusstsein nur ganz dunkel oder gar nicht hervor. Es ist aber dennoch ein sicherer Führer und lässt das naive Individuum nicht im Stich. Es ist das *Irrationale* im Individuum. Das Gesetz liegt verborgen, es *schläft*.

„Pietät ist, wie der Schlaf, die Hauptwurzel des sittlichen Menschen, die Nabelschnur, durch die das Individuum mit dem Weltall zusammenhängt.“

Mangelt ihm die Pietät, so ist es auch schon losgelöst vom Weltganzen und es muss untergehen. Diese Pietät fehlt dem König vollständig, aber nur, weil er zu sehr mit neuem sittlichem Stoff geladen ist. Er stirbt als Pionier der sittlichen Idee, der Hebbel bekanntlich absolute Existenz zuschreibt.

Aber aus dem Kampfe der beiden Welten, der Rhodopens und der des Königs, erhebt sich als Synthese eine neue Welt.

Sie findet ihre Verkörperung in Gyges. In ihr sind die Gegensätze ausgeglichen, es lebt das Individuelle weiter, es wird in ihr, von der individuellen Form befreit, *allgemeines* Gesetz, was ehedem in Kandaules als reine Willkür wirkte. Die kommende Welt urteilt wie er. Seine Schuld lag nicht in einem *bestimmten* Wollen, sondern vielmehr im *Wollen an sich.* Das ist die erschütternde Tragik, dass der Held überall Recht hat und nur deshalb scheitern muss, weil eine Generation noch nicht zu billigen vermag, was die nächste schon zum Gesetze erhebt. Hebbel hat den Helden sehr sympathisch gestaltet, indem er ihn zu einem einheitlichen Charakter machte, der, wo er geht und steht, sich immer gleich bleibt. Das Spezielle, dem er zum Opfer fällt, ist nicht frevelhafter als sein übriges Tun. Er sträubt sich gegen alles, was nicht von *morgen* kommt.

Gleich die erste Szene zeigt uns seinen antithetischen Geist. Man feiert das Heraklidenfest, zu dem er mit Diadem und Schwert, die schon seit fünf Jahrhunderten die Könige schmückten, erscheinen soll. Aber er weigert sich, den alten Reifen und das rostige Eisen zu tragen

> Das *neue* Diadem! Was soll mir dies?
> Hast du dich auch vielleicht im *Schwert* vergriffen?

und ob ihn Thoas auch warnt, ihn daran erinnert, dass beim letzten Feste das Volk das neue Diadem und das neue Schwert nur mit Entsetzen erblickte, ihn versichert, dass die Lydier im alten Schmucke zugleich alle seine Ahnen mitverehren, er bleibt bei seinem Entschlusse:

> So darfs nicht länger bleiben! Nimm denn hin
> Und tu, was ich gebot.

Schon jetzt sehen wir, dass er einem Konflikte entgegengehen muss. Er darf zwar als König wagen, zum zweitenmale, den Wunsch des Volkes zu missachten, weil man ihm als dem Herrscher Gehorsam schuldig ist; aber das Verhängnis ist da, so bald er seinesgleichen trifft.

Er verlangt von der Königin, was diese nicht tun darf, dass sie am Feste teilnehme und sich dem Volke zeige. Sie bleibt jedoch im Schleier, wie es ihre Sitte gebietet.

> Wie kann ich!
> Du holtest dir von weitentlegner Gränze
> Die stille Braut und *wusstest*, wie sie war.

und er

> Genug! ich bin ja an dies Nein gewöhnt!
> Bläst auch der frische Wind an allen Orten
> Die Schleier weg: du hältst den deinen fest.

Das ist eine der Stellen, die deutlich dartut, dass es sich nicht um den Schleier im buchstäblichen Sinne handelt und die deshalb auf der Bühne auch nicht bloß vorbeigeredet werden darf, wenn der Zuschauer nicht zu einer falschen Auffassung gelangen soll. So wie Rhodope den Schleier, das durch die Tradition Geheiligte, verehrt, so fürchtet sie den unsichtbarmachenden Ring. Denn *er* ist es, mit dem man den Schleier zu heben vermag, mit ihm durchbricht man das Sittengesetz. Sie ängstigt sich vor dieser unheimlichen Kraft; sie ahnt schaudernd das Unheil vorweg, das er bringen muss. Der König aber schätzt ihn als ein Machtmittel. Es kann aber nicht gut werden, denn dieser Ring kommt zu einer gefährlichen Zeit. Der Zustand des Königs ist der der Gereiztheit. Er findet überall Widerstand und so kommt er sich in der Rolle des „Grenzpfahlkönigs" doppelt erbärmlich vor, er, der doch ein König der Gesinnung, ein Gesetzgeber sein möchte, den der eigene Wert zum Könige adelt, der nicht erst von der Größe seiner Ahnen zu borgen braucht. Der Widerstand stärkt gar oft den, der ihn erleidet, deshalb werden seine Wünsche nur umso heftiger. In dieser Verfassung trifft ihn Gyges, aber nicht der alte Gyges, sondern der Sieger, der gefeierte Held des Tages. Er hat zugleich den Ruhm, der dem Könige gehörte, mit eingeerntet, so dass Thoas von ihm sagt, er sei für das Volk „wenn noch nicht Phöbus selbst, so doch sein Sohn." Wie fein ist es psychologisch gedacht, dass gerade jetzt der Ring eingreift. Denn Kandaules verträgt solche Größe nicht neben sich. Gyges muss irgendwie besiegt werden. Hat er auch alle Kränze sich erobert, den einen vermag er dem Könige nicht zu entreißen. Kandaules besitzt das schönste Weib! Das soll der Grieche fühlen und gestehen. Deshalb versichert er: „Du sollst sie sehen!"

So fängt denn der König an, das gefährliche Werkzeug zu gebrauchen, um seinem Freunde die Schönheit Rhodopens zeigen zu können. Dieser unsichtbar machende Ring aber hätte kein Recht in der Tragödie, wenn er mehr bedeutete als menschliches Vermögen, und ein Dramatiker wie Hebbel, der gerade für „Gyges"

den vollsten Realismus in Anspruch nahm, hätte auch nie eine Handlung auf die Bühne gebracht, die ohne Wundermittel nicht zustande kommen könnte. Denn eine Handlung gehört dem Drama an, nur soweit sie menschlich ist. Darin irrte sich Hebbel nicht. Freilich ist der Realismus, wie der Dichter selbst sagt, in das *psychologische* Moment verlegt, weil ein Dichter immer nur die Menschen und nicht den Kosmos kennt. „Nie gestatte ich mir aus der dunklen Region unbestimmter und unbestimmbarer Kräfte, die ich hier vor Augen habe, ein Motiv zu entlehnen; ich beschränke mich darauf, die wunderbaren Lichter und Farben aufzufangen, welche unsere wirklich bestehende Welt in einen neuen Glanz tauchen, ohne sie zu verändern. Der Gyges ist ohne Ring möglich, die Nibelungen sind es ohne Hornhaut und Nebelkappe." (Brief vom 23. II. 1863 an Engländer.) Für diese unbestimmten Kräfte hatte die Mythologie Symbole. Hebbel hat sie beibehalten: den Ring und den Schleier. Kandaules und Rhodope sind die Lichter und die Farben dazu. Diese Kräfte sind heute noch ebenso real, wie vor dreitausend Jahren, nur leuchtet heute unsere Erkenntnis hinein. Die Handlung ist vorgeschichtlich. Der Dichter liebte es, die Fabel ihres mythologischen Gewandes nicht ganz zu entkleiden; denn es war nicht seine Meinung, dass man etwas gewinne, wenn man den Eselskinnbacken der Bibel in ein Schwert verwandle. Der Ring hat so im Stücke nur Platz, wenn er eine allgemein menschliche Regung vertritt. Er ist ein Symbol für das *individuelle eigenmächtige Bewusstsein.*

Es gibt einen Punkt im einzelnen Menschen, der diesem nicht mehr angehört; er ist das, was ihn mit dem Universum verbindet, was er mit der Gesamtheit gemein hat. Alles, was in ihm außer diesem Allgemeinen noch existiert, ist das eigentlich Individuelle, und es kommt für den Einzelnen darauf an, dass er das Verhältnis des Individuellen zum Allgemeinen richtig ordne. Es kann schon von Natur aus richtig sein, bei dem Menschen, der, wie Rhodope, schläft, der im Grunde gar kein individuelles Bewusstsein besitzt. Anders bei dem Menschen, der erwacht ist, der als Individuum lebt. Bei ihm muss das Verhältnis erst hergestellt werden und zwar so, dass das Besondere dem Allgemeinen *untergeordnet* bleibt, weil nur das Allgemeine die gültige Form des Sittlichen darstellt. Nun ist möglich,

dass der Einzelne sich dem Ganzen unterzuordnen vermag; es ist aber auch möglich, dass dies nicht gelingt. Das erste ist der Fall bei Gyges, das andere bei Kandaules. Jener *besitzt* den Ring nur, dieser besitzt und *gebraucht* ihn. Deshalb kann aus dem Ring sowohl das Gute wie das Böse hervorgehen, je nach dem Menschen, der ihn trägt. Jeder besitzt ein eigenes Streben; aber nicht jeder mäßigt es, dass es über die Grenzen des Allgemeinen nicht hinausgeht. Das *kräftige* Individuum sündigt daher vor allem; je stärker sein Wollen, desto größer wird die Entfernung und deshalb auch die Loslösung vom Ganzen. Der Ring schafft bei ihm das Böse. Nur *ein* Individuum vermag mit ihm allein das Gute zu tun. Das ist Gott. Denn er ist als höchstes Individuum zugleich das vollendete Allgemeine, das sich nicht von sich selbst entfernen kann. In diesem Sinne sagt Rhodope, der Ring stamme „aus der Zeit, wo Gott und Mensch noch miteinander gingen und Liebespfänder tauschten". Damals, zur Zeit der Halbgötter, wirkte er noch das Gute; heute kann er nur Böses stiften.

Den Ring gebrauchen ist daher nur der symbolische Ausdruck für ein gesteigertes individuelles Streben, das die Einheit in einen Dualismus auflöst, indem es dem Besonderen eine Selbständigkeit verleiht.

In dem Momente, wo der König den Ring benützt, durchschneidet er, um beim Hebbelschen Bilde zu bleiben, jene oben erwähnte Nabelschnur, durch die ihm das Leben zuströmt. Er vergisst, dass seine eigene Begrenztheit weniger ist als der Kosmos, dass sie bei weitem nicht ausreicht, um der ins Chaos aufgelösten Natur wieder Gesetz zu geben, dass sie nicht einmal durch sich selbst zu existieren vermag. Ein wenig Ehrfurcht hätte ihn retten können, aber sie fand neben dem kühnen Drange nach vorne keinen Platz.

Gyges dagegen ist von einer schonenden Vorsicht erfüllt, die ihn zugleich auch gerechter macht. Ihm erscheint die Tat frevelhaft und er tritt deshalb nicht als einer, der verurteilt zu werden braucht, vor die Königin, sondern als ein Gerichteter, der schon selbst das harte Urteil für sich fällte. Darum packt ihn, als er es aus dem Munde der Königin vernimmt, auch kein Schaudern, „wie es jeden Menschen packt, wie es den Jüngling doppelt packen muss". Ganz im Sinne der Synthese sucht er die Gegen-

sätze auszugleichen. Wie er den vernichtenden Schmerz der Königin nachempfindet, so hat er auch für den König, nachdem ihn Rhodope als Frevler erkannt, milde, entschuldigende Worte:

Er glich dem Priester, der die selbe Flamme,
Die ihn durchlodert, zu des Gottes Ehre
Auch in der fremden Brust entzünden mögte:
Wenn dieser leidenschaftlich — unvorsichtig
Die heiligen Mysterien enthüllt,
Um dumpfe Sinne rascher zu erwecken
Und falsche Götzen sich'rer zu entthronen:
Fehlt er so schwer, dass man ihm nicht verzeiht?

Er fand die Strafe, als sie ihm galt, gerecht; er kann sie jetzt, da sie Kandaules trifft, nicht zurückweisen. So fordert er denn als Rächer beim Könige die Schuld, damit nur einer lebe, der Rhodopen entschleiert sah. Damit dieser eine ihr Gatte sei, führt ihn die Königin zum Altare, bevor sie stirbt.

Unter dem neuen Lydierkönig — Thoas zeigt sehr klar, wie das Volk ihn auf den Thron erhebt — gelangt das, was Kandaules erstrebte, zum Siege; es wird ein anderer Schleier gewoben und der Kampf wird von neuem beginnen.

Der Kern des ganzen Dramas liegt in der Schlussbetrachtung des Helden. Des Dichters eigene Weltanschauung spricht aus diesem Evangelium. Rückwärts schauend, erkennt er den Irrweg, den ihn seine rein persönlichen Tendenzen führten:

O, dieser Ring! Du meinst, er wäre besser
In seiner Gruft geblieben! Das ist wahr!
— — — — — — — — — — — —
Denn nicht zum Spiel und nicht zu eitlen Possen
Ist er geschmiedet worden, und es hängt
Vielleicht an ihm das ganze Weltgeschick
— — — — — — — und wäre ich
Dir gleich, so hätte er mich nicht verlockt,
Ich hätt' ihn still der Nacht zurückgegeben,
Und alles würde stehen, wie zuvor.

Aus dieser leisen Wehmut ringt er sich zu einem frohen Optimismus empor. Die Kurzsichtigkeit weicht einem weiten, klaren Blick, der ihn das unabänderliche Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit schauen lässt. Sein tragisches Schicksal wird ihm die notwendige Bedingung für das Wohl der Gesamtheit. Eine dämmernde Gewissheit überzeugt ihn, dass die Kraft, welche in ihm wirkte, ebenso göttlich ist, als der Schleier, den er zerstörte.

Im Glauben, dass er das Werkzeug eines Höheren sei, empfindet er auch das Sterbenmüssen nicht mehr als eine persönliche Sache. Bei den Worten vom Schlaf der Welt erscheint der König so stark geläutert, so frei von jeglicher Schuld, dass wir uns gegen seinen Untergang sträuben möchten und sein Ende nur ertragen, weil wir die alte Welt mit Kandaules ersterben, ihn aber in Gyges wieder auferstehen sehen.

Was die Tragödie zu unserer Angelegenheit macht, das ist das Verhältnis des Individuums zur Gesamtheit in der allgemeinsten Form. Der Kampf ist im Grunde ein Kampf zwischen Ring und Schleier, jener gleich ursprünglichen Kräfte, die als Trieb zum Individuellen und als Macht der Tradition ewig mit einander ringen werden.

Die Tragödie wird daher vollständig falsch aufgefasst, wenn aus dem Schleierrecht ein Recht der freien Selbstbestimmung des Weibes gemacht wird. Dadurch würde Rhodope zu einer modernen Frau, die mit persönlichem Bewusstsein eine Forderung für sich stellt.

Das tut sie aber nicht. Sie lebt gar nicht als Individuum, wie etwa Mariamne, und darf als solche auch auf der Bühne nicht erscheinen. Sie hat symbolisch das Allgemeine zur Darstellung zu bringen und die Schwierigkeit liegt für sie darin, dass sie nur individuelle Ausdrucksmittel zur Verfügung hat. Der Vorwurf, dass sie als Weib zu wenig Gefühle zeige, ist somit für die Darstellerin ein *Lob* im Sinne Hebbelscher Kunst. Denn sie muss, um dem Dichter gerecht zu werden, möglichst weit vom Individuellen sich entfernen. Die Distanz, die sie halten muss, wird fälschlich als Kälte ausgelegt. Wem aber diese Kälte fremd vorkommt, der sollte wissen, dass er Rhodopen nur so weit verstehen kann, als er selbst über das Individuum hinaus, zum Allgemeinen vorgeschritten ist.

Hebbel hat schon solchen und ähnlichen Vorwürfen geantwortet in dem Epigramm: Selbstkritik meiner Dramen"

> Zu moralisch sind sie! Für ihre sittliche Strenge
> Stehn wir dem Paradies leider schon lange zu fern,
> Und dem jüngsten Gericht mit seinen verzehrenden Flammen
> Noch nicht nahe genug. Reuig bekenn' ich euch dies.

ZÜRICH LOUIS GLATT

□□□

AUS CHAMBERLAINS „GOETHE“

„. . . Am besten vielleicht, da es sich um ein kaum Fassbares handelt, wir erhaschen diese der Natur gewachsene Phantasie in dem Augenblick, wo sie sich am Werke zeigt, das heißt in dem Augenblick, wo unser Dichter sich selber verbessert, indem er herkömmliche Redensart oder knapp anliegende Naturtreue oder grammatische Zaghaftigkeit oder rhythmischen Zwang beseitigt. Dazu bietet die Entstehungsgeschichte Goethescher Gedichte und Prosawerke viele Belege. Greifen wir zuerst weit zurück zu dem einfachen *Fabelliedchen*, wie der erste Druck es nennt. Da lesen wir:

Es sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Ein Röslein auf der Heiden.
Er sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn, es anzusehn,
Und stand in süßen Freuden.

Goethe und Herder werden wohl an dieser Fassung, die sie eingestandenermaßen „aus der mündlichen Sage“ erhielten, kaum ein Wort geändert haben. Bei dem zweiten Druck aber, sechs Jahre später, lautet das jetzt *Röslein auf der Heide* genannte Gedicht:

Es sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden:
Sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn, es anzusehn,
Und stand in süßen Freuden.

Wie viel Leben ist durch Streichung von nur zwei Wörtern hineingekommen! Das Röslein tritt uns jetzt im zweiten Vers ohne das fatale „ein“ wie ein Individuum aus dem Einerlei der Heide entgegen; und die Tilgung des nur logisch geforderten „er“ — „sah, es war“, statt „er sah, es war“ — schenkt dem Blicke des Knaben eine merkwürdige Unmittelbarkeit; und doch ist wenigstens diese zweite Änderung gewiss grammatikalisch nicht unanfechtbar. Nun aber emanzipiert sich Goethe vollends von Herders Mitwirkung und dichtet das Liedchen so um, dass er es als eigenes *Heidenröslein* in die erste Ausgabe seiner Werke aufnehmen darf.

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.

An einem einfachsten Beispiel haben wir hier die Metamorphose aus einem lieblichen „Naturwerk“ menschlicher Dichtung in ein vollendetes „Kunstwerk“, und zwar vermittelst der Befreiung der Phantasie. Das „war“ im dritten Vers bezöge sich nach den Regeln der Grammatik auf den Knaben; doch wird wohl nie ein Leser auch nur einen Augenblick bezweifelt haben, die Rose sei gemeint; wir aber verfolgten die Entstehungsgeschichte: erst das erbarmungslos logisch ausführliche „er sah, es war“; dann, schon wesentlich entlastet vom Verstandesballast, „sah, es war“; jetzt kommt das Genie und sagt „war“! Es trägt auch kein Bedenken, den folgenden Vers mit einem „lief“ zu beginnen, das ebenfalls sprachlich — wenigstens vorübergehend — in der Schwebe bleibt; denn da das „er“ und das „und“ gefallen sind und „war“ sich auf das Röslein beziehen soll, so wäre nach den Regeln der Logik vorauszusetzen, „lief“ bezöge sich auch auf das Röslein; erst das Fürwort „er“ deckt grammatikalisch die Rückkehr zum ersten Satzsubjekt auf. Die Phantasie setzt sich über die Grammatik hinweg:

mit welchem Erfolg, das sage sich jeder beim Vergleich. Und nun der Einfall, das Stehenbleiben in ein Hinlaufen umzuwandeln! Wie klein und harmlos das Gebilde auch ist, man muss doch sagen, dieses

Lief er schnell, es nah zu sehn

gleicht dem „Es werde Licht!“ der Schöpfungsgeschichte. Mit einem Schlag ist alles Bewegung und Bewegung ist Leben. Nicht bloß erhalten wir hierdurch die Ferne und die Nähe, das Schlendern und das Laufen, also Raum und Zeit — die Perspektive eines Geschehnisses, sondern namentlich kommt die innere Bewegung jetzt erst zur Geltung. Stehenbleiben in süßen Freuden, weil man an eine schöne Rose zufällig geraten ist, das bringt jedes träge Durchschnittswesen fertig, wogegen Hinlaufen, ja, „schnell“ Hinlaufen, weil der Seele nach der Anschauung des Schönen gelüstet, weil das Schöne wie ein Magnet auf die Seele wirkt, weil jeder Eindruck Wille erweckt und jede Willensregung sofort in Tat umschlägt: das zeigt uns einen regen, feurigen Knaben. Da kann der Poet ruhig die weichliche Redensart „süße Freuden“ aufgeben und durch das schlichte „viele Freuden“ ersetzen; denn jetzt haben wir die Freude erlebt und bedürfen keiner überschwänglichen Versicherungen. Und nun die von Goethes auserwählter Schutzgöttin ihm eingegebene Umgestaltung von „es war so frisch und schön“ in

War so jung und morgenschön!

Frisch ist nur ein Gegensatz zu verwelkt; es ist Naturtreue, nicht Geistespoesie; „jung“ zaubert die Anmut der Natur, wie sie die Seele ewig von neuem entzückt, in das Herz. Und „morgenschön“! Nichts finde ich bezeichnender für Goethe als die Sparsamkeit in der Anwendung solcher Eingebungen; nur für diesen einen Fall erfand und gebrauchte er das herrliche Wort; nie wieder sprach er es aus; dem Heidenröslein gehört es auf ewig. Derartige Neubildungen sind bei ihm nicht Münzen, die er in Umlauf setzt, sondern geprägte Kunstformen, die der einen Gestaltung ihr Dasein verdanken und nun mit dem einen einzigen Werk als organische Bestandteile verknüpft bleiben. Das ist Phantasie, Phantasie, die der Natur gewachsen ist.

Noch sei auf die Umdichtung in der dritten Strophe aufmerksam gemacht. Ursprünglich las man:

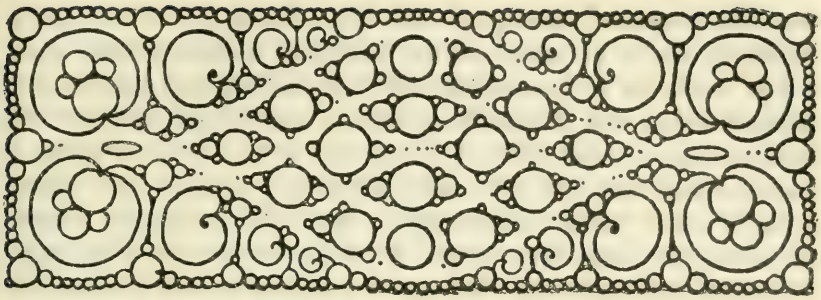
Das Röslein wehrte sich und stach,
Aber er vergaß darnach
Beim Genuss das Leiden.

„Er“ ist der Knabe. Eine recht nüchterne, hausbackene Moral, würdig des stehenbleibenden Knaben. Wogegen der wahre Poet dichtet:

Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Musste es eben leiden.

Eine Wendung, die in ihrer unsentimentalen Tragik etwas Hellenisches an sich hat.“ (S. 521—524.) Dazu die Anmerkung: „Die erst in der Ausgabe letzter Hand eingeführte Änderung des zarten „ihr“ in „ihm“ ist ohne Zweifel dem unheilvollen Philologen und Pedanten Göttling zuzuschreiben, der, Goethes Vollmacht missbrauchend, noch so manchen anderen feinen Zug verwischt hat. Auch ist die Lesung „musste“ der ersten Ausgabe von Goethes Schriften, die sowohl Herder wie Goethe selber korrigiert hatten, der jetzigen Lesung „musst“ vorzuziehen, welche sich erst in der Ausgabe von 1806 bis 1810, mitten in den Kriegsunruhen, einschlich.“

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750



VEREINFACHUNG
DER
STAATSVERWALTUNG UND ERLEICHTERUNG DER STAATSLASTEN

„Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!"
Hamlet

I.

Der zürcherische Kantonsrat hat den Steuerfuß für das Jahr 1913 auf $4^3/_4$ ‰ vom Vermögen festgesetzt. Darnach richtet sich dann auch der Steuerfuß vom Einkommen, indem laut Gesetz so viel mal als 1 ‰ Vermögensteuer erhoben wird, 2 % Einkommenssteuer zu bezahlen sind — von der Aktivbürgersteuer, die nur $^1/_3$ des Betrages des Vermögensteuer*fußes* ausmacht, nicht zu reden. Es trifft also für 1913 neben $4^3/_4$ ‰ Vermögenssteuer eine Einkommensteuer von $9^1/_2$ %. Maßgebend aber bleibt der Steuerfuß vom Vermögen, und davon ist auch auszugehen.

Bis zum Jahr 1904 war die Steuer vom Vermögen nie über 4 ‰ hinausgegangen, und das war schon eine ganz ansehnliche Belastung des Steuerzahlers, wohl die höchste unter den Kantonen. Das neue Jahrhundert hat dann im Kanton Zürich eine Finanzmisere eingeläutet. Als infolgedessen der Steuerfuß zum erstenmal auf $4^1/_2$ ‰ erhöht wurde, erhob sich dagegen alsbald eine Volksinitiative, die sogenannte Steuerfußinitiative, welche verlangte, dass der vom Kantonsrat festzusetzende Steuerfuß niemals den bisherigen Ansatz von 4 ‰ übersteigen dürfe. Es war ihr, um sie zu diskreditieren, gelegentlich der Sinn unterschoben worden,

dass der Steuerfuß überhaupt nie über dieses Maß hinausgehen dürfe, als ob er gesetzlich darauf festgelegt werden wollte. Zwar würde auch das nicht unerhört sein; St. Gallen und Luzern zum Beispiel haben den Steuerfuß gesetzlich beschränkt und auf ein weit geringeres Maß ($2^1/_2$, $1^1/_2$ ‰; ja, diese $1^1/_2$ ‰ werden in Luzern sogar nur alle zwei Jahre erhoben), müssen also damit schlecht oder recht auskommen. Aber die Initianten wollten offenbar nur, dass über mehr als 4 ‰ hinaus das Volk anzufragen sei und nicht der Kantonsrat aus sich in alle Höhen hinauf Steuern dekretieren könne. Die Beschränkung der kantonsrätlichen Kompetenz durch das Referendum ist nun noch viel weniger eine Seltenheit, sondern in einer ganzen Reihe von Kantonen hergebrachtes Recht, und wieder tritt dort das Referendum nicht erst von 4 ‰ an, sondern schon früher und zum Teil viel früher in Wirksamkeit. Aber der zürcherische Kantonsrat, eifersüchtig auf seine Oberhoheit, wurde empfindlich, und seine Mitglieder haben es sich denn wie kaum je angelegen sein lassen, an allen Versammlungen zur Besprechung der Initiative zu erscheinen, um die Diskussion zu beherrschen und dieses erweiterte Volksrecht niederzustimmen.

Nun also ist der Steuerfuß noch weiter erhöht worden. Um so mehr schiene eine Kontrolle vonnöten. Wir haben nichts dagegen, wenn diese weder in ein Finanzreferendum, noch gar in ein Gesetz gelegt wird, sondern dem Kantonsrat selbst überlassen bleibt. Zwar erscheint ein äußerer Zwang zum Maßhalten in den Ausgaben immer heilsam. Bei der privaten Wirtschaft, wenn sie anders ordentlich ist, liegt er in der Rücksicht auf die Einnahmen, das heißt der Private hat sich nach der Decke zu strecken. Wir wissen schon, dass für das Gemeinwesen, Staat und Gemeinde, gewissermaßen der umgekehrte Grundsatz gilt, es hätten sich die Einnahmen nach den Ausgaben zu richten. Aber das doch nur, so weit die Ausgaben nötig oder doch wirklich ersprießlich sind; verplempern darf auch das Gemeinwesen nichts — von eigentlicher Verschwendung nicht zu reden, an die wir überhaupt nicht denken. Auf dieser Seite bestände der Zwang eben in einem über dem Kantonsrat stehenden Volksvotum, sei es in einem Steuerreferendum oder in einer gesetzlichen Maximalbegrenzung des Steuerfußes, so dass für ein Mehr das Volk in der einen

oder andern Form angerufen werden müsste. Das schiene um so eher gerechtfertigt, als das Volk daran mehr interessiert ist, als an manchem Gesetz. Aber wir wollen, wie gesagt, die Kontrolle nach wie vor vertrauensvoll dem Kantonsrat selbst überlassen. Nur soll er dann auch wirklich Selbstkontrolle üben und sich an ein gewisses Höchstmaß der Steuer für gebunden halten, so gut als wäre es ihm vom Volk vorgeschrieben; er ist ja für das Volk da und hat in seinem Sinn zu walten. Dazu erschienen 4 ‰ für ordentliche Zeiten nachgerade genug, und es sollte damit außer im Falle von Krieg und andern Landeskalamitäten auszukommen sein. Es sollte also an eine Erhöhung gar nicht gedacht werden, bevor nicht alle zulässigen Ersparnisse versucht wären. Wenn noch andere Einnahmequellen zu Gebote ständen, hielte man auch sie besser für ungewöhnliche Lagen zurück, wie ein kluger Feldherr seine Reserven. Es kommt also immer darauf hinaus, die ordentlichen Ausgaben unerbittlich auf den Belauf der ordentlichen Einnahmen zu reduzieren, so weit es immer möglich ist, ohne ersprießliche Aufgaben bloßzustellen. Darin bestände die Selbstkontrolle, von der wir sprechen, und diese erscheint von Segen für das Gemeinwesen und als Gerechtigkeit gegen den Steuerzahler. Es liegt darin eine Selbstzucht, die keine Verwöhnung und Verweichlichung aufkommen lässt, sondern strafft und kräftigt, den Staat wie den Mann zum Charakter macht und für das private Leben zum Vorbild würde. Gerecht aber gegen den Steuerzahler ist eine solche Kontrolle insofern, als dieser sich in schwierigen Zeiten auch einschränken muss, mehr als man glaubt, und vernünftigerweise ohne besondere Not gewiss nicht auf Kosten seiner Selbsterhaltung und Vervollkommnung, sondern er wird sich eben das mehr oder weniger Überflüssige oder Nebensächliche versagen. Oder soll er um so mehr sparen, damit das Gemeinwesen es um so weniger nötig hat und sich um so eher gehen lassen kann? Übrigens gibt es für den öffentlichen Haushalt eine Art Careyschen Gesetzes, das ihm besonders zu gut kommt. Wie mit der Kultur die Produktionsfähigkeit der Erde sich steigert, so dass eine Übervölkerung im Sinne der Überschreitung der Ernährungsmöglichkeit für den Einzelnen nie eintreten könnte — so vermehren sich mit den Bedürfnissen und Aufgaben des Gemeinwesens auch ohne weiteres

die Mittel zu deren Bestreitung; die vermehrten Bedürfnisse sind ja nur die Folge der erhöhten Lebenslage der Einzelnen. Im ganzen und grundsätzlich also sollten, von außerordentlichen Umständen abgesehen, die gewöhnlichen Einnahmen immer an die erforderlichen Ausgaben, wenn sie richtig zusammengehalten werden, hinanreichen, ohne dass es überhaupt einer übermäßigen und insofern gewaltmäßigen Steigerung des Steuerdruckes bedürfte.

Jedenfalls passt es sich schlecht, den Steuerfuß zu erhöhen in einer Zeit, wo man in voller Arbeit ist, die Taxation zu verschärfen. Das heißt, die Steuerschlinge an beiden Enden zuziehen. Ein guter Hirte müsse seine Herde scheren, aber nicht schinden, hat schon Kaiser Tiberius gesagt. Eine Erhöhung des Steuerfußes lässt man sich eher gefallen, wenn nicht zugleich die Schraube der Taxation angezogen wird und umgekehrt. Welches der beiden Mittel für einmal zu wählen ist, wird sich jeweilen aus den Verhältnissen ergeben. Wo der Steuerfuß bereits sein ordentliches Maximum erreicht hat, wie es mit 4 ‰ der Fall scheint, bleibt nur das Mittel ergiebigerer Taxation. Deren Verfahren zu vervollkommnen war denn auch ein Hauptzweck und ein hauptsächliches Verdienst der Vorlage des Regierungsrates vom Jahr 1899 für eine Revision des Staatssteuergesetzes. Aber bei den Taxationen sollte gewissermaßen der umgekehrte Weg, als gewohnt, eingeschlagen werden. Statt bei den kleinen und mittleren Leuten anzufangen und sie bis zum letzten Quentchen zu quängeln und zu drängeln, sollten zuerst die Größten und Großen daran kommen. Das ist nicht nur gerechter, sondern auch verdienstlicher und ergiebiger. Es ist leicht, einen armen Teufel von Stromer festzunehmen; aber eine gute Polizei wird eher ein Dutzend kleiner Schelmen laufen lassen, um nicht Zeit und Mühe dafür zu verlieren, Hochstapler und Kapitalverbrecher zur Strecke zu bringen. Nach diesem Rezept hat auch die Steuerkommission zu verfahren. Wenn in der Steuersache Brandt, die sich einen großen Aufwand von Rekursen und Gutachten hat leisten können und dadurch allgemein Aufsehen gemacht hat, die Steuerkommission den vielfachen Zehntmilllonen nur halbwegs nahe gekommen wäre, statt bei einer einzigen oder gar nur einer halben Million stehen zu bleiben, wie vielen kleinen Leuten hätte man dafür die Mehrtaxation und damit vielleicht eine eigentliche Härte erlassen

können? Es scheint allerdings die richtige Taxation um so schwieriger, je größer der Mann oder das Geschäft, aber unmöglich ist sie doch nicht; es gibt immer mehr oder weniger sichere Anzeichen dafür. Angenommen den Fall des Direktors einer Aktienbank. Man kennt den Umsatz der Bank aus den Jahresberichten und weiß, wie ihm die Honorare und Tantièmen zu entsprechen pflegen; ergibt sich daraus ein Jahreseinkommen des Mannes von 250 000 Franken, so muss man sich nicht mit einer Steuer für 25 000 begnügen, und wenn er sich in der Zeit hat schätzungsweise zwei Millionen zurücklegen können, so lässt man sich nicht mit einem Zugeständnis von 200 000 Fr. abfinden. Was wollen dagegen wieder ein paar hundert Franken mehr, die man aus den Lohnlisten einem kleinen Beamten vorrechnet, besagen? und was ist für ein großes Verdienst dabei? Dazu kommt, wohlgemerkt, dass in den obern Lagen die gleiche Summe für die Besteuerung mehr wert ist, wegen der Progression. Freilich muss man sich in diesen großen Geschäften auskennen und darnach sollten auch die Steuerkommissäre ausgewählt werden und nicht aus den Kreisen, die nicht über sich hinaussehen. Dann fänden sie auch den nötigen Mut, den es um so mehr braucht, je höher der Steuerzahler steht. Kurz, der Steuerkommissär muss, wie ein Staatsmann, mehr auf das Große sehen, und es muss ein größerer Zug in die amtlichen Taxationen kommen. Man soll nicht Mücken seigen und Kamele verschlucken. Dann wird das große Publikum auch mehr Vertrauen zur Steuerbehörde gewinnen und seinerseits ihr mehr und lieber entgegenkommen. Wir wollen die Progression nicht abgeschafft wissen; nur muss sie durch eine um so schärfere Taxation ergänzt werden, und zwar, wohlverstanden, nach *oben,* sonst ist sie wirkungslos und bleibt die größte Steuerlast nach wie vor auf den kleinen und mittleren Leuten liegen, wie es aus Schuld einer verkehrten Taxationsmethode zurzeit wirklich der Fall zu sein scheint.

Bei alledem aber hat der Staat seine Pflicht als Verwalter von Volksgeldern nicht zu vergessen. Man redet uns immer nur von „Steuergewissen" vor, und erst jüngst wieder. Es dürfte aber auch ein *Finanzgewissen* geben, das heißt ein Gefühl der Verantwortlichkeit auf seiten des Staates für das, was er dem Volke schuldig ist, nämlich dem Volksvermögen nicht mehr zu entziehen

als notwendig und mit den Bezügen sorgfältig und sparsam umzugehen.

Es ist etwas Schönes um ein solides Gemeinwesen, wie um eine solide Privatwirtschaft. Ja, die Solidität ist an beiden das Beste, weil Notwendigste. Sie zeigt sich in der Kreditwürdigkeit, und diese ihrerseits beruht auf dem Gleichgewicht von Einnahmen und Ausgaben — wenn also jene nicht unerschöpflich sind, auf der Einschränkung dieser, kurz auf der Sparsamkeit. Mag man diese altbacken nennen, ohne sie geht öffentliche und private Wirtschaft aus Rand und Band. Die besten Staaten waren immer die sparsamsten; das lehrt die ganze Geschichte ohne Unterbruch und Ausnahme. Nur darf man den Satz nicht umkehren, um ihn ad absurdum zu führen; es kommt auch darauf an, wo und wie gespart wird. Man muss nur die Banken fragen, was einer, Staat oder Privatmann, wert sei; sie stellen die zuverlässigsten Leumundszeugnisse aus. Ein weises Bankinstitut beurteilt die Person nicht nur nach ihrem Besitz und Erwerb, sondern nicht weniger zieht es auch ihre geistigen und moralischen Eigenschaften in Rechnung: Leistungsfähigkeit, Solidität und Sparsamkeit. Die Gehaltsprobe für ein öffentliches Gemeinwesen ist namentlich der Weg, der ihm für die Emission von Anleihen offen steht: ob es noch so viel Kredit besitzt, dass es eine Anleihe zur öffentlichen Subskription auflegen kann und dabei die nötige Zeichnung oder gar Überzeichnung findet, oder ob es das gewünschte Geld um teuren Preis bei Banken aufnehmen muss, um dadurch desto tiefer in Schulden zu versinken. Eine Großstadt, ganz nahebei von Zürich, ist schon längst auf diesen letzten Weg gewiesen und hätte also auch schon längst alle Ursache gehabt, darin ein Warnungszeichen zu sehen, um Einkehr zu halten und sich zur Umkehr anzuschicken. Und nun sollten sogar Schatzscheine ausgegeben werden, die freiwillig zu ordentlichen Bedingungen niemand kaufen wird. Es fehlte nur noch der Zwang zum Kaufe; dann wären wir glücklich bei den berüchtigten Assignaten der französischen Revolution angelangt, nur dass sie damals doch unter etwas außerordentlicheren Umständen ausgegeben wurden und um das entschuldbarer erscheinen. Die Finanzkontrolle durch den Staat hat sich als leere Formel erwiesen, wie zu erwarten war, so lange der Staat im gleichen Geleise fährt.

Man sieht nur, wie wichtig das Finanzwesen in Staat und Gemeinde ist, eigentlich das wichtigste, insofern alles davon abhängt. Aber ein Finanzdirektor braucht ein festes Rückgrat gegen all die vielen und vielfach übertriebenen Anforderungen an den Fiskus, wie es ein Walter Hauser in Kanton und Bund gehabt hat. Es sollte daher bei einer Regierung jedes Mitglied wenigstens einmal durch die Finanzdirektion hindurch, um aus der Nähe zu erkennen, was es alles braucht und wofür alles es schlechterdings nicht reicht; so würde jedes Mitglied das richtige Augenmaß gewinnen für die Begehren an den Staatssäckel, auf die es sich, wieder zu seinem Departement zurückgekehrt, beschränken müsste. Die Budgets sähen dann gewiss glatter aus und gingen leichter durch die Siebe. Es schiene das sogar wichtiger als der periodische Wechsel im Regierungspräsidium, dessen Aufgabe, wenn ich sie nicht unterschätze, eigentlich in nicht viel anderem besteht als im Aufschneiden der Briefe für das Kollegium.

II.

Man hat sich zwar auch schon nach Ersparnissen umgesehen, aber keine oder nichts von Erheblichkeit gefunden; jeder hält für sein Departement natürlich alles und noch mehr für nötig und nichts als unentbehrlich, wenn er nur auf sich und nicht auf das Ganze schaut. Aber viele kleine Vögel geben auch einen Braten, sagt der Volksmund, und im Evangelium steht: „Leset die Brosamlein zusammen, dass sie nicht verloren werden." Es gibt aber neben diesen noch ganze Laibe von Ausgaben, von denen es sich fragen könnte, ob sie sich nicht entbehren oder für Besseres aufheben ließen. Sehen wir uns einmal das Beamtentum im ganzen an, nach Zahl und Löhnung. Je größer die Zahl der Angestellten, um so teurer selbstverständlich die Wirtschaft. Jeder Geschäftsmann weiß das und hält sich daher an das Verhältnis, in welchem die Unkosten zum ganzen Umsatz stehen müssen, damit das Geschäft noch rentabel erscheine. Ähnlich soll es das Gemeinwesen; nur dass den Umsatz hier das vorstellt, was es für die Bürger leistet. Dabei gibt es ja allerdings auch unproduktive Leistungen (nicht zu verwechseln mit unproduktiven Gütern), die schlechterdings keinen Geldwert darstellen, wie Polizei und Rechtspflege, im Gegensatz zu Armen- und Schulausgaben, den Ausgaben für

Straßen und Anstalten usw. Solche Leistungen aber sind tunlichst einzuschränken oder umzulegen. So war gerade die Polizei, die heute ohne weiteres und im ganzen Umfang als Aufgabe des Gemeinwesens gilt, früher, auch im Kanton Zürich, so weit es die Gewerbe betraf, den Handwerksverbänden übertragen, die sie gewiss mit größerer Sachkunde und deshalb nicht schlechter besorgten, und so könnte es beim Wiederaufleben der Berufsgenossenschaften aufs neue geschehen. Diesem Vorgang ließen sich vielleicht noch andere polizeiliche Funktionen anschließen, so dass die Polizei sich auf ihre erste und eigentliche Aufgabe, die Sicherheitspolizei, beschränken könnte. Das geschähe nicht allein zum finanziellen Vorteil des Gemeinwesens, sondern auch zur Erlösung der Bürger von öffentlicher Polizeiaufsicht auf Weg und Steg, die unlieber als jede genossenschaftliche Kontrolle ertragen wird. Was sich aber verrechnen lässt, soll das Gemeinwesen nicht an sich tragen, namentlich gegenüber Personen, welche die ihnen geleisteten Dienste sehr wohl zu vergüten imstande wären, wie es zum guten Teil bei der Rechtspflege der Fall scheint, von der nachher noch speziell zu reden ist.

Nun sollte man meinen, eine Demokratie brauche am wenigsten Beamte, weil sie ja auf dem Grundsatze beruhe, dass sich die Bürger selbst beherrschen können, also um so weniger einer besondern Herrschaft, des Beamtentums, bedürften. Aber unbestreitbar ist das Umgekehrte der Fall: sie weist verhältnismäßig die größte Zahl der Beamten auf. Woher das kommt? weil alle nicht nur gehorchen, sondern auch regieren wollen? Das könnte sich der Staat schließlich wohl gefallen lassen, wenn es unentgeltlich, ehrenhalber, geschähe. Aber die Beamten der Demokratie wollen wie andere bezahlt und möglichst gut bezahlt sein. Es ist also eine Art Versorgungsanstalt, was man beim Staate sucht. Wer aber sollte schließlich den Staat unterhalten? Bei einer gewissen Freiwilligen- und Einwohnerarmenpflege kam es vor, dass sie von einem Ausgabenbudget von zirka 160000 Fr. ganze 70000 für ihre Beamten brauchte, also an die 40 %. Ein Armenverein für seine Beamten, könnte man fast sagen. Würde ein Privater das Geschäft wohl auch mit solchen Unkosten betreiben? So stark ist das Missverhältnis von Umsatz und Beamtenkosten beim Staat nun allerdings nicht. Bei einem zürcheri-

schen Ausgabenbudget von rund dreißig Millionen macht es für die Beamten, Irrtum vorbehalten, gegen fünf Millionen, die Besoldung für Lehrer und Pfarrer ungerechnet, die nicht zu den eigentlichen Beamten, sondern zu den sogenannten Pflegern zählen, die Bildung und Erziehung des Volkes besorgen. Es lässt sich das Beamtendevis zwar nicht durchgehend genau feststellen, indem namentlich in den Anstaltsrechnungen manche und gerade die erheblichsten Posten für Beamte und Insaßen zusammengefasst sind, eine Vermischung, die ein Privatgeschäft nicht litte, weil es wissen will, wie hoch die Angestellten kommen und was die Gäste und Kostgänger verbrauchen. Immerhin machte also der ganze Beamtenkonto 16 bis 17 % aller Ausgaben aus, und das erscheint zu viel, auch zur Größe des Staates, nach Bevölkerung wie nach Gebiet. Man wird nicht glauben, dass ein Privater bei 100 000 Fr. Umsatz für Angestellte 16 bis 17 000 Fr. bezahlte, wo der ganze Bruttogewinn noch lange nicht so viel betrüge. Wir verkennen den Unterschied zwischen beiden Arten von Wirtschaft nicht; aber es tut doch gut, immer wieder Vergleiche mit der Privatwirtschaft anzustellen, um sich möglichst zu deren gesunden Rechnungsweise zu erheben, statt sich mehr und mehr gehen zu lassen. Auf diesen Vergleich ist man um so mehr angewiesen, als es immer noch an einer Wissenschaft für die Normen der Staatskostenberechnung fehlt, während das Recht der Staatsverwaltung und im übrigen auch deren Politik ausgebildet genug sind.

Eine Überzahl von Beamten kommt aber den Staat nicht nur um so viel teurer zu stehen, sondern erzeugt auch das vielköpfige Ungeheuer der Bureaukratie, vor dem eigentlich die Demokratie am meisten bewahren sollte. Demokratie ist Volksherrschaft und steht als solche im Gegensatz zur Beamtenwirtschaft. Und zwar zeigen sich darin die Hauptmerkmale, an denen die Bureaukratie erkennbar wird. Die Überzahl schon ist ein solches. Es handelt sich nicht um Ehrenämter, wo das Volk als solches an der weitern Leitung des Staates beteiligt ist, und die daher gewissermaßen nur als eine Erweiterung der politischen Volksrechte und insofern selbst volkstümlich erscheinen — sondern um bezahlte Ämter und um eine Bezahlung, die möglichst zum Leben ausreichen soll und damit die Stelle zum Berufsamt macht.

Dadurch tritt der Gegensatz des Beamtentums zum Volk hervor, und das Beamtentum wird, je zahlreicher es ist, um so übermächtiger und um so mehr unvolkstümlich und bureaukratisch. Daraus entwickelt sich dann der andere Übelstand, die bureaukratische Behandlung der Geschäfte: der Durchzug durch die vielen Bureaux und die damit verbundene Verschleppung, und die formale, mechanische Art der Erledigung. Mit der Verteilung wäre zwar, sollte man meinen, eine um so raschere Behandlung gegeben; aber dann kommen die mehreren Instanzen und für ein und das gleiche Geschäft oft noch die Zersplitterung in verschiedene Spezialbehandlungen. Die mechanische Methode aber besteht darin, dass der einzelne Fall in der Schreibstube eingeschlossen und schriftlich bearbeitet, von einer Aktennummer zur andern gewälzt wird, statt dass man auf eine möglichst rasche und sachgemäße Erledigung sähe. Zu dieser gehörte möglichst wenig Schreiberei und dafür lebendige Verhandlung durch Besprechung mit den Parteien, persönliche Anschauung der Zustände usw. Dadurch geht nicht nur ein schnelleres Licht über die Sache auf oder wird eher eine Verständigung erzielt, die vielmal eine förmliche und umständliche Entscheidung überhaupt entbehrlich macht, sondern es bleibt der ständige Kontakt mit dem Volke erhalten, und ein schließlicher Entscheid findet um so mehr Kredit bei den Beteiligten und im Volke. Die andere Art büßt erstens diese großen Vorteile ein und erfordert überdem, weil je länger ein Geschäft dauert, um so mehr neben einander herlaufen, wieder nur desto mehr Beamte. Ein falscher Zirkel!

Wie aber wird eine Überzahl von Beamten, Berufsbeamten vermieden? Der Weg ist schon im Vorstehenden angedeutet. Einmal, was an öffentlichen Interessen sich zur Besorgung irgendwie für das Volk selbst eignet, soll diesem, das heißt dafür geeigneten Verbänden, die bereits vorhanden sind oder sich dafür bilden ließen, überlassen werden, so dass der Staat sich auf die Aufsicht beschränken könnte. Die Aufsicht ist des Staates eigentlichstes Gebiet, dass alles in Ordnung vor sich geht und sich wohl befindet, nicht die Verwaltung selbst, die eigentlich nichts ist als Bevormundung oder in solche ausartet, und dabei wird auch die freie Betätigung, die bürgerliche Freiheit am besten gewahrt, die das höchste Gut des Menschen darstellt. Ordnung und doch

Freiheit, oder Freiheit, aber Ordnung, das ist die wahre Parole. Immerhin meinen wir nur eine Freiheit, bei der alle bestehen können, worauf nachher zurückzukommen ist. Es ist einfach ein verkehrter Zug, wenn alles, was von öffentlichem Interesse erscheint — und was gehört nicht nachgerade alles dazu! — zu einer obrigkeitlichen Institution gemacht und dafür ein weiteres Beamtentum eingesetzt werden will. Sogar der Kaminfegerberuf und die Leichenbitterinnen. Aus diesem Betracht ist auch das Elektrizitätswerk als staatliche Einrichtung eine fragwürdige Errungenschaft. Der Staat hat sich damit nur eine neue Aufgabe aufgesackt und ein weiteres Beamtentum geschaffen, und zwar einen wirtschaftlichen Betrieb, für den er nicht geschaffen ist und sich auch nach allen Erfahrungen weniger eignet als der Private. Zu einem ergiebigen wirtschaftlichen Betrieb gehört nun einmal das private Interesse, der private Vorteil, der als treibende Kraft unersetzlich und daher wohl zu berücksichtigen und nicht schlechthin zu ertöten ist, soll nicht der Kulturfortschritt selbst einen tötlichen Schlag erleiden. Im Staat fehlt dieser Trieb schlechterdings, ein Mangel, der sich in allem und nicht zuletzt in der Rendite zeigt, und der Staat ist auch gar nicht dazu da, mit den Privatwirtschaften zu konkurrieren, sondern steht auf dem höheren Standpunkt, sie zu überwachen. Gewiss soll ein so wichtiges Element der Volkswirtschaft, wie die Wasserkraft es namentlich durch die Erfindung der Umsetzung in elektrische Kraft geworden ist, nicht bedingungslos der Ausbeutung überlassen werden; aber wenn die bloße Aufsicht ungenügend erschien, so gab es noch eine mittlere Form der Einmischung, auf die sich der Staat hätte beschränken können: die Beteiligung an einer entsprechenden Privatunternehmung, um von deren besonderem Vorteil zu profitieren und sie zugleich zu überwachen. Doch das nur als Beispiel für die Darlegung des ersten Mittels zur Beschränkung des Beamtentums und damit der Bureaukratie. Jedenfalls sollte man nach diesem Schritt Halt machen, um sich auf die Umkehr von einer falschen Richtung zu besinnen.

Sodann die bestehenden Beamtungen. Sie wären darauf nachzuprüfen, ob sich ihr Personal im ganzen oder einzeln nicht vermindern ließe. Das erscheint lächerlich für alle diejenigen, die nichts anderes wissen, als dass sich die Aufgaben des Staates

täglich vermehrten und damit auch der Beamtenkörper stetig vergrößert werden müsste. Aber jenes ist nicht viel mehr als eine Annahme, und dieses nicht die ohne weiteres gegebene Folge. Wir denken beispielsweise an die Statistik. Wir unterschätzen sie nicht, haben sie im Gegenteil schon mehr benutzt und ihr laut und im stillen schon mehr gedankt, als vielleicht andere, die an ihren Bestand auch nur zu rühren für ein Sakrilegium halten. Es gilt ja überhaupt immer als ein Sakrilegium, wenn man das Bestehende in Frage zieht, und gar eine Beamtung, wo noch die persönliche Empfindlichkeit mitspielt. Aber schon Dickens hat die Statistik einen großen brüllenden Ozean der tabellarischen Übersichten genannt, aus welchem noch nie ein Mensch, der bis zu einer gewissen Tiefe niedertauchte, gesund wieder heraufgekommen sei. Sie ist zum guten Teil mehr wissenschaftliche Mode, um nicht zu sagen Spielerei, als praktische Notdurft. Wenigstens wenn man das, was sie liefert, vergleicht mit dem, was vom Gemeinwesen davon benutzt wird und insofern, was sie ihm nützt. Bloß für private Liebhabereien aber ist eine amtliche Statistik nicht da. Wie viele langwierige und mühsame Arbeiten, Armenstatistik, Gemeinde-, landwirtschaftliche Statistik etc. etc., werden von ihr erstellt, die nur dem Staub der Akten verfallen, und gerade das sprichwörtlich gewordene „unschätzbare Material" der Archive rührt hauptsächlich von ihr her — unschätzbar nach den Kosten, aber nicht für den Gebrauch. Zurzeit ist eine Statistik der Finanzen der Kantone in Vorbereitung. Wozu das, wo die Finanzmisere der Kantone auf flacher Hand liegt? oder soll daraus erst der Ansporn und die Richtschnur für eine Sanierung gewonnen werden? Man hat es schon zu oft erlebt, dass statistische Umfragen unternommen wurden, nur um sich den Anschein zu geben, in der Sache etwas zu tun, und dass für diese schließlich nichts gewonnen wurde. Insoweit könnten sich Staat und Gemeinde die Aufgabe und damit das Personal und die Kosten dafür ersparen. Das Volk aber nimmt die Ergebnisse nicht zur Kenntnis, versteht sie wohl nicht einmal. Zu diesem Zweck müsste die Statistik auch anders eingerichtet sein, nicht nur in Zahlen reden, sondern, was diese beweisen sollen, in lebendige Worte umsetzen.

(Fortsetzung folgt.)

BEI ARISTIDE BRIAND

Im September 1911 nach einer Ferienreise in den industriellen Norden Frankreichs lernte ich Aristide Briand kennen. Der Premier ruhte sich damals von den Strapazen seiner Ministertätigkeit aus und bewohnte als simple député eine einfache Mietswohnung an der Avenue Kleber weit draußen bei den Champs Elysées. Ohne großen Aufwand an Zeit konnte ich zu Briand gelangen und wurde von ihm mit so natürlicher Herzlichkeit empfangen, wie sie berufsmäßigen Interviewern wohl nicht zu teil wird. Die Audienz trug den Charakter eines Besuches und ließ mich vor allem die Bekanntschaft des Menschen Briand machen. Dass ich das durfte, verdankte ich jedoch größtenteils der Empfehlung des Herrn Zebrowski in Zürich, der einst in Nantes mit dem jungen Briand auf der Schulbank saß.

Kaum war das einführende Billet überreicht, saß ich auch schon im Empfangssalon des ehemaligen Ministerpräsidenten, einem nicht gerade großen, rondellartigen Raum mit stilvollen Möbeln. Ein großes Ölgemälde, Briand im Studierzimmer darstellend, gab dem Salon die charakteristische Note. Aus den Gesichtszügen des Mannes, den man auf diesem Gemälde erblickte, leuchteten die Eigenschaften, die man ihm nachrühmt: Geist, Gewandtheit und hervorragende Tatkraft. Aber auch etwas Gütiges sprach aus diesen tiefschwarzen Augen. Unwillkürlich erinnerte ich mich an einige besonders sympathische Züge aus dem Leben des Politikers, von dem Adolphe Brisson einst schrieb, dass er der zärtliche Sohn seiner Mutter war, so anhänglich wie einst Gambetta an seine Mutter. Der vielbeschäftigte Abgeordnete setzte sich an Sonntagen in den Schnellzug nach der Touraine, nur um das alte Mütterchen in St. Nazaire auf ein paar flüchtige Augenblicke wieder zu sehen.

Das Antichambrieren löste noch allerlei andere Erinnerungen und Gedanken aus. Wenn man auch nicht von übermäßigem Respekt vor offiziellen Machthabern angekränkelt ist, so sitzt es sich vor der Türe zum Kabinett eines Mächtigen doch wie auf feurigen Kohlen. Und eigenartige Reflexionen und Stimmungen sind's, die uns beschleichen. Ich musste immer wieder an die

Laufbahn dieses rätselhaften Mannes denken, an seinen meteorartigen Aufstieg vom Publizisten und Advokaten zur obersten Macht, an Guizots Wort: Le journalisme mène à tout. Der, dessen Stimme ich vom Arbeitskabinett aus ganz gedämpft vernahm, konnte auf keine Protektion rechnen; die Coterie, die Clique ging an ihm vorüber, er hatte keinen Vetter im Ministerium, keine Familientradition, keinen regionalen Deputierten, der schützend über ihm die Hand gehalten hätte. Kleiner Leute Sohn aus St. Nazaire konnte er weder auf Geld pochen, noch auf Beziehungen, noch auf Protektion und Konnexion. Er musste sich seinen Weg ganz anders bahnen als der gewöhnliche Karrieremacher. Und er bahnte sich ihn durch seine Intelligenz, sein Rednertalent, seine zähe Ausdauer und ein löwenhaftes Vertrauen in die eigene Kraft. Nachdem er die Trennung von Staat und Kirche durchgekämpft, war auch sein Name als der eines leadingman endgültig gemacht.

Während ich in derlei Betrachtungen versunken bin, entleert sich der Wartesalon ziemlich rasch; einige Audienzen fanden eine so prompte Erledigung, wie ich sie für die meinige nicht wünschte. Neben mir saß nur noch ein älterer würdiger Herr mit distinguierten Manieren; Briands Sekretär versicherte ihn, er werde bald vorgelassen. Und es ging auch nicht mehr lange. Nun saß ich als zuletzt Angekommener noch allein da. Es war also so weit. Doch nicht, denn schon war wieder eine halbe Stunde verstrichen, seitdem mein Vorgänger über die Schwelle huschte. Die Uhr rückt gegen zwölf und meine Hoffnungen reduzieren sich auf ein Minimum. Da kam Briands Sekretär wieder, ein Mann mit einem rundlichen, vertrauenerweckenden Gesicht, und bemerkte: Monsieur Briand lässt Ihnen sagen, Sie möchten nicht fortgehen, Sie kämen so bald als möglich an die Reihe. Es sei nämlich ein Botschafter bei ihm, bemerkte mit entschuldigender Miene der Sekretär. Nach wenigen Minuten öffnete sich denn auch die Türe des Arbeitskabinetts, und was ich bisher nur im Bilde vor mir hatte, wurde lebendige, sprechende Wirklichkeit. Ein mittelgroßer Mann in den besten Jahren im schwarzen Jacketanzug trat auf mich zu und schüttelte mir freundlich die Hand, unter Entschuldigungen, dass ich etwas lange habe warten müssen.

Eine eigenartige Wirkung geht von dem schmächtigen Manne mit den feingeschnittenen Gesichtszügen aus. Das ist nun also

Briand, sagt man sich, der überall anerkannte Briand, der gewandte Politiker, der einstige Ministerpräsident und vielleicht wieder der kommende Mann. Und doch nahm die Art, wie Briand sich gab, sofort jede Befangenheit; sie war so herzlich, fast heimelig, dass bei mir die erwartungsvolle Unruhe sich gleich in eine ruhige Sicherheit verwandelte.

Im Arbeitskabinett des Ministers kam denn auch die Unterhaltung sofort in Gang. Nach einigen mehr konventionellen Redewendungen nahm sie die von mir herbeigewünschte Richtung. Auf ein Interview war ich nicht eingerichtet, ich wollte auch nicht den Politiker, sondern vielmehr den Privatmann kennen lernen, und meine ganze Disposition bestand in vier Worten: Innere Politik, Einkommensteuer, Kulturkampf, Sozialismus. Alles andere war dem Spiel des Zufalls anheimgegeben. Was konnte eine mechanisch zurechtgelegte Vorbereitung helfen, musste doch alles aus dem Moment herauswachsen! Briand saß mir gerade gegenüber und ich konnte reichlich den Gesichtsausdruck des interessanten Mannes studieren. Die Augen sind schön, groß und fragend; sie blicken ruhig und sind unablässig auf das Gegenüber gerichtet. Der buschige Schnurrbart legt sich leicht um die Mundwinkel. Das schwarze, glänzende Haar kontrastiert mit dem bleichen, nicht gerade vollen Gesicht. Die Stimme ist ruhig und von weichem Wohllaut. Briand spricht ohne Geste, ohne Hast, kurz und bestimmt, aber alles was er sagt ist von einer klassischen Form, mit allem, was er einwirft, trifft er gleich den Nagel auf den Kopf. Er ist vor allem liebenswürdig, das personifizierte Wohlwollen.

Die Unterredung kam zunächst auf die innere Lage Frankreichs; die äußere anzutönen erschien mir wegen der Marokkokrise nicht ratsam. Das Land hat sich durchaus beruhigt, bemerkte Briand, die Kämpfe sind vorübergegangen. Ich sagte ihm, auch in der Schweiz hätte sein großes Werk, die „Séparation", viel Bewunderung gefunden, was er mit den Worten quittierte: „Je suis touché de ce que vous me dites." Man sprach dann von den Kämpfen gegen die Reaktion, welche die dritte Republik auszufechten hatte, von den Männern, deren Namen mit ihnen verknüpft bleiben. Für Gambetta „le grand tribun" hatte er manches übrig, noch mehr aber für Waldeck-Rousseau. „C'était un homme

splendide." Die Entwicklung der Parteiverhältnisse im modernen Frankreich führte uns zur herrschenden radikalen Partei. Er verkannte ihre Verdienste um die Laisierung des Staates nicht, sie erliege aber dem Schicksal aller großen Parteien: „le parti radical n'a pas assez de mouvement, il n'est pas assez large dans ses idées." Das Verhalten radikaler Politiker gegenüber der Einkommensteuer leitete uns zum Projekt Caillaux über. Hat es eine Zukunft? Briand lächelte in seiner überlegenen Art und meinte: „Sous cette forme il ne passera pas." Die Frage sei sehr subtil, eine letzte Formel noch nicht gefunden. Was Briand selber von dem Problem hält, konnte ich nicht herausbekommen. Die sozialen Fragen, die der Hebung der ärmeren Volksklassen, beschäftigen Briand ebenfalls. Wie die wachsende Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen überbrücken, die Schäden des modernen großindustriellen Zeitalters mildern? Briand meinte, neben der auf eine ökonomische Besserstellung ausgehenden Arbeiterbewegung müsse eine Hebung der untern Stände überhaupt erfolgen, da ganze Kreise von erkämpften Arbeiterforderungen nicht berührt werden (Frauen, Kinder, unqualifizierte Arbeiter).

Bis zu welchem Grad er der französischen Sozialpolitik Verdienste einräumt, konnte ich nicht erkennen. Seine Kritik des Radikalismus, dahingehend, dass er modernen Ideen zu wenig zugänglich sei, war wohl in erster Linie auf die sozialen Leistungen der radikalen Mehrheitspartei gemünzt. Weder über den politischen Sozialismus noch über den revolutionären Syndikalismus sprach Briand sich aus; so viel war aber aus seinem Mienenspiel abzulesen, dass er nicht ohne Sorge das Wachsen des revolutionären Syndikalismus verfolgt. Von den älteren heute noch die französische Großbourgeoisie beherrschenden wirtschaftspolitischen Lehrmeinungen der Walras, Molinari, Paul Leroy-Beaulieu scheint er nicht viel zu halten. „C'est un réactionnaire," sagte er lächelnd von Leroy-Beaulieu, „c'est ce qu'on dit *vieux jeux*." So viel kam mir aber klar zum Bewusstsein, dass Briand, der auf eine bestimmte Richtung kaum festzulegen ist, dem Interventionismus freundlich gesinnt ist. Die Lex Briand, die eine direkte Folge des Streikes der Eisenbahner der Nordbahn war, atmete einen gewissen esprit d'équité. Mir schien aus den Äußerungen Briands hervorzugehen, dass er auch der Gewinnbeteiligung in industriellen Unternehmun-

gen große Bedeutung beimisst und allen übrigen Maßnahmen, welche das gegenseitige Verhältnis erträglicher gestalten könnten. Einige Worte über die Schutzzollpolitik Frankreichs schlossen den Besuch bei Briand ab; mir schien, man dürfe den gewandten Staatsmann eher als freihändlerischen Argumenten zugeneigt bezeichnen. Ich ließ durchblicken, dass der Tarif Méline und der Zollkrieg mit der Schweiz nicht Frankreichs Vorteil war und dass man wenigstens später zu einem etwas besseren Übereinkommen gelangt sei, worauf Briand bemerkte: „C'était sous mon ministère." Dass Aristide Briand der Schweiz mit freundlichen Gefühlen gegenübersteht, ist so selbstverständlich, dass es kaum gesagt werden muss. „Savez-vous, en France on aime bien la Suisse," diese Worte gab er mir mit auf den Heimweg.

Die Unterredung mit Aristide Briand hat bei mir eine Erinnerung zurückgelassen, die nicht auslöscht. Un homme supérieur, ein Mann von großen Linien, ein wahrhaft glänzender, reichtalentierter Mensch, der sofort gefangen nimmt und den man nicht vergessen kann, der nicht durch eine feurige Dialektik wirkt, sondern durch diese absolute Vernunft, den bon sens, die kristallhelle Logik, die er stets für sich hat.

Das „Problem" Briand hat oft die Essayisten beschäftigt. Wie viel verzerrte Porträts haben wir von ihm! So viel Tinte ist noch selten über einen französischen Staatsmann vergossen worden. Und seine Wandlungen? Mein Gott, wie viele bedeutende Menschen haben umgelernt, frühere Anschauungen revidiert, Götzen verbrannt, zu denen sie einst beteten. In Briand nur einen gescheiten Streber, einen Emporkömmling zu erblicken, einen Ehrgeizigen, den eine günstige politische Woge emporgetragen hat, heißt dem Mann nicht gerecht werden, dessen Psyche für den Fernstehenden schwer zu enträtseln ist. Seine republikanische Gesinnung, sein Credo an den Fortschritt, an einen humanen Ausgleich, seine Loyalität, seine Ehrlichkeit und persönliche Uninteressiertheit stehen außer Zweifel. Nicht seiner Redekunst allein, wie Gambetta, dankt er alles, sondern auch seinem superioren politischen Empfinden, der Fähigkeit, das Mögliche abzuschätzen und mit ihm auf dem parlamentarischen Fechtboden durchzudringen, seiner geradezu genialen Gewandtheit.

Des andern Morgens früh auf der Heimkehr erwachte ich im Nachtschnellzug bei Vesoul. Mir war beim Abschied von der France superbe, als ob ich einen seiner besten und bedeutendsten Repräsentanten kennen gelernt hätte. Und ich blieb unter dem Zauber *eines* Wortes: das *Talent!*

ZÜRICH PAUL GYGAX

□□□

GEDICHTE VON BERTHA VON ORELLI

AM TURMFENSTER

Um mein Fenster hoch im Turm
Heult und brandet heut der Sturm,
Rauscht durch dunkle Tannennacht,
Pappeln schüttelt er mit Macht,
Schlägt den Regen mir ins Haus,
Löscht mein Licht mit Lachen aus.

Wolken jagen wild vorbei;
Auffliehn Raben mit Geschrei,
Und im Nussbaum kracht ein Ast.
Aufgeschreckt aus Ruh' und Rast
Zittr' ich bang in Nacht und Sturm
An dem Fenster hoch im Turm.

DER SCHNELLZUG

Es irrt mein Blick durch dunkle Ferne
In tiefer Einsamkeit.
Verhüllt sind heute selbst die Sterne;
Kein Licht glimmt weit und breit.

Da zittert plötzlich durch die Ferne
Des Schnellzugs lichtes Band,
— Gleich einer Kette goldner Sterne —
Und lischt am Hügelrand.

Ich weiß, dass er aus lieber Ferne
Mir deine Grüße bringt,
— Gleich einer Kette goldner Sterne,
Die dich und mich umschlingt.

□□□

LES INCOMPARABLES

Je ne parle pas du pastiche involontaire et naïf qui est, chez les très jeunes écrivains, un signe touchant de leur admiration pour les maîtres. Je parle de cette délicate imposture littéraire, qui se nomme aussi pastiche, et qui est aussi vieille que le monde, j'entends que le monde civilisé. Imiter le style des écrivains en renom, de manière à donner le change au lecteur et à lui faire prendre des vessies pour des lanternes, est un jeu habituel à toutes les sociétés raffinées qui donnent quelque prix aux amusements littéraires. Sans remonter aux Alexandrins, aux Romains de l'Empire ou aux Byzantins, on sait que La Bruyère a pastiché Montaigne, parce qu'il l'aimait, et que Boileau a pastiché Voiture et Balzac, parce qu'il ne les aimait pas. C'est une sorte de monstrueux pastiche que l'*Ossian* de Macpherson, et c'est un véritable pastiche que le *Théâtre de Clara Gazul* de Mérimée. Salvandy fit d'étonnants pastiches de Chateaubriand. Les *Contes drôlatiques* de Balzac sont des pastiches du seizième siècle; et la *Ballade à la lune* de Musset est un pastiche de toutes les ballades romantiques, de même que les *Déliquescences* d'Adoré Floupette en sont un de toutes les déliquescences décadentes. Becq de Fouquières qui était pourtant critique avisé et qui connaissait André Chénier mieux qu'homme au monde, a cependant admis dans sa célèbre édition le fragment:

Proserpine incertaine . . .

que M. Anatole France prétendait avoir retrouvé, et qu'on sait maintenant qui n'est qu'un adroit pastiche de M. France lui-même.

Mais jamais peut-être le pastiche n'a été plus en faveur que de nos jours[1]). Il est devenu parmi nous un vrai genre littéraire. On le nomme *A la manière de . . .* Sous cette nouvelle forme, il ne cherche plus à mystifier. Il ne veut plus qu'amuser le public en se moquant des écrivains. C'est une façon de critique littéraire. MM. Muller et Reboux qui lui ont donné son nom et qui en ont fourni les exemples les plus achevés, n'en sont

[1]) Evelyne Moncœur: *l'Incomparable,* Ctesse de Noailles: *Le visage émerveillé, La nouvelle espérance, La Domination.* Gérard d'Houville: *l'Inconstante, l'Esclave, Le Temps d'aimer.* Colette Willy: *La Retraite sentimentale, La Vagabonde.* Mme Burnat-Provins: *Le Livre pour toi.*

point cependant les inventeurs, je crois bien que l'inventeur en est M. Jules Lemaître qui donna en 1887, dans un article intitulé *Pronostics*, une série de petits *à la manière de . . .* qui me semblent bien avoir servi de modèles à tous ceux qu'on a composés depuis.

Le genre *à la manière de . . .* se distingue du pastiche en ce que celui-ci veut se moquer du public en le trompant, tandis que celui-là veut se moquer des écrivains en révélant perfidement, par une exagération légère, leurs défauts et leurs ridicules.

C'est donc à ce genre-là, plutôt qu'au pastiche, que se rattache l'*Incomparable*, ce petit roman paru récemment sous la signature énigmatique d'Evelyne Moncœur et qui a fait une pinte de bon sang à tant d'honnêtes gens. L'*Incomparable* n'est point tout-à-fait un pastiche; on n'y voit aucune intention sérieuse de mystifier; il ne se donne pas vraiment pour un roman de femme. Je pense que personne ne s'y est laissé prendre. C'est une „charge"; une charge très fine, mais une charge. On pouvait hésiter après avoir lu l'épigraphe:

> Ici bien-aimé s'offre l'Incomparable
> Car je suis la plus tendre et la plus géniale

Mais il me semble qu'on était fixé après avoir lu la dédicace: „A celui dont la forte caresse est la seule chose au monde que je comprenne".

Quel est l'auteur de l'*Incomparable*? Quel nom obscur ou fameux se cache sous celui d'Evelyne Moncœur? Je crois que c'est encore un mystère. Et ce mystère ajoute un attrait plus piquant à la lecture de ce petit livre.

* * *

C'est en effet, un petit livre, un tout petit livre. Mais il est, en vérité, bien plus grand qu'il ne semble. Il est considérable, il est incomparable. Il est tout simplement, sans l'ombre de pédanterie, et avec un sourire continuel, une critique complète, définitive, cruelle sans doute, mais non point injuste, de la littérature féminine en France depuis dix ou quinze ans.

Car il y a en France, depuis dix ou quinze ans, non pas seulement des femmes qui écrivent, qui écrivent comme des hommes et vont à la remorque des hommes; il y a une véri-

table littérature féminine, très différente de la masculine et bien reconnaissable à ses brillantes qualités comme à ses éclatants défauts. Les historiens littéraires qui parleront de notre époque ne pourront se borner à faire entrer telle ou telle femme auteur dans tel ou tel groupe d'écrivains. Il faudra bien qu'ils consacrent un chapitre, ou du moins un paragraphe, à la littérature de femmes.

C'est à cette littérature tout entière qu'en a l'auteur de l'*Incomparable*, et non pas à l'une ou à l'autre de ces dames poétiques. C'est pourquoi son livre est plus qu'un simple amusement; c'est pourquoi il a une vraie valeur et une vraie signification.

* * *

Quels sont donc, d'après Evelyne Moncœur, les traits les plus remarquables de cette littérature?

Il faudrait, d'abord, vous conter l'histoire de l'*Incomparable*. Mais vraiment je ne saurais, car c'est une histoire qu'on lit pour soi avec mille petits délices intimes; ce n'est pas une histoire qu'on puisse lire ni même raconter à haute voix. D'ailleurs vous la connaissez sans doute, et si vous ne la connaissez pas, vous ne laisserez point passer un jour de plus sans l'apprendre.

Aussi bien, l'un des traits, et peut-être le plus apparent de cette littérature de femmes, semble être l'indécence. Sous ombre de franchise, ces dames disent les choses les plus fortes avec une tranquillité parfaite et une naïve effronterie. Elles rejettent hardiment les voiles de la pudeur qu'on avait pris tant de peine à tisser pour elles. Elles ne font pas mystère de leurs goûts les plus simples. Elles étalent leur sensualité. Car c'est par les sens surtout qu'elles semblent vivre. De quelque lyrisme qu'elles l'embellissent, de quelques guirlandes qu'elles l'adornent, leur amour s'appelle surtout désir. Ce n'est point pour leur âme, ni pour leur esprit qu'elles aiment leurs amants. „La forte caresse est la seule chose au monde qu'elles comprennent." Dans la *Maison du péché*, Augustin de Chantepie est un petit nigaud; mais il est jeune et charmant, et c'est pourquoi la pauvre Fanny en est folle. Dans le *Visage émerveillé* qui est donc l'ami de la petite nonne? Je ne sais ni elle ne sait non plus. Elle sait seule-

ment qu'il est très jeune, très beau, avec des cheveux blonds. Et cela lui suffit bien. Dans l'*Esclave* de Mme Gérard d'Houville, si Mme Mirbelle échoue dans ses efforts louables pour aimer le joli blond et retombe aux bras du beau brun, c'est que le beau brun lui fait une impression physique que le joli blond ne lui fera jamais. Quant au *Livre pour toi* de Mme Burnat-Provins, c'est un hymne à la beauté de l'homme.

Voilà donc l'amour des femmes quand ce sont les femmes qui en parlent. Et, je le crois bien, voilà l'amour tout simplement, l'amour véritable, l'amour qui n'est plus une amitié plus ou moins amoureuse ou une habitude plus ou moins bourgeoise. Remarquez que c'est précisément l'amour de Roxane pour Bajazet et l'amour de Phèdre pour Hippolyte.

> Fier et même un peu farouche,
> Charmant, jeune, traînant tous les cœurs après soi,

l'amour de Tristan et d'Iseult. Nous le connaissions depuis longtemps; et nous n'avions pas besoin des romans de femmes pour nous y rendre attentifs. Mais ce qu'il y a d'assez piquant, c'est que ce soient les femmes qui l'aient représenté avec le plus de franchise, avec le moins d'ornements, dans sa complète et un peu triste nudité.

Tout cela est vrai; on l'a beaucoup dit, et l'on a eu raison de le dire. Mais on l'a trop dit, et il ne faut rien exagérer. Si cette sensualité des romans de femmes nous frappe, si elle nous paraît nouvelle, ce n'est pas que les hommes n'en aient dit souvent tout autant, et bien pis. Seulement nous nous faisions des femmes une idée fausse. Nous les parions d'une ridicule délicatesse; nous en faisions des êtres plus éthérés, plus immatériels que nous. Il y avait des choses que nous nous réservions le droit de penser et de dire. Longtemps, car elles sont dociles, elles ont cru, elles ont du moins laissé croire que nous avions raison. Mais enfin elles se sont lassées de jouer la comédie. Elles ont dit le fond de leur cœur. Elles ont écrit des *Livre pour toi*. Cela est fort contrariant.

Et puis, si la sensualité qu'elles étalent dans leurs ouvrages ne laissait pas d'être connue et très connue, il faut avouer qu'elles nous l'ont montrée, si l'on peut dire, par un autre côté.

Et c'est ce qui nous a fait, un peu injustement, crier au scandale. Les compliments très directs que les hommes se permettaient de faire aux femmes, ce sont les femmes maintenant qui les font aux hommes. Cela nous surprend, et nous charme peut-être, mais nous gêne un peu. Qu'un homme dise à une femme: „Vous êtes belle!" rien de mieux. Mais qu'une femme dise à un homme: „Vous êtes beau!" nous ne pouvons nous empêcher d'être choqués. Nous ne pensions pas que nos cheveux, nos dents et notre teint eussent pour les femmes précisément la même valeur qu'ont pour nous le teint, les dents et les cheveux des femmes. Cela nous trouble. Cela trouble surtout ceux d'entre nous qui ont entre quarante et cinquante ans, les cheveux rares et le teint brouillé.

Tant y a que beaucoup de critiques se plaignent aigrement de cette franchise féminine. Après tout, ils ont peut-être tort. J'avoue qu'il y a des précisions d'assez mauvais goût chez Mme Burnat-Provins et même chez Mme de Noailles, et même chez Mme Colette Willy, et même chez la gracieuse Mme Gérard d'Houville. Et c'est un défaut dont Evelyne Moncœur s'est moquée presque à chaque page de l'*Incomparable*. Mais enfin c'était peut-être le droit des femmes de parler un peu de nous comme nous parlions d'elles. Et, si tous les poètes ont comparé la joue fraîche de leur amie à un fruit vermeil et duveté, pourquoi la *Vagabonde* de Mme Colette Willy ne dirait-elle pas de la joue rasée de M. Dufferein-Chautel qu'elle est „douce comme une pierre ponce très douce". Et, après tout ce que les hommes ont répété de charmant sur les mains des femmes, pourquoi Sabine, dans la *Nouvelle Espérance*, ne remarquerait-elle pas la main de Gérôme, „le bras, le poignet et la main, d'un blanc poli, les doigt fins, un peu larges aux phalanges"?

Mais, pour qui veut être offensé, ce qui rend souvent cette franchise des romans féminins plus offensante encore, c'est que beaucoup sont écrits, comme l'*Incomparable*, sous forme d'autobiographie, de mémoires ou de journal intime. L'auteur a l'air de parler pour son propre compte, de nous faire une confession ou une confidence, d'utiliser sa dernière petite aventure. Il se pose non en spectateur mais en acteur. Gillette Vernon dans

l'*Inconstante* comme Mme St-Helier dans le *Temps d'aimer,* Claudine dans la *Retraite sentimentale* comme la cabotine de la *Vagabonde,* et la petite nonne naïve du *Visage émerveillé* comme l'ardente amoureuse du *Livre pour toi,* nous content elles-mêmes leur histoire.

C'est, peut-être, qu'elles seraient bien empêchées de nous conter autre chose; car un autre trait de la littérature féminine, fort bien mis en valeur par Evelyne Moncœur, semble être le manque d'invention. Je ne dis pas d'imagination: il y a, dans les livres de femmes, une imagination de détails souvent charmante, parfois abondante. Mais il n'y a aucune invention. La trame de ces romans est des plus légères et des plus insignifiantes. On aime un homme, et puis on ne l'aime plus et on se met à en aimer un second; ou bien on aime un homme et on essaie d'en aimer un autre, mais décidément c'est le premier que l'on aime; ou bien on aime un homme, et cet homme s'en va, et l'on pleure. Je ne songe pas à blâmer cette simplicité. On peut broder, on a brodé des chefs-d'œuvre sur des canevas aussi ténus; et c'est *Bérénice.* Mais encore faut-il reconnaître que ce manque d'invention est un trait commun à presque toutes les femmes. Il y a à peine une intrigue dans la *Princesse de Clèves,* ou dans les meilleurs romans de Georges Sand — et l'extraordinaire et folle complication de *Consuelo* ou des *Beaux Messieurs de Bois doré* est aussi, tout compte fait, une preuve d'impuissance. S'il y a des femmes poètes, des femmes romanciers ou même des femmes philosophes, remarquez qu'il n'y a guère de femmes dramaturges. C'est que, pour réussir au théâtre, il faut avant tout, — à moins d'être Racine ou Marivaux, — cette force d'invention qui manque aux femmes.

Incapables d'imaginer une forte intrigue, les femmes semblent ne pas l'être guère moins de créer des caractères. Il y en a à peine chez Mme Tinayre ou chez Mme Colette Willy; et chez Mme Gérard d'Houville ou chez Mme de Noailles, il n'y a que des silhouettes vite oubliées. Occupées uniquement d'elles-mêmes, et, comme dit l'*Incomparable,* de leur „tendre cœur", elles n'écrivent jamais ni roman de mœurs ni roman de caractères. Elles pourraient être psychologues, et elles le sont souvent, et avec une finesse ravissante. Mais leur véritable veine est le ly-

risme. Le genre où elles excellent, ou, du moins, elles se complaisent, c'est le „roman lyrique". Elles sont lyriques à tout propos et parfois hors de propos. Toute occasion leur est bonne à s'épancher en tirades; les conjonctures les plus ordinaires leur inspirent des développements poétiques. Cela ne va pas toujours sans un certain comique. C'est ce que l'auteur de l'*Incomparable* a très bien compris; de cette disproportion, il a tiré ses effets les plus amusants. Un matin, en voyage, son héroïne passe par une petite ville dont elle ne peut lire complètement le nom sur le mur de la gare. Elle ne perd pas une si belle occasion de s'exalter: „Châtel" . . . Quel Châtel? Châtel-Guyon? Châtelaillon? Je ne le sais pas; j'ignore la géographie qui n'importe guère à l'amour; je ne le sais pas; je ne le saurai jamais . . . Quelles que soient, petite ville, les dernières syllabes de votre nom, vous êtes une pauvre petite ville remplie de trop de calme, de silence et de paix, une petite ville honnête, une petite ville morte, et voilà, ô Châtel inconnu, ô Châtel anonyme, que je pleure sur vous . . ."

Ce lyrisme perpétuel est la source de toute sorte d'enfantillages dont le plus constant et le plus remarquable est l'abus de la „prosopopée", comme disent les vieux manuels de rhétorique. Les auteurs féminins ne se lassent point d'interpeler. Elles interpellent les inconnus, les absents et les morts, les tables, les portes et les arbres, et l'amour, et leurs cheveux, et leurs mains, et leur cœur, leur tendre cœur. La nonne du *Visage émerveillé* ne se borne pas à dire, ce qui est déjà assez précieux: Mon couvent me fend le cœur d'amour. Elle s'écrie: „Mon couvent, vous me fendez le cœur d'amour; vous êtes, ce matin, comme une belle turquoise douce." Non seulement elle interpelle Sainte Thérèse, mais elle s'adresse à la bouche de cette bienheureuse et lui dit, avec une naïve incohérence: „Bouche de Sainte Thérèse, ouverte et pleine de grâce, que buvez-vous que vous ayez ainsi la figure parfaite, morte et noyée". Et ainsi l'*Incomparable*: „Elle s'est ouverte; vous vous êtes ouverte, ô porte!" ou bien: „Votre nuance, ô Gaves, plus que le bleu rude du ciel, etc." ou encore: „Ah! jours d'amour! C'était donc vrai, doux amours, que, mon tendre cœur, vous l'empliriez de plénitude!" ou enfin: „Ah! splendeur de la vie! Douceur d'aimer! Folie! Sagesse!

Heure éternelle! Je vous tiens donc enfin, mon bonheur éphémère, qui sur ma tendre paume, comme un oiseau farouche, un instant vous vous posiez!"

Mais si ce lyrisme tourne facilement et trop souvent à la niaiserie, il a, souvent aussi, sa valeur. Il pousse au beau style, au grand style, ou simplement au style. Il faut bien reconnaître que dans notre littérature contemporaine, sauf quelques exceptions, les femmes écrivent mieux que les hommes. Si elles manquent parfois de rigueur et de précision, elles ont, presque toujours, l'élégance, l'harmonie et le nombre. Leurs romans, généralement mal composés, offrent au moins aux faiseurs d'anthologies, quelques pages parfaites. Elles savent, comme on dit, „enlever le morceau". Il n'est presque pas un de leurs livres qui ne laisse dans la mémoire le souvenir d'un épisode ou d'un tableau, d'un discours ou d'une conversation. Il y a ainsi des passages délicieux dans la *Retraite sentimentale* et dans la *Vagabonde*. Et dans l'*Inconstante* avez-vous oublié la visite de Gillette à Marion dans le vieux cloître fleuri? ou, dans le *Temps d'aimer*, le voyage de noce de Pascal et de Mme La Charmotte, et la sérénade que fit à Laure sa blonde amie costumée en page? Quant à Mme de Noailles, elle s'est montrée souvent très grande artiste en langage. Telle de ses phrases nous révèle toute la subtile beauté, toute la mystérieuse harmonie où peuvent atteindre les mots ordonnés par des mains inspirées et savantes. Il y a dans sa prose un écho de Chateaubriand et de Renan. La *Prière à l'amour* dans le *Visage émerveillé* sera belle tant que les mots qui la composent offriront un sens aux oreilles humaines.

„Amour . . . Je vous donne aussi toutes les violences, les crimes et les colères: les dagues teintes de sang, le flacon de jusquiame, le gant et la rose empoisonnés, le mouchoir qui perdit Desdémone, l'épée qu'Hippolyte laissa dans la main de Phèdre, et, en témoignage du temps de la chevalerie, ce cœur chaud de l'amant qu'on fit manger à l'amante.

„Et je vous offre, Amour, comme rose dernière et plus belle, et pour que soient éternellement charmées vos sensibles oreilles, le son le plus brûlant, le plus voluptueux, qui n'est pas la voix de Juliette au balcon, ni la tendre plainte d'Iphigénie, mais le

divin éclat d'or que fit, en se brisant, la chaîne étroite des pieds de Salammbô . . ."

Et que pensez-vous de cette invocation, à Pan? N'est-elle pas digne de sauver de l'oubli cette médiocre *Domination*?

„O Pan, reviens dans le bois parfumé! Que mon âme qui depuis trois mille ans garde ton culte champêtre voie luire cette nativité! Tous les poètes, et, mon cher Pan, il est beaucoup de poètes, t'attendent dans les jardins. Ne les crois pas lorsqu'ils se pensent mystiques et convertis aux religions de Judée. S'ils disent que leur âme est altérée de mystère, c'est parce qu'ils te cherchent et qu'ils ne t'ont point trouvé. Ah! qu'un matin de Pâques quand sur les villes chrétiennes les cloches danseront, vaines poupées de métal, la forêt enfin se ranime! que l'aulne entende revenir sa nymphe aux jambes mouillées, que les bergers s'enlacent, que le bouc et la biche resplendissent au soleil, et que, plus haut que les cloches d'argent sur les villes, tout le feuillage chante: Pan est ressuscité! . . ."

Cette aisance du langage qui semble naturelle aux femmes, Evelyne Moncœur ne la conteste pas. L'*Incomparable* n'est point mal écrite. Si l'on y trouve quelque galimatias et quelque amphigouri, on n'y rencontre pas cette lourdeur, cette platitude, cette impropriété qu'il faudrait bien imiter si l'on pastichait tant et tant de livres d'hommes! Voici même un petit passage qui, malgré l'auteur peut-être, est vraiment bon, parce qu'il est la moquerie légère de beaucoup de passages excellents:

„O douceur de la caresse première, faite de toutes les attentes finies, de toutes les craintes rassurées, de toutes les joies approchées, du fléchissement infiniment heureux des nerfs trop longtemps tendus . . . je ne veux pas que cette caresse finisse, parce qu'après elle, quand elle sera morte, ce ne sera plus, jamais plus, la caresse première . . ."

* * *

Cette *Incomparable* sera sans doute tout à fait inutile; elle ne changera rien au cours impétueux de la littérature féminine. Qu'importe? Elle vaut par elle-même, non pas seulement parce que la moquerie, comme dit Pascal, est une œuvre de justice,

mais parce que rire est une des meilleures choses de ce monde, et que nous devons de bons rires à Evelyne Moncœur.

Il faudrait seulement que l'*Incomparable* mît les femmes en garde contre quelques défauts qui empoisonnent leurs plus belles qualités, qu'elle leur fît reconnaître en elles-mêmes, l'ivraie du bon grain. Il faudrait que, capables de nous donner encore beaucoup d'ouvrages charmants, de *Vagabonde*, de *Visage émerveillé*, d'*Inconstante*, elles fissent, en souvenir d'Evelyne Moncœur, le ferme propos de ne nous plus jamais donner de . . . Mais je ne veux citer aucun titre, car il ne faut désobliger personne.

PARIS F. ROGER-CORNAZ

□□□

SUPRÊME APOTHÉOSE

Lourde de siècles, mais fière et tragique encore,
Avec sa tour fendue et ses mille écussons
Illuminant l'orgueil carré de ses maisons,
Toute la ville écoute en ses échos sonores,

Toujours les mêmes glas, lui prédire sa mort.
Elle est vieille, la ville, et sa place est déserte,
Et son fleuve ensablé, et ses vagues inertes
Ne poussent plus les vaisseaux clairs jusqu'à son port.

Mais tout à coup, comme un faisceau de feux et d'ailes
Paraît au ciel le Saint-Georges, patron hautain;
„Elle ne choira pas dans le néant certain,
Ma ville, et sa muraille et son donjon fidèles.

Ni le vulgaire émoi d'un touriste ganté
De sa canne d'ennui ne frappera ses pierres:
Héros en vos cercueils, et vous dames guerrières,
Dormez sans peur sur vos coussins d'éternité."

Et l'archange d'argent superbe et débonnaire,
Debout sur un orage éclaboussé d'éclairs,
Illumina la ville avec ses grands yeux clairs
Et l'emporta, on ne sait où, dans le tonnerre.

EMILE VERHAEREN

□□□

In Paris-Neuilly (20 rue de Chartres) erscheint seit dem 1. April unter dem Titel *La Vie et les Lettres* eine vorzügliche periodische Anthologie der neuern französischen Literatur, der wir dieses Gedicht entnehmen.

□□□

DIE SCHULD DES GOTTLOB SCHLEICHER

NOVELLE VON ROBERT JAKOB LANG

So kam der Frühling schon im Februar: die Sonne schien warm und freudig auf die kahlen Zweige. Die Finken schlugen verwundert im Geäst; der Himmel war von einem tückischen blassen Blau.

Hinter dem Dorf streckte sich eine breite, weiße Straße, an welcher Pappeln standen. Zwischen der fünften und sechsten Pappel lag das Haus. Es war so gewöhnlich, dass man seine bescheidene Hässlichkeit übersah und ihm eine Berechtigung in der Natur zuerkennen konnte wie jedem grauen Feldstein. Hinter dem Haus fing das Gewirr der Baumgärten an. Die Dächer lagen über den Kronen wie braunrote vielgestaltige Eier in einem Riesennest. Unter der obersten Fensterreihe des Hauses lief eine lange hölzerne Laube. Über dem Geländer war eine Schnur gespannt, daran flatterten rote und weiße Windeln. An einer der hölzernen Stützsäulen hing eine kleine Eisentafel, auf welcher die Rostflecken üppig wucherten, nur die Buchstaben der Aufschrift verschonend. Von der Straße aus war nichts zu lesen und es hatte auch keine Not, denn dass da oben der Schneidermeister Gottlob Schleicher seine Werkstatt hatte, das wusste ein jeder im Dorfe. Wenn man sich aber über das Geländer der Laube lehnte, las man mit Befriedigung, dass der Schneidermeister nicht ein gewöhnlicher Kleidungskünstler war, sondern ein „marchand-tailleur". Über die Bedeutung dieses Ausdrucks war sich der Meister nicht im Klaren und dachte sich die Sache so, dass marchand wahrscheinlich Schneider und tailleur demzufolge Meister bedeute. Es war da vor einigen zehn Jahren ein fremder Geselle beim Maler Fischer untergekommen, der hatte ihm den Firmenschild gemalt und als er damit fertig war, zeigte das Schneiderlein einen hellen Stolz über seinen neuen Titel, getraute sich aber nicht aus der löblichen Furcht heraus, ungebildet zu erscheinen, nach dem Sinn zu fragen. Er ahnte wohl dessen Herkunft aus der französischen Sprache und grämte sich ein wenig, nicht

Schangi oder Schaggi zu heißen. Mit einem solchen feinen Namen wäre die Tafel sein ganzes Glück gewesen und seine biderbe deutschschweizerische Wesenheit hätte dann den höchsten Grad erreicht.

Er hatte ein schönes Geschäft, der marchand-tailleur Gottlob Schleicher. Er flickte zum mindesten sechs Paar Mannshosen und ein Paar Herrenhosen in der Woche. Auf diese letzte Arbeit bildete er sich etwas ein. Es ist nämlich ziemlich zweierlei, einen viereckigen Fleck Stoff auf ein Loch zu nähen ohne besondere Berücksichtigung des Grundgewebes, oder mit viel Sach- und Farbkenntnis den Fleck auf der Innenseite des Loches anzubringen und den Übergang in den Stoff der Hose so zu bewerkstelligen, dass man ihn gar nicht merkt; ebenso zweierlei wie das Bügeln einer Zwillichhose und eines Beinkleides aus englischem Hosenstoff.

Jetzt lehnte sich der kleine Mann mit dem großen Kopf über das Lauben-Geländer und sah mit dunkeln Augen, in denen eine pfiffige Wohligkeit blitzte, auf die Straße hinunter. Um ihn herum flatterten die Windeln seines Jüngsten. Es war zwischen zwölf und ein Uhr. Ein paar Arbeiter gingen geschäftigen Schrittes dem Dorfeingang zu. Mitten auf der Straße lag ein schwarzer Köter und sonnte sich. Der Schneidermeister sog die Frühlingsluft mit offenem Munde ein und pustete sie durch die zusammengekniffenen Nasenflügel wieder aus. Die Finken schlugen in den Bäumen und die Spatzen quietschten in den staubigen Pappeln. Der Schneidermeister Gottlob Schleicher freute sich an den Finken und an den Spatzen. Über ihm aber hatte der Himmel ein giftig blasses Blau. Schulbuben gingen vorbei. Der schwarze Köter schnupperte in die Luft, stand auf, streckte sich und trollte sich, bevor ihn der erste Stein erreichte, davon. Um die Ecke aber klang ein mehrstimmiger Spottruf: „Schneider meck meck! Schneider meck meck!“

Der Meister zog die Stirne kraus, ärgerlich ging er an die Arbeit. Mit lässiger Behendigkeit zog er seinen Rock aus und stand nachdenkend in seiner Werkstatt. Die dünnen Beine in zu kurzen hellen Hosen, den Oberkörper ohne Hosenträger in einem weichen grauen Kamisol, das bauschig über den Hosengurt herabfiel.

Das war des Meisters Werkstatt: Drei Meter im Geviert, von denen ein schön Stück abging, weil zwei Türen zu öffnen waren, eine auf die Laube und eine in die Küche. Die vier Wände strahlten im Glanz einer grün- und rotblumigen Tapete. An klobigen Nägeln hingen des Schneiders Schnittmuster, Scheeren und Elle; bei der Küchentür über dem Kundensessel hing, am Ehrenplatz, die Photographie des Gemischten Chors. Durch das Fenster, das auf die Laube ging, fiel das Licht von rechts auf den mächtigen Arbeitstisch; dem Fenster gegenüber stand hart neben dem Tisch ein Schrank, dessen Türen beim Öffnen knapp an der Tischplatte vorbeirieben und neben dem Schrank glühte der kleine eiserne Ofen. Die Laubentür war verglast. So war in dem Stübchen eine nette Helligkeit; aber weil der Meister der frischen Luft alle möglichen Untugenden zuschrieb und die Fenster mit allen erdenklichen Listen zuzuhalten wusste, eine jämmerliche Atmungsgelegenheit.

„Die verdammten Buben!"

Misslaunig holte Gottlob Schleicher sein Kohlenbügeleisen vom Schrank herunter und füllte es mit Glut aus dem Ofen. Dann schwang er es auf der Laube einige zwanzig Mal hin und her, netzte bedächtig seinen Zeigefinger, fuhr vorsichtig über die Bügelfläche und brachte ein gutes Zischen zuwege. In seiner Werkstatt faltete er ein Paar Hosen umständlich auf den Tisch, legte ein schwarzes Schutztuch darüber und bügelte mit viel Anstrengung und genug Wasser vier vorzügliche Bügelfalten.

Bei seiner Arbeit war Gottlob Schleicher mit seinen Gedanken allein.

„Die verdammten Buben! Seinerzeit . . ."

Da ging ihm ein Begegnis durch den Sinn, das er gerne vergessen hätte und das ihm doch immer wieder aufkam:

Die Bäume blühten. Hinter dem „Mohren" stand eine Kutsche. Der Gaul scharrte ungeduldig. Auf dem Bremsbacken lag ein glimmender Zigarrenstummel. Weiß der Teufel was den Schlingel, den Gottlob Schleicher, ankam. Auf einmal stak der Stummel zwischen Lederzeug und Pferdefell. Der Bub aber stand hinter Brunnenstock und wartete und sah zu, wie der Gaul Reißaus nahm und Leute aus dem „Mohren" stürzten, dem herrenlosen Gefährt nach. Der Gottlob Schleicher ist nie mit dem Gesetz

und seinen Vertretern in Konflikt gekommen, aber seit jenem Jugendstreich hat er ein verdammt empfindliches Gewissen und die Sache will sich ihm nicht verjähren. Schließlich hatte ja niemand etwas gesehen als seine Frau, die damals ein kleines Mägdlein war und die er — ein klein wenig auch — wegen ihres Mitwissens geehlicht hatte. So kam vielleicht die Hälfte der Schuld auf sie.

Das Mägdlein war ein Jüngferlein geworden. Schmal und bleich mit großen dunklen Augen, in denen immer die Frage zu stehen schien: warum schaust du mich an? Wenn sie angezogen war, legte sie ihr Umtuch ins Dreieck, schlug's um die Schultern, band zwei Zipfel davon kreuzweis um die Brust und im Rücken zusammen und ließ den dritten unter ihrem schwarzen Haar wie ein braunrotes Wimpelchen flattern, wenn sie mit raschen Schritten durch die Straßen ging. Das war die Frau Schleicher und war früher die Jungfer Steiner gewesen und noch früher das Steiner Miggeli. Aber das Umtuch war immer dasselbe. Vor Jahren einmal war sie an einem schönen Sonntag nachmittag durch die Wiesen gegangen und der Schneider hatte sich zu ihr gesellt. Sie sah ihn gern, weil er ihr Schulkamerad gewesen. Dass sie seine Frau werden würde, daran dachte sie nie. Sie ließ ihre Träume nicht so hoch fliegen. Darauf dass einmal ein scheu gewordenes Pferd durch die Straßen gerast und der Gottlobli hinter dem Brunnenstock gestanden, hatte sie vergessen, und dachte jetzt, wo der junge Schneider neben ihr durch die Wiesen ging, erst recht nicht daran.

„Weißt du noch Miggeli?"

„Was denn?"

„Hedann, weißt beim Mohren?"

„Nichts weiß ich!"

„Der Wagen mit dem Gaul?"

„Was für ein Wagen?"

„Weißt doch, der wo wild geworden ist!"

Miggeli Steiner sah Gottlob Schleicher mit sonderbaren Augen an. Was der für wunderliche Sachen berichtete.

„Da bin ich schuld daran."

Die Augen der Jungfer nahmen einen immer verwunderteren Ausdruck an und wurden so groß wie der Schneider sie noch nicht gesehen.

Oh lätz, dachte er traurig, jetzt ist's aus. Und er wusste nicht, ob er da noch berichten solle, dann nahm er sich ein Herz:

„Aber weißt Miggeli, das hab ich auch nie mehr getan, meiner Seel nicht!"

Das Miggeli war dran ihm zu sagen, dass ihm das doch gleich sein könne, und was er denn etwa wolle mit seinem Gered.

„Weißt, aber ich weiß nicht, was ich denkt hab selbiges Mal. Auf einmal hab ich dem Gaul die zündige Zigare zwischen das Lederzeug und das Fell gesteckt, da ist er davon!"

Das Mädchen sah auf den Boden und wusste nicht, ob der Gottlob am heiterhellen Tag schon besoffen oder sonst über sei.

„Magst du mich jetzt gleich noch? fragte der nach einer Weile?

Da stieg der Jungfer ein roter Schein ins Gesicht und sie ließ die Augen nicht mehr vom Boden los.

„Jetzt wirst mich denk nimmer mögen?" fragte der Gottlob weiter.

Da fing das Miggeli ein Lächeln an, dass die Vögel in den Bäumen darob zu staunen schienen.

„Ja wenn dir so viel daran gelegen ist, mögen tu ich dich schon."

„Gleich, auch wegen dem Gaul?"

Darauf hat sich der Schneidermeister Gottlob Schleicher nicht länger besonnen und hat das Miggeli Steiner zur Frau genommen, und ist trotz der Gaulgeschichte nicht übel dabei gefahren.

Aber verrechnet hat er sich dabei doch. Die Angst vor der Polizei und vor allen uniformierten Beamten ist er nicht los geworden — — —

Jetzt wo er auf seinem Tisch saß und sinnierend auf seinen Fingerhut guckte, war es ihm genau, als höre er die Stimme eines Wächters der Ordnung. Da kam sein Gesicht in ein sonderliches Aussehen. Eine herrische Angst hockte sich in Mund und Augenwinkel und versteinerte seine Züge. Das gab ihm einen entschlossenen Ausdruck, den ihm niemand kannte. Er lauschte hinaus. Da verklang die Stimme wieder. Mit einem scheuen Seufzer zog er eine Armlänge Zwirn von der Spule, fädelte ein und nähte Stich an Stich.

Schon in der Schule hatte ihm diese Furcht im Nacken gesessen. So war er immer für sich allein geblieben, weil er sich

vor neuen Bubenstreichen fürchtete. Vor den Lehrern zitterte er, weil sie für ihn Staatsgewalt waren. Und die Lehrer brauchen keine Pyschologen zu sein, die waren bald fertig mit ihm. Duckmäuser war die Qualifikation, die ihm sein Wesen eintrug. Er hat den rechten Namen, glossierte der Oberlehrer dazu. Und es war schließlich niemand Schuld daran, als er — Gottlob Schleicher — selbst, wenn er sich immer mehr weg und herumschleichen musste wie ein Aussätziger und nur lustig sein konnte, wenn nicht ein Schulerbub oder ein Gaul seinen Weg kreuzte.

Beim Kaffeetrinken meldete ihm das Miggeli, die Frau Studer habe ihre Steuern scheints noch nicht bezahlt. Der Steuerzettel stecke noch in der Türspalte und es sei jetzt doch schon zwei Tage her, seit man sie vertragen habe.

Gottlob Schleicher war schlechter Laune. Seine Gedanken hatten ihn gegen die Menschen erbittert. Das sei immer so, meinte er, denen, die etwas zum Versteuern hätten, denen lasse man Zeit bis zum ewigen Feiertag, und den armen Keiben, wenn die nicht fast auf die Kanzlei sprängen, bevor der Zettel komme, denen werde gepfändet.

„Es muss dich dann nicht wunder nehmen, wenn ich an einem schönen Tag Sozi werde!"

Frau Miggeli machte ihre großen Frageaugen; als ob sie friere, kreuzte sie sich zusammenkauernd die Arme. Die drei schwarzhaarigen Mägdlein sahen den Vater verwirrt an und nur im Zimmerwagen krähte das Jüngste unentwegt weiter.

„Wenn ich das Geld hätte, wo die Studerin hat, die Alte, dann könnte mir meinetwegen alles andere gestohlen werden!"

„Das Zilli hat gesagt," plauderte die Grete, die Älteste, „sie habe gar nicht so viel!"

„Halts Maul, das weiß denk ich besser!"

„Aber Vater — Frau Miggeli hielt etwas auf gute Erziehung und hörte nicht gern wenn Gottlob grob kam, weil das leicht abfärbe — das kann doch das Zilli ganz gut wissen, die geht doch bei der Frau Studer auf die Stör!"

„Ich weiß, was ich weiß!" beharrte der Schneider.

Dann saß er wieder auf seinem Tisch und nähte Stich an Stich. Unter dem Fenster aber saßen die drei schwarzhaarigen

Mägdlein und erzählten sich Geschichten von der reichen Frau Studer und den fürchtigen Sozi.

Eine Woche später stand Gottlob Schleicher mit dem leeren schwarzen Tuch, in dem er die Kleidungsstücke seiner Kunden ablieferte, unter seiner Wohnungstür. Drei Stockwerke unter ihm ging jemand durch den Hausgang. Es war der Polizeiwachtmeister Brunner. Ein böser Schreck fuhr dem Schneidermeister in die Kehle. Er räusperte sich dreimal kläglich, dann blieb er wie gebannt stehen und wartete. Zwei Stockwerke unter ihm bei der Frau Studer läutete man; läutete zum zweiten und drittenmal. Dann stieg der Wachtmeister weiter.

„Jetzt wird er drunten läuten" dachte Schleicher.

Der Wachtmeister stieg weiter und stand vor dem „marchand-tailleur".

„Seit wann ist die Frau fort?" brummte er das Männchen an.

Gottlob Schleicher knickte zusammen.

„Seit Samstag, das heißt seit Freitag oder auch Donnerstag."

„Hm" schnautzte der Wachtmeister und es gelang ihm sein vom Steigen glänzend erhitztes Gesicht in dunkle Amtsfalten zu legen, „hm, also fast eine ganze Woche. Eine alleinstehende Frau! Da kann was passiert sein. Muss von Gesetzeswegen nachsehen lassen. Hm". Dann warf er einen musternden Blick auf den Schneider und ging.

Der Schneider saß auf seinem Tisch und sah durchs Fenster. Der Regen fiel in Fäden auf die braunen Bäume und zerstäubte auf dem nassen Laubenboden. Fingerhut und Scheere, Nadel und Zwirn lagen zwischen den Knien des Meisters. Der dachte und dachte und die Angst, die herrische, die ihm in Augen und Mundwinkeln hockte, wuchs und wuchs und würgte ihn und geisselte ihn mit hundert Schauern am ganzen Leib.

Jetzt kam das Gericht. Oh sie konnten ihm nichts anhaben. Er war doch der ehrbare Schneidermeister Schleicher. Ha! Aber der Duckmäuser war er auch, und der, welcher den rechten Namen trug. Einen Gaul hatte er scheu gemacht aus Jux! Aber sonst konnten sie ihm nichts vorwerfen. Beweisen wollte er ihnen das, beweisen. Was beweisen? Dass er mit der alleinstehenden Frau als der einzige im Hause verkehrt hatte, dass er in ihrer

Wohnung gewesen war, wo doch sonst niemand Zutritt hatte, dass er Gold gesehen hatte auf dem Tisch der alten reichen Geizhälsin, dass *er* das alles erlebt, er der arme Flickschneider Schleicher. Was sollte das beweisen? Nichts bewies das, und der „marchand-tailleur" saß im Zuchthaus, weil er eine Frau umgebracht und beiseite geschafft haben sollte, und konnte nachdenken über seine Schuld. Da half ihm kein Miggeli darüber hinweg. Er hörte die Buben fötzeln und die Gäule wiehern. Beweisen, ja beweisen! Seine arme Frau aber, und seine drei Kinder, seine vier Kinder, was sollten die beweisen? Dass er ein braver Mann und ein guter Vater war. Was bewies das? Er war ja ein Duckmäuser, er trug ja den rechten Namen. Sein Vater würde sich im Grabe umdrehen und sein Großvater und sein Urgroßvater, und sie würden ihm erscheinen in den langen Kerkernächten und würden auf ihn zeigen: Seht da, der von unserm Blut, der da, dem der Schneidermeister nicht mehr genug war, der sich von einem hergelaufenen fremden Malergesellen einen fremden Titel aufschwatzen ließ! Seht ihr ihn da, so weit ist es mit ihm gekommen! Und er, was konnte er dagegen vorbringen? Dass er keinen Unterschied mache zwischen arm und reich. Bah, das würde ihm keiner glauben, das glaubte er ja selber nicht. Er flickte doch auch die Mannshosen anders als die Herrenhosen. Er, der Gottlob Schleicher mit den aufrührerischen Gedanken! Hatte er nicht schon oft gedacht und gesagt, Sozi wolle er werden! Beweisen? Er konnte nichts beweisen.

Der Schweiß ging ihm über die Wangen und seine Hände zitterten. Aber so schnell verloren geben wollte er sich nicht. Wehren wollte er sich. So schnell sollten sie ihm's nicht anmerken, dass es nichts zu beweisen gab. Lachen wollte er. Lachen! So . . . ganz gut ging's! Weh tat's! Aber es ging! So. Und laut reden. Allerhand Zeug! Auch von der Frau Studer. Ja, nur nicht merken lassen wie wehrlos er war. Und singen auch! Warum sollte er nicht singen? Er hatte doch früher auch gesungen. In der Schule und die paar Wochen um seine Hochzeit herum im gemischten Chor. Was wollte er denn jetzt singen? Ein lustiges Lied, ein ganz lustiges, dass sie nichts merkten, gar nichts. Aber was für eins. Es fiel ihm kein Lied ein. Das war

sonderbar. Vorher hatte er doch auch lustige Lieder gewusst. So sang er halt ein ernstes. Was sollte er da singen? Ein vaterländisches Lied. Und er sang: „Bei Sempach der kleinen Stadt . . . und sang weiter und es kümmerte ihn nicht, dass er mit der zweiten Strophe anhub, und allerlei Flickwerk aus den übrigen Strophen herbei holte; er sang: „Wir singen heut ein heilig Lied . . .“ laut und keck zuerst, dann nachdenklich und zart und schrecklich traurig zuletzt.

Seine Frau, das Miggeli, war unter die Türe getreten und stierte ihn mit großen Augen an. Die drei Ältesten drückten sich in die Rockfalten der Mutter und kicherten und das Jüngste lag im Zimmerwagen und krähte. Er, Gottlob Schleicher, sah nichts, hörte nichts und sang: „erhaltet mir Weib und Kind . . .“ und zuletzt flüsterte er nur noch und es war kein Ton höher als der andere, keiner länger als der andere „die eurer Hut empfohlen sind . . .“ Frau Schleicher fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen und ging auf ihren Mann zu:

„Gottlob,“ sagte sie zärtlich, „bist du krank?“

Der Schneidermeister Schleicher sah auf seine Frau und sah auf seine Kinder und murmelte: „in kurzem bringt euch blutig rot . . .“ — „Gottlob, Gottlob ist dir nicht wohl?“

Da besann sich Gottlob Schleicher auf seinen Gesang und warum er singen wollte. Nein, auch sie sollten nichts merken, auch sie nicht, und laut und keck wiederholte er: „in kurzem bringt euch blutig rot . . .“

Da warf das Schluchzen Frau Miggeli auf einen Stuhl und die drei Mägdlein mit den schwarzen Haaren legten sich um sie und fingen zu weinen an. Draußen fiel der Regen in grauen Fäden in die braunen Äste. Ein Bächlein ging von der Laubentür bis zum Tisch, auf dem Gottlob Schleicher saß, mit Augen, in denen wie ein schwarzes Feuer die Angst wuchs, und sang: „ein Eidgenoss das Morgenbrot . . .“ Jetzt fasste Frau Miggeli ihren Mann mit zitternden Händen an, und lehnte ihren Kopf an den seinen.

„Gottlob, du sollst so nicht tun! Ich hab Angst und die Kleinen haben Angst und wir wissen nicht, warum du so bist. Gottlob gelt!“

Da erwachte der Schneider aus seiner Verlassenheit und legte einen Arm um seine Frau und sah auf seine drei Mägdlein und schwieg.

Draußen fiel der Regen. Von der Laubentür her rann ein Bächlein zum Tisch des Meisters. Niemand sah das Rinnsal, als die kleine Line, die sich mit ihren Füßen darin zu spielen machte und nasse Spuren durch das ganze Stübchen verschleppte. Da kam in Frau Miggeli wieder die Erziehungspflicht oben auf. Mit einem energischen Ruck stellte sie ihre zweitälteste vor die Türe. Der böse Zauber war gebrochen. Das Geschrei der Line und das Kreischen des Jüngsten läuteten den Alltagzustand wieder ein. Der Schneidermeister Gottlob Schleicher fuhr sich mit einer scheuen Bewegung über Stirn und Hinterkopf: dann zog er eine Armlänge Zwirn von der Spule und nähte Stich neben Stich.

Am Nachmittag grüßte er im Hauptgang die Frau Studer mit einem verlegenen Seitenblick. Am Abend aber trank er im „Mohren" am Tisch des Polizeiwachtmeisters Brunner einen Halben Letztjährigen und es machte ihm keine Gedanken, dass ihn der Gestrenge forschend musterte, als er nachfüllen ließ.

□□□

FRÜHE, ZWISCHEN NACHT UND TAG...

Frühe, zwischen Nacht und Tag
Hört' ich eine Amsel singen.
Was kann wohl das Jauchzen bringen?
Ob der Frühling kommen mag?

Alle Hügel waren grau,
Nur ein matter gelber Schimmer
Glitt vom Hügelrand durchs Zimmer
Und hielt eine erste Schau.

Und auf allen Wegen lag
Jauchzend eines Liedes Klingen. —
Eine Amsel hört' ich singen
Frühe, zwischen Nacht und Tag.

R. J. LANG

□□□

VIKTOR HEHN

II.

Als romantisch-schwärmerischer Wallfahrer ist der sechsundzwanzigjährige Viktor Hehn zum erstenmal durch das gelobte Land gepilgert, für jeden Eindruck äußerst empfindlich, aber doch schon erfüllt von dem Drang, überall das Walten ewiger Kräfte zu erlauschen. Viermal ist der Petersburger Hofrat nach dem Süden gezogen, und was ihm Italien ward, das hat er in seinem Buch über Italien, dem 1844 als eine Art Objektivierungsversuch der Tagebuchnotizen eine feine Skizze „Über die Physiognomie der italienischen Landschaft" vorausgegangen war, in klassisch schöner, plastischer Sprache bekannt. An alle deutschen Landsleute, die hungern und dürsten nach wahrer Kultur, wendet sich das Buch, an die Menschen, die

> . . . das Bedürfnis fühlen, ein Ganzes zu werden und wahre Menschlichkeit in sich zu entwickeln, die endlich, um das letztere zu erreichen, aus der Dürre der Technik und Mechanik, des gemeinen Verstandes und groben Nutzens, gern zu Kunst und Altertum, zu der Naturgestalt und uralten Kultur des Südens wie zu einem reinen Bildungs- und Lebensquell flüchten, . . .

aber es stellt sich zugleich bewaffnet mit der scharfen Klinge der Satire als Tempelhüter an die Pforte, um dem Unberufenen den Eintritt zu wehren. Den Eilfertigen vor allem, die in einem hastigen Flug Italiens Wunder zu erhaschen wähnen, ruft Hehn ein gebieterisches Apage! entgegen. Mancherlei hat der Italienfahrer dringend nötig: jugendfrische, durstige Sinne, eine gründliche humanistische Vorbildung und Zeit, viel, viel Zeit, ein volles Jahr zum mindesten, denn wer dem Lande gerecht werden will, braucht alle vier Jahreszeiten, und die gemächliche Fahrt im Vetturino bietet weit höheren Genuss als das atemlose Dahinrasen im Eisenbahnzug mit der vorgespannten, rauchhustenden Lokomotive, der „fernen, fremden, amerikanischen Erfindung". Nur den ungestümen Eindringling empfängt Italien mit einem Heer von Unannehmlichkeiten, mit lärmenden Portiers, unverdaulichen Speisen, mogelnden Krämern, zudringlichen Bettlern, mit Stechmücken, sengendem Sonnenbrand und bitterkalten Frühlingsnächten.

Auch die Natur enthüllt ihre Reize nur dem ernstlich Suchenden. Wer von den Alpen mit ihren grünen Tälern und gigantischen Felsmassiven, den sprühenden Wasserfällen und stillen

Wäldern und blauen Seen in die Poebene hinabsteigt und da „gesteigerte nordische Natur“ zu finden hofft, wird sich bald enttäuscht nach Norden zurückwenden: weite, schmachtende Ebenen, durchzogen von wasserleeren Flussbetten, dehnen sich vor ihm aus, zu beiden Seiten der mehlweißen Landstraße brechen bestäubte Stachelkräuter aus Mauern und Felsritzen, abgebrochene Agaven, triste Ölbäume, zerzauste Pinien beleben notdürftig die Hänge welliger Hügel. Aber gerade in dieser scheinbaren Öde und Armut der Landschaft erkennt der verständige Gast die „Fülle der wirkenden Natur, die bis zu reiner und ganzer Darstellung ihrer selbst gelangte“. Die Schweizer Landschaft „versperrt sich selbst“, die norddeutsche Ebene, „verliert sich ins Vage“, in Italien dagegen erscheint

. . . alles eigensinnig Maßlose in seinen Umrissen von einer versöhnenden Hand oder einem immanenten Prinzip sich selbst beherrschender Schönheit vertilgt und zur Grazie zurückgeführt. . .

Da sind Inhalt und Form vollkommen versöhnt; die ganze Natur ist ein harmonisches Kunstwerk, in dem das Innere vollkommen im Äußern aufgegangen ist. Wie der italienischen Kunst die Darstellung der menschlichen Gestalt und Tat besser gelang als die der Natur, so ist auch die italienische Landschaft eher plastisch-architektonisch als lyrisch-musikalisch;

. . . sie reicht nie in leerer Sehnsucht über die Wirklichkeit hinaus; mit der stillen Gleichgültigkeit eines antiken Marmorbildes ruht sie selbstgenugsam über den Tiefen ihres unendlichen Inhalts. . .

Wie ein gewaltiges plastisches Bild liegt sie vor dem Auge da, das sehen gelernt hat, und verzichtet gleichmütig auf jegliche Ergänzung und Steigerung durch die nachschaffende Phantasie.

Wie die Natur drückt auch die Architektur „ruhiges Dasein“ aus; statt der steilen Giebel und spitzen Türmchen, womit die deutschen Häuser „unruhig zum Himmel fliegen“, krönt die italienische Villa ein flaches Dach mit zierlicher Ballustrade oder würdevoller Kuppel, und während im Norden plumpe Pfeiler die Wände mühsam stützen, ruht hier das Dach auf schlanken, heitern Säulen. Was die südeuropäische Vegetation vorgedacht, das dichtet das italienische Landhaus architektonisch um, und so umgibt es mit dem kunstvoll angelegten Park den Besitzer „in stillen, reinen Umrissen wie eine humanisierte, ideale Natur“.

Die klare innere Harmonie, die die Landschaft ausdrückt, ist auch dem Italiener eigen; in seiner Gestalt hat die ihn auszeichnende „Geistes- und Empfindungsfülle volles, sinnliches Formdasein gewonnen". Der Nordländer ist massiv, langsam, ungelenk; selbst die gewöhnlichen Gebärden, die die Rede begleiten, erscheinen als mühevolle Überwindung der Schwere — am Italiener dagegen ist alles Form, und auch der Geringste erscheint im edlen Anstand seiner Haltung und Bewegung als der Erbe der Alten: der Hirtenknabe, der, auf seinen Stab gestützt, sinnend in die Ferne schaut, die Bäuerin, die den Korb mit dem Säugling in würdevoller Grazie auf dem Kopf balanciert, der trotzige Bursche, der sich grätschbeinig, beide Hände in den Gürtel gesteckt, mitten auf der Straße aufpflanzt — selbst der Bettler „stellt sich da als ein König im Elend dar". Dabei bleibt der Italiener aber doch stets eine runde, ganze Persönlichkeit; das deutsche Philistertum, die Geistesstumpfheit der „phantasielosen und wohlmeinenden Söhne der Gewohnheit" ist seinem Wesen durchaus fremd, und ebenso sinkt er niemals durch Amt oder Beschäftigung zum „bloßen Fragment herab, das nichts enthält, als was das ihm aufgedrückte Berufszeichen sagt". Aber der Italiener lungert doch so gerne tatlos auf Straßen und Plätzen umher und schläft am hellichten Tag auf den Steinfliesen vor dem Kirchenportal! Gewiss — er ist eben *auf der Straße* faul, der Deutsche dagegen vergisst in seiner Entrüstung, wie manche Stunde er *zu Hause* „in der Gemächlichkeit des Schlafrocks mit wenig Witz und viel Behagen verdehnt". Und darf man sich wirklich so sehr darüber entsetzen, dass die angeborene Pfiffigkeit den Italiener reizt, aus der schwerfälligen Trägheit des Nordländers Nutzen zu ziehen?

Freilich, ganz blind ist Viktor Hehn für die Schwächen des italienischen Nationalcharakters durchaus nicht. Zugegeben: der Italiener zeigt im Verkehr mit den Tieren eine entschiedene Neigung zur Grausamkeit, aber den Grund dafür findet Hehn in der ererbten antiken Sinnesart, die noch kein sentimentales Verhältnis des Menschen zum Tier kennt; er hat kein besonderes Talent für die Behaglichkeit des Familienlebens, aber das Leben des Südländers spielt sich eben zum größten Teil draußen im Freien ab. Immerhin könnte die Freude der Italiener an äußerlichem Pomp, der „deklamatorische Kothurn", die politica spettacolosa —

der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung des Landes verhängnisvoll werden; das geeinte Italien wird erst beweisen müssen, dass es neben verfrühtem Siegesjubel auch die „mannhafte, ernste, wortkarge, zähe, dauernde, immer streitbare Tugend kennt, die allein den realen Forderungen des Tages gewachsen ist".

Die Nachtseiten der italienischen Volksseele zeigen sich am deutlichsten bei den Sizilianern, und zwar besonders bei den Bewohnern des westlichen Sizilien, das wohl von Afrika aus besiedelt worden ist. Sizilien, ein halb barbarisches Land, das kein achtzehntes Jahrhundert gehabt hat, sondern geradewegs aus dem Mittelalter kam, ist für die Freiheiten, die der moderne Staat dem Einzelnen einräumt, einfach nicht reif; die Pressfreiheit hat einen Schwall von Revolverblättchen gezeitigt, die der Menge törichten Tyrannenhass einimpfen und sich daneben doch vor der allmächtigen Maffia ducken, das Strafgesetzbuch ist zu milde, der Geldverkehr infolge der wirtschaftlichen Freiheit unglaublich leichtfertig, und die Eisenbahnen vermögen diese Schäden so wenig zu heben wie die pilzartig emporschießenden Schulen, die nach Hehns Ansicht der Überlieferung und der Rasse gegenüber ohnmächtig sind. Was dem Lande not täte, wäre ein straffes, gerechtes absolutistisches Regiment.

Die Insel selbst allerdings, die Goethe den Schlüssel zu allem nannte, ist auch Hehn *erst* Italien; das sind sie, „die Berge, die Linien des Südens, dies die kristallene Luft, das energische, alle Dinge in einen zitternden Schleier hüllende Licht". Selbst die vegetationslose Natur ist in ihrer Erstarrung klassisch schön; das „edel schöne Medusenantlitz" trägt hier auch die ganze Landschaft, und schauend, nicht mehr bloß ahnend, erfasst der Wanderer das Wesen des griechischen Altertums, das die strengen, maßvollen Linien des altdorischen Tempelstils schuf und die Furcht vor den Göttern predigte.

Das ist das Eigenartige an Viktor Hehns Naturbetrachtung: nicht auf das Malerische, das Tableau kommt es ihm an; das Landschaftsbild spricht zu diesem ausgesprochen *episch* empfindenden Geist erst durch die große geschichtliche Vergangenheit, von der es dem Kundigen erzählt. Hehns „Kulturpflanzen und Haustiere" leisten den Nachweis, dass die für unser Empfinden typische Natur Italiens ihren heutigen Charkter wesentlich erst

durch die kulturelle Tätigkeit des Menschen in der Übergangszeit vom Altertum zum Mittelalter gewonnen habe;

. . . die Natur gab Polhöhe, Formation des Bodens, geographische Lage; das übrige ist ein Kern der bauenden, säenden, einführenden, ausrottenden, ordnenden, veredelnden Kultur, . . .

und in keinem Land ist die harmonische Durchdringung von Natur und Kultur so glatt gelungen wie in Italien. Italien ist Natur, veredelt durch Kultur und dadurch zur wahren Natur geworden. Nicht mit dem farbendurstigen Auge des Malers, das hier, wie ihm scheint, wenig Fesselndes fände, schaut Hehn von der Höhe der Villa Mellini auf die ewige Stadt herab; doch er fühlt alle Schauer der Jahrtausende um die sieben Hügel wehen, und andächtig staunend findet er den Wurzelboden der eignen Existenz unter den Ruinen der Kaiserstadt. Gerade so wie Goethes Wanderer — er hat das Gedicht selbst meisterhaft analysiert — wird ihm Italien darum besonders teuer, weil ihn überall die Spuren ordnender Menschenhand, die Reste heiliger Vergangenheit von dem bildenden Geist auf die Knie niederzwingen: ein moosbewachsener Architrav, eine halbverwischte Inschrift auf ausgelaufener Marmorplatte, oder gar die Trümmer eines heitern Tempelchens, mit Epheu bekleidet, und daran angeklebt die dürftige Hütte, die Herberge gesunden, einfältigen Lebens. — Ein ähnliches Bild fängt — bei Andersen, den Hehn kaum gekannt hat — der romantische Maler im dänischen Giebelstübchen auf, wie ihm der Mond von Rom erzählt, von dem armseligen Lehmhaus zwischen den geborstenen Marmorsäulen des Kapitols und dem kleinen, barfüßigen Mädchen, das weinend vor den Scherben des Wasserkruges steht und die Hand nicht nach der am Bindfaden hängenden Hasenpfote auszustrecken wagt, dem Glockenzug der Kaiserburg!

Unsichtbar begleitet Hehn auf allen seinen Fahrten durch das gelobte Land der Geist des größten Italienpilgers aller Zeiten, dem selbst der unliebenswürdige Heine mit dem bewundernden Worte huldigte: „Die Natur wolle wissen, wie sie aussah, und sie erschuf Goethe"; Mignons Lied gibt die Melodie, die das Werk Viktor Hehns mannigfach variert und zur gewaltigen Symphonie ausspinnt.

III.

„Sein Leben gestaltete sich ihm in letzter Linie zu einem Aufgehen in Goethe," so bezeichnet Theodor Schiemann Ziel und Grenze von Viktor Hehns Entwicklung. Doch das „Aufgehen in Goethe" ist nicht so zu verstehen, als ob Hehn die eigne Persönlichkeit der größern, fremden vollständig geopfert hätte; auf ihn könnte gemünzt sein, was die erste Epistel sagt:

> . . . liest doch nur jeder
> Aus dem Buch sich heraus, *und ist er gewaltig, so liest er*
> *In das Buch sich hinein, amalgamiert sich das Fremde . . .*

Zu einem Eckermann II war Viktor Hehn zu bedeutend. Ebenso predigt keines seiner Bücher blinden Goethe-Kultus; von Anfang an scheidet er den Goethe der Sesenheimer Lieder und der Iphigenie scharf von der alternden Exzellenz, die im zweiten Teil des Faust der erschlaffenden Schöpferkraft einige mühsame Einfälle abtrotzt und im west-östlichen Diwan eine herbstliche Spätblüte treibt. Ein Gang vom Äquator zum Erdpol veranschaulicht dem künftigen Verfasser der „Kulturpflanzen" Goethes Entwicklung:

> Dort in der Glut der Jugend die üppigste Vegetation, oft im Erzeugungsdrang über die Form hinauswachsend; dann im Mannesalter die gemäßigte Zone reiner Bildung, sittlichen Menschengefühls, tief milden Ernstes; endlich, je weiter vorrückend, desto mehr werden die Gewächse einförmiger, halten sich niedriger am Boden, und die Farben erlöschen.

Hehns Goethe ist fast ausschließlich der Apollo Trippels oder Tischbeins Wanderer: der Goethe der italienischen Reise und der Dichtungen, die die Sonne Italiens mit vollem Glanz oder doch mit einem letzten Scheideblick durchwärmt. Neben dem einen Zentralgestirn verblassen für ihn alle die größern und kleinern Lichter vollständig: Schiller, dessen Pathos ihn anfänglich berauscht, rückt mit den Jahren mehr und mehr in die Ferne: er ist dem Gereiften zu abstrakt, zu konstruiert, zu wenig organisch; die Romantik will lediglich „überwundenen Dunkelmächten" wieder zum Sieg verhelfen, und die Dichtung der Jahrhundertmitte zeigt Deutschland auf dem Wege, die errungenen ästhetischen Werte im Getöse des politischen Lebens einzubüßen. Wenn auch die eine oder andere Stimme zu aufhorchendem Stillstehn lockt — der Verständige kehrt doch immer wieder zu der Stelle zurück, wo Goethe singt, der Goethe der Iphigenie, der Hymnen, des Liedes von Hermann und Dorothea.

Viktor Hehn begnügt sich nicht mit einem rein persönlichen Verhältnis zu Goethe; auch an ihn tritt er nicht in letzter Linie als Historiker heran. Weitausschauend, großzügig wie auf dem Gebiet der Kulturgeschichte ist Hehn auch als Literarhistoriker; bloße Belesenheit — so führt er in seinem aufschlussreichen Aufsatz „Goethe und das Publikum" aus — vermag die notwendige eigene Lebenserfahrung niemals zu ersetzen, und die junge Goethe-Philologie verliert über der ängstlichen Fürsorge für allerlei orthographischen Kleinkram und dergleichen die Persönlichkeit des Dichters aus dem Auge. Wie jede andere Erscheinung ist Goethe für Hehn ein Glied, und zwar das letzte, höchste Glied einer Entwicklungsreihe; *er ist als Mensch genau das selbe was Italien als Landschaft: die von neuem Gegenwart gewordene antike Kultur.* Nach dem Erlöschen des Altertums gab es keinen ganzen, schönen und gesunden Menschen mehr — Augustin war für den Protestanten Hehn, wenn er ihn überhaupt näher kannte, vielleicht ein schöner, aber keinesfalls ein gesunder Mensch — bis der Humanismus, dem Hehn 1866 einen feinsinnigen Aufsatz gewidmet hat, die Antike zu neuem Leben weckte. Das Mittelalter, das den Fünfundzwanzigjährigen im Weihrauchdampf des Kölner Domes berauscht hatte, ist dem Abgeklärten für die Erde und den Menschen eine „ungeheure Unterbrechung des stetigen Kulturganges", eine Zeit vollständiger kultureller Dürre, eine schwere Krankheit;

> . . . ein längeres Verweilen in Kunst und Poesie des Mittelalters ist beängstigend wie der Fackelqualm einer Tropfsteinhöhle, und man atmet wieder auf, man begrüßt den Tag, wenn man zu den Griechen sich flüchtet und dort, im Scheine der Sonne, mit befreundeten Gestalten ewiger Menschenwahrheit verkehren darf.

Der „Zeugungsmoment für die neuere Kultur" waren jene wenigen Wochen, da Petrarca in Avignon andächtig zu Füßen des vagabundierenden griechisch-calabresischen Mönches von der Regel des heiligen Basilius saß und etwelche dürftige Kenntnisse der griechischen Sprache erhaschte, die ihn nach seinem eigenen Geständnis wie durch eine Spalte einige Augenblicke das ersehnte Licht sehen ließen. Aber der Humanismus wurde durch seitliche Strömungen vom geraden Weg abgetrieben: lutherische Dogmatik, „in keinem Punkte freisinniger, in mehr als einem naturwidriger

als die katholische", und gedankenarme philologische Schnüffelei entfremdeten den modernen Menschen den Idealen der antiken Welt. Erst das große achtzehnte Jahrhundert brachte den Deutschen durch Goethe die Erfüllung der humanistischen Zukunftshoffnung: „die innere Freiheit und Schönheit des Gemütes".

In Italien ist Goethe zum Bewusstsein seiner selbst erwacht; aber Italien hat Goethe nicht geschaffen: es hat nur ins Licht der reinen Form gehoben, was die südwestdeutsche Heimat, das Volk, dem er entstammte, in ihn gelegt hatte. Dass der Kulturwert einer menschlichen Gesellschaft durch anthropologische Faktoren bestimmt sein müsse, das war Hehn bei der Musterung des sizilischen Völkerchaos aufgedämmert; der erste Aufsatz der „Gedanken über Goethe" unternimmt als früher Vorläufer einer in unsern Tagen erscheinenden Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften weitausholend das Wagnis, diese Betrachtungsweise auch für das Studium der dichterischen Persönlichkeit fruchtbar zu machen. Nur vom heitern Südwesten Deutschlands, nicht vom starren, düstern Nordosten konnte der Genius ausgehen, durch den „nach so langer Verödung der auf der Nation liegende Bann sich lösen" sollte — weder scharfer kritischer Verstand, noch heldenmütige Mannestat war da vonnöten, sondern „die Naturkraft der Phantasie und der Adel und die Schönheit der Form". Scharf standen sich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der Norden und Süden gegenüber. Preußen war ein Militär- und Beamtenstaat geworden, dessen komplizierte Maschinerie tadellos funktionierte; aber einen großen Dichter konnte dieses unendlich praktische Staatswesen ebensowenig hervorbringen wie Österreich, wo ein fanatisches Priestertum die reichen poetischen Kräfte des Volkes ertötete. Im südwestlichen Mitteldeutschland dagegen herrschte Individualität, Wachstum, Geistesfreiheit, gut bürgerliche Behaglichkeit, beschauliche Sitteneinfalt; aus dem nahen Frankreich kam, wohl empfangen, die zierliche Kleidermode herübergetänzelt, und der Gott des Weines und der rauschenden Fröhlichkeit fand hier willigere Verehrer als Hermann der Cherusker. Das Schwert zu führen war dieses vergnügte Völklein allerdings nicht tauglich — der wehrhafte Vogt des Nordens schmiedete später dem neuen Reich die Form, aber der Südwesten gab ihm den humanen, idealen In-

halt und führte das politisch abseits stehende Österreich durch die Literatur dem geistigen Organismus wieder zu.

Goethe wurzelt mit seinem ganzen Wesen in der fränkischen Heimat. „Alle Dichtungen Goethes," sagt Hehn an einer berühmten Stelle seiner Schrift über ‚Hermann und Dorothea' (S. 61) „sind nur später aufschlagende Blüten seines Main- und Rheinaufenthaltes"; dem Weimarer Hofmann ist zu Mute wie der Linde, der man Äste und Gipfel weggeschnitten, dass sie neuen Trieb kriege (8. Nov. 1777 an Frau von Stein): die alten Zweige verdorren, der neue Trieb bringt Iphigenie, Tasso, Wilhelm Meister, Hermann und Dorothea, aber stets erfüllt ihn „die Sehnsucht nach der Gunst eines sommerlichen Himmels und einer weicheren Landschaft" —

> Warmes Lüftchen, weh' heran,
> Wehe uns entgegen,
> Denn du hast uns wohl getan
> Auf den Jugendwegen!

singt eine von Riemer den Faust-Paralipomena eingefügte Strophe.

Goethe ist das Kind eines naturfrohen Stammes; daraus erklärt sich seine Naturphantasie, die Hehn in den „Gedanken über Goethe" mit feinster Einfühlung untersucht, und vor allem seine Neigung,

> . . . in idealen Umrissen die beharrende *Naturgestalt* unseres Geschlechtes, die substantiellen Lebensformen, in deren Schoße das Subjekt noch unerschlossen ruht . . .

in der Dichtung zu bannen. Die menschliche Gesellschaft bleibt trotz mannigfacher äußerer Schiebungen „für den, der das Erste und Allgemeine, die göttliche Idee schaut, immer ähnlich, gleichartig, ja die selbe", und die ewigen, *typischen* Formen des menschlichen Daseins, denen er mit besonderer Liebe überall nachspürt, findet Hehn in Goethes Schöpfungen auf Schritt und Tritt in idealer Läuterung dargestellt: das Idyll „Hermann und Dorothea" ist *ein* Hohelied auf die Naturformen des Menschenlebens, in der ort- und zeitlosen, rein typischen und doch wundervoll anschaulichen Elegie „Alexis und Dora" spiegelt sich nur Ewigmenschliches, und der schwermütige Wanderer erwacht im Gespräch mit der Bäuerin unter den Ulmen aus wertherischer Verträumtheit zum Bewusstsein, dass nur die alt-neue Einfalt des

menschlichen Zusammenlebens die innere Ruhe sichere. In der Gegenwart freilich, seufzt Hehn, herrscht statt dessen der nervöse, mechanische Amerikanismus: die Eisenbahn vernichtet den letzten Rest heimatlicher Gefühle, der Demokratismus räumt das Haus aus, statt das Erbe der Väter zu achten und zu mehren, die Maschine verrichtet die Arbeit der menschlichen Hand, die Frau weiß mit der Spindel nichts mehr anzufangen, und statt wie früher mit der Laute singend durch den Wald zu wandeln, sitzt das Mädchen am Klavier, „einem hässlichen, unförmlichen Kasten, und kehrt uns den Rücken".

Doch Goethe ist für Hehn nicht bloß der objektivste Dichter — „die innere Unendlichkeit des Subjektes hat sich aufgetan und läutert sich zu Schönheit und Adel", und Goethes gereinigter Subjektivismus offenbart sich nirgends so frei wie in seiner Lyrik. Wie die Charaktere in „Hermann und Dorothea" Typen und Individuen zugleich sind, so ist Goethes Lyrik subjektiv *und* objektiv: sie ist Goethes Leben, aber zugleich umspannt sie die Empfindungswelten aller Menschen, so dass jeder einzelne in ihr sein eigenes Erleben zu finden glaubt — „nur deutlicher gestaltet und milder beleuchtet und aus dem trüben Druck der Gegenwart in die besänftigende Ferne der Phantasie versetzt." Goethes Dichtung ist wie der Mensch — Viktor Hehns Goethe! — reine *organische* Natur; das Vulkanische, Explosive ist ihr fremd, wie es dem Naturforscher als unästhetisch zuwider war. Sie ist ideal, das heißt, sie will nie für bare Wirklichkeit gelten; auch „Dichtung und Wahrheit" ist als geschichtliches Dokument nur dem zugänglich, der den Weg des Dichters vom Tatsächlichen zum Idealen zurückzugehen versteht; Reales und Ideales durchdringen sich, so dass sich nicht entscheiden lässt, welches von beiden mächtiger ist. — Zur innern Harmonie kommt die Melodik der Form, für die Hehn ein äußerst feines Ohr hatte: Goethes Lieder sind nicht auf dem Papier entstanden, sie sind in der Seele gesungen. Reiche Empfindung birgt auch das Volkslied, aber es findet den adäquaten Ausdruck nicht, und der gute Gedanke geht daher oft unter der Roheit der Form zugrunde.

Still und klar ist für Viktor Hehn Goethes Lyrik; das romantische Zwielicht ist ihr ebenso fremd wie die unirdische Sternensehnsucht Jean Pauls oder der geräuschvolle Wortreichtum und

die mühsame, nicht vollständig in Form umgesetzte Reflexion von Schillers Gedankendichtung. Erkältende Reflexion hat im Bunde mit Kritik, Reaktion, Formlosigkeit in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunders die deutsche Lyrik zersetzt, und selbst die Jungen — Hehn schrieb das im Jahr 1848! — vermögen das misshandelte deutsche Lied nicht mehr zu erwecken: weder der frivole Heine, der jede feinere Stimmung selbst immer wieder roh vernichtet, noch der „stille und sinnvolle Eduard Mörike", ein einsamer, „ländlicher Buchfink", noch der „phantasiereiche Gottfried Keller".

An dieser Überzeugung hat Hehn zeit seines Lebens festgehalten. Goethe bleibt für ihn *der* deutsche Dichter; Goethes Dichtung allein ist für ihn Natur, Kunst, Inhalt und Form in harmonischer Durchdringung. Goethe ist ihm die wahre Erfüllung des hellenischen Ideals: Naturwesen und geistiges Wesen sind eins, das Sinnliche ist nicht brutal verdrängt, sondern es erscheint „zur Schönheit verklärt und in freiem Bunde mit dem Sittlichen" — da hat der Mensch mit seiner Qual Seelenlust und Sinnengenuss noch nicht feindlich geschieden. — Süddeutsche Wirklichkeitsfreude, geläutert durch den „großartigen Ernst der antiken Ethik" und die „alles ausgleichende Ruhe" der Spinozistischen Weltanschauung, genialer Schöpferdrang, über den Resten heiliger Vergangenheit zurückgeführt zum Frieden der Form — das ist Viktor Hehns Goethe.

* * *

Italien und Goethe! das sind die einzigen Säulen, worauf die geistige Existenz des gereiften Hehn ruht. Langsam ist im Lauf der Jahre alles andere von ihm herabgeglitten; die jugendliche Begeisterung für das romantische Mittelalter, für Frankreich, für den Konstitutionalismus ist verrauscht, und grollend wendet er der Gegenwart den Rücken, die ihn geräuschvoll umbrandet. Über ein Jahrhundert hinweg reicht er J. J. Winckelmann die Hand: die edle Einfalt und stille Größe der Antike, wie sie sich seinem Auge darstellt, schließt alle wahre Kultur in sich. Nur Goethe hat die innere Harmonie des antiken Menschen wieder erreicht; er ist ihm der Weg und die Wahrheit und das Leben; jeglicher Bildung unserer Zeit weist sein Werk und seine Entwicklung das Ziel.

Wo Goethes Iphigenie schon ist, dort liegt das Ziel der Altertumsstudien, zu dem ihre gelehrten Forschungen nur Mittel sind: das Altertum, seine humane Einheit und Kalokagathie (das Schön- *und* Gutsein) für unser zwar vertieftes, aber auch unseliges und zerrissenes Leben wieder zu gewinnen.

Eng scheint der Kreis zu sein, in den sich Viktor Hehns ganzes Dasein zurückzieht; das Heute hat keinen Raum darin, aber dafür liegen Jahrtausende offen vor seinem Blick, und seine Brust fasst den ganzen überschwänglichen Reichtum des Menschenherzens. — Wer, wie Viktor Hehn, in Goethes Welt oder wenigstens in der größten ihrer Provinzen Heimatrecht erworben, der darf sich den Luxus jenes durchgeistigten zeitlosen Epikuräismus leisten, dem der selbe Goethe die Melodie seines Verses geliehen:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Hass verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,
Was, von Menschen nicht gewusst,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

ZÜRICH MAX ZOLLINGER

□□□

DIE INTERNATIONALE KUNST-AUSSTELLUNG IN MÜNCHEN

Schwer ist es, in die drei ein halb tausend Kunstwerke, die dieses Jahr im Münchener Glaspalast ausgestellt sind, Sinn und Ordnung zu bringen; Erinnerungen und Eindrücke jagen sich wild und wollen sich nicht kristallisieren. Nur eine dieser Erinnerungen überwiegt: dass man jedesmal diesen Bazar unbefriedigt verließ, mit dem Bedürfnis nach einem starken Eindruck. Und den fand man am ehesten noch beim Kunsthändler; bei Heinemann vor dem segnenden Christus von Eduard Manet, bei Thannhauser vor „Le meunier, son fils et l'âne" von Hodler und ein paar Leibl-Bildnissen.

* * *

Nicht nur für den Schweizer, sondern für jeden, der die Entwicklung moderner Kunst mit Aufmerksamkeit verfolgt, dürften die beiden Schweizer Säle am anziehendsten wirken. Wie denn überhaupt dies ein Jahr der Ankündigung von Reife und Anerkennung für unsere junge Schweizer Malerei bedeutet. In den Blauen Büchern des Verlags Karl Robert Langewiesche hat *Hans Graber* einen Band über „Schweizer Maler" herausgegeben, der der deutschen Kulturwelt in billiger Volksausgabe gegen hundert Werke von Schweizer Malern in guter Reproduktion vorführt. In Wiesbaden hängt gegenwärtig eine sehr fein zusammengestellte Ausstellung von Schweizern und auf der Leipziger Jahressaustellung (im Innern der nur lau zu empfehlenden internationalen Baufachausstellung) sind die Schweizer besser und zahlreicher vertreten als irgend ein Teil Deutschlands oder ein ausländischer Staat.

In dieser Zeit des beginnenden Erfolges wird nun nicht im Ausland sondern im eigenen Lande gegen diese junge Schweizer Kunst Sturm gelaufen; in allen möglichen Blättern und Blättchen, aber immer von Luzern aus. Es soll der Anschein erweckt werden, es sei eine große Zahl von Gegnern vorhanden; es stecken aber immer die selben dahinter, die Luzerner J. C. Kaufmann und H. Bachmann. Diese Leute möchten sich als „Schule" hinstellen, die man vernachlässige; es wird sich aber auf der ganzen Welt kein angesehener Meister irgend einer Schule finden, der die Bilder dieser beiden nicht für minderwertig und dilettantenhaft erklärt; es handelt sich hier überhaupt nicht um Künstler, sondern um Leute, die bei ausländischen Gesandten gegen die neue Schweizer Kunst intrigieren müssen, um für ihre Ware Absatz zu suchen. Vor jeder guten Kunst ist ihnen bange; darum stänkern sie auch gegen das ganz vorzügliche Wandbild, das P. T. Robert für eine neue Luzerner Kirche gemalt hat und schreien nach dessen Entfernung. Die Hetze richtet sich besonders gegen Hodler, und da man keine überzeugenden Gründe gegen seine Kunst vorzubringen weiß, verdächtigt man in edelster Weise seinen Charakter. Näher sich mit diesen Leuten einzulassen hat keinen Zweck; es lag mir nur daran, festzustellen, dass es sich hier nicht um zwei verschiedene Auffassungen der Kunst handelt, sondern um nicht mehr als das Bellen von Hunden, wenn der Mond aufgeht; dabei bellt ja der Mond nicht dawider und auch der Nacht-

wächter als Vertreter der staatlichen Ordnung braucht sich nicht zu beunruhigen.

In München also sind die Schweizer gut vertreten, aber immerhin nicht so gut wie sie es sein könnten. Mancher unserer ersten Künstler, von dem man in den letzten Jahren ausgezeichnete Werke sah, hat dort nur ein paar schlecht gerahmte Zufallsbildchen hängen, die ihn nicht zur Geltung bringen. Es wäre ein Leichtes gewesen, lauter Bilder von wirklicher Durschlagskraft in München zu vereinigen. Das Verfahren der Kunstkommission bei der Zusammenstellung der Ausstellung trägt wohl die Schuld daran, dass es nicht gelang. Wenn man die Künstler um Einsendung von Bildern ersucht, läuft man immer Gefahr, dass sie eher schicken, was sie zu verkaufen hoffen, als was das Land gut repräsentiert. Würden sich die Mitglieder der Kunstkommission bei unsern Ausstellungen im Lande, bei Atelierbesuchen und bei Kunsthändlern aufschreiben, was Bestes bei uns gemalt wird, und daraus ganz im Stillen die Auswahl treffen, so würde man niemand durch Rückweisung verletzen, würde nicht gewärtigen, dass eigenartige Künstler, wie hier Blanchet und Augusto Giacometti, gar nicht vertreten sind, und dabei die Unsumme Geldes sparen, die mit Umhersenden von Kunstwerken im ganzen Lande verloren geht. Eine solche Vertretung der Schweiz könnte von lange her vorbereitet sein und würde die Zufälligkeiten des heutigen Verfahrens ausschalten; nur so wäre die Möglichkeit geboten, wirklich das Beste vom Besten, nicht nur aus der letzten Ernte, sondern aus dem Schaffen einer Reihe von Jahren zusammenzubringen. Die andern Staaten verfahren jedenfalls nicht so zimperlich wie wir; manche haben ihre besten Bilder von der Internationalen in Rom ohne Zaudern wieder in München aufgehängt. Der Künstler möge aber bedenken, wenn er auf einer solchen Ausstellung gar nicht oder nicht durch das Bild, das er gerade gerne verkaufen möchte, vertreten ist, dass es sich hier nicht um seine Person, sondern um eine möglichst gute Vertretung des Kunstschaffens der Schweiz handelt, und dass es sein mittelbarer großer Vorteil ist, wenn das allgemeine Urteil über deren Kunst gut ausfällt.

Einen Teil des ersparten Geldes — es ist ja nur ein Teil dazu erforderlich — verwende man zur bessern Toilette der Bilder.

Es ist einfach betrübend, was für vorzügliche Bilder ihre Wirkung dadurch einbüßen, dass sie statt mit einem schmückenden und zusammenfassenden Rahmen mit den landesüblichen vier Gipslatten zusammengezimmert sind. Dass unsere Zollverhältnisse für Rahmen unserem Kunstmarkt und unserer Kunst fast den Hals abdrehen, betrifft ja gerade die Ausstellungen im Ausland am wenigsten; da könnte man irgendwo draußen eine Anzahl guter Rahmen aufstapeln und jeweils für die internationalen Ausstellungen wieder verwenden. Jedenfalls beweist gerade die Wiesbadener Ausstellung, die vorher einen Tag im Kunstsalon Wolfsberg in Zürich sichtbar war, dass auch von Malern zweiten Ranges manche Bilder, die einem in ihren Gipslatten gerade recht für eine kleine bürgerliche Stube vorkamen, in einem schön profilierten Rahmen, je nach der Art des Bildes auch unter Glas, sich nun plötzlich für ein raffiniertes Prunkgemach bestimmt zeigten. Unsere Künstler sollen dem Ausland nicht als brave Maler aber arme und etwas unzivilisierte Teufel erscheinen; eine gewisse Literatur tut soviel dafür, uns als ein Volk von Käsebauern zu zeichnen, dass wenigstens das äußere Gewand unserer Kunstausstellungen bei einem denkenden Betrachter das Gefühl erwecken sollte, es gebe bei uns noch andere Leute als Sennen und Hotelwirte, es gebe eine schweizerische Kultur. Trotzdem die Münchener Ausstellung nicht schlecht und namentlich nicht zu eng gehängt ist: Gehe hin zu dem Österreicher und lerne von ihm, wie man eine Kunstschau einrichtet!

Die deutschen Zeitungen und die oberflächlichen Ausstellungsbesucher behaupten natürlich um die Wette, die Schweizer Künstler seien alle Planeten, die sich um die Sonne Hodler drehen. Was aber unsere Maler vereinigt, ist im Grunde nur die Verschiedenheit von allen offiziellen Schulen, die bei den internationalen Ausstellungen ja immer vorwiegen. Und dann bilden die helle Farbenskala, das Streben nach einfacher, großer Komposition und die Abwesenheit alles Genrehaften ein geistiges Band unter den Schweizern. Wenn aber ein Künstler nicht so viel von Hodler gelernt hätte, so täte er mir wirklich leid. Im übrigen aber ist die Schweiz das Land des ausgesprochenen Individualismus; kein anderes kommt ihr darin gleich. Wo ist das Land, das heute so viel ausgesprochene Künstlertypen, die von jeder Angleichung,

jedem Kompromiss frei sind, aufzuweisen hat, wie wir mit Hodler, Amiet, den beiden Giacometti, Buri, Trachsel, P. T. Robert, Vallet, Boß, Blanchet, de Meuron, Forestier, Biéler, Hugonnet, Emmenegger, Itschner, Meyer-Basel, Lehmann? Gruppen haben wir nur zwei, die eine gewisse Ähnlichkeit unter sich haben, die Berner mit Cardinaux an der Spitze und Prochaska, Senn, Brack, Geiger und andern im Gefolge, die jungen Basler mit Barth als Führer und H. Müller, Fiechter und Numa Donzé als Begleitern. Aber da auch auf der ganzen Linie eigene Art, eigene Gesichter, neue und persönliche Probleme.

Gerade diese persönliche Art lässt in einer großen Kunstschau die Bilder der Schweizer erfrischend wie ein Trunk kühlen Wassers an einem heißen Tage wirken. Ein Glück für uns, dass es heute einen Kubismus und Futurismus gibt, die mit ihrer Pflege des Absonderlichen allem, was früher als absonderlich erschien, den Stempel des Vernünftigen und Maßvollen aufgedrückt haben. Dadurch ist unsere Kunst im Urteil der Leute der mittleren Linie nahe gerückt, ohne dass sie eine Konzession zu machen brauchte.

Auch die Bildhauerei der Schweiz erscheint in München aller Ehren wert. Als bedeutendste Persönlichkeit zeigt sich hier der kurz vor Eröffnung der Ausstellung in München, wo er zur Aufstellung seiner Werke verweilte, verstorbene Rodo von Niederhäusern. Er war ein Schüler Rodins und strebte wie dieser nicht nach einem starr architektonischen Steinstil, sondern nach Ausdruck seelischen Lebens in einem dehnbaren Stoff, der die unmittelbare Wirkung der Hand zeigt. Er war voll großer Pläne und ist mitten aus den kühnsten Entwürfen herausgerissen worden. Der bedeutendste davon war ein Tempel der Melancholie, dessen Fragmente die drei Steinreliefs in München, Adam und Eva, Melancholie und Das verlorene Paradies sind. Namentlich der Kopf Luzifers, in der seltsamsten Mischung teuflischer und engelhafter Züge gehalten, ist von einem so berückenden Ausdruck, dass man ohne Scheu Michelangelo zum Vergleich heranziehen darf. Heulen möchte man vor diesen Werken, wenn man bedenkt, dass von einem solchen Künstler kein Denkmal eine Stadt der Schweiz schmückt, während die trostlose Mittelmäßigkeit unter offiziellem Schutz überall eine Stelle fand, um ihre Eier hinzulegen. — Auch Zimmermann ist durch seine schreitende Frau

vorzüglich, Haller dagegen, dem er sich sichtlich nähert, gar nicht vertreten. Von Albert Angst sind die prächtige Darstellung einer Mutter mit Kinder und Der erste Schritt schon von früheren Ausstellungen her in bester Erinnerung.

Wer sich auch um schweizerische Graphik kümmert, muss sich im zweiten Stock durch zwei Säle mit gemeinstem internationalem Kitt durchschlagen, dem keine Jury geblüht zu haben scheint, und findet sie dann, untermischt mit Erzeugnissen, die wenig zu ihr passen, in dem verborgensten Gelass der ganzen Ausstellung. Hier sind namentlich die Lithographien und Linoleumschnitte von Otto Baumberger aus Zürich als gelungene Versuche eines neuen starken graphischen Stils zu verzeichnen. Daneben Karl Hänny, Marie Stiefel, Franz Gehri: wie bei der Malerei, so viel Namen, so viel eigene Typen.

* * *

Die alte gute Malkultur mit ihrer stetigen Entwicklung ohne Rückschlag zeigen wiederum die Franzosen. Und zwar sind sie diesmal weniger durch glatte Akademiker und Ausstellungsreißer vertreten als andere Jahre. Degas und Renoir, diejenigen unter den Impressionisten, die von jeher am wenigsten in die impressionistische Formel passten, zeigen in großen Kohlenzeichnungen ihre Beherrschung von Form und Komposition. Daneben kommt besonders die Gruppe zur Geltung, die sich um unsern Landsmann Vallotton schart und die von den Genannten geübten Grundsätze weiter ausbildet: Vuillard, Bonnard, Prinet, Marquet, André. Die zahlreichsten Bilder weisen der glänzende, mondäne Kolorist Lucien Simon und der Karikaturenzeichner Forain auf mit allerlei flotten, präzis charakterisierten Momentaufnahmen mit Pinsel und Stift. Wären alle Säle wie die der Franzosen, es wäre ein Genuss, sich in der Ausstellung aufzuhalten.

Die deutsche Malerei bedeutet für München natürlich die Münchener Malerei, und es wäre kein Zweifel, dass dabei etwas recht Gutes herauskommen könnte, wenn man sich alle Mittelmäßigen und Schlechtern scharf vom Leibe hielte. Defregger und Gabriel Max — man weiß bei diesen Leuten nie recht, ob sie leben oder tot sind — dürften sich längst auf ihren Lorbeeren

ausruhen; ob Papperitz einmal gute Bilder gemalt hat, weiß ich nicht, jedenfalls gehören die auf der Ausstellung nicht dazu. Eine tanzende Salome von Ritzberger gehört an eine Marktbude und nicht in eine Kunstausstellung gehängt; Wimmer, Rienäcker, Raupp, der Katzen-Adam, Langenmantel machen alle einen recht problemlosen und langweiligen Eindruck. Allzuleicht ist man in München von künstlerischen Dingen befriedigt, allzuleicht werden dort talentierte Leute zu Bilderfabrikanten; man denke nur an die ganze verhockte und aussichtslose Gruppe, die sich um die Zeitschrift Jugend und den Kunstsalon Brackl schart; man denke an gewisse Schweizer, die in München zu raschen Erfolgen und dann zu rascher Bedeutungslosigkeit sanken; man denke, wie Stuck und Habermann, die einst Großes versprachen, schon lang dürre Äste geworden sind, während französische Meister in hohem Greisenalter stets wieder einen neuen Lenz und neue Sprossen aufzeigen. Junge Maler, die zu ihrer Ausbildung nach München reisen wollen, sollten sich das vorher gründlich überlegen; jedenfalls sollten sie dieser betrübenden Tatsachen stets eingedenk sein.

Damit sei nicht gesagt, dass es in München an tüchtigen Künstlern fehle. Die Landschaften von Toni Stadler sind stets ein Hochgenuss für Feinschmecker mit ihrem Anschein von Patina; Albert von Keller ist besonders in seinen Studien von einer farbigen Eleganz, die an gute Franzosen gemahnt; Josse Goossens malt die lustigen Farbenflecken auf seinen Festwiesen mit entzückender Frische; Hermann Gröber ist der Akademieprofessor mit dem vollendeten Können. Und so ist noch sehr viel Gutes bei diesen Münchnern zu finden — die religiösen Bilder von Karl Caspar möchte ich nicht unerwähnt lassen, auch nicht den braven Leibl-Imitator Walter Thor, auch nicht Julius Hess, der Karl Schuch so viel Gutes abgeschaut hat. Und obwohl Schwabing und alles, was nach Kunstrevolution riecht, aus dem Glaspalast streng ausgeschlossen ist (à propos: die Juryfreie, die gerade daneben liegt, ist, abgesehen von ein paar Bildern eines gewissen H. Stenner, das Markl Eintritt nicht wert), zeigt sich in Carl Schwalbach mit seinen sichern Kompositionen, die zwar Greco- und Cézannestudien nicht verleugnen können, und in Leopold Durm die Hoffnung auf eine Erneuerung auch des offiziellen Münchener Kunstlebens. (Merke wohl: die Münchener

Künstlervereine: Genossenschaft, Sezession, Luipoldgruppe und wie sie alle heißen, scharen sich heute nicht mehr um Grundsatz und Glauben, sondern alle umfassen Kitscher und Könner verschiedenster Richtung.)

Die übrigen Völker des Kontinents zeigen sich wie auf allen internationalen Ausstellungen: die Holländer und Belgier weise und vernünftig, die Ungarn und Russen oft von naturwüchsigem Gewittertemperament, die Italiener von eleganter Weichheit, die Schweden oft als prachtvolle Porträtisten. Aber fast alle Völker haben die Gepflogenheit, jene Kunst, die man auf einer internationalen Ausstellung gerade gern sehen möchte, wohlweislich zu Hause zu lassen.

ZÜRICH ALBERT BAUR

□□□

LE SALON GENEVOIS

On a longtemps reproché à la peinture suisse de cultiver trop exclusivement, avec le paysage, le paysage alpestre surtout, cette forme de sensibilité qui unit, en les affadissant, l'amour de la nature et le culte de la patrie. „Les Alpes sont à nous" disaient les peintres en multipliant sans se lasser les cimes de neige et les pics sourcilleux. Et les membres des clubs alpins comprenaient tous la peinture.

Le temps est bien passé de cet helvétisme superficiel; nos jeunes peintres d'aujourd'hui, peut-être plus directement influencés par Paris et par Munich, se livrent sans retenue aux jeux les plus osés de la ligne et de la couleur. Foin du tableau, du sujet! La peinture sera décorative ou ne sera pas. Pour beaucoup d'entre eux, assurément, cette évolution n'a été qu'un changement de servitude. Faute d'une discipline acceptée, d'un dessein bien arrêté, ils se perdent dans les recherches déliquescentes, et, pour avoir lu Baudelaire, ils se découvrent un esprit capable de toutes les audaces. De là cette crise de sensualité, cette ivresse artificielle, dont ceux qui possèdent vraiment quelque richesse intérieure sortiront fortifiés et assouplis.

L'exposition des peintres genevois au musée Rath nous renseigne assez exactement sur cet état d'esprit, car, à côté de quelques artistes complets, qui suivent leur chemin solitaire, à côté des impuissants qui ne nous apportent que des redites, elle fait une place convenable aux jeunes, aux tempéraments en voie d'organisation.

De la toile vierge, prête à recevoir l'œuvre, des couleurs, tout le clavier des couleurs aux infinies ressources et, autour de soi, les aspects innombrables de la vie pour féconder l'imagination créatrice: qui ne voudrait être peintre? Oui, mais, dès les premiers pas, les angoisses du talent qui cherche sa voie, s'empêtre dans le maquis des formules enseignées, cher-

che, dans le chaos des vérités contradictoires, la vérité qui provisoirement le soutiendra et désespère de trouver jamais l'accent juste et personnel qui traduira sans équivoque une impression intimément ressentie. Voilà le drame des artistes en formation. On ne saurait dès lors s'étonner de l'inquiétude qui visiblement les tourmente. Cette inquiétude est plus attachante pour le spectateur que la petite habileté satisfaite qui met en valeur — en valeurs négociables — les recettes consacrées par un long usage.

Que cette impatience d'être soi les incline à rechercher l'étrange et l'inattendu, rien de plus naturel encore. Seul l'artiste accompli se sentira la force de transposer en beauté les spectacles les plus familiers de la vie. Ainsi s'explique la prédilection des Barraud, des Buchet, des Bressler pour les créatures inquiétantes qui peuplent leurs tableaux. Mais on ne saurait nier les qualités dont ils font preuve dans leurs recherches.

M. Gustave Barraud interprète avec une singulière habileté les aspects les plus imprévus de la beauté féminine. Son frère Maurice a trouvé dans les cabarets de nuit la matière d'observations perspicaces. Plus formé déjà, plus conscient de ses forces, M. Gustave Buchet détaille, en des pages bien construites et d'un coloris pimenté, les charmes insolites de ses modèles. M. Emile Bressler, faute d'un peu de mesure et de goût, apparaît comme un caricaturiste fourvoyé dans les recherches décoratives. Ses compositions, d'un caractère bien personnel cependant, manquent d'unité. Un tempérament de premier ordre s'affirme dans les figures tourmentées et les dessins curieusement traités de M. Th. Bosshardt, tandis que M. Lucien Jaggi, moins obsédé par la hantise de l'inconnu, se signale par des essais d'une juvénile et reposante fraîcheur.

Après cette courte visite aux recrues, passons à ceux de leurs aînés dont les envois nous paraissent constituer le principal attrait de cette exposition. Voici deux „fleuristes", Hugonnet et Forestier, deux tempéraments très proches mais deux manières bien différentes. Décorateur avant tout, M. Aloys Hugonnet compose des ensembles d'une savante et somptueuse harmonie. Sa peinture est un hymne à la joie. Il excelle à mettre en valeur, par un ensemble d'accords précieux et justes, la chair vivante des roses, le joyeux éclat des capucines et toutes les fleurs de tous les jardins. L'art de M. Henry Forestier, moins extérieur peut-être, mais non moins affiné, tend au tableau plus qu'au morceau décoratif. Il faut, à y réfléchir, une indéniable maîtrise pour se permettre une telle simplicité de moyens, pour faire d'un bouquet détaillé fleur après fleur, avec application, une composition d'un charme très personnel et très prenant.

M. Abraham Hermenjat n'a que deux tableaux minuscules, mais où l'on retrouve cette vision pénétrante et réfléchie, ce sens profond de la beauté qui caractérisent le peintre d'Aubonne. Giovanni Giacometti expose deux paysages d'hiver intensément expressifs et des paysans hauts en couleur qui ne font pas oublier ses œuvres précédentes.

M. Alexandre Perrier ne descend guère de la petite vallée de Savoie où, depuis je ne sais combien de temps, il a planté son chevalet. Et rien ne démontre mieux que sa peinture la vanité des voyages. Un artiste sensible aux variations infinies des saisons et des heures pourra, sans se répéter jamais, passer sa vie devant le même horizon. C'est ainsi que le Praz de Lys, séjour d'élection de M. Perrier, lui a inspiré tant d'œuvres fortes et séduisantes, dont la variété est l'indice d'une sensibilité exquise,

mûrie dans la contemplation solitaire. Au moyen de petites touches effilées, qui se juxtaposent et s'entrecroisent comme les fils d'un tissu, M. Perrier sait rendre les nuances les plus rares, les jeux de lumière les plus subtils, tout ce qui passe et tout ce qui vibre, et aussi la solide architecture d'un paysage. Une impression profonde de paix et de force vivante se dégage de sa „Forêt un soir d'été", œuvre définitive et complète d'un pur artiste en pleine possession de ses moyens. Ce n'est pas une forêt, c'est „la forêt" qu'il évoque, avec son mystère sacré et sa poésie. D'autres aspects de ce talent si puissant et si personnel nous sont révélés par deux „visions de montagne" d'une noble sérénité.

Les paysages de M. Henri Duvoisin, les compositions aimablement alanguies de M. Otto Vautier, les paysages solidement établis de M. Eugène Martin, les tableaux de MM. Sylvestre, Cacheux, de Traz, W. Muller, Ed. Vallet, sans parler du très beau portrait de femme, vu déjà à Neuchâtel, par quoi Hodler fait acte de présence, tels sont encore les envois qui nous paraissent donner à cette exposition un sens et un caractère.

L'exposition posthume des œuvres de P. Pignolat, le bon peintre de la campagne genevoise, a été sans doute une révélation pour la plupart des visiteurs. Certes, le doux Pignolat ignorait avec sérénité les recherches sans peur, les violences du temps présent. Il peignait avec amour de petits paysages fins et lumineux. Et son œuvre a beaucoup de charme, une parfaite distinction. En réunissant sous un même toit ses peintures et celles des artistes d'aujourd'hui, les organisateurs de l'exposition ont voulu sans doute, avec infiniment de raison, donner à entendre que la vérité, en art, revêt les apparences les plus diverses, que les formules ne sont rien, que toute œuvre sincère et riche de quelque émotion personnelle mérite notre respect.

Parmi les sculptures, assez nombreuses et fort inégales de valeur, rien n'approche en perfection les figures émouvantes de M. Rodo de Niederhäusern. Le torse de femme intitulé „Offrande à Bacchus" est un morceau palpitant de vie, d'une souplesse et d'un élan magnifiques.

LAUSANNE PAUL PERRET

□□□

VOLLSTÄNDIGE GESAMT-AUSGABEN

Was versteht man darunter? Sämtliche Werke eines Dichters oder unverkürzte einzelne Werke? Die erstere Auffassung war wohl bisher die allgemeine. *Hesse in Leipzig* belehrt uns aber eines andern.

Dem Weihnachtskatalog der schweizerischen Buchhändler ist ein Verzeichnis von Hesses Klassiker-Ausgaben beigeheftet. Ein Stern vor dem Verfassernamen sagt, dass des Dichters Werke in einer vollständigen Gesamt-Ausgabe vorliegen. Mein Auge fiel gleich auf den besternten, von Zoozmann übersetzten und herausgegebenen „Dante". Der *„ganze"* Dante in *einem* Band für Fr. 2.70. Das schien mir unerhört; in einer enggedruckten Florentinerausgabe umfasst Alighieris Werk vier umfangreiche Bände. In einer Buchhandlung verlangte ich Hesses *Dante zur Ansicht; er enthält „Die göttliche Komödie" und „Das neue Leben." Wo steht aber Dantes „Canzoniere"?

Wo seine große Schrift „Das Gastmahl“ (convito), wo sind die Abhandlungen über die Monarchie und die Vulgärsprache: wo die zahlreichen kleineren Arbeiten des meist genannten Italieners? Ich finde sie nicht in der obigen Ausgabe. Wie konnte sie also der Verlag als vollständige Gesamt-Ausgabe bezeichnen? Ich weiß es nicht und möchte auch nicht die Ehrlichkeit des Verlages bezweifeln. Man erzählt sich, das gründliche deutsche Volk liebe Gesamtausgaben.

Es ist möglich, dass sich Richard Zoozmann in einer Vorrede über den von mir hier gestreiften Punkt äußert; vielleicht ist er sogar der Meinung, Dantes übrige Werke seien veraltet und gehören nicht mehr in eine moderne Ausgabe. Obwohl ich Leute kenne, die sich auch an den „opere minori“ des Italieners aufrichtig erfreuen, so würde ich dem Übersetzer nicht Unrecht geben. Die wenigen Liebhaber sollen sich alte oder Einzel-Drucke anschaffen. Aber gilt das, was eben über Dante gesagt wurde, nicht auch für unsere Klassiker? (Es muss bemerkt werden, dass deren Zahl immer größer wird. Die deutsche Dichtung ist einzig in der Weltliteratur; sie zählt an die sechzig Klassiker und diese zum mindesten dürfen in keinem deutschen Hause fehlen.) Da stehen diese Klassiker im Salon oder im Studierzimmer in friedlicher Harmonie, sämtlich gleich eingebunden, in schön säuberlichen oder mit dickem Aschenstaub belegten Bücherkästen, und von Zeit zu Zeit sagt uns das Gewissen, dass *ganz* Gœthe *ganz* Schiller, *ganz* . . . zu den Klassikern gehören; wir durchblättern ein paar Bände und werden zu unserer großen Genugtuung wieder daran erinnert, dass Gœthe eine Farbenlehre, viele Fragmente und einen Brief geschrieben hat, in dem er einen Knaben warnt, Kastanien zu werfen, denn dadurch seien schon viele Unglücksfälle passiert. Im Ernst: mit den Gesamtausgaben wird ein arger Luxus getrieben. Wir besitzen die Klassiker, aber lesen wir sie auch? Ich habe schon mancherorts beobachtet: Gesamtausgaben durchblättert man gleich nach dem Ankauf, liest ein paar Stücke und lässt alles übrige unbenutzt. Wäre es nicht vernünftiger, sich die Werke — selbst die Klassiker — einzeln anzuschaffen, eben gerade, wenn sie einen interessieren? Damit würde viel Platz gespart. Man würde eine weniger umfangreiche Bibliothek besitzen, aber für das so gewonnene Geld vielleicht etwas mehr auf die gute Ausstattung der Bücher halten können, damit sie einen auch äußerlich erfreuen. Freilich könnte dann die Privatbibliothek keine Serie von hundert gleich hohen, gleich breiten, gleich gebundenen und gleich vergilbten Büchern mehr aufweisen, aber schließlich ist ja der Bücherkasten kein Zivilstandsbureau, das mit einer endlosen Zahl Schachteln gleichen Formates ausgestattet sein muss.

Ich meine: erstens ein Verlag sollte keines Dichters Werk als Gesamtausgabe ankündigen, wenn sie es nicht ist, und zweitens die Gesamtausgaben sind von recht minimem Wert, da sie weder zum eigentlichen Verständnis der Kunst, noch besonders zur Freude daran viel beitragen.

An den Deutschlehrern ist es, den Modewahn der Gesamtsausgaben bei den Schülern auszurotten und sie nicht noch gar, wie es oft geschieht, wenn sie sie nicht besitzen, als Kunstbarbaren hinzustellen.

ZÜRICH BERTHOLD FENIGSTEIN

□□□

SCHAUSPIELABENDE

Die künstlerische Ausbeute der letzten Schauspielaufführungen unseres Theaters hieß *Herodes und Mariamne.* Nicht der großen Bühne als ein prunkreiches historisches Drama — wie ich das einmal in Mannheim erlebte, als Hagemann noch die Regie führte — wurde die Tragödie Hebbels überlassen, sondern der kleinen Schauspielbühne im Pfauen. Und für den, dem das Seelische dieses Werkes das bestimmend Wertvolle bedeutet, ergab sich keine Enttäuschung. Ich wüsste nicht, was man im Ernst entbehrt hätte in dieser einer vereinfachten und dabei doch keineswegs ärmlich wirkenden Inszenierung anvertrauten Aufführung. Das Einzige, was man vermisste, und was mit der Ausdehnung der Bühne und der Ausstattung rein nichts zu schaffen hat, war, dass die Schauspielkräfte nicht durchgehend reichten für die Höhe der hier an die Charakterisierungskunst gestellten Aufgabe. Ein Glück war wenigstens, dass für die Mariamne eine vollgültige Vertreterin zur Verfügung stand. Und so resultierte doch, namentlich in den letzten zwei Akten, ein ungewöhnlich tiefer, nachhaltiger Eindruck.

Im Revolutionsjahr 1848 ist die Tragödie in Wien zu Ende gediehen. Im Oktober dieses Jahres, während die Schreckenstage über Wien hereinfluteten, hat Hebbel den fünften Akt zum großen Teil auf der Straße gedichtet, ein Beweis von der ungeheuren innern Konzentration des Dichters, die auch den furchtbarsten äußern Geschehnissen standhielt.

Als Hebbel den Stoff bei Josephus, dem Geschichtschreiber der Juden, fand, schreckte er ihn anfangs ab; „aber — wie er an Rötscher in Berlin Ende 1847 schrieb — aus ganz andern Gründen, als woraus dies sonst wohl der Fall ist. Er schien mir schon zu vollendet, zu abgerundet in sich, um dem Künstler auch nur noch so viel Arbeit zu geben, als nötig ist, wenn er sich begeistern soll, er schien mir geradezu eine derjenigen Tragödien zu sein, wie sie, obwohl sparsam, in vollendeter Gestalt ohne Beihilfe des Dichters der historische Geist selbst hervorbringt. Nahebei besehen fand ich das freilich etwas anders." Er weist dann an einem Beispiel nach, wie die psychologische Motivierung vom Dichter doch durchaus neu zu gestalten war, damit der überzeugende Eindruck der Wahrheit sich ergebe. Und er fährt fort: „ich will in diesem Stück durchaus nichts abhängig machen von Stimmungen und Entschlüssen, die nur auch relativ begründet in den Charakteren und den Verhältnissen, so, aber auch anders sein könnten; es soll sich zu dem, was sich darin ereignet, ein jeder, der Mensch ist, bekennen müssen, selbst zu dem Entschluss des Herodes, aus dem alles entspringt... Ich sage: ich *will!* Wie weit ich *kann,* wird sich zeigen."

Das war Ende 1847. Das Wollen wurde im folgenden Jahre zum Können in einem bewundernswerten Grade. Jener Entschluss des Herodes, aus dem die ganze Tragödie entspringt, besteht, wie man weiß, darin, dass Herodes, als er, angeklagt wegen der Beseitigung seines Schwagers Aristobolus (mit dem, wie es in dem großartigen Kapitel „König Herodes" in Wellhausens Israelitischer und jüdischer Geschichte heißt, die Kameraden so lange Untertauchen im Bad spielten, bis er erstickt war), zu Antonius entboten wird, seine Gattin Mariamne unters Schwert stellt, das heißt Befehl gibt, sie zu töten, so bald die sichere Nachricht von seinem eigenen Tode in Jerusalem eingetroffen sei. Er tut dies, weil ihm der Gedanke unerträglich ist, Mariamne, die er mit eifersüchtiger Sinnenliebe liebt, könnte

unter Umständen in die Hände des Römers fallen, könnte mit ihrer Schönheit einen andern beglücken. Dass sich Mariamne zu einer solchen neuen Verbindung niemals hergeben würde: das ist's, was er von vornherein anzunehmen nicht über sich bringt. Und damit frevelt er an seinem Weibe, frevelt er am Höchsten, was sie besitzt: an ihrer Liebe, dem Urgrund ihres Wesens. Gewiss: er hat, von seinem egoistischen Denken aus, Gründe zu solchem Misstrauen. Hat er nicht eben Mariamnens Bruder Aristobolus, den dessen ehrsüchtige Mutter Alexandra in zweifelhafte politische Machinationen gegen Herodes hineingetrieben hat, aus der Welt schaffen lassen? Weiß er nicht, dass Alexandra, seine Schwiegermutter, beständig bei Kleopatra und Antonius gegen ihn hetzt und keine Gelegenheit versäumt, um auch ihre Tochter gegen den Gatten aufzustacheln? Wird Mariamne unter diesen Umständen auch über seinen Tod hinaus ihm Treue halten? Lauter Erwägungen, die diesem an Treue und Glauben längst irre gewordenen Machthaber nahe genug liegen müssen. Aber der politische Rechner hat dabei eben einen Faktor, den entscheidenden, völlig übersehen: dass seines Weibes Liebe stärker ist als alle Versuchungen, die von ihm sie abtrünnig machen könnten; dass es Eine gibt, die ihm alles verzeiht, was sie auch gegen ihn auf dem Herzen haben mag, weil ihre Liebe zu ihm all das Dunkle in seinem Bilde auslöscht, nur das Lichte sieht, an das sie glaubt und ohne das ihr das Leben nichts bedeuten würde. Und nun entdeckt sie, dass dieser Glaube ein irriger war. „Das ist ein Frevel, wie's noch keinen gab." „Du hast in mir die Menschheit geschändet."

Freilich, Herodes kann geltend machen, Mariamne hätte ihm bei seinem Weggang nur den Schwur zu leisten brauchen, dass sie seinen Tod nicht überleben werde, und er würde diesen Blutbefehl gegen sie nicht hinterlassen haben. Aber in ihrem weiblichen Stolz hat sich Mariamne dazu nicht herbeigelassen. Wenn Herodes ihr das nicht selber zutraut, auch ohne ausdrücklichen Schwur ihrerseits, dann ist eben sein Verhältnis zu ihr nicht was es sein sollte; dann ist sie „ihm nur ein Ding und weiter nichts".

So schlecht hat seine Liebe die erste Probe bestanden. Aber vielleicht geschah es nur in Verblendung; vielleicht ließen sich doch noch mildernde Umstände für sein Verhalten finden? Das wird sich sofort erweisen. Denn wieder ruft Herodes seine Pflicht von Jerusalem fort: bei Actium wird der Entscheidungskampf zwischen Antonius und Octavian ausgefochten werden und da soll Herodes als Verbündeter des Antonius mittun. „Jetzt, werd' ich's seh'n, ob's bloß ein Fieber war, das Fieber der gereizten Leidenschaft, das ihn verwirrte, oder ob sich mir in klarer Tat sein Innerstes verriet! Jetzt werd' ich's sehn!" So rechnet Mariamne, und sie preist das Geschick, den Ewigen: „Du tatest, was Du nie noch tatst, Du wälztest das Rad der Zeit zurück: es steht noch einmal, wie es vorher stand; lass ihn anders denn jetzt handeln, so vergess' ich, was geschehn; vergess' es so, als hätte er im Fieber mit seinem Schwert mir einen Todesstreich versetzt und mich genesend selbst verbunden." Aber Mariamnens Hoffnung geht nicht in Erfüllung. Ein zweitesmal stellt Herodes die Gattin unters Schwert. Und wiederum wird Mariamne der geheime Blutbefehl offenbar. „So ist das Ende da! ... Die Vergangenheit löst, wie die Zukunft, sich in nichts mir auf! Ich hatte nichts, ich habe nichts, ich werde nichts haben! War denn je ein Mensch so arm!" Und nun täuscht sie zu furchtbarer Strafe den König. Die Kunde kam, er sei gefallen. Ist sie wahr, ist sie falsch: Mari-

amne weiß es nicht genau; aber ihr ahnendes Herz sagt ihr: Herodes kommt zurück. Nun soll er sie so treffen, wie er in seinem Argwohn sie sich gedacht hat nach seinem Ende, wenn er den gewaltsamen Tod nicht über sie verhängt hätte. Ein Freudenfest trifft der heimgekehrte Herodes in seinem Palast, und er vernimmt: Mariamne habe auf dem Fest getanzt, das sie zu Ehren seines Todes angeordnet. Nun verwirrt sich sein ganzes Denken. Die Zusammenhänge vermag sein brennend eifersüchtiger Geist nicht zu durchschauen. Nichts andres kann er sich denken, als dass die Gattin ihn bereits mit einem Andern, dem Hüter des Geheimnisses, betrogen habe. Und den Tod verhängt er über Mariamne. Sie aber hat ihre Rache zur Hand. Sie sorgt dafür, dass er nach ihrem Ende den wahren Sachverhalt erfahre . . .

In dieser erstaunlichen Weise hat Hebbel seinen Stoff psychologisch fundamentiert. Und so viel geistvolle Zeitschilderung er an die ganze Umwelt des Herodes gewandt hat; so genial der Gedanke war, vor dem in seiner tiefsten Seele unheilbar Verwundeten am Schluss die Gestalt des in die Welt gebornen Messias erscheinen zu lassen als den König einer neuen Welt, einer reinern, höhern: das, was uns aus der Tragödie als das Entscheidende, als das im Grund einzig Ergreifende, Erschütternde entgegentritt, das ist dieses Drama der in ihrem unbeschreiblichen, unschätzbaren Wert nicht erkannten, nicht gewürdigten weiblichen Liebe. Das Nora-Drama hat uns den Blick erst recht erschlossen für das Problem in Herodes und Mariamne. Auch Mariamne hat das Wunderbare nicht erleben dürfen.

* * *

Kurze Zeit nach dieser Tragödie Hebbels hatten wir, ebenfalls auf der Pfauentheaterbühne, eine Uraufführung zweier Einakter. Der in Zürich lebende Schriftsteller *S. Markus* hatte den Versuch gemacht, zwei aus dem alten Testament uns geläufige Erzählungen: die vom keuschen Joseph, der im Haus des Potiphar von dessen Weib versucht wird, der Versuchung aber siegreich widersteht; und die vom Frevel des David an Uria, dem der König sein Weib Bathseba wegkapert und den er dann auf einen tödlichen Posten im Krieg stellen lässt — psychologisch neu zu motivieren. Er machte aus dem *Potiphar* den tragischen Helden des ersten Stückes: er, der alte Kriegsmann, sieht seine junge Gattin aus seiner Hand in die des jungen Joseph, der in seinem Hause zu Ansehen und Einfluss emporgediehen ist, hinübergleiten und vermag gegen dieses Naturgesetz, dass Jugend zu Jugend sich hingezogen fühlt, nicht aufzukommen; und wie er vollends inne geworden ist, dass Joseph in seiner Edelträchtigkeit sich der Liebe zu dem Weibe seines Brotherrn zu erwehren sucht und so die beiden jungen Menschen unglücklich werden würden, da ist er so generös, sich selbst aus dem Wege zu schaffen und den zwei Liebenden die Bahn frei zu machen; sie sollen glücklich werden. Von seiner neuen psychologischen Umrechung der Geschichte vom keuschen Joseph vermag uns freilich Markus keineswegs zu überzeugen, und der alte Selbstmörder aus Edelsinn will uns mehr komisch als tragisch vorkommen.

Der zweite Einakter ist *Bathseba* betitelt. Aus dem Uria, ihrem Gatten, macht sie sich nicht sehr viel, und der Übergang aufs Lager des schönen Königs bereitet ihr keine sonderlichen Gewissensbisse. Aber nicht sowohl der Prophet Nathan (aus dem Markus einen herrschsüchtigen Priester macht,

der das Adulterium Davids zwar als solches missbilligen muss, es aber zu einem neuen Mittel macht, den König in seiner Hand zu behalten), als der Uria selbst versalzt dem galanten königlichen Gattenräuber seine Liebesfreude, indem er (an Stelle des Nathan in der dramatischen Erzählung des Königsbuches) dem Herrscher seinen ganzen Abscheu ins Gesicht wirft und ihn, indem er mit klarem Bewusstsein in den Kampf geht, aus dem es keine Rückkehr gibt, den stechenden, nie schweigenden Gewissensbissen über seine Schlechtigkeit überantwortet. Der Titel Uria wäre daher der passendere gewesen. Bathseba bleibt ganz blass und schemenhaft in dem Stücke. Auch hier ist der dichterische Gewinn der neuen Fassung eines alten Stoffes kein großer und bleibender. An Hebbels Herodes- und Gyges-Tragödie ist zu ersehen, wie ein Dichter und ein Seelenkundiger in einer Person in solchen Geschichten aus einer Welt, die nicht die unserige ist, Ewigkeitszüge zu entdecken und für uns lebendig und ergreifend herauszugestalten vermag.

ZÜRICH H. TROG

□□□

KURZE ANZEIGEN

Es ist immer erfreulich, wenn sich einer für eine reine Aussprache des Deutschen an Schweizer Schulen ins Zeugt legt, wie *Dr. OTTO SEILER* in der kürzlich im Verlag Huber in Frauenfeld erschienenen Schrift *Lautwissenschaft und Deutsche Aussprache in der Schule*, die einleitend zusammenfasst, was zu diesem Zwecke schon alles in der Schweiz geschehen ist und wie wenig es gefruchtet hat. Bei dem sachlichen Teil möchte ich, so sehr ich sonst damit einverstanden bin, zwei Einwendungen machen. Erstens missfällt mir das immer wiederkehrende Wort „gefällig". Rein soll die Aussprache sein, gewiss; es kann aber zu großen Widersprüchen mit der Person des Sprechenden und dem Zweck der Rede führen, wenn eine erzwungene Gefälligkeit erstrebt wird. Hinter dem Wort lauert süßlich, geziert, naturwidrig. Und dann möchte ich noch sagen, dass die dreimal heilige Phonetik, so hoch ich sie schätze, nicht das Wichtigste ist. Ich mache mir gar nichts draus, ob einer das e der Endsilben „als ö-ähnlichen Mischlaut" spricht und finde ein dumpfes a oder ä eine lässliche Sünde. Gesündigt wird bei uns zumeist *gegen den Rhythmus einer guten Prosa*. Der lendenlahme, leierkastenhafte, stoßweise und sprutzige Rhythmus, viel eher als die fehlerhafte Aussprache gewisser Laute, bringt es mit sich, dass der Schweizer an seinem Hochdeutsch eine schlechte Waffe besitzt, mit der er von Anfang an geschlagen ist, wenn er sich im mündlichen Verkehr mit einem gewandten Norddeutschen messen soll. Hier hätte vor allem der Unterricht des Deutschlehrers einzusetzen, und wenn er's sonst nicht fertig bringt, soll er sich einen Phonographen anschaffen mit guten deutschen Sprachproben, wie man sie in Frankreich zum Deutschunterricht verwendet. Wir habens noch nötiger als die Franzosen.

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750

GESANG VOM BERGE

Der Du die Berge bewegst und die fernen Meere,
Selber im Berg und im Wind und im tiefen Meer,
Auf weißen Gletschern schimmerst, auf meinen Händen,
Im selig Blauen wohnst und in schaurigen Schlünden
Unwandelbarer, Vielgestaltiger, treu im Wechsel,
Den wir heute ahnen und morgen nicht,
Erschauernd fühl' ich Dich hier oben
Mit überquellenden Augen.

*

Der Du in Dir bist und nie außer Dir,
Selig in Deiner Gestalt in lauter Stille kreisest,
Der Du selber gesetzt bist zum Kampfe wider Dich selbst,
Um nicht zu erstarren in Deinem Glück,
Freund Dir und Feind, Erhalter, Zerstörer, Erneu'rer,
Leben und Tod und Lust und Leid und Trauerlust,
Honig aus allen Waben,
Dir ein buntes Kampfspiel ohn' anderes Ziel als Dich,
Deines Atems verspüre ich einen Hauch.

*

Der Du Dir Gleichnisse schaffst,
Die da im Blauen schweben und schillern,
Die auf der Matte blühn und wie kleine Sonnen strahlen,
Die da Städte bauen und wieder zerstören und bauen,
Wesen wie wir, die wir Dich in uns tragen,
Wie das Türmchen am Turme den Turm;
Der Du nichts bilden kannst, worin du nicht bist,
Wie wir nichts aus uns bilden, das nicht unseres Wesens ist,
Der Du uns wachsen lässt, uns freuen und leiden und in Dir sterben,
Dir ein nötiges Spiel, uns eine heilige Not;
Der Du die Sonne drehst und die Erd' und die Sterne nach gold'nem Gesetz,
Selbst in der Sonne, im Stern, gehorsam Deinem Gesetz;
Goldene Mitte Du,
Der Du Dich ewig um Dich selber drehst in Seligkeit
Und Deine Welten um Dich kreisen lässest,
Der Du von Ewigkeit bist ohn' Anfang und Ende,
Der Du auf allen Leuchtern brennst, die Dir leuchten,
In allen Rädern sausest, die Dir sausen,
Feiern will ich Dich mit meinem Leben und Werk,
Ich, der Dir gleicht wie das Blättlein am Baume dem Baum,
Dich, der in mir ist wie der Baum im Blatt.
Nennen will ich Dich mit frommen Lippen ohne Namen,
Lebendiges, zu groß für Worte aus unserem Mund,
Dass alle, alle, die in Dir erschauern,
Sich die Eimer reichen und Hammer und Kelle,
Einen Bau zu bauen ohn' Grundriss und Stein,
Darin ihre Herzen lebendig brennen in Deinem Atem
Und ihre Einsamkeit im gemeinsamen Reigen strahlt,
Wie der Stern in den Sternen und alle Sterne in Dir.

EMANUEL VON BODMAN

□□□

DER LEDERHÄNDLER

VON FELIX MOESCHLIN

Sein Wunsch war nicht übertrieben. Bis zu seinem fünfzigsten Jahre wollte er fleißig arbeiten, dann aber seine Lederhandlung verkaufen, sich irgendwo zur Ruhe setzen und das Leben genießen.

Und weil er sich das getreulich und ausdauernd wünschte, auch alle Abschweifungen vom Wege des soliden Lederhandels sorgsam vermied, so wurde sein Ideal zur erhofften Zeit angenehme Wirklichkeit.

Es kam der denkwürdige Tag, wo er zum letztenmal in sein Geschäft ging. Er tat es mit angemessener Feierlichkeit und Würde. Und er arbeitete an seinem Schreibpulte wie gewöhnlich, stand hinter dem Ladentische und machte seinen üblichen Gang durchs Magazin, wo er sich auch in der dunkelsten Nacht zurechtgefunden hätte.

Das alles war nun verkauft und sollte morgen einem andern gehören.

Er konnte es nicht verhindern, dass ihm ein paar Tränen in die Augen schossen, als er am Abend die Ladentüre etwas langsamer und umständlicher als sonst hinter sich zumachte.

Aber dann dachte er daran, dass er von nun an das Leben genießen werde, und wischte mit einer resoluten Armbewegung die Tränen aus den Augen auf den Rockärmel, wo sie noch eine kurze Weile lang glänzten und dann in die Wolle hineindunkelten.

Damit war die trübselige Anwandlung vorüber, und fröhlich schritt er auf die Straße hinaus. Und als er an der nächsten Ecke einem hübschen Mädchen begegnete, lachte er ihm ins Gesicht.

Nicht als ob er damit etwas Besonderes gemeint hätte, das war nicht seine Art; er hatte bloß ganz unschuldig dem Bedürfnisse nachgegeben, einen Menschen anzulächeln, weil er sich so glücklich fühlte.

Denn nun war er ja ein freier Mann, der so viel Geld auf der Sparbank hatte, dass er nicht mehr zu arbeiten brauchte und zu jeder Zeit, wann und wo es ihm gerade beliebte, etwas ganz

anderes im Sinne haben durfte als immer nur Leder: Sohlleder, Oberleder, Rossleder, Kalbleder, Schweinsleder, Juchtenleder, Waschleder, Lackleder, Glacéleder, Chevreaux, Maroquin und Saffian! Gott sei Dank, nun war er sie los!

Den Abend verlebte er wie gewöhnlich. Er aß, was ihm die Haushälterin auf den Tisch stellte. Dann las er, was ihm sein Leibblatt vorzusetzen für gut fand. Und um halb zehn legte er sich in sein einschläfiges Bett, zuerst fünf Minuten lang auf die linke und dann definitiv auf die rechte Seite, wie es seine Gewohnheit war seit vielen langen Jahren.

Als er am andern Morgen erwachte, war es schon halb acht. Er erschrak. Um acht Uhr musste er ja im Geschäft sein! Er sprang aus dem Bett wie ein Junger und schlüpfte in die Unterhosen.

Aber dann fiel es ihm auf einmal ein, dass er sein Geschäft verkauft hatte und dass er von nun an nichts anderes mehr zu tun hatte als sein Leben zu genießen.

Da zog er die Unterhosen wieder aus und kroch ins Bett zurück. Heute wollte er einmal recht tüchtig ausschlafen.

Aber der Schlummer wollte nicht kommen, obwohl er sich zuerst auf die linke, dann auf die rechte Seite und schließlich gar auf den Rücken legte.

Nach einer halben Stunde hatte er Kopfschmerzen. Da stand er notgedrungen auf, kleidete sich an und trank seinen Kaffee.

Was nun?

Das Leben genießen! versteht sich.

Aber wie?

Er versuchte sich klar zu machen, was er sich seit Jahren unter Lebensgenuss vorgestellt hatte. Aber das war nicht so leicht. Er entdeckte auf einmal, dass er sich nichts bestimmtes vorgestellt hatte.

Vom Lebensgenusse wusste er nicht mehr als vom Himmel, hauptsächlich, dass er etwas Schönes sein müsse. Aber was? Jedenfalls etwas, das nicht mit seinem Geschäfte zusammenhing. Denn er hatte ja sein Geschäft verkauft, um das Leben genießen zu können. Er hatte nicht geahnt, dass dies so viel Kopfzerbrechen verursachen werde.

Aber er warf die Flinte noch nicht ins Korn. Aller Anfang ist schwer, man darf sich dadurch nicht entmutigen lassen. Hatte er nicht von dem und jenem gehört, dass er das Leben genieße? Doch! Er brauchte also bloß zu leben wie die, dann ging sein Wunsch in Erfüllung.

Der Eine hatte die feinsten Weine getrunken und die teuersten Zigarren geraucht.

Aha, da haben wir's ja! Schreiben wir's auf: feine Weine, teure Zigarren.

Ein Anderer hatte stets ein junges, hübsches Mädchen am Arm, jeden Tag ein anderes. Schreiben wir's auf: hübsche, junge Mädchen!

Ein Dritter las Bücher, beschaute Bilder, hörte Konzerte, ging in's Theater. Schreibens wir's auf: Bücher, Bilder, Konzerte, Theater!

Ein Vierter lag den lieben, langen Tag auf einer Wiese und schaute in den Himmel. Schreiben wir's auf: Auf-einer-Wiese-liegen, in-den-Himmel-schauen!

Ein Fünfter reiste in der halben Welt herum. Schreiben wir's auf: Reisen!

Nun war's genug: Weine, Zigarren, Mädchen, Bücher, Bilder, Konzerte, Theater, Wiesen, Himmel, Reisen . . .

Und er versuchte die verschiedenen Rezepte, eines nach dem andern.

Aber die Weine verursachten ihm Kopfschmerzen, und die Zigarren machten ihm übel.

Und von den Mädchen zog er sich bald wieder zurück, denn sie stellten gar hohe Forderungen in allen möglichen Beziehungen und störten sogar seine Nachtruhe.

Über den Büchern aber schlief er ein, Bilder waren ihm völlig gleichgültig, in den Konzerten langweilte er sich zu Tode und im Theater fand er, es sei schade für das Geld.

Auf der Wiese holte er sich Rheumatismus, und der Himmel tat ihm in den Augen weh.

Und als er reiste, fand er, es sei überall wie zu Hause!

Mit seinem Lebensgenusse war es sehr schlecht bestellt. Er bekam schlaflose Nächte. Von denen hatte er früher nichts gewusst.

Ach, warum hatte er sein Geschäft verkauft, wie schön war es gewesen, mit Leder zu handeln. Weine und Zigarren und junge Mädchen waren rein nichts dagegen.

Und er ermannte sich und ging zum neuen Geschäftsinhaber und fragte ihn, ob er die Lederhandlung zurückkaufen dürfe. Aber davon wollte der andere nichts wissen. Ob er vielleicht einen Platz für ihn habe? Nein! Auch dann nicht, wenn er keinen Lohn fordre?

Da zeigte sich der neue Besitzer entgegenkommend und überwies ihm die Stelle eines Magazinverwalters. Der Fünfzigjährige dankte aus vollem Herzen.

Und nun ist er wieder bei seinem Sohlleder, Oberleder, Rossleder, Kalbleder, Schweinsleder, Juchtenleder, Waschleder, Lackleder, Glacéleder, Chevreaux, Maroquin und Saffian und arbeitet von acht Uhr morgens bis sechs Uhr abends. Lohn erhält er nicht.

Aber er genießt das Leben!

□□□

LIEDER

Im Frühling sangen frohe Burschen,
Wenn sie talein, talauswärts schritten,
Ein Lachen in den jungen Augen,
Die nie am Weh der Erde litten.

Im Sommer sangen schöne Mädchen,
Wenn sie auf Matten tief sich bückten
Und mit den schmalen weißen Händen
Die schweren roten Blumen pflückten. —

Die Tage und die Blumen welkten.
So wusste ich: der Herbst kommt wieder.
Da hab ich vor mir hergesungen
Die Burschen- und die Mädchenlieder.

HANS ROELLI

□□□

VEREINFACHUNG
DER
STAATSVERWALTUNG UND ERLEICHTERUNG DER STAATSLASTEN

(Fortsetzung)

Ein anderes Beispiel bieten die Kontroll-Einrichtungen. Über einem Arbeiter steht ein Kontrolleur und über diesem vielleicht ein Oberkontrolleur und so fort, die alle nichts zu tun haben, als sich gegenseitig zu beaufsichtigen — eine Einrichtung, die sicherlich unproduktiv ist und sich gelegentlich auch nutzlos erweist. Nehmen wir das Inspektorat unserer Notariate. Trotz seiner Aufsicht wieder ein neuester Fall von einem ungetreuen Notar! Wie viel unfehlbarer und für den Staat sicherer wäre es, die Notare zu einem Verbande zusammenzuschließen, der seine Mitglieder selbst kontrollierte und für sie verantwortlich wäre. Die Kontrolle würde jedenfalls lieber ertragen, wäre sachkundiger, vertraut auch mit den Abwegen des Amtes, die für einen außer demselben stehenden Funktionär ein Mysterium sind, und die Einrichtung würde den Risiken auch deshalb viel mehr vorbeugen, weil das Verantwortlichkeitsgefühl gegen Seinesgleichen weit stärker ist als gegen den Staat, der eigentlich ein bloßes Phantom darstellt, und dem es nicht besser geht, als dem lieben Gott, gegen den alle Welt sündigen zu dürfen glaubt. Wenn aber der Verband, um die Garantie zu übernehmen, eine Risikoprämie verlangte, so wäre diese bald in einer Erhöhung der Besoldung gefunden.

Aber, wird man einwenden, damit würden die Ausgaben ja nur vermehrt, statt vermindert. Dem ließe sich hinwieder leicht helfen durch eine Progression der Gebühren, die auch sonst am Platze wäre. Eine solche würde nicht nur auf dieser Seite den Ausgleich bringen, sondern im allgemeinen zur Vermehrung der Einnahmen beitragen, so gut wie die Progression bei den Steuern, und noch unfehlbarer, insofern als sich, anders als bei den Steuern, das pflichtige Objekt, die betreffende Transaktion, nicht defraudieren lässt. Bei den Notariaten ließe sich zugleich auch noch eine zweite Progression (und doppelte Progression kennen wir schon bei der Erbschaftssteuer) anbringen, nämlich die Progression für den bloßen

Handel mit Gütern, die Güterschlächterei oder Hofmetzgerei, ein Mittel, wohl wirksamer noch als das Verbot oder der Aufschub des Wiederverkaufes, und jedenfalls einträglicher für den Staat. — Das Gleiche gilt noch von andern Kontroll-Einrichtungen, und vielleicht hülfe auch das gleiche Mittel, bis zu den Tramkontrolleuren hinunter.

Im einzelnen sollten die Beamtungen darauf durchgangen werden, was jede effektiv für die Bewältigung der vom Staat übernommenen Aufgaben leistet. Auch beim Gemeinwesen wie in einem privaten Betrieb kommt es ja nicht nur darauf an, dass der Mann seine Zeit im Bureau absitze, dass möglichst viel Tinte und Papier verbraucht werde, sondern dass die Geschäfte rasch und gut erledigt werden — und je weniger Personal es dazu braucht, um so besser nicht nur für die Sache, sondern um so billiger auch für den Staat. Die Mühle soll nicht leer gehen; sie soll nicht bloß klappern, sondern Mehl geben. In dieser Beziehung scheint es gelegentlich an einer geschäftskundigen oder durchgreifenden Kontrolle zu fehlen. Man kennt die Besuche der Mitglieder der kantonsrätlichen Geschäftsprüfungs-Kommission auf den Regierungsbureaux. Es werden alle möglichen Bücher aufgeschlagen und Akten eingesehen, ob alles sauber gehalten und schön geschrieben sei, statt dass nur einige wenige Stichproben, aber gründlich vorgenommen würden, und zwar speziell darauf, wie die Geschäfte sachlich und wirksam gefördert würden. Es zeigte sich mitunter vielleicht ein anderes Bild, und die Abhilfe ergäbe sich von selbst.

Jedenfalls sollte man keine neue Anstellung schaffen ohne gewissenhafte Prüfung, ob auf dem betreffenden Bureau nicht mit dem vorhandenen Personal auszukommen wäre, wenn alle unnütze Schreiberei und Tintenverschwendung unterbliebe und statt dessen nur nützliche Arbeit geleistet würde. Schon ein Personenwechsel hält schwer, und das ist nur recht und billig gegen den bisherigen Inhaber der Stelle, so lange er seine Pflicht tut. Aber ein neuer Posten ist noch schwerer abzuschaffen, nachdem er einmal aufgestellt ist; es richtet sich sofort alles darnach ein und umgibt ihn mit dem Schutze der Unentbehrlichkeit, den die bisherigen genossen. Auf einer gewissen Abteilung wurde die Bureauarbeit vor noch nicht gar langer Zeit von ganzen drei Mann besorgt; seither sind es deren vier- oder fünfmal mehr, ohne dass sich

füglich sagen ließe, die Geschäfte hätten sich auch um so viel vermehrt. Es sollte überhaupt nicht alles sofort zu einer eigenen Beamtung gemacht, sondern mit den bisherigen oder sonst sich bietenden Kräften auszukommen gesucht werden. — Eine bureaukratische Erfindung neuester Mache ist der Amtsvormund. Die Aufgabe hätte sich wohl auf die Waisenväter verteilen oder auf die Patrone eines freiwilligen Armenvereins übertragen lassen und wäre von diesen als im Leben stehenden und darin gar ergrauten Männern auch in menschen- und sachkundigerer Weise verwaltet worden, anstatt dass nun die Ärmsten der Armen, arme Waisen, wie die Nummern einer Zellenanstalt in der Geschäftsliste einer neuen Sammelstelle figurieren. Bureaukratie und kein Ende!

Der Schweizer genießt den Ruf, der praktischte Mann zu sein, insofern er alles beim rechten Zipfel anfasse, wo es nötig und wie es zweckmäßig erscheint. Das mag für das private Geschäftsleben gültig sein; das Gemeinwesen aber hat sich dieses Lob erst noch und vielleicht mehr als anderwärts zu verdienen.

Nun die Löhnung. Der Kantonsrat hat es in kluger Weise verstanden, die Festsetzung der Besoldungen dem Volke zu entziehen und auf die Behörden zu übertragen. Zuerst wurde die Verfassungsbestimmung, wonach die Besoldung der Regierungsbeamten vom Gesetz zu bestimmen war, beseitigt; dadurch erhielt die Gesetzgebung freie Hand, ihrerseits die Festsetzung der bezüglichen Besoldungen auf den Beschluss- oder Verordnungsweg zu weisen, und das ist dann geschehen: für Regierungsrat und Obergericht setzte der Kantonsrat selbst die Besoldungen fest, für die Subalternbeamtungen überließ er es den beiden andern Behörden. So war man ganz unter sich, und da schob sich eines aus dem andern heraus wie die Teile eines Fernrohrs. Die Beiseiteschiebung des Volkes mochte allerdings kaum zu umgehen sein, wenn die Besoldungen mit der Zeit und den Lebensbedürfnissen Schritt halten sollten; nur hätte vielleicht der Bengel nicht auf einmal so in die Höhe geworfen und nicht die Verwaltungs- und Gerichtsbeamten so einseitig und unter sich wieder so ungleich berücksichtigt werden sollen.

Wenn zwar die leitenden Behörden am meisten bedacht wurden, so erschien das insofern ganz am Platze, als die frühere Besoldung für eine oberste Landesbehörde wirklich unter dem Strich

gestanden und gerade sie den Anlass zur Neuerung gegeben hatte. Es erhielten aber teilweise auch die Sekretäre und Schreiber, ohne besondere Leutenot oder erhöhtes Verdienst, von heut auf morgen ganze Tausende von Franken mehr; es war eben noch die Zeit, wo der Staatssäckel es hatte und vermochte. Anderseits trat zwischen Staatsbeamten und Lehrerpersonal ein Verhältnis ein, wie es früher unbekannt war. Die Besoldungen von Professoren sogar blieben zurück hinter denjenigen von Sekretären, ja von bloßen Kanzleischreibern, über die übrigens auch ihre Chefs sich vielfach nicht erheben, werden sie doch noch meistens einfach aus Kanzlisten rekrutiert. Im ganzen ist das Kanzleipersonal von dem großen Goldregen verhältnismäßig am meisten befeuchtet worden, wenn die Art seiner Arbeitsleistung berücksichtigt und namentlich seine Besoldung mit privaten Anstellungen verglichen wird, über die weit hinauszugehen dem Staat um so weniger erlaubt ist, als er aus der gleichen Quelle schöpfen muss. Um alles gleich zu machen, werden die Volksschullehrer den Professoren schließlich gleichgestellt, und daher scheint das neueste Defizit hauptsächlich zu stammen. Es widerspricht das zwar nicht nur der Natur und lähmt das Vorwärtsstreben, sondern erdrückt am Ende den Staat; aber es gehört zur Mode und dient der Popularität. Es fehlt nur noch der Titel, der übrigens nichts kostet; Turn- und Schreiblehrer haben ihn bereits.

Gegen das Kanzleipersonal schneidet von jeher auch die Polizeimannschaft schlecht ab. Alle Tugenden des Aristoteles und noch ein paar dazu werden vom Polizeimann gefordert, die strengsten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit bringt sein Dienst mit sich, wie denn auch Krankheit und Sterblichkeit beim Korps außerordentlich groß sind, und doch ist er immer noch der schlechtest bezahlte Funktionär des Gemeinwesens. Das ist einfach unbegreiflich, und die Gerechtigkeit verlangt, dass dieses Verhältnis baldigst und gründlichst geändert werde. Wir können diejenigen, denen wir unsere Sicherheit anvertrauen, nicht genug in Ehren halten, tüchtige Leute vorausgesetzt, — und etwas anderes darf nicht angenommen werden oder wäre dann Schuld des Gemeinwesens selbst — und darnach sind die Dienste auch halbwegs zu honorieren. Aber wie kärglich wieder ist die Aufbesserung in einer neuesten bezüglichen Vorlage zugemessen, offenbar mit

Rücksicht auf die derzeitige Finanzlage und nicht in gerechtem Vergleich weder mit dem Dienst der Leute, noch mit der Besoldung anderer Beamtenklassen.

Ähnlich ist das Verhältnis der Staats*arbeiter* zum Kanzleipersonal. Auch sie gelten für weniger und sind schlechter bezahlt, während selbst ein Straßenkehrer, der seinen Besen tüchtig zu handhaben versteht, eine größere Kunst beweist und auch nützlichere Arbeit liefert als ein Kopist, der nicht mehr als den Federhalter zu führen vermag. In der Privatwirtschaft, die zu rechnen und abzuschätzen versteht, ist das Verhältnis denn auch eher umgekehrt; die bloßen Schreiber sind so ziemlich die schlechtest besoldeten Angestellten, worüber sich nur wundert, wer das richtige Maß für den verschiedenen Wert der einen und der andern Art Arbeit verloren hat. Daher denn auch das Überlaufen offener Staatskopistenstellen mit Bewerbern aus Privatbureaux. Aber auch der Staat hat keinen Anlass, die unproduktive Arbeit der Schreibstuben durch höhere Löhne zu bevorzugen, will er nicht der Handarbeit und damit auch dem Handwerk Abbruch tun. Das tröstliche Wort: „Handwerk hat einen goldenen Boden", sollte vor allem er gelten lassen.

Es soll überhaupt keine Besoldungsordnung aufgestellt werden ohne Berücksichtigung der übrigen, um auch diese nötigenfalls entsprechend und zugleich zu ändern, und noch weniger soll eine einzelne Stelle oder Person außer dem Rahmen begünstigt werden, sonst gerät schließlich alles außer Maß und Verhältnis.

Eine Zugabe zu den Besoldungen bilden die Pensionen. Aber solche kommen bei uns von Staatswegen nur für Beamte und bis jetzt auch nur für zwei oder drei Klassen vor: für Polizei, für Lehrer und Geistliche.

Für die Polizei sind Pensionen am ehesten gerechtfertigt, und zwar aus dem gleichen Grunde wie beim Militär, wegen der damit verbundenen Gefahr des Dienstes für Leib und Leben; ja der Polizeidienst ist noch gefährlicher als der Militärdienst, so lange wir im Frieden leben und unter die blinden Patronen keine scharfen geraten. Bei Lehrern und Geistlichen sagt man, der Beruf sei Lebensberuf; aber bei andern öffentlichen Stellen ist es das Amt unter Umständen auch, und anderseits sind die Kenntnisse des Lehrers, wie die anderer Berufe und noch mehr, anderweitig verwertbar,

wie ja auch die Lehrer gelegentlich noch anderes nebenbei übernehmen. Die Pension ist aber für Lehrer gar nicht deswegen, sondern zur Ergänzung der früher unzureichenden Besoldung eingeführt worden, ein Grund, der heute wohl nicht mehr zutrifft. Jedenfalls gilt es heute nicht mehr, dadurch einem Lehrermangel abzuhelfen. Die Verhältnisse der zivilen Funktionäre gleichen sich also nachgerade aus. Es ist denn in andern Kantonen die Wohltat der Pension bereits auf die Beamten überhaupt ausgedehnt worden.

Warum aber sollten die öffentlichen Betriebe in dieser Beziehung günstiger gestellt sein als die Privatwirtschaften? Es ist, meinen wir, Pflicht des Staates, auf eine Volksversicherung so gut wie auf Beamtenversicherung Bedacht zu nehmen, und unter gleicher Beteiligung seinerseits. Er bezahlt seine Angestellten wie ein Privatgeschäft die seinigen; in welchem Maß Privatfirmen das tun sollten, gehört auf ein anderes Blatt und macht zum Teil die große Arbeiterfrage aus. Für das weitere haben die Angestellten da wie dort, beim Staat so gut wie bei Privaten, in erster Linie selbst zu sorgen, und so auch für die Versicherung in alten und kranken Tagen. Es soll vom Staat keine Beamtenversicherung aus sich eingerichtet werden, und so auch keine Volksversicherung. Aber wie der Staat die Bildung von Beamtenversicherungen fördert und ihren Bestand durch seine Unterstützung sichert, so sollte er auch zur Bildung von Volksversicherungsverbänden aufmuntern, indem er dafür staatliche Unterstützung in Aussicht stellt. Es geht über die Aufgabe des Staates hinaus, sich selbst als Versicherungsunternehmer aufzutun, und anderseits ist es finanzwirtschaftlich kaum statthaft, große Summen auf einen Stock zu schlagen, bevor Verwendung dafür da ist, während die Staatsverwaltung an Defiziten laboriert und das Volk um so mehr in Kontribution gesetzt werden muss. Der Kanton Zürich hat 1911 ein Gesetz für eine kantonale Invaliditätsversicherung beschlossen und dafür einen Fonds angelegt, der sich mit Ende des genannten Jahres auf über anderthalb Millionen belief. Damit begab man sich auf eine Bahn, die entweder noch lange für das Volk fruchtlos bleiben oder dann erdrückende Folgen für den Staat haben kann.

Statt dessen hätte man die Bildung entsprechender Verbände

vorsehen und gleich mit ihrer Einrichtung die staatliche Unterstützung beginnen sollen. Der eine Verband würde dem andern gerufen und so die Volksversicherung einen Gang genommen haben, dem der Staat zu folgen vermocht hätte. So hätte man bereits etwas davon, und wer schnell gibt, gibt doppelt. Es ist grundfalsch, demoralisierend für das Volk und ruinös für den Staat, immer alles von diesem zu erwarten, statt zunächst die Kräfte der Einzelnen nach ihrer Leistungsfähigkeit zusammenzufassen und den Staat erst und nur insoweit anzuspannen, als jene nicht ausreichen. Übrigens geht diese Betrachtung bereits über das Beamtentum hinaus und auf das Gebiet der Wohlfahrtspflege hinüber, die an anderer Stelle noch zu berühren ist.

Zum Schluss des Abschnittes noch ein Wort von der bestrittensten Beamtung, dem Bezirksrat, dem Mittelglied zwischen Zentral- und Lokalverwaltung. Die wenigsten Kantone erlauben sich diesen Luxus, nicht größer als die meisten überhaupt sind — und auch größere als der Kanton Zürich kommen ohne ihn aus. Im Kanton Zürich selbst ist der Bezirksrat eine neuere Erfindung. Zunächst gab es nur ein Oberwaisenamt im Bezirk, eingeführt 1803, das dann 1831 zum Bezirksrat erweitert wurde, und zwar wohlverstanden, hauptsächlich um als erste Instanz in Verwaltungsstreitigkeiten zu dienen, der rechtsstaatlichen Idee Ludwig Kellers zulieb, die Treppeninstanz des Zivilprozesses auf das Verwaltungsstreitverfahren zu übertragen. Abgesehen davon, dass dieser mehrstufige Instanzenzug auch in der Rechtspflege ein zweifelhaftes Volksglück ist, hat er sich bei der Verwaltung jedenfalls nicht bewährt. Gerade in dieser Beziehung ist der Bezirksrat heute das fünfte Rad am Wagen, insofern als er kaum einen erheblichen Entscheid fällt, der nicht an den Regierungsrat weiter gezogen würde, so dass diesem dadurch nichts erspart bleibt. Um ihn zu beschäftigen sind ihm dann noch weitere Kompetenzen zugeteilt worden, statt dass er umgekehrt, sobald sich seine eigentliche Aufgabe als überflüssig erwies, überhaupt abgeschafft worden wäre. Auch die Bezirke sind erst 1831 von früheren 5 auf 11 vermehrt worden.

Als man dann 1901 an die Revision der Bezirksbehörden ging und es sich fragte, ob die Bezirksräte nicht überhaupt abzu-

schaffen oder wenigstens die Zahl der Bezirke zu vermindern sei, wurde die Frage damit beantwortet, dass man die früheren Taggelder durch fixe Besoldungen ersetzte. Damit hat man nicht nur diese von jeher auf der Überzähligenliste stehende Beamtung noch mehr befestigt, sondern auch wider den Grundsatz gesündigt, dass nicht-ständige Beamtungen, wie es der Bezirksrat bis zum Umfallen ist, keine fixen Besoldungen, sondern bloß Taggelder erhalten sollen — beides wieder auf Unkosten des Staates. Und die Besoldungen sind dazu noch so angesetzt worden, dass ein Herr Bezirksrat einmal erklärte, eigentlich nicht zu wissen, wofür er seine Besoldung beziehe. Seither jedoch ist diese abermals erhöht worden.

Wenn es denn schon wegen der Bezirksgerichte Bezirke geben soll, so dürften für die Verwaltung gelegentlich versammelte Abordnungen der Gemeinden zur Besprechung der Interessen des Bezirkes, also *Bezirkskonferenzen* vollständig ausreichen, für die es gar kein Taggeld brauchte oder für die die Gemeinden aufkommen sollten. Warum keine Ehrenämter mehr? warum sollte der Bürger nicht auch noch etwas für das Gemeinwesen tun und mit der Ehre davon sich begnügen? Namentlich für nur gelegentliche und wenig Zeit in Anspruch nehmende oder auf eine beliebige Zeit verlegbare Amtshandlungen. Sonst kommt man noch dazu, den Bürger für seinen Gang zur Urne zu bezahlen, was übrigens auch schon vorgeschlagen worden ist. Statt dessen für alles Bezahlung und gleich fixe Besoldung, und diese noch möglichst hoch! Kein Wunder, wenn unter der Last der Staat und unter dem Staat schließlich der Steuerzahler erdrückt wird. Freier, leichter!

III.

Wenden wir uns den gesetzgebenden Organen und ihrer Tätigkeit zu, so stehen in erster Linie die politischen Volksrechte. Sie sind ein teuer Gut, nicht nur weil sich in ihnen die Demokratie ausspricht, sondern sie kosten Geld und sollten daher um so weniger unnütz, üppig oder leichtfertig gebraucht werden. Und wenn sie gar noch den Überdruss des Volkes selbst erwecken, wie gelegentlich geklagt wird, so ist es daran jedenfalls zuviel. Eine Volksabstimmung kostet den Kanton rund 7000 Fr.

Es lohnt sich also schon, ihre Zahl möglichst zu beschränken, ungerechnet den Vorteil, der Unlust daran zu begegnen, ihre Bedeutung und die Beteiligung dabei zu erhöhen. Besser als die Stimmberechtigten durch Strafgelder zur Urne zu treiben ist es, die Gänge zur Abstimmung zu vermindern; der Appetit wird dann schon kommen. Wenn in einem Jahr, wie es auch schon vorgekommen ist, vier oder fünf Mal das Volk zur Abstimmung gerufen wird, so ist das neben den vielen Wahlen und Gemeindeabstimmungen allerdings viel, und wenn auf eine Abstimmung schon nach drei Monaten oder gar schon im folgenden Monat eine andere folgt, so erscheinen sie etwas zu rasch aufeinander.

Die Verfassung setzt ein Frühjahrs- und ein Herbstreferendum fest, und darnach ließen sich die Vorlagen einrichten; diese beiden Abstimmungszeiten könnten zu einer Art von Landsgemeindetagen erhoben werden; sie bezeichneten die ordentlichen Referenda, außer denen es nur ganz außerordentlicherweise zu einer Abstimmung käme. An die kantonalen Abstimmungen schlössen sich dann verständigerweise die Gemeindereferenda, wie es übrigens bereits zu geschehen pflegt, und eine Ausnahme in der Verlegung jener träte nur ein, wenn eidgenössische Abstimmungen einfielen, nach denen sich die kantonalen ihrerseits zu richten hätten. Aber so wie es ist, gehen ordentliche und außerordentliche kantonale Abstimmungen unterschiedslos durcheinander. Es gilt zwar als politische Klugheit, gelegentlich zwei Abstimmungen zu trennen, um nicht die eine Vorlage durch die andere zu Fall zu bringen; aber man kann auch zu gewunden und zu wenig gerade vorgehen; das Volk merkt dann leicht die Absicht und wird verstimmt.

Überhaupt klagt man über die Gesetzgebungssucht des modernen Volksstaates; sie liegt aber weniger am Volk, als an den gesetzgebenden Behörden. Das Volk hat bei uns ja wohl auch das Recht, Gesetze aufs Tapet zu bringen, und hat dafür nicht nur einen, sondern gar vier Wege: Einzelinitiative, Behördeninitiative, Gemeindeinitiative und dazu erst noch die eigentliche Volksinitiative, die Kollektiv- oder Masseninitiative von 5000 Unterschriften. Die drei ersten kommen sonst nirgends vor und sind auch zu viel, schaden aber wenig, weil sie fast nicht gebraucht werden. Und von der Masseninitiative könnte es sich

fragen, ob nicht die Zahl der Initianten bei nächster Gelegenheit erhöht werden sollte, und zwar nicht nur um das, was sie seit Erlass der Verfassung durch Vermehrung der Stimmberechtigten verhältnismäßig gesunken ist, sondern noch weiter, um sie mehr zu beschränken, als es von Anfang der Fall war. Je höher die Zahl, um so weniger wird die Initiative für alle Einfälle missbraucht, und um so größer ist auch die Wahrscheinlichkeit, dass sie von der Mehrheit der Stimmberechtigten angenommen werde und nicht nutzlos vergeudet sei. Aber auch der Gebrauch der Masseninitiative ist schon so nicht allzuhäufig. Übrigens hat sie schon gutes gebracht, wie die Abschaffung der Schuldenschreiber, dieser Fronvögte des Volkes, und die Einrichtung der Korrektionsanstalten, eines fast gleich den Gefängnissen unentbehrlichen Institutes, und was von der Steuerfußinitiative in Wahrheit zu halten war, haben wir oben gesagt. Der Rest der Gesetzgebung liegt bei der gesetzgebenden Behörde, und damit kommen wir zum Kantonsrat.

Die Zahl einmal der Kantonsratsmitglieder ist entschieden zu groß. Es ist zwar im Lauf von bald einem halben Jahrhundert geglückt, die ursprüngliche Verhältniszahl von 1200 (ein Mitglied auf 1200 Seelen) in zwei Malen je etwas zu erhöhen: 1878 auf 1500 und endlich 1911, nach langem und zähem Widerstand des Kantonsrates selbst, auf 1800. Infolge der Initiative Walder ist 1894 auch die Repräsentationsbasis geändert worden, indem seither die Vertretung nicht mehr nach Seelen oder Einwohnern schlechthin, sondern bloß nach Schweizerbürgern bemessen wird, und damit ist wiederum die Vertreterzahl vermindert worden.

Aber die Zahl ist immer noch zu groß, mit Rücksicht darauf, dass die Haupttätigkeit des Kantonsrates, die Gesetzgebung, seit 1869 auf das Volk übergegangen ist, und er nur noch eine vorberatende Kommission darstellt. Die von früheren Jahrhunderten hergebrachten „Zweihundert" haben mit dem Übergang zur reinen Demokratie ihre Bedeutung verloren, und schon 1869 wurden sie nur als ein Mittel in die neue Verfassung hinübergenommen, um dieser desto eher zur Annahme zu verhelfen. Die Verhältniszahl war also eine Art Übergangsbestimmung, wie es deren noch andere in der Verfassung gibt, ohne dass sie als solche erkannt wären und also inzwischen ihre Aufhebung oder Änderung gefunden hätten.

Eine zu große Zahl von Beamten geht aber hier wie auf andern Seiten der Staatsverwaltung ins Geld; beim Kantonsrat nicht nur weil Überzählige zu bezahlen sind, sondern auch weil je größer die Zahl, um so schleppender und länger die Verhandlungen sind, und bei einer allzu fruchtbaren Gesetzesproduktion will die Ausgabenvermehrung nicht enden. Es fehlte nur noch, dass wegen der Überzähligen ein neues und größeres Rathaus gebaut würde und man damit den Architekten in die Hände fiele; was diese kosten, weiß man schon aus der Renovation des alten [1]).

Wenn am Ende der größeren Zahl eine um so bessere Fühlung mit dem Volke, das schließlich über die Gesetze zu entscheiden hat, und damit ein um so sicherer Gang der Gesetzgebung zu verdanken wäre; aber nicht einmal das ist der Fall, nach den vielen vom Volk oft gegen alles Erwarten der Behörde verworfenen Gesetzen zu schließen. Die Mitglieder scheinen vielmal die Stimmung der von ihnen vertretenen Kreise nicht zu kennen oder vor ihr nicht gehörig zu warnen, was zum mindesten ihre Aufgabe wäre, und also auch in dieser Beziehung nicht mehr zu leisten als eine engere Kommission, auf die die Behörde zu beschränken sich daher um so mehr rechtfertigte.

Was sodann die Zusammensetzung betrifft, so war das Mittel der Inititiative Walder, wodurch die Ausländer, die von jeher und ohnehin von der Vertretung im Rat ausgeschlossen sind, auch von der zu vertretenden Bevölkerung abgeschnitten wurden, ja wohl grundsätzlich falsch. Für die Ausländer werden die bürgerlichen Gesetze nicht weniger als für die Inländer erlassen, wie sie denn auch wie diese den Gesetzen zu gehorchen, die gleichen Steuern zu bezahlen haben und anderseits auch zum schweizerischen Wohlstand beitragen. Aber der Zweck der Initiative, eine Verminderung der städtischen Vertretungen oder vielmehr eine

---

[1]) Diese Renovation, die aus einem allgemeinen zürcherischen Renovationsfieber entspringt, war nicht nur das überflüssigste, sondern das unkünstlerischte Ding der Welt; die schöne Patina gehörte zum Stadtbild, die abgewalmten neuen Lukarnen widersprechen direkt des Absicht der alten Architekten, und wie man die alten Dachtraufen geändert hat, ist für jeden Menschen mit künstlerischem Feingefühl einfach unverständlich. Es ist wirklich tragisch, dass, wenn unser Staat einmal für künstlerische Zwecke Geld springen lassen will, statt Kunst gerade Unkunst und tolle Verschwendung herausschaut. A. B.

verhältnismäßig stärkere Vertretung der Landschaft herbeizuführen, erschien ganz berechtigt. Es handelt sich nicht nur um die Interessen der Bevölkerung, sondern auch des Landes, des Gebietes, und darnach soll die Vertretung bemessen und verteilt werden.

Wenn ein hoher Kantonsrat zwar sonst nicht mit einer Gendarmerie verglichen werden darf, noch weniger von ihr wird lernen wollen, so gibt sie doch in dieser Beziehung das Beispiel: richtig organisiert wird sie nicht nur nach der Zahl der Bevölkerung, sondern auch nach dem Umfang des Gebietes bestellt, das sie ebenso gut wie jene zu überwachen hat. Nur fehlt es noch an einer Formel für die Verhältniszahl, die beide Faktoren zugleich berücksichtigte, wenn sie sich überhaupt auffinden lässt und nicht zur Quadratur des Zirkels gehört. Aber ist nur der Grundgedanke richtig, so wird bei der Ausführung das Gefühl zum Richtigen helfen, wie es zum Beispiel im Steuerrecht bei der Bestimmung der Progressionskurve geschah.

Ob nicht eine Vertretung nach den lebenden Interessen von Ständen oder Berufsklassen das Richtigere wäre statt nach toten geographischen Kreisen, soll nur eine Frage sein, die auch schon und vielfach gestellt worden ist. Jedenfalls kennt der Kanton keinen Ausschluss eines Standes, auch der Geistlichen nicht, die ja im Kanton ganz ungefährlich sind. Hingegen leidet der Rat an einem Übermaß von Advokaten, die mit ihrer Unbefangenheit und Mundfertigkeit den Rat beherrschen. Die Advokaten aber sind die unproduktivste und am Volk am meisten zehrende Klasse und daher zu wirklich fruchtbarer Arbeit für das Volk am wenigsten geeignet. Selbst da, wo sie für die Beratung am unentbehrlichsten erscheinen, bei Gegenständen der Rechtsordnung, stehen ihre Interessen einem volksmäßigen Recht, einem einfachen und klaren materiellen Recht und einer schnellen und billigen Rechtspflege, schlechterdings entgegen. Um so mehr dürfte ihre Vertretung auf den Prozentsatz ihres Standes beschränkt und dafür die andern Vertretungsgruppen desto mehr verstärkt werden. Was an juristischen Kenntnissen im Rate nötig ist, könnten auch sonstige Vertreter dieser Wissenschaft, Gelehrte und Beamte, deren es noch genug gibt, bieten.

(Fortsetzung folgt)

ZUR SPARKASSENFRAGE

Die letzten Jahre haben uns allerlei Überraschungen im Bankwesen gebracht. Dass eine Sparkasseneinlage nicht so ohne weiteres sicher aufgehoben ist, diese bittere Erfahrung haben viele kleine Leute machen müssen. Sie haben sie gemacht in Aadorf, Eschlikon, Biel, Saignelégier, Kloten, Herzogenbuchsee usw. Die Lehre, die man aus den betrübenden Vorkommnissen zog, war die: in Kantonen, wo keine eigentlichen Sparkassengesetze bestehen, muss entweder ein solches Gesetz geschaffen werden oder dann eine regelmäßige Kontrolle durch einen sogenannten Revisionsverband einsetzen. Der Kanton Bern zog die Konsequenz aus den misslichen Erfahrungen in seinem Wirtschaftsgebiet. Kaum hat sich der letztes Jahr konstituierte Revisionsverband an die Arbeit gemacht, zeigen sich bei der Spar- und Kreditkasse Burgdorf Unterschlagungen, die auf 34 Jahre zurückgehen und die kein Revisor je entdeckte. Der Fall in Burgdorf ist aber durch die neuesten Vorfälle in Bremgarten in den Schatten gestellt worden. Die mit der Untersuchung betrauten Instanzen erklären rundweg, die Unordnung sei dort so groß, die Buchhaltung derart im Rückstande, dass eine „längere Untersuchung" — für ein kleines Landinstitut! — nötig sei, um Ordnung in die Sache zu bringen. Es muss befürchtet werden, dass auch die Spargelder und Obligationen von der Katastrophe betroffen werden. Und da erhebt sich denn gleich die Frage: wie kommt es denn überhaupt, dass Spargelder solchen Gefahren ausgesetzt sind, dass sie in riskanten Geschäften Anlage finden? Es muss dabei von folgendem ausgegangen werden: Die meisten Sparkassen verdanken bei uns der gemeinnützigen Initiative ihr Entstehen. Trotzdem das Sparkassenwesen bald mehr als anderthalb Jahrhundert zurückreicht, ist die Erkenntnis von dessen volkswirtschaftlicher Bedeutung spät gereift. Ein erster Kenner der Materie, M. Seidel in München, hat uns in seinen Ausführungen gezeigt, dass noch Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die „Times" in England und der „National" in Frankreich gegen die Sparkassen Partei genommen haben. Man hat den Anstalten den Vorwurf gemacht, dass sie die Ansprüche der Einleger vermehren, ohne dass die gemachten Ersparnisse groß genug wären, dieselben aus ihrer bisherigen Lage

herauszureißen; dass sie den Individualismus fördern, indem sie die Bande von Schuldner und Gläubiger lockern und auflösen. Diese Anschauungen haben sich überlebt. Heute wird das Sparen als eine unentbehrliche Tugend und ein wichtiges Heilmittel gegen die sozialen Schäden angesehen.

In dieser Hinsicht ist zwar eine Überschätzung leicht möglich, denn die Zufälligkeiten des wirtschaftlichen Lebens treffen die Arbeiterklasse weit härter und nötigen sie häufiger zum Aufbrauchen zurückgelegter Ersparnisse. Seidel schreibt über Deutschland, das Sparen und die Beförderung des Sparsinnes erscheine als wirksames Mittel, um der Ausbreitung der Sozialdemokratie entgegen zu wirken. Schon die Übung im Sparen und der Besitz von Ersparnissen übe auf das sparende Individuum einen günstigen Einfluss aus und bewahre es vor kommunistischen Ideen.

Auch ein Teil der Sozialdemokratie ist von der Ansicht zurückgekommen, das Sparen habe für sie keinen Wert wegen der Kleinheit der Beträge, die noch im günstigen Falle auf die Seite gelegt werden können. Der Ausspruch einer internationalen Arbeiterversammlung in Marseille: „L'ouvrier qui épargne est un traître" wird nicht mehr so ohne weiteres anerkannt. Soeben erklärt Edmund Fischer in den Sozialistischen Monatsheften (Heft 11, Jahrgang 1913), es wäre ganz sinnlos und unverständlich, wenn sich die Sozialdemokratie heute noch gegen die Bestrebungen richten wollte, die darauf hinzielen, es den Arbeitern in der bürgerlichen Gesellschaft schon so wohnlich und angenehm wie nur möglich zu machen. Die im eigenen Häuschen wohnenden Arbeiter mit kleiner Kinderzahl würden sich als die besten Kämpfer für den Sozialismus erweisen. (?)

Auch in der Schweiz hat sich das Sparkassenwesen unter der Herrschaft der freien Konkurrenz anders gestaltet, als es in der ursprünglichen Absicht der Schöpfer dieser Institution lag. Die philantropischen Gesichtspunkte sind immer mehr zurückgetreten, der Erwerbszweck ist in den Vordergrund gerückt.

Mit Recht betonte im Jahr 1901 der Bericht des Schweizerischen Handels- und Industrievereins, dass man unter der Herrschaft der freien Konkurrenz den eigentlichen Zweck der Sparanstalten vielfach aus den Augen verloren habe. Weitaus der größte Teil der gesamten Spargelder fließt heutzutage jenen Insti-

tuten zu, welche alle Spareinlagen einfach als Betriebsmittel betrachten und verwenden, bestimmt, ihren Inhabern einen möglichst großen Gewinn abzuwerfen. Es sind dies große Bankinstitute, Kantonalbanken, sodann die Spar- und Leihkassen, denen die Spargelder neben den Obligationen und Kontokorrent-Kreditoren einen Teil des Betriebskapitals für das Darleihensgeschäft liefern. Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lag das Handelsbankgeschäft auch in der Schweiz fast ausschließlich in Privathänden; die Institute der Jahre 1810 bis 1850 sind zu 86 Prozent Sparkassen gewesen, in der Absicht gegründet, dem kleinen Geldbesitzer einen sichern Aufbewahrungsort neben mäßiger Rendite zu bieten.

Heute fallen die eigentlichen Sparkassen, die von Genossenschaften oder von gemeinnützigen Männern fundiert und zum großen Teil auch von solchen verwaltet wurden, weniger ins Gewicht. Diese gemeinnützigen Kassen, die schließlich doch auch mit ihren Spargeldern Geschäfte machen müssen, vor allem Hypothekargeschäfte, haben sich überlebt. Nach den heute im Bankwesen herrschenden Ansichten verlangt man von den Instituten, die fremden Kredit heranziehen, ein eigenes Kapital, nicht nur einen Reservefond, wie ihn die meisten dieser auf gemeinnütziger Basis ausweisen als alleiniges Eigenkapital. Ob der Gewinn aus dem Geschäftsbetrieb als Dividende verteilt oder in den Reservefond fließt, kommt für die Sicherheit der bei dem Institute angelegten fremden Gelder nicht in Betracht.

Der frühere Banknoteninspektor Scherer stellte schlankweg für sämtliche Sparkassen ein Minimalerfordernis an eigenem Kapital von zehn Prozent der Spareinlagen auf; andere hielten jegliche bureaukratische Schablonisierung für widersinnig. Nach dem oben erwähnten Bericht des Schweizerischen Handels- und Industrievereins wurde gegen den Vorschlag wohl mit Recht eingewendet, es komme darauf an, welche Art Geschäfte eine Sparkasse (im weitesten Sinne des Wortes) betreibe, ob sie viel Kontokorrent-Verkehr habe, oder gar ungedeckten Kredit gebe, ob sie in der Belehnung von Grundeigentum einen weiteren Spielraum habe, oder ob sie zum Beispiel streng an das Erfordernis eines doppelten Unterpfandes gebunden sei.

Die Spareinlagen als fremde Betriebsmittel spielen namentlich bei den Kantonalbanken mit den Leihkassen eine große Rolle. Es gibt Institute, bei denen sie bis zu dreißig und mehr Prozent der Bilanzsumme ausmachen. Die gesonderte Geschäftsführung und die Ausscheidung einer Spezialsicherheit — nach dem st. gallischen Gesetz beträgt die vorgeschriebene Deckung der Sparkasseneinlagen 110 % — wird nur da vorgenommen, wo das Gesetz dazu zwingt. Würde diese Sicherheit ohne weiteres geleistet, so wären die meisten Klagepunkte gegen das moderne Sparkassenwesen aus der Welt geschafft. Den Handelsbanken passt eine derartige Sicherheitsleistung nicht in ihren Geschäftsbetrieb.

Der um die Regelung des Sparkassenwesens hochverdiente verstorbene Kantonstatistiker E. Naef nennt vier Formen der Einmischung des Staates in das Sparkassenwesen: 1. Der Kanton oder die Gemeinde ist Selbstgründer und Verwalter der Sparinstitute. 2. Der Kanton oder die Gemeinde gewährt den Sparkassen die staatliche oder kommunale Haftung. 3. Der Kanton stellt die Kassen unter besondere Aufsichtgesetze. 4. Der Kanton beschränkt sich auf die allgemeinen Vorschriften betreffend die juristischen Personen. Nach den Feststellungen Naefs ist in der Schweiz bei der Natur der Sparkassen als im öffentlichen Interesse errichteten Anstalten die Teilnahme des Staates (Kantone) und der Gemeinden im Gegensatz zu anderen Ländern eine sehr beschränkte; sie erstreckt sich kaum über zwölf Prozent aller Kassen. Auch als Anstalten des öffentlichen Rechts ist bis jetzt nur ausnahmsweise deren Errichtung von staatlicher *Genehmigung* abhängig. Diese Feststellungen verdienen bei der Würdigung unseres einheimischen Sparkassenwesens ganz besonders beachtet zu werden.

Eigentliche Sparkassengesetze bestehen unseres Wissens bisher nur in zwei Kantonen zu Recht: in Freiburg (1862) und St. Gallen (1892). Verschiedene Kantone, so Zürich und Luzern, sind auf dem Wege zu einer solchen Gesetzgebung. Im Jahre 1899 wurde in Zürich ein entsprechender Entwurf abgelehnt. Im Zürcher Kantonsrate forderte der jetzige Bundesrat Forrer als Minimum von dem Gesetze: „jährliche und öffentliche Rechnungslegung und ein gewisses Verhältnis zwischen Einlagen und Deckung."

Das st. gallische Gesetz fordert die Deckung des Gesamteinlagekapitals durch solide Werttitel; für zehn Prozent dieses

Sparkapitals muss eine weitere unbezahlte Sicherheit (Aktienkapital und Reservefond) vorhanden sein. Verlangt wird besondere Buchführung und Lostrennung des Sparkassengeschäftes von jedem andern. Der Artikel 4 des Gesetzes bestimmt: „Die für die Sparkassengarantie angewiesenen Titel haften in erster Linie den Sparkasseneinlegern für ihre Guthaben."

Die st. gallische Kantonalbank ist dem Gesetze nicht unterstellt, weil für sie Staatsgarantie besteht. Inwieweit eine solche in den einzelnen Kantonen sich erstreckt, — auf das Dotationskapital oder auch auf die Gesamtengagements — ist heute wohl noch eine nicht absolut geklärte Frage.

Fallen denn, so wird man fragen, die Depositen und Obligationen ebenfalls unter eine gesetzliche Bestimmung? Darüber besteht unseres Wissens in keinem Kanton eine Vorschrift; unsere eidgenössische und unsere kantonale Gesetzgebung hat sich bisher nur zweierlei Transaktionen angenommen: des Banknotengeschäftes (jetzt Monopol der Schweizerischen Nationalbank) und des Sparkassengeschäftes. Würde bei uns der Pfandbrief sich im Verkehr eingebürgert haben, so lägen die Dinge wesentlich günstiger. Das Schweizerische Zivilgesetzbuch sieht in den Art. 916 bis 919 dieses Instrument vor. Darnach können die von den zuständigen kantonalen Behörden bezeichneten Anstalten für den Grundpfandverkehr Pfandbriefe ausgeben mit Pfandrecht an den ihnen gehörenden Grundpfandtiteln und an anderen, ihrem ordentlichen Geschäftskreis entspringenden Forderungen. Diese Pfandbriefe haben die Eigentümlichkeit, dass sie für den Gläubiger unkündbar sind. Die Bundesgesetzgebung hat bisher die Bedingungen, unter denen die Ausgabe solcher Pfandbriefe erfolgen darf, noch nicht festgesetzt und auch noch nicht über die Einrichtungen solcher Anstalten legiferiert. Es ist zu wünschen, dass man mit tunlicher Schnelligkeit an die Ausführung dieser grundsätzlichen Bestimmungen gehe. Das deutsche Hypothekenbankgesetz vom 13. Juli 1899 enthält in den Paragraphen 29 ff Bestimmungen über den Treuhändler. Bei jeder Bank ist ein solches Organ zu bestellen. Der Treuhändler hat nach dem Wortlaut des Gesetzes darauf zu achten, dass die vorschriftmäßige Deckung für die Hypothekenpfandbriefe jederzeit vorhanden ist; er hat darauf zu achten, dass die zur Deckung der Hypothekenpfandbriefe

bestimmten Hypotheken gemäß den Vorschriften des Gesetzes in das Hypothekenregister eingetragen werden.

Es ist so gut wie sicher, dass mit der Einführung des auf eine gesetzliche Grundlage sich stützenden Pfandbriefes die Ausgabe von Obligationen in der zur Zeit herrschenden Weise fortgefahren wird. Die Bedenken, die vom Standpunkte des mittelständischen Kredites aus gegen die zu schaffende Postsparkasse erhoben werden, lassen deutlich erkennen, dass die Banken, welche zur Deckung dieses Kreditbedarfes in Frage kommen, auch in Zukunft nach wie vor in den Kassaobligationen einen großen Bestandteil der fremden Betriebsmittel erblicken.

Was muss geschehen? Es ist bei jedem Zusammenbruch gesagt worden: die Banken, welche Spargelder, Depositen, Obligationengelder annehmen, müssen ihre Gelder bankmäßig verwenden. Die kleineren Institute leiden unter der Konkurrenz der Mittelbanken und Großbanken. Daran ist nun einmal nichts zu ändern; der Zug ins Große, zur Konzentration liegt im Charakter unserer Zeit. Er äußert sich nicht im Bankwesen allein, sondern noch viel mächtiger in der Industrie und bis zu einem gewissen Grade auch im Handel. Es muss eine wirksamere Kontrolle einsetzen, sei es durch einen Revisionsverband oder durch den Staat, soweit das Sparkassengeschäft in Frage kommt. Die zweite Lösung wird aus den vorhin angegebenen Gründen eine Halbheit bleiben, weil sie nur die Spareinlagen erfasst. Werden die Bedingungen für die Banken zu sehr durch den Staatseingriff erschwert, so ist die Folge die: es wird Zuflucht zu anderen Formen genommen. Man nennt das Kind anders, statt Spareinlagen Depositen. Und vor allem werden die Kassaobligationen namentlich bei solchen Instituten noch mehr zunehmen, die nur schwache eigene Mittel besitzen. Staatliche Sicherstellung der Spareinlagen und im übrigen Kontrolle durch einen Revisionsverband, das sollte die Forderung sein. Damit wäre beiden geholfen: den Sparkassen- und Obligationengläubigern.

Die Debatten in unseren kantonalen Parlamenten bringen in den seltensten Fällen wirtschaftliche Probleme der Lösung erheblich näher. Was jeweilen zum Thema gesprochen wird, überschreitet kaum den Rahmen einer manchmal wohl interessanten subjektiven Betrachtungsweise und erhebt sich selten auf ein Ni-

veau, das demjenigen, der die Probleme berufsmäßig verfolgt, einigen Respekt einflössen könnte. Wir haben in unserem Lande bis in die letzten fünfzehn Jahre wirtschaftliche Fragen allzu stiefmütterlich behandelt; die ältere Schule, von einigen bedeutenden Köpfen abgesehen, lebt noch immer in dem Wahne, derlei Probleme lassen sich so ganz nebenbei lösen. Es ist hohe Zeit, dass unser legislativer Apparat von den Gesetzen des logischen, ökonomischen Denkens durchdrungen und der geistlose bureaukratische Formelkram endgültig verabschiedet wird.

Das Sparkassenwesen bedarf also einer gründlichen Reform; in jenen Kantonen, wo keine Schutzgesetze bestehen, müssen sie geschaffen werden; unabhängig von der Staatskontrolle sollte diejenige eines Revisionsverbandes über den ganzen Geschäftsbetrieb bestehen.

Der Ruf nach einem *eidgenössischen* Sparkassengesetz will heute nur heißen: es bleibt für manche Jahre beim alten. Wie unbeweglich ist der Bund, wenn es sich um den Ausbau der wirtschaftlichen Gesetzgebung handelt! Und wie rasche Arbeit wird im Vergleich dazu in anderen Ländern, namentlich in Deutschland geleistet. Wenige Monate, nachdem die Wertzuwachssteuer von einigen Gruppen der Linken vorgeschlagen wurde, lag auch schon das fertige Projekt vor. Bei der Schwerfälligkeit unserer politischen Maschinerie muss man leider Gottes immer mit Jahren rechnen. Was für ein Schneckentempo schlägt man beispielsweise bei der eidgenössischen Gewerbegesetzgebung ein. Vor Jahren haben wir schon über den Verfassungsgrundsatz abgestimmt; und trotzdem: von einer Gesetzesvorlage heute noch keine Spur. Bis der Bund ihn schützt, kann noch mancher arme Teufel um seine Spargroschen kommen. Die Vorgänge der letzten Jahre gebieten, dass wenigstens vorläufig auf kantonalem Wege die Spareinleger geschützt werden.

ZÜRICH PAUL GYGAX

L'ESPRIT POLITIQUE CHEZ LES ÉCRIVAINS FRANÇAIS

AU COMMENCEMENT DU XXE SIÈCLE[1])

Il y a à l'heure actuelle, dans la pensée publique et dans le monde littéraire en France, une suractivité qui confine à l'agitation. Cela ne va pas sans malaise. C'est un de ces malaises généreux grâce auxquels, périodiquement, s'atteste et se renouvelle la vitalité d'un peuple. Le tourment, pour cela, n'en est que plus vif, car il est plein de hâtes et d'impatiences.

Ce malaise vient, pour une bonne part, du trouble qui existe entre l'esprit politique et l'esprit littéraire.

L'esprit politique, c'est le sens éveillé des nécessités de la vie en commun et des aises à y introduire, au profit des relations du pouvoir et des individus, au profit de la liberté et de l'agrément des individus.

L'esprit littéraire, c'est un certain don de l'esprit et du langage individuel, projeté, avec quelque chose d'éternel, sur tout ce qui est autour, sur cette vie en commun, sur ce pouvoir, sur ces autres individus à proximité.

L'esprit littéraire et l'esprit politique ont, on le voit, des rapports naturels et une communauté d'objet. Et l'esprit littéraire, par sa vigueur divinatoire et expressive, doit évidemment rendre de grands services à l'esprit politique.

Eh bien, aujourd'hui, après tant de siècles et tant de collaboration, on n'est plus sûr que l'esprit littéraire et l'esprit politique aient lieu de demeurer étroitement unis. On découvre, entre eux, des méprises, des abus de confiance si j'ose dire, des substitutions, des équivoques.

Dernièrement, je causais avec un homme occupant une place éminente dans la politique, et il me disait: „En France, on ignore encore ce que c'est que l'esprit politique."

---

[1]) Texte d'une conférence faite à Zurich, à la Société *Wissen und Leben*, le 19 mai 1913.

Ce n'est, cependant, pas faute d'avoir fait de la politique! Il faut donc admettre, sans doute, que, plus d'une fois, quand on croyait cultiver l'esprit politique, on cultivait davantage encore l'esprit littéraire; on s'imaginait faire de la politique; on faisait, d'une façon déguisée, de la littérature.

La vie politique ne veut plus être de la littérature; l'esprit politique ne veut plus dépendre de l'esprit littéraire et, réciproquement, l'esprit littéraire est las de tous les sacrifices qu'il a consentis à l'esprit politique.

Voilà le fait, voilà le débat.

C'est aux environs de 1900 que ce débat prit, pour les jeunes écrivains entrant alors dans la vie littéraire, une valeur dramatique et la forme d'un cas de conscience douloureux.

A la faveur d'une cause passionnante, la littérature s'était rejetée, une fois de plus, au service de la politique. Dans un sens ou dans l'autre, peu importe.

Les jeunes écrivains suivirent le mouvement. Or, l'effervescence passée, que vit-on? On vit des déboires apparaître, pêle-mêle, de tous côtés, et des rancunes se manifester sans ménagements. Les politiques suspectaient les intentions des littérateurs; les littérateurs en voulaient aux politiques de les avoir amenés à des ingratitudes littéraires, à des partis-pris de l'esprit littéraire, par zèle pour telle ou telle forme de l'esprit politique.

Politiques et littérateurs n'étaient pas convaincus de s'être utilement assistés, bien au contraire. Ils regrettaient presque cette mutuelle assistance qui, pourtant, avait été enthousiaste.

Le mal, la gêne ainsi révélés n'ont fait que grandir.

Mais quel avait donc été le passé de ces relations de la littérature et de la politique, quelle avait donc été la nature de ces liens si fermes, de ces souvenirs communs si tenaces et, sans doute, si beaux pour que, brusquement, se déterminât un pareil désarroi, une pareille fatigue? Et quelle est la cause lointaine à laquelle on peut attribuer cette espèce de désaveu que la littérature et la politique s'infligent mutuellement?

Il s'agit de choses assez complexes dont l'analyse n'est pas commode.

La vie politique se partage, dans l'histoire de France, en périodes de soumission et de silence, et en périodes de délibé-

rations et de discussions. Les unes et les autres s'entremêlent; mais il y en a toujours une qui enveloppe et domine l'autre. Pendant que l'une est l'habitude, l'autre n'est que l'exception.

L'histoire de France se dispose ainsi en deux vastes versants, le versant absolutiste avec des alternatives fugitives de vie politique délibérante, et le versant d'examen et de délibération avec des alternatives d'absolutisme.

Or, l'esprit politique et l'esprit littéraire s'étant continuellement soutenus et aidés, ayant eu tendance à converger vers le même objet, on supposerait volontiers entre eux un parallélisme rigoureux. On se figurerait qu'ils ne partagent leur objet commun qu'en parfaite connaissance de cause, qu'en pleine lumière.

Eh bien, pas du tout.

En France, la littérature et la politique ont toujours été intimes, même quand la politique semblait n'avoir aucune raison d'être et ne pouvait espérer aucune consécration pratique. En France, l'esprit littéraire, sans amoindrir ses propres facultés ni son jeu fastueux et plein de caprice, a toujours eu tendance à anticiper sur l'esprit politique.

Il est arrivé que l'art littéraire français, au milieu de l'obéissance politique, a admirablement dégourdi, en sourdine, l'esprit politique. Il est arrivé aussi qu'au milieu de la liberté politique, et pour mieux servir la liberté politique, l'art littéraire s'est, à quelque degré, paralysé lui-même. Il est arrivé, enfin, que, se sentant parfois trop enchaîné à la politique, il a eu des dégoûts de l'esprit politique, au point de le répudier tout entier, au point de rechercher d'avares et merveilleuses griseries de style. Cela fait une destinée assez tourmentée, qui ne manque pas de contradictions.

Donc trois aspects, trois formes des rapports de la littérature et de la politique:

Un aspect combatif et passionné où la politique s'empare violemment de la littérature, où la littérature sert de toute sa force, de toute son âme, la politique.

Un aspect schismatique où elles se boudent, où elles se défient l'une de l'autre.

Un troisième aspect enfin, plus subtil, plus flexible où, sans se rendre compte qu'elles vivent côte à côte, elles se poussent secrètement l'une l'autre, au gré d'une sorte de promenade confidentielle; et c'est alors que la littérature, avec des airs innocents, usurpe une terrible clairvoyance, et possède, à l'égard de la politique, d'admirables énergies.

Et dans quelles proportions, ces trois aspects?

S'il est vrai qu'un esprit politique, armé de la force particulière que procure l'esprit littéraire, circule, discret et tout puissant, à l'instant où l'état de la vie politique ne leur permet aucune collaboration réelle, cela ne peut donc avoir eu lieu qu'au temps de la monarchie, c'est-à-dire pendant près de six siècles sur neuf.

Et, s'il est vrai que la littérature et la politique se soient associées, accouplées avec une fougue de propagande mêlée à des sursauts d'impatience mutuelle, à de jalouses reprises de soi-même, cela n'a eu lieu que pendant deux siècles à peine.

Rien n'est plus net, rien n'est plus angoissant:

Quand il y a entre la littérature et la politique cette harmonie spacieuse, ingénue et comme irresponsable que j'ai dite, c'est que le régime politique est clos, contraignant, c'est que la vie politique n'a pas de voix ni guère de conscience et c'est le cas des régimes absolus, ç'a été le cas de six siècles de monarchie.

Quand, au contraire, il y a entre la littérature et la politique une coopération plus active, qui souvent altère ou irrite la première au profit de la seconde, c'est que le régime politique est ouvert, aéré, c'est que la vie politique parle, discute, au besoin vocifère, et c'est le cas des régimes de débat et ç'a été le cas des XVIIIe et XIXe siècles.

A état politique précaire, à vie politique soumise, littérature épanouie de bien-être et de liberté politique sous-entendue. A état politique plus hospitalier, à vie politique plus libre, littérature vouée à des besognes politiques éclatantes, mais limitées, mais momentanées qui lui causent, à d'autres moments, des haut-le corps et de la répulsion.

Voilà quelle est la position de l'art littéraire français vis-à-vis de l'esprit politique.

Comparez-la à celle de l'art littéraire d'autres pays, de l'art d'Allemagne, d'Italie, de Russie, vous apercevez la différence. Comme c'est moins simple, comme c'est plus difficile à réduire en formules distinctes, n'est-ce-pas!

Dans les autres pays, les deux phases de zèle politique et de répugnance politique, nous les découvrons selon des péripéties et des mesures diverses. Et puis cela se borne là. Ou les écrivains font de la politique; ou ils n'en font pas. Ou ils sont tout à l'esprit littéraire; ou ils sont tout à l'esprit politique. Mais cette troisième physionomie, celle qui constitue l'originalité la plus saisissante de l'art littéraire français, cette sorte de soin politique détaché, cet individualisme à la fois jaloux de lui-même et empressé, sans s'en donner l'air, à la vie publique, c'est cela qui nous intrigue et nous surprend.

Et vous comprenez, à présent, qu'il y ait eu là, dès l'origine, des motifs de confusions, d'ombrages, d'inégalités dans l'avancement idéal, entre écrivains et politiques, et qu'à la longue ils aient dû aboutir à un conflit ou, si vous préférez, à un déséquilibre grave. Nous y viendrons tout à l'heure.

Mais je veux vous inviter à toucher ces considérations de plus près, à les vérifier en embrassant aussi brièvement que possible le spectacle de ces conjonctures compliquées.

Depuis le fin fond du Moyen-Age jusqu'à l'époque pré-révolutionnaire, cet esprit politique sous-jacent à l'esprit littéraire se déploie avec une audace et une variété admirables.

Au travers des vicissitudes de l'histoire des rois, triomphant des divergences amenées par la Renaissance et par la Réforme, on voit, en France, cet esprit de littérature à échos politiques se conserver parfaitement aisé, parfaitement autonome. On le retrouve partout. Il unit les trouvères à Ronsard, les chroniqueurs à Rabelais, puis Ronsard et Rabelais à Molière, à La Fontaine, à Racine, à Bossuet même et à Fénelon. En vérité rien n'y a fait, rien ne l'a gêné. Ni les effroyables soubresauts de la féodalité ameutée contre les rois, ni les représailles des rois, ni les invasions étrangères n'ont compromis, n'ont embarrassé l'épanchement de cette verve primesautière et en apparence frivole, habile, au demeurant, à d'élégantes morsures et hardie avec des

mines négligentes. C'est une évasion continuelle de libre pensée et de libre parler. Les farces, les romans, les fables, les satires, les comédies, les tragédies, coup sur coup, s'emploient, à qui mieux mieux, à élargir le rayonnement aimable de ce feu. Que de charme, que de docilité! Mais que de fièvre, bien qu'impalpable, mais que d'ambitions de la raison, bien que muettes et adroitement souriantes; mais que d'insoumission de la raison, bien que sa soumission paraisse sans reproche!

La religion sert heureusement ces menues révolutions intérieures de l'esprit politique, dont la littérature se fait l'artisan. La religion aggrave l'absolutisme politique, à coup sûr; d'une réalité simplement extérieure elle en fait une réalité confessionnelle. Elle la scelle dans les âmes comme la marque même de Dieu.

Seulement, dans son zèle de pénétration psychologique, il se trouve que la religion se place sur le terrain de la littérature, use des finesses de la littérature, et l'on assiste alors à ce phénomène extraordinaire que l'esprit de la littérature, tout imprégné, tout oint de sens politique, s'insinue dans la religion, la pare, l'illumine, et que la religion succombe à la rosée de raison, à la fraîcheur d'aurore qui, par la littérature, s'exhale déjà de toute la pensée française. Le dogmatisme catholique romain se dissout au contact des lèvres des fées romanes. Les rois eux-mêmes refusent son appui. De là ce qu'on a appelé plus tard le gallicanisme de l'Eglise de France. Quel plus convaincant témoignage du singulier ressort d'esprit politique qui se cachait sous les divertissements de l'esprit littéraire en vogue?

Cettte action détournée s'affirma du temps de Philippe le Bel et des Valois: temps de politique cruelle certes, plantureux et allègre en même temps, dans lesquels s'épanouissent les chansons de gestes, s'épanouissent les fabliaux, s'épanouissent les lais et les sirventes!

Et il en fut ainsi jusqu'au premier tiers du XVIIIe siècle. Bien entendu, il ne s'agit point d'une route toute droite, toute unie. Il y eut des périodes de discussion dans la politique; et, par suite, des périodes ou d'assujettissement politique ou de réclusion littéraire dans la littérature. Mais, ce sont des exceptions. Une des plus remarquables, à titre d'exemple, est celle qui ca-

ractérisa le moment de la Régence et de la Fronde. On fronde dans la vie politique. Eh bien, la littérature, précisément, ne fronde plus du tout. Elle s'essaie à de la politique doctrinaire, ce qui est tout autre chose. Elle s'enferme, surtout, dans la littérature pure, dans l'art pour l'art. L'hôtel de Rambouillet fleurit. Il en part les amplifications solennelles du *Prince* de Balzac, et les jeux de style de Voiture.

Poursuivons. A partir du XVIIIe siècle, l'ordonnance générale des lettres est renversée; ce qui était exception devient habitude, ce qui était habitude devient exception.

Que se passe-t-il, en effet dans l'histoire? Autour de la monarchie montent de grands chuchotements qui ne vont pas tarder à se changer en voix, puis en cris. Et aussitôt que se passe-t-il en littérature? La littérature commence à se livrer, avec abnégation, à la pratique de la raison des choses dont l'Encyclopédie va être le monument. La littérature commence à songer aux intentions positives de la politique, à les exprimer. Et la voici qui tantôt s'y consacre exclusivement, tantôt se voue, par réaction, à une retraite ombrageuse. Deux faces du même phénomène; deux conséquences de l'emprise politique. De toutes façons, c'en est fini de cette délicate mesure d'esprit politique par laquelle la littérature réussissait, si opportunément, à présider, en n'en ayant pas l'air, à la politique et à la religion.

Cette transformation comprend des degrés: on voit d'abord la littérature garder ses formes gracieuses, sa fantaisie, ses imaginations: la politique se contente de s'y introduire, au moyen d'allusions, d'allégories, de digressions. C'est Voltaire avec ses *Contes*. C'est J.-J. Rousseau, avec ses traités impétueux, avec ses enseignements lyriques. Ou bien, par lassitude, la littérature s'enfonce dans un égoïsme intraitable; elle s'adonne au romanesque, à l'amour pour l'amour, au sentiment pour le sentiment.

J.-J. Rousseau cumule les deux penchants. Le *Contrat social;* la *Nouvelle Héloïse.*

Puis la pression de la politique sur la littérature augmente. Aux paraboles succèdent les programmes. Chaque écrivain, de plus en plus, s'emprisonne dans un esprit politique systématique; chaque écrivain s'écarte, de plus en plus, du libre esprit politique

flottant d'autrefois. Diderot est le modèle génial de la métamorphose. Le premier il dresse la littérature à traiter de tous sujets, à s'acclimater à tous venants, à épouser chaque passion sans lendemain; bref il ménage le passage entre la littérature et la gazette; de ses soucis éternels il conduit la littérature au jour le jour, au *journalisme*.

Jusque dans la forme, la servitude nouvelle de la littérature se reflète. On nous dit qu'au XVIIIe siècle le style se libère. Est-ce bien sûr? N'y a-t-il pas plus de liberté dans le style périodique, ample, maître de ses inflexions, de ses reliefs et de ses tournants, que dans le style courant et successif qui est contracté, qui distribue rapidement des idées, qui se presse, qui s'affaire? Amusez-vous à mettre en parallèle, à cet égard, Montesquieu, même celui des *Lettres persanes*, et Bossuet, même celui des *Oraisons funèbres!* Comparez Beaumarchais à Molière! Comme en eux le politique et le littérateur se contrarient! Comme leur joie et leur aisance sont inégales! Les enthousiasmes impatients de l'un font tort aux délices savantes et nuancées de l'autre.

Et, à mesure que les temps avancent, d'autres entraves se révèlent. La politique n'entre plus seulement dans la littérature, comme sa voyageuse la plus fidèle; elle se l'approprie, elle l'habille, elle lui impose ses couleurs et ses manières. Autrement dit, la littérature adopte les mœurs politiques. C'est là un des traits essentiels du romantisme. Le romantisme est lyrisme, sans doute. Mais il est encore plus: éloquence.

Le génie de Hugo est autant d'un orateur que d'un poète. Par la surabondance, la redite, le grossissement, il vise à une vulgarisation qui ne recule pas devant la vulgarité. Il s'institue d'ailleurs bientôt homme politique: sa gloire s'en nourrit. Chateaubriand, Lamartine l'avaient déjà précédé dans cette voie.

Lorsque les écrivains romantiques ne sont pas hommes politiques, ils sont, du moins, journalistes avec passion. Théophile Gauthier aime écrire ses feuilletons au grondement des presses. On considère la carrière littéraire comme une branche de l'action.

Grande époque, époque d'immense essor civil! Mais, pour plaire aux dieux de la cité, les écrivains déposent leur indépendance hautaine, et, corps et âme, sacrifient l'esprit, l'idéal mul-

tiple propre à la littérature, à l'acharnement d'une propagande de qualité politique, à la recherche d'un succès volontiers banal et où la littérature et la politique forment un assemblage sans pureté.

De jour en jour, cette situation va se généralisant. De jour en jour, l'étreinte de la littérature et de la politique se resserre. Et dans cette étreinte, la littérature, tour à tour s'abandonne toute entière et se refuse toute entière.

Chez un même auteur, les deux attitudes alternent. Hugo écrit des romans où se côtoient le positivisme politique le plus crûment passager et le plus militant, et le romanesque littéraire le plus effréné, le plus dédaigneux de la vraisemblance sociale. C'est ce qu'on avait déjà trouvé chez J.-J. Rousseau; c'est ce qu'on trouve chez Georges Sand et chez Balzac.

Puis voici d'autres variétés.

Sur le romantisme en vers se greffe le *Parnasse*; sur le romantisme en prose se greffe le *Naturalisme.* Ils vont apporter des raffinements à la résistance de la littérature à la politique, ce qui est une façon d'en plus nettement souligner l'indomptable contagion.

Les poètes s'enferment dans le culte du style: ils ne sont plus seulement stylistes, ils sont stylites. Leconte de Lisle leur apprend le chant froid et immobile, dans le désert, sur un style de marbre.

Les prosateurs s'ingénient à décrire, par le menu, avec des enjolivures de sensations, ce qui est à portée de leurs mains et de leurs yeux. Huysmans et les Goncourt inventent „l'écriture d'artiste". Et si, chez la plupart, l'obsession du roman balzacien persiste, ils en accompagnent l'exaltation mi-politique mi-romanesque d'une espèce de fatigue, d'un désir d'oisiveté qui les attarde à des analyses rares, dans un inaltérable pessimisme: ainsi firent Flaubert et Daudet.

PARIS HENRI HERTZ

(A suivre)

□□□

DIE URSPRÜNGE DER POESIE

Welches ist die älteste Dichtungsart? Ich verfolge das Problem zunächst historisch bis R. Wagner und gebe erst zum Schluss meine eigene Meinung. Der Renaissance fiel Poesie mit Theologie zusammen[1]). Auf ihrer Poetik fußend sagt deswegen Ronsard[2]):

. . . la poésie n'était au premier âge qu'une théologie allégorique, pour faire entrer au cerveau des hommes grossiers, par fables plaisantes et colorées, les secrets qu'ils ne pouvaient comprendre, quand trop ouvertement on leur découvrait la vérité.

Ihm folgt Opitz, und in dieser Richtung liegen auch die Darstellungen des achtzehnten Jahrhunderts, die in der didaktischen Absicht die Ursprünge der Poesie suchen und sonach eigentlich die Didaktik, dieses sonst so stiefmütterlich behandelte Gebiet der Dichtkunst, an den Anfang der Entwicklung stellen. So Condillac[3]):

Es ist nicht schwer sich vorzustellen, auf welchem Wege die Poesie eine Kunst geworden ist. Als die Menschen die vom Zufall im Gespräch herbeigeführten einheitlichen und regelmäßigen Tonfälle bemerkt hatten, wurden die durch die Ungleichheit der Silben bewirkten verschiedenen Bewegungen und der angenehme Eindruck gewisser Modulationen der Stimme die Vorbilder für Rhythmus und Harmonie, denen sie nach und nach sämtliche Regeln ihrer Verskunst entnahmen. Musik und Poesie sind also naturgemäß gleichzeitig entstanden. Diese beiden Künste verbanden sich mit der Gebärde, die älter als beide war, die man den Tanz nennt. Wonach wir vermuten dürfen, dass man zu allen Zeiten, bei allen Völkern irgend eine Art Tanz, Musik und Poesie finden könnte . . . Die enge Verbindung dieser Künste bei ihrer Geburt ist der wahre Grund dafür, dass sie bei den Alten unter einem gemeinsamen Namen begriffen wurden. Bei ihnen umfasst der Ausdruck „Musik" nicht nur die Kunst, die er in unserer Sprache bezeichnet, sondern auch die der Gebärde, des Tanzes, der Poesie und der Deklamation . . . Man sieht leicht, welches der Zweck der ältesten Dichtungen war. Als die Gesellschaften gegründet wurden, konnten die Menschen sich noch nicht mit den Gegenständen des bloßen Vergnügens beschäftigen, die Bedürfnisse, die sie sich zu vereinigen genötigt hatten, begrenzten ihren Gesichtskreis auf das, was ihnen nützlich

---

[1]) K. Borinski, *Die Poetik der Renaissance.* Berlin 1886. S. 65.

[2]) Chr. W. Berghoeffer, *Martin Opitz' Buch von der deutschen Poeterei.* Frankf. a./M. 1888. S. 86 f.

[3]) Condillac, *Essai sur l'origine des conoissances humaines.* § 69 bis 72. Oeuvres I, p. 350 ff. Paris 1798. Der Essai erschien zuerst in zwei Bänden 1746 und 1754 in Amsterdam.

oder notwendig sein mochte. Poesie und Musik wurden also nur gepflegt, um Religion und Gesetze kennen zu lehren und um das Andenken der großen Männer und der Dienste, die sie der Gesellschaft geleistet hatten, zu bewahren.

Aber sieht hier nicht Condillac vielmehr gleich verschiedenen noch zu besprechenden Theoretikern des neunzehnten Jahrhunderts den Ursprung der Poesie in der sogenannten chorischen Lyrik? Ja und nein. Den Ursprung der Dichtung wohl, aber nicht den der Dichtkunst als Kunst; den glaubt er erst dort erblicken zu dürfen, wo sich didaktische Tendenzen ihrer bemächtigen. Deutlicher wird diese Meinung in dem von ihm stark abhängigen Sulzer[1]):

Der Ursprung der Dichtkunst ist unmittelbar in der Natur des Menschen zu suchen. Jedes Volk, das sich zu irgend einer Kultur der Vernunft und der Empfindungen heraufzuschwingen gewusst, hat seine Dichter gehabt, die keinen andern Beruf, keine andre Veranlassung gehabt, was sie stärker als andre gedacht und empfunden, unter sinnlichen Bildern und in harmonischen Reden ihnen vorzustellen, als die Begierde, die jede edle Seele fühlt, andern das Gute, davon sie durchdrungen ist, mitzuteilen . . . Sobald dieser erste Keim der Dichtkunst die Menschen auf die Mittel, nützliche Wahrheiten durch einen angenehmen Vortrag auszubreiten, aufmerksam gemacht hatte, entdeckten sie auch, dass außer dem gut abgemessenen Fall der Worte die gute Einkleidung, der feurige Ausdruck der Gedanken und lebhafte Bilder eine ähnliche Wirkung tun, und so wurde nach und nach die poetische Sprache entdeckt und gebildet. Vermutlich sind die ersten poetischen Versuche überall bloß einzelne Verse, wie unsere meisten Sprichwörter, oder kurze aus zwei oder drei Versen bestehende Sätze gewesen. Als die Kunst zunahm, erfand man Mittel, durch Allegorien und Fabeln das Volk zu lehren . . . Die wahre Geschichte der Dichtkunst nur von einem einzigen Volke wäre ohne Zweifel zugleich die Geschichte dieser Kunst bei jeder andern Nation, und gewiss ein wichtiger Teil der allgemeinen Geschichte des menschlichen Genies: aber sie fehlt überall. Am meisten weiß man von dieser Geschichte, in so fern sie die Griechen betrifft . . . Die erste Zeit, von welcher alle Nachrichten fehlen, ist die, darin sie angefangen hat aufzukeimen, da ihre Werke Sittensprüche, oder auch sehr kurze Äußerungen einer aufwallenden Leidenschaft gewesen, die tanzend gesungen wurden. In dieser Zeit war sie noch keine Kunst; wer etwa bei einer Versammlung ein außerordentliches Feuer der Einbildungskraft fühlte, der reizte die andern zu unförmlichem Gesang und Tanz, bei welchen der Gegenstand der Leidenschaft mit hüpfenden Worten angezeigt wurde. So äußern sich gegenwärtig bei den noch nicht gesitteten Völkern in Canada die ersten Versuche in Musik, Tanz und Poesie . . . Das lyrische scheint natürlicher Weise die älteste Gattung zu sein, da es durch

[1]) Johann George Sulzer, *Allgemeine Theorie der schönen Künste.* Neue vermehrte Auflage. Leipzig 1786. I. 433 f. Artikel „Dichtkunst".

den Ausbruch der Leidenschaften verursacht worden, und die Lustbarkeit, die jedes wilde Volk nach einem glücklichen Streite anstellt, können auch Spuren der nachher entstandenen epischen Poesie gezeiget haben.

Sulzers Buch war bereits anfangs der siebziger Jahre, da es erschien, veraltet, wie am deutlichsten aus Mercks vernichtender Kritik in den Frankfurter gelehrten Anzeigen des Jahres 1772 zu ersehen ist. Ja bereits im Jahre 1730 hatte der vielverlästerte Gottsched in seiner *Kritischen Dichtkunst* auf einem weit fortgeschritteneren Standpunkte gestanden. Er erörtert die sich schon bei Scaliger findende Theorie von der Entstehung des menschlichen Gesanges durch Nachahmung der Vögel, vergleiche dessen Poeticæ I, 4, besonders aber die Epistel an seinen Sohn[1]):

Klar ist es, dass mit den Anfängen der Natur zugleich der Gesang entstanden ist. So sehr, dass die Pythagoräer sogar den Blumen Lieder zuschreiben, in denen sie die Sonne, andere, in denen sie Mond und Sterne verherrlichen. Wir sehen alle Vögel meistens, manche das ganze Jahr hindurch zwitschern.

Das ist aber auch das einzige, was er Scaliger verdankt, und es ist unrecht, seine weit vorauseilenden Betrachtungen, in denen er viel vernünftiger als die im Banne der Aristotelischen Mimesis stehenden Batteux[2]) oder Cesarotti[3]), die auch die Lyrik unter das Joch dieses auf sie gar nicht anwendbaren Begriffs spannen wollen, sie als die effusive von der epischen als der imitativen Kunst säuberlich trennt, in denen er den Irrtum Scherers[4]), auch bei der Lyrik das Publikum als maßgebenden Faktor einzuführen, klug vermeidet und der primitiven Lyrik das moralische Zöpfchen energisch abschneidet — es ist unrecht, diese auf die unklaren und unter einander widerspruchsvollen Ausführungen Scaligers zurückführen zu wollen[5]):

Allein der Mensch würde gesungen haben, wenn er gleich keine Vögel in der Welt gefunden hätte. Lehret uns nicht die Natur, all unsre Gemütsbewegungen durch einen gewissen Ton der Sprache ausdrücken? Was ist

[1]) *Julii Cæsaris Scaligeri Poetices libri septem.* Editio secunda. Apud Petrum Santandreanum MDLXXXI.

[2]) Manfred Schenker, *Charles Batteux und seine Nachahmungstheorie in Deutschland.* Leipzig 1908. S. 30. 36.

[3]) Cesarotti, *Abhandlung über den Ursprung und Fortgang der Poesie.* Neue Bibl. d. schönen Wissensch. u. freyen Künste. Leipz. 1766, II, 1 ff.

[4]) F. B. Gummere, *The Beginning of Poetry. New-York 1908,* p. 349.

[5]) F. Braitmaier, *Gesch. d. poet. Theorie u. Kritik v. d. Discursen d. Maler bis auf Lessing.* Frauenfeld 1888. S. 96 ff.

das Weinen der Kinder anders als ein Klagelied? . . . Die Gesänge sind dergestalt die älteste Gattung der Gedichte und die ersten Poeten sind Liederdichter gewesen . . . Wann sich ein munterer Kopf von gutem Naturelle bei der Mahlzeit oder durch einen starken Trunk das Blut erhitzt und die Lebensgeister rege gemacht hatte, so hub er etwa an, vor Freude zu singen und sein Vergnügen auch durch gewisse dabei ausgesprochene Worte zu bezeigen . . . Ein verliebter Schäfer, dem bei der Langweile auf dem Felde, wo er seine Herden weidete, die Gegenwart einer angenehmen Schäferin das Herz rührte und das Gemüt in Wallung versetzte, bemühte sich nach dem Muster der Vögel ihr etwas vorzusingen und bei einer lieblichen Melodie zugleich seine Liebe zu erklären . . . Die allerersten Sänger ungekünstelter Lieder haben nach der damaligen Einfalt der Zeiten wohl nichts anders im Sinne gehabt, als wie sie ihren Affekt auf eine angenehme Art ausdrücken wollten, so dass dieselben auch in andern eine gewisse Gemütsbewegung erwecken möchten. Ein Saufbruder machte den andern lustig, ein Betrübter lockte dem andern Tränen aus, ein Liebhaber gewann das Herz seiner Geliebten etc. Die Sache ist leicht zu begreifen, weil sie in der Natur des Menschen ihren Grund hat und noch täglich durch die Erfahrung bestätigt wird.

Die Auffassung der Poesie als einer Art Theologie legte es nahe, wenn man nur einmal von didaktischen Tendenzen absehen wollte, in der religiösen Lyrik die ursprünglichste Dichtung zu sehen. Milton lässt zu Anfang seines *Paradise lost* die ersten Eltern einen Lobgesang auf Gott anstimmen, in den er den 148sten Psalm hineinverarbeitet. Darauf beruft sich Lowth[1]), wenn er die Ode für die ursprünglichste aller Dichtungsarten erklärt:

Offen genug trägt die Ode ihren Ursprung zur Schau; geboren ist sie zuerst aus den freudigsten und stärksten Affekten der menschlichen Seele, der Freude, der Liebe, der Bewunderung. Wenn wir uns den ersterschaffenen Menschen denken, wie ihn uns die heiligen Schriften zeigen, mit vollendeter Fähigkeit der Vernunft und der Sprache begabt, seiner selbst und Gottes bewusst, einen nicht unwürdigen Beschauer dieser überherrlichen Weltschöpfung des Himmels und der Erden, können wir glauben, dass sein Herz nicht bei diesem Anblick warm geworden sei, sodass er von der Glut seiner eigenen Gefühle hingerissen von selbst sich in das Lob des Schöpfers ergoss, und zu jenem Schwung der Rede, jenem Jubel der Stimme sich erhitzte, welche aus solchen Seelenbewegungen fast notwendig folgen? . . . Gewiss haben wir von jenem ersten und vollkommenen Zustande des Menschen keinen rechten Begriff, wenn wir ihm nicht auch einen bestimmten Besitz der Dichtkunst zugestehen, mittels deren er die frommen Empfindungen gegen Gott und die heilige Glut der Religion in Gesang und Hymnen würdig zum Ausdruck brachte.

---

[1]) Roberti Lowth, *De sacra poesi Hebraeorum.* Notas et epimetra adjecit J. D. Michaelis. Editio secunda. Goettingae 1770. p. 499. Michaelis hatte das Buch schon 1757 in Deutschland eingeführt, erschienen war es zuerst 1753 in Oxford.

Weit näher unserer modernen Auffassung steht ein anderer Engländer des achtzehnten Jahrhunderts, der große Nationalökonom Adam Smith[1]). Er hat sicher in England Vorläufer[2]), die ich aber gegenwärtig nicht nachweisen kann:

Nach den Vergnügungen, die aus der Befriedigung leiblicher Bedürfnisse entstehen, scheinen keine dem Menschen natürlicher als Musik und Tanz . . . Die menschliche Stimme ist wohl von Natur aus, wie sie immer das beste alle musikalischen Instrumente ist, auch das erste und früheste gewesen: Im Singen oder in ihren ersten Versuchen des Gesanges verwendete sie wohl Töne, so ähnlich als möglich denen, deren sie gewohnt war; das heißt sie verwendete wohl Worte von einer oder der andern Art, nur so dass sie sie in Tempo und Rhythmus aussprach, und gewöhnlich in melodiöserer Art, als in gemeiner Rede Brauch gewesen war. Diese Worte aber brauchten nicht und hatten wahrscheinlich noch längere Zeit keinen Sinn, sondern mochten den Silben gleichen, die wir im sinnlosen Refrain gebrauchen, dem derry-derrydown unserer Volksballaden, und mochten nur der Stimme als Hilfe dienen, um Klänge zu bilden, die sich zu melodischer Modulation eignen und zur Verlängerung und Verkürzung nach dem Zeitmaße der Melodie. Diese rohe Form vokaler Musik war, wie es die einfachste und leichteste ist, sowohl auch die erste und älteste. Im Verlaufe der Zeiten musste es geschehen, dass an Stelle dieser bedeutungslosen und sozusagen musikalischen Worte solche untergeschoben wurden, die einen Sinn ausdrückten, und deren Aussprache ebenso genau mit dem Rhythmus und der Melodie übereinstimmten, als jene „musikalischen" Worte es früher getan hatten. Dies ist der Ursprung des Verses oder der Poesie . . .

Der Vers musste natürlich irgend einen Sinn ausdrücken, der zu der ernsten oder heiteren, fröhlichen oder traurigen Laune der Melodie zu der er gesungen ward, passte; mit dieser Melodie gewissermaßen gemischt und vereint musste er Sinn und Inhalt dem zu geben scheinen, was an sich augenscheinlich keinen hatte. Ein pantomimischer Tanz mag manchmal dem gleichen Zweck entsprechen und mag, irgendein Liebes- oder Kriegsabenteuer darstellend, Sinn und Inhalt der Musik zu geben scheinen, die sonst offenbar keinen hätte. Ja, es ist natürlicher, die Ereignisse des gemeinen Lebens durch Geste und Bewegung mimisch darzustellen, als sie durch Vers oder Poesie auszudrücken . . . So mag der pantomimische Tanz der Musik einen deutlichen Sinn und Inhalt zu geben

[1]) *On the nature of the imitation which takes place in what are called the imitative arts.* Essays philosophical and literary, die 1795 aus dem Nachlass herausgegeben wurden.

[2]) Sicher gehört zu diesen seinen Vorgängern Brown: *A dissertation on the rise, union, the progressions, separations and corruptions of poetry and music.* London 1763. Ich schließe das nicht nur aus dem Titel, sondern mehr noch aus der Inhaltsangabe bei Finsler, *Homer in der Neuzeit.* Leipzig 1912, S. 365 ff. und aus der Polemik Herders in seinem *Ursprung der Sprache.* Übrigens ist das Buch nicht so unbeachtet geblieben, wie Finsler meint, da es im nächsten Jahre eine zweite Auflage erlebte und 1763 und 64 zwei Schriften erschienen, die sich mit ihm polemisch auseinandersetzten, deren Titel man bei Sulzer a. a. O. S. 440 findet.

gedient haben viele Menschenalter vor der Erfindung oder wenigstens vor dem allgemeinen Gebrauche der Poesie . . . Von diesen drei Schwesterkünsten, die ursprünglich vielleicht immer zusammen gingen und zu allen Zeiten gerne zusammen gehen, können zwei gesondert existieren, die dritte aber kann es nicht . . . Es ist die Instrumentalmusik, die am besten allein existieren kann. Vokale Musik, obwohl sie aus Klängen, die keinen bestimmten Sinn noch Inhalt haben, bestehen kann und oft besteht, ruft doch von Natur aus nach der Unterstützung durch die Poesie . . . Die Worte können die Situation einer einzelnen Person ausdrücken und drücken sie gewöhnlich aus, und alle die Empfindungen und Leidenschaften, die sie als Folge dieser Situation fühlt. Ein fröhlicher Gesell gibt der Freude Raum und dem Frohsinn, zu denen Wein, Festesfeier und gute Gesellschaft ihn begeistern. Ein Liebhaber klagt oder hofft oder fürchtet oder zweifelt . . . Eine Person in glücklichen Umständen dankt für die Güte oder eine im Unglück fleht um Gnade oder Vergebung zu jener unsichtbaren Macht, zu der sie emporschaut als zu dem Lenker aller Geschicke des menschlichen Lebens. Die Situation mag nicht nur eine sondern zwei, drei und mehr Personen umfassen; sie mag in ihnen allen ähnliche oder entgegengesetzte Gefühle wachrufen etc.

Vielleicht mit dem Engländer aus einer gleichen Quelle[1]) schöpfend kommt A. W. Schlegel in seinen „Briefen über Poesie, Silbenmaß und Sprache“ unsern modernen Anschauungen merkwürdig nahe[2]):

In ihrem Ursprunge macht Poesie mit Musik und Tanz ein unteilbares Ganzes aus. Der Tanz hat in allen seinen Gestalten, von der einfachsten Natur bis zu den sinnreichsten Erweiterungen der Kunst, vom Freudensprunge des Wilden bis zum Noverrischen Ballet, nie die Begleitung der Musik entbehren gelernt. Dagegen bestehen jetzt Musik und Poesie ganz unabhängig von einander: ihre Werke bilden sich vereinzelt in den Seelen verschiedener, oft sich missverstehender Künstler und müssen absichtlich darauf gerichtet werden, durch die Täuschung des Vortrags wieder eins zu werden.

Poesie entstand gemeinschaftlich mit Musik und Tanz und das Silbenmaß war das sinnliche Band ihrer Vereinigung mit den verschwisterten Künsten. Auch nachdem sie von ihnen getrennt ist, muss sie immer noch Gesang und gleichsam Tanz in die Rede zu bringen suchen, wenn sie noch dem dichtenden Vermögen angehören und nicht bloß Übung des Verstandes sein will.

Nun zum Ursprung der Poesie, worauf ich mit all meinen Betrachtungen hinzielte. Historisch wissen wir davon ebensowenig als vom Ursprung der Sprache . . . die sinnlichen Gegenstände lebten und bewegten

---

[1]) Die „Briefe“ sind 1795 erschienen, also im gleichen Jahre mit den posthumen Essais, so dass an einen direkten Zusammenhang nicht gedacht werden kann. Vielleicht ist diese gemeinsame Quelle eben jenes mir leider nicht zugängliche Buch von Brown, auf dessen vielversprechenden Titel ich oben hingewiesen habe.

[2]) Sämtliche Werke hg. v. Böcking VII. Leipzig 1846, S. 103, 108, 121.

sich in ihr und das Herz bewegte sich mit allen. Dies ist es, was man oft gesagt hat, und was doch nur in gewissem Sinne wahr ist: Poesie und Musik sei von Anfang an da gewesen und gleich alt mit der Sprache.

Dagegen polemisiert er nun: jene mit der Sprache gleich alte Poesie und Musik haben noch keinen Takt gehabt und erst mit diesem seien sie zu Künsten geworden. Der Gedanke einer vorkünstlerischen Periode der Poesie ist uns schon oben begegnet: hier liegt ein fruchtbarer Keim in dem Gedanken der ataktischen Musik, den Schlegel auch weiter unten geistreich ausführt[1]):

Allerdings lässt sich an eine Musik von Instrumenten ohne Takt gar nicht denken, auch die von Instrumenten begleitete Stimme ist durchaus an die Beobachtung desselben gebunden; aber wenn sie sich ganz allein hören lässt, so darf sie in diesem Stücke ihre natürliche Freiheit wieder geltend machen und darin auch neben dem künstlichen Reichtum musikalischer Zusammensetzung gefallen wollen. Du siehst, ich rede vom Rezitativ, das besonders in der italienischen Oper eine so schöne Stelle einnimmt, und dem man doch den Namen eines Gesanges nicht versagen kann.

Wüsste man nicht historisch das Gegenteil, so könnte man leicht auf den Gedanken geraten, das Zeitmaß gehöre unter die späteren Erfindungen, der Gesang habe, solange nur wirkliche Leidenschaft ihn eingab, in dithyrambischer Freiheit geschwärmt, und erst als er zum ergötzenden Spiele geworden, habe man den Mangel jenes ursprünglichen Nachdrucks durch einen kunstmäßigen Reiz zu ersetzen gesucht. Aber die Beobachter wilder Völker rühmen einstimmig die bewundernswürdige Genauigkeit im Takt, womit sie ihre Gesänge und Tänze aufführen.

Du wirst bemerkt haben, liebe Freundin, dass ich im Gange aller obigen Betrachtungen zwei Sätze ohne Beweis und stillschweigend zum Grunde gelegt habe, weil sie mir von selbst einzuleuchten schienen. Erstlich: Poesie sei ursprünglich von der Art gewesen, die man in der Kunstsprache lyrisch nennt. Zweitens: man habe sie immer unvorbereitet nach der Eingebung des Augenblicks gesungen, mit einem Ausdruck, der uns Deutschen wie die Sache selbst fremd ist, „improvisiert". Was jenes betrifft, so erinnere ich hier nur mit wenigen Worten, dass dem empfindenden Wesen sein eigener Zustand der nächste ist, dass der Geist die Dinge zuerst in ihrer Beziehung auf diesen wahrnimmt, und schon zu einer sehr hellen Besonnenheit gediehen sein muss, um seine Betrachtung derselben, wenn ich so sagen darf, ganz aus sich heraus zu stellen. Durch welche Veranlassungen und auf welchen Wegen die andern Gattungen, die in der lyrischen eingewickelt lagen, sich in der Folge von ihr gesondert, erzähle ich dir ein anderes Mal.

Dieses „andere Mal" ist, so viel ich weiß, nie gekommen. Auch nicht in seinen Berliner Vorlesungen vom Jahre 1801[2]). Dort hatte er die Tanzkunst als eine Kombination der simultanen

[1]) Ebenda S. 124, 132, 152.
[2]) Seufferts Neudrucke 17, S. 119.

und sukzessiven, der bildenden und musikalischen Künste hingestellt, fährt aber dann fort:

In der obigen Reihe haben wir die Tanzkunst als eine Kombination betrachtet. Allein die Einheit ist überall im Menschen früher als die Trennung, und so mussten sich anfangs die drei Arten des natürlichen Ausdrucks, durch Geberden, durch Töne und durch Worte notwendig beisammen finden. Leidenschaften riefen ihn in seiner größten Energie hervor, und sofern er ihnen angehörte, war er unwillkürlich. Der Mensch prägte ihm aber dadurch seinen Charakter der Freiheit auf, dass er die wilden Ausbrüche an eine selbst gegebene Regel band. Diese war für die Geberden, die Töne und die Worte eine und dieselbe: das Zeitmaß, der Takt, der Rhythmus. Bei vielen Nationen finden wir sie noch in dieser unzertrennlichen Verbindung . . ., oder richtiger zu reden, in dieser einzigen Urkunst liegt der Keim des ganzen vielästigen Baumes beschlossen, zu welchem sich nachher die schöne Kunst entwickelt hat.

Wir wollen versuchen, die Poesie genetisch zu erklären . . . Wir handeln also zunächst von der Naturpoesie, dann der Kunstpoesie. Erst bei der letzten tritt die Scheidung in Gattungen ein, oder vielmehr diese Scheidung bezeichnet eben den Anfangspunkt derselben.

Die Entstehung der Dichtungsarten aus dem Gesamtkunstwerk ist aber auch in diesen Vorlesungen nirgends dargestellt worden.

A. W. Schlegels Theorie war damals veraltet, um heute wieder modern zu sein. Denn 1765 und 1767 hatte sich in zwei Briefen an Herder der Magus vom Norden für die Priorität des Epos ausgesprochen[1]):

μῦθος, Fabel und Erfindung, scheint mir immer dem πάθος und Schwung der Empfindungen vorauszugehn.

Epos und Fabel ist der Anfang und außerdem nichts als Ode und Gesang.

So schreibt denn Herder[2]):

So schritt die Sage, als eine Tochter des Gedächtnisses weiter, bis sie Kunst ward, und diese Kunst hieß Dichtkunst. Das rohe Gold ward geprägt, und die Sage selbst war's, die diese Prägekunst aufbrachte. Jeder Erzähler nämlich will gut erzählen, und da er als Unterrichter der Weisere ist, so will er auch seinen Unterricht angenehm, dauerhaft, lebhaft, kurz auf die vollkommenste Weise einprägen. Hiermit war die Dichtkunst erfunden.

So groß ist bald die Autorität der Lehre von dem größern Alter des Epos, dass auch Schelling[3]), obwohl sie ihm nicht in sein System passt, sie als erwiesen annimmt:

[1]) Rudolf Unger, *Hamann und die Aufklärung.* Jena 1911. I, 271.
[2]) *Über Bild, Dichtung und Fabel.* 1787.
[3]) *Philosophie der Kunst.* Werke V, 639.

Wenn wir in der Abhandlung der verschiedenen Dichtungen der natürlichen oder historischen Ordnung folgen wollten, so würden wir von dem Epos als der natürlichen Identität ausgehen und von da zur lyrischen und dramatischen Dichtkunst fortgehen müssen. Allein da wir uns hier ganz nach der wissenschaftlichen Ordnung zu richten haben, und da nach der bereits vorgezeichneten Ordnung der Potenzen die der Besonderheit oder Differenz die erste, die der Identität die zweite, und das, worin Einheit und Differenz, allgemeines und besonderes selbst eins sind, die dritte ist, so werden wir auch hier dieser Stufenfolge treu bleiben und machen daher den Anfang mit der lyrischen Kunst.

So sind es denn wohl auch „wissenschaftliche" und nicht „historische" Gründe, die Bouterwek[1]) veranlassen, mit der Lyrik statt mit der Epik zu beginnen.

Hegel hingegen schickte sich die Stellung des Epos an die Spitze vorzüglich in sein System[2]):

Ein dritter Punkt endlich, worüber wir noch in Rücksicht auf den allgemeinen Charakter der lyrischen Poesie zu sprechen haben, betrifft die allgemeine Stufe des Bewusstseins und der Bildung, aus welcher das einzelne Gedicht hervorgeht. Auch in dieser Beziehung nimmt die Lyrik einen der epischen Poesie entgegengesetzten Standpunkt ein. Wenn wir nämlich für die Blütezeit des eigentlichen Epos einen im Ganzen noch unentwickelten, zur Prosa der Wirklichkeit noch nicht herangereiften Zustand forderten, so sind umgekehrt der Lyrik solche Zeiten günstig, die schon eine mehr oder weniger fertig gewordene Ordnung der Lebensverhältnisse herausgestellt haben, indem erst in solchen Tagen der einzelne Mensch sich dieser Außenwelt gegenüber in sich selbst reflektiert und sich aus ihr heraus zu einer selbständigen Totalität des Empfindens und Vorstellens abfließt.

Hegels Einfluss hat die Theorie wohl einen großen Teil ihrer Dauerhaftigkeit zu verdanken: darum spricht Usener[3]) von „der alten durch Hegel uns eingeprägten Vorstellung, dass im Anfang die erzählende Form, das Epos, stehe". Von ihm beeinflusst ist jedenfalls auch Wackernagel in seinem Aufsatze „die epische Poesie"[4]):

Es ist eine weit verbreitete Behauptung, dass man als die älteste Gattung der Poesie die Lyrik zu erkennen habe; denn dem Menschen liege nichts näher als sein Ich, und nichts könne ihn eher und leichter zu poetischer Produktion reizen als seine Empfindungen: mithin sei die lyrische Poesie als die Poesie des Ichs und des Gefühls auch die älteste. Diese Behauptung hat viel verleitenden Schein, dennoch ist sie ein lediglich aus

---

[1]) *Ästhetik.* Göttingen 1825.
[2]) *Vorlesungen über die Ästhetik.* Werke X, 3, 434.
[3]) *Der Stoff des griechischen Epos.* Kleine Schriften IV, 217.
[4]) *Schweizerisches Museum für historische Wissenschaften.* 1837, S. 341.

der Luft gegriffenes Theorem, und von aller Einsicht in die Literaturgeschichte, von aller Einsicht in das eigentliche Wesen der Poesie verlassen. So wie man sich nach historischer Begründung umtut, und so wie man nur einigermaßen bedenkt, was denn Poesie überhaupt solle und wolle, so ergibt sich vielmehr und bleibt die Lehre bestehen, dass die epische Poesie die älteste und dass alle Poesie nur episch gewesen sei.

Aus dem Aufsatz ging es in die „Poetik" des selben Autors über und in so und so viele andere Schulpoetiken.

Selbst A. W. Schlegels Bruder wusste mit dessen zitierten Briefen nichts anzufangen. Er behauptet[1]) ihnen zum Trotz das höhere Alter des Epos auf Grund der schon mehrfach erwähnten Scheidung von Dichtung und Dichtkunst. Man glaubt sich in die schwärzesten Zeiten der Aufklärung versetzt, bevor die hohe Kunst der Naturpoesie entdeckt worden war. Er spricht von der Fähigkeit

eine Leidenschaft in gemessenen Lauten und Bewegungen unwillkürlich auszudrücken. Mit dieser niedrigsten Gattung, welche nur den Keim zur künftigen lyrischen Kunst enthält, fängt die Poesie überall an und bleibt auch auf der untersten, bloß vorbereitenden Stufe ihrer Entwicklung dabei stehen. Streng genommen sind es nur gestaltlose Regungen der poetischen Anlage, Vorübungen der Poesie, die eigentliche Poesie ist noch gar nicht vorhanden; denn was nur zur Befriedigung eines Bedürfnisses dient, gehört nicht ins Gebiet der schönen Kunst.

Näher an August Wilhelm steht Schleiermacher[2]), der zu seiner Unterscheidung zwischen kunstmäßig und kunstlos sich wie dieser mit der Einführung des Rhythmus begnügt, mit der Gründung auf den Begriff der Bewegung aber von Herder[3]) abhängig scheint:

So wollen wir uns denn zunächst halten an eine alte Rede, die sich aber auch im Munde der neueren Meister wiederholt, dass alle Kunst entspringt aus der Begeisterung, aus lebhafter Bewegung der innersten Gemüts- und Geisteskräfte . . . Nun können wir wohl Freude und Schmerz, ohne nach Inhalt und Veranlassung besonders zu fragen, ohne weiteres als solche auch zu der innersten Quelle des Lebens durchdringende Erregungen aufstellen. Beide haben ihre entsprechenden Äußerungen im Ton und in den willkürlichen leiblichen Bewegungen. Aber freilich, wie die ausgelassene

---

[1]) *Geschichte der Poesie der Griechen und Römer.* 1798. Prosaische Jugendschriften hg. v. J. Minor, S. 248.

[2]) *Über den Umfang des Begriffs der Kunst in Beziehung auf die Theorie derselben.* Gelesen in der preußischen Akademie am 11. Aug. 1831.

[3]) *Die Lyra.* Von der Natur und Wirkung der lyrischen Dichtkunst 1795. Aus dem zweiten Bande der Terpsichore.

Freude springt und sich in kreisenden Bewegungen ermüdet, wie sie umarmend an sich reißt und fahren lässt, wie sie halb artikulierte Töne bunt durcheinander in mancherlei Höhe und Tiefe ausstößt, und wie ebenso ohne Maß und Regel auch der Schmerz seufzt und schreit, sich in kläglichen Windungen umherwirft und so die Tonleiter auf- und abläuft und alle barocksten willkürlichsten Bewegungen am häufigsten wiederholt: so ist bei diesen Äußerungen an ein Kunstwerk nicht unmittelbar zu denken. Und doch sind das unleugbar die Naturanfänge zweier Künste, das Kunstlose zu Tanz und Gesang als dem Kunstmäßigen, zwei Künste, aus denen sich doch die größeren Gebiete der Mimik und der Musik nur durch natürliche Erweiterungen entwickelt haben. Was ist nun der spezifische Unterschied zwischen dem Kunstmäßigen und Kunstlosen? Dies unstreitig, dass die rohen und ungeschlacht wechselnden Bewegungen unter Maß und Regel gebracht werden . . . Und dieses ist der tiefere ursprüngliche Sinn der Formel, dass die Leidenschaften oder vielmehr die leidenschaftlichen Zustände gemäßigt werden durch die Künste.

Nur einige Dichter stehen auf einem A. W. Schlegels verwandten Standpunkt, der von den Theoretikern verachtet wurde. So Jean Paul[1]):

Die Lyra geht, da Empfindung überhaupt die Mutter und der Zunderfunke aller Dichtung ist, eigentlich allen Dichtformen voraus, als das gestaltlose Prometheusfeuer, welches Gestalten gliedert und belebt. Wirkt dieses lyrische Feuer allein, außerhalb den beiden Formen oder Körpern Epos und Drama, so nimmt die freifliegende Flamme, wie jede körperliche, keine umschriebene feste Gestalt an, sondern lodert und flattert als Ode, Dithyrambus, Elegie.

Ein fruchtbarer Gedanke, der uns heute wieder sehr nahe liegt: alle Poesie Äußerung der Persönlichkeit, also eigentlich immer Lyrik, nur manchmal in die ursprünglich fremde Form der naturnachahmenden Gattungen von Epos und Drama gefasst.

Über das auch von A. W. Schlegel angeschlagene Thema von der im Tanze enthaltenen bildenden Kunst phantasiert der tiefgründige Novalis[2]):

Plastik, Musik und Poesie verhalten sich wie Epos, Lyra und Drama. Es sind unzertrennliche Elemente, die in jedem freien Kunstwesen zusammen und nur nach Beschaffenheit in verschiedenen Verhältnissen geeinigt sind.

Auf Goethes Betrachtung und Auslegung der Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen[3]) macht mich Mayne aufmerksam:

---

[1]) *Vorschule der Ästhetik 1804.* XIII. Programm.
[2]) Sämtliche Werke, hg. von C. Meißner. III, 32.
[3]) Weimarer Ausgabe, XLI, 1. S. 223 f.

Das Geheimnisvolle der Ballade enspringt aus der Vortragsweise. Der Sänger nämlich hat seinen prägnanten Gegenstand, seine Figuren, deren Taten und Bewegung so tief im Sinn, dass er nicht weiß, wie er ihn ans Tageslicht fördern will. Er bedient sich daher aller drei Grundarten der Poesie, um zunächst auszudrücken, was die Einbildungskraft erregen, den Geist beschäftigen soll; er kann lyrisch, episch, dramatisch beginnen, und, nach Belieben die Form wechselnd, fortfahren, zum Ende hineilen, oder es weit hinausschieben . . . Übrigens ließe sich an einer Auswahl solcher Gedichte die ganze Poetik gar wohl vortragen, weil hier die Elemente noch nicht getrennt, sondern wie in einem lebendigen Ur-Ei zusammen sind, das nur bebrütet werden darf, um als herrlichstes Phänomen auf Goldflügeln in die Lüfte zu steigen.

Einer der letzten bedeutenden Theoretiker, der an der Priorität des Epos festhält, ist der Hegelianer Vischer[1]). Auch ihm gelingt es nur durch die bekannte Unterscheidung einer kunstlosen und kunstmäßigen Periode:

Hier ist noch das Nötige zur Rechtfertigung der Stelle zu sagen, die dem Lyrischen gegeben ist. Es scheint der Zeit und dem Begriffe nach, oder, wenn man will, der Zeit nach, weil dem Begriffe nach, viel mehr das Erste zu sein, denn die Poesie ist die enge Nachbarin der Musik, kommt aus ihr und schickt sich an, aus der Innerlichkeit der Empfindung die Welt der Objekte wieder zu erschließen und auszubreiten; ihr Wesen ist die Entfaltung der innerlich verarbeiteten Welt; daher waren lyrische Ergießungen der unmittelbaren Empfindung notwendig überall die ersten Äußerungen der dichterischen Phantasie. Ein Interesse der bloßen logischen Konsequenz, die Kategorie der Objektivität um jeden Preis voranzustellen, wäre nur eine Verirrung der Abstraktion . . . Allein genauer betrachtet, verhält sich die Sache anders: die ältesten Lieder waren überall objektiven Inhalts, priesen Götter und Menschen; freilich in lyrischem Tone, und man kann insofern sagen, es liege hier eine noch unentwickelte Einheit des Lyrischen vor, allein es war keine Einheit, die ein Gleichgewicht enthielt, vielmehr das objektive epische Element herrschte und gestaltete sich zuerst weiter zu bestimmten Formen, zu Heldenliedern, die dann zu Epen zusammenwuchsen, während das Subjektive, Lyrische noch lange Zeit viel zu unentwickelt blieb, um als entschiedene Form in das Licht der Geschichte der Poesie herauszutreten, vielmehr die späte Reife der Bildung abwarten musste . . . Historisch und psychologisch hat den Beweis für den Vorgang des Epischen Wackernagel geführt . . . Demnach behält jener Begriff einer ursprünglichen, unentwickelten Einheit des Lyrischen und Epischen in den ältesten erzählenden Liedern seine relative Richtigkeit; jenes war im Keime vorhanden, musste dann diesem den Vortritt lassen, nahm aber, als es selbst an die Reihe der Entwicklung kam, die Form wieder auf, in der es einst neben dem Epischen geschlummert hatte, und gab ihr wirklich lyrische Gestalt.

---

[1]) *Ästhetik.* III, 2, 5. Stuttgart 1857. S. 1262.

Der Vorgang des Epischen wird hier eigentlich nur mehr zaghaft festgehalten; das älteste ist die Chorlyrik, die als „objektive" Lyrik bezeichnet wird, welcher Begriff noch lange die Erkenntnis der Geschichte unserer mittelhochdeutschen Lyrik verdunkeln sollte. Dieser Begriff der „objektiven" Lyrik war deswegen so schädlich, weil man darunter zweierlei verstand, erstens wie Vischer die nur lyrisch gefärbte aber imitative Darstellung der Außenwelt, eines äußern Geschehnisses, — und die Beschränkung der primitiven Lyrik auf diese Art ist durchaus nicht nachweisbar, ja direkt unwahrscheinlich — zweitens aber eine „wenig subjektive", das heißt wenig individuelle, nicht Individual- sondern Gemeinschaftsgefühle ausdrückende, massenpsychologische, wenig differenzierte, und insofern ist die Unterscheidung zweifellos richtig. So weit kann man Vischer und Wackernagel das Psychologische zugeben; dass dieser aber auch historisch den zeitlichen Vorgang des Epos nachgewiesen habe, war damals nicht mehr den Erkenntnissen der Zeit entsprechend. Denn das wusste man damals schon, dass weder die griechischen noch die indischen Epen die ältest überlieferten Dichtungen seien. Im Jahre 1837, als Wackernagel seinen Aufsatz veröffentlichte, konnte man noch meinen, auf der Basis von Geschichte, Mythologie und Philosophie den Nachweis für die Priorität des Epos erbringen zu können; denn obwohl der Engländer Jones schon im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts einen Hymnus des Rigveda übersetzt hatte, war es doch noch lange nicht bekannt, dass man es hier mit der ältesten poetischen Urkunde der weißen Rasse zu tun habe.

BERN S. SINGER

(Schluss folgt)

AUS ILSE FRAPANS WERDEZEIT

Der 25. Mai 1881 brachte mit der zweihundertsten Wiederkehr von Calderons Todestag die universale Huldigung desjenigen spanischen Dichters, der im Urteil seiner Heimat wie des gesamten Auslandes als der größte gilt — nach Goethe „dasjenige Genie, das zugleich den größten Verstand hatte". Seiner Stellung in der vergleichenden Literaturgeschichte und speziell zu Deutschland gedachte der Festartikel von Max Koch[1]) mit der Anerkennung Calderons als höchsten literarischen Ausdrucks seines Volkes in einer gegebenen Zeit — „wenn uns auch die Poesie Calderons fremd und kaum verständlich geworden ist". Um so mehr konnte die Berliner Preisausschreibung für die königlich spanische Akademie, die übrigens beinahe zu spät erfolgte, nur für Dichter von Erfolg sein, deren vornehmstes Streben es von jeher gewesen, das Fremde ins Deutsche hineinzuarbeiten. Zur Beurteilung der 160 eingegangenen deutschen Bewerbungen hatte der spanische Gesandte, Graf Benomar, Paul Lindau als ersten Preisrichter ernannt und auf dessen Vorschlag Berthold Auerbach und Heinrich Kruse beigezogen. Ihr einstimmiges Urteil fiel auf das unter dem Motto „Nord und Süd" eingereichte Stanzengedicht, das in neun Strophen eine mit treffender Charakteristik aufs beste gelungene Überschau der Hauptwerke des großen Spaniers enthielt. Sein Verfasser war der damals in Zürich-Hottingen wohnhafte Dichter und Übersetzer *Edmund Dorer* (1831—90[2]), der den Preis — bestehend in einer goldenen Medaille im Werte von Fr. 500 und einem Ehrendiplom — schon durch seine frühere Wirksamkeit verdient hätte. Als gründlicher Kenner Calderons wie der spanischen Poesie überhaupt hatte Dorer in seinen Gedichtsammlungen „Bunte Blätter"[3]), „Cancionero", „Granatblüten"[4]) die schönsten Pflanzen aus dem Liedergarten des Südens in sein Land versetzt und sich damit die Anerkennung der allgemein Gebildeten wie

[1]) „Calderon in Deutschland" in der Wochenschrift für das Leben des deutschen Volkes in Staat, Wissenschaft und Kunst: „Im neuen Reich". Leipzig, Hirzel 1881, Nr. 21.

[2]) Ein ausführliches, auf Grund des handschriftlichen Nachlasses gearbeitetes Bild seines Lebens und Schaffens erscheint binnen Monatsfrist bei Huber und Cie., in Frauenfeld.

[3]) Leipzig, T. O. Weigel 1878. [4]) Beide ebenda 1879.

der speziellen Fachgelehrten erworben. Nunmehr suchte der Berichterstatter des Madrider „Imparcial“ nicht allein durch eine (Prosa.) Übertragung das Originalgedicht Dorers den Lesern der mit über 41 000 Exemplaren bedeutendsten spanischen Zeitung zum Verständnis zu bringen, sondern erklärte dasselbe als die beste unter allen dem Wetteifer der Nationen erblühten Huldigungen Calderons, die bei der Feier zur Veröffentlichung gekommen seien.

Die Mitteilung von der Zuerkennung des Preises an Edmund Dorer machte in den letzten Aprilwochen des Jubeljahres die Runde durch Deutschlands gesamte Presse; auf diesem Wege gelangte sie auch zur Kenntnis der damals dreißigjährigen Dichterin *Ilse Frapan,* welche unter ihrem Mädchennamen Elisa Therese Levien ein Lehramt an der Volksschule ihrer Heimatstadt Hamburg bekleidete. War schon in früher Jugend die allseitige Ausbildung dieser Frau von keiner Seite irgend einem Zwang unterworfen gewesen, so gestattete ihr eine beneidenswerte Freiheit des Lebens auch jetzt noch, sich ruhig allen heitern und schönen Eindrücken zu überlassen. Ihre Mußezeit konnte sie darum ausgiebig zum Studium fremder Sprachen und Literaturen verwenden — in Betätigung einer frühzeitig entwickelten Liebe, aus welcher das folgende Schreiben an den bekränzten Calderonsänger ohne weiteres verständlich ist.

Hbg. 24/4 81

Verehrter Herr Doctor!

Verzeihen Sie zuvörderst, dass eine Unbekannte es wagt, Sie mit einigen Zeilen zu belästigen; aber sie denkt sich, diese Unbekannte, dass Sie an diesem Tage froh gestimmt sind, und da ist man ja zur Güte geneigt! — Ich läse *gar zu gern* Ihre preisgekrönte Dichtung, erstlich aus Interesse für Calderon, dann aus Teilnahme für die Feier und endlich — aus einem persönlichen Interesse für die Preisbewerbung überhaupt!

Vielleicht haben Sie die Freundlichkeit, der dreisten Schreiberin dieser Zeilen, die Ihnen übrigens herzlich Glück wünscht unbekannter Weise, in einem kurzen Wörtchen anzuzeigen, wie oder wo und wann Ihr Gedicht im Druck erscheinen wird, und wie sie diesen ihren Herzenswunsch befriedigen könnte!?!

Mit aller Hochachtung

Ilse Levien.

Hamburg. Neustr. Fuhlentwiete 32. I.[1])

[1]) Neustädterstraße — Fuhlentwiete ist der zwischen den Alsterbecken und den Elbehäfen gelegene Stadtteil Hamburgs.

Dorers liebenswürdiger Natur blieb eine Ablehnung der so bescheiden-herzlich vorgetragenen Bitte versagt, wenn er auch mit seinem strengsten Kritiker[1]) darin einig ging, dass die Architektonik seines Gedichtes viel zu wünschen übrig lasse und nirgends aus einem originellen Grundgedanken hervorgegangen erscheine. Anderseits liegt im Urteil eines andern Kenners[2]) („wem solches zu schreiben vergönnt worden, den hat die Muse nicht nur für diese Gelegenheit geküsst") die Erklärung für den gemeinsamen Boden, auf dem die Vereinigung von „Nord und Süd" — der bald darauf geschlossene Freundschaftsbund der angehenden Dichterin mit dem auf dem Höhepunkt seines Könnens angelangten Sänger — hat geschehen können. Die Befestigung dieser Beziehungen erfolgte mit dem ersten Schreiben Dorers an seine Verehrerin, der er das indessen überall durch die Presse verbreitete Preisgedicht[3]) übersandte — in des Dichters Heimat war es J. V. Widmann, der dem Autor seine Freude nicht verhehlte, „die Dichtung im Vaterland weiter verbreiten zu helfen". Else Levien dankte mit folgenden Worten:

Hbg. 8/6. 81.

Sehr geehrter Herr Doctor!

Sie haben mir mit der Erfüllung Ihres freundlichen Versprechens eine ordentliche Pfingstfreude bereitet, und ich danke Ihnen herzlich dafür!

Sie können sich denken, wie ich mit Ihrem schönen Gedicht zu allen Freunden und Geistesverwandten gelaufen bin, es war doch auch noch ganz etwas Besonderes, es so ganz unmittelbar aus *der* Hand zu erhalten, die es geschrieben!

Die Prämierung Ihrer Arbeit widerlegt Ihr eigenes bescheidenes Urteil und findet die herzlichste Zustimmung bei allen, die sie lesen; ich kann mir nicht denken, dass es möglich wäre, in so wenigen Worten eine schärfere Charakteristik des Dichters und seines Landes zu geben.

Was werden Sie aber nun sagen, wenn ich so unbescheiden bin, Ihnen gleichfalls Verse zuzuwenden und noch dazu gedruckte? Urteilen Sie nicht zu hart, aber loben Sie erst recht nicht; ich weiß sehr wohl, wie gut das, was ich darin sage, eigentlich auf jeden großen Dichter passt — der Enthusiasmus tut's eben nicht allein!

Mit aller Hochachtung Ihre

Ilse Levien.

---

[1]) *Hugo Schuchardt* in einer Artikelserie „Neueste deutsche Calderon-Literatur", in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1881, Nr. 193, 198/99, 200, 216.

[2]) Des finnischen Literarhistorikers und Philosophen *Wilhelm Bolin* in einem Brief an Dorer vom 21./23. Juli 1881.

[3]) „An Calderon zum 25. Mai 1881"; später im Druck von S. Schottlaender in Breslau erschienen.

Dem Schreiben lagen die Strophen bei, welche die Calderon-Begeisterte zwar veröffentlicht, aber nicht zur Konkurrenz anzumelden sich getraut hatte, da sie, auf wenig gründliche Kenntnis der Werke des Besungenen fußend, mehr nur instinktiv ahnend hatte dichten können. Das seltene Poem, das vom „Hamburger Fremdenblatt" an leitender Stelle[1]) aufgenommen worden ist, hat folgenden Wortlaut:

ZUM ZWEIHUNDERTJÄHRIGEN TODESTAGE CALDERONS

25. Mai 1881.

Von einem Helden hast Du uns berichtet,
Den das Geschick in Bande hart geschlagen;
Doch aufwärts stets das treue Aug' gerichtet,
Bezwang er selbst die schwersten Erdenplagen;
Der Leib zerbrach, der Geist blieb unvernichtet,
Und als die Seele himmelan getragen,
Führt' der verklärte Schatten seine Krieger
Den Weg des Ruhms und blieb im Tod noch Sieger.

So stehst Du heut' vor uns, erhab'ner Geist,
Als trügest selber Du Fernandos Züge;
Wer sich, wie Du, im Glücke standhaft weist,
Wo ist das Leid, das ihn zu Boden schlüge?
Als ob Du kaum von uns geschieden seist
Aus dieser Welt voll Schein und Ungenüge,
Zeigst Du der neuen Welt und ihren Söhnen
Den Pfad des ewig Gültigen und Schönen.

Das Leben ist ein Traum, aus Nacht geboren,
Hinschleicht's im Dunkel, dunkel zu versinken;
Was lebt, ist schon dem Leben halb verloren;
Die Blumen, die des Morgens Strahlen trinken,
Hat schon am Mittag sich der Tod erkoren;
Die Früchte, die Genuss und Labung winken,
Wie Sodomsäpfel wandeln sie beim Raube
Durch seine Hand zu Asche sich und Staube.

Und doch, umdrängt von Erdenqual und Not,
Sterblicher Mensch, ringsum Vergänglichkeiten,
Gelang's ihm, aus dem allgemeinen Tod
Sich ew'ge Güter rettend zu erstreiten;
Leuchtsterne unserm Wandel, wahres Brot
Des Lebens sind sie gleich zu allen Zeiten,
Die, wie Geschlechter auf Geschlechter sterben,
Sich von Geschlechtern zu Geschlecht vererben.

[1]) 1881, Nr. 120 (25. Mai 1881), zweite Beilage.

Zwar nimmer wird die Menge dazu taugen,
Es zu bewahren, das geweihte Pfand,
Am Boden haftend mit des Leibes Augen,
Wann hat sie je die Wahrheit selbst erkannt?
Nur Einz'le sind's, die ihre Strahlen saugen,
Nur Einz'le, die kein Irrtum abgewandt;
Doch wehe jenen, die dem Volke spenden
Unreinen Herzens, mit befleckten Händen.

Du warst der Reinsten einer, wie geschaffen
Zu einem Führer in der Geister Reich!
Hoch war Dein Sinn und edel Deine Waffen,
Wer ist wie Du an Glut und Inbrunst reich?
Nicht Ruhmesglanz macht' Deine Kraft erschlaffen,
Getreu Dir selbst, bliebst Du Dir selber gleich,
Und was Du Unvergängliches gesungen,
Das hat die Mit- und Nachwelt längst bezwungen!

Ein Priester, deutest Du des Glaubens Wort,
Als der Alltäglichkeit verworr'nen Zeichen;
Ein Kämpfer, fichtst Du für der Ehre Hort
Und eilst, dem Helden selbst den Kranz zu reichen;
Ein Dichter, weißt Du in der Schönheit Port
Den Streit von Traum und Wahrheit auszugleichen:
Da muss des Lebens Gang sich schön vollenden,
Wo solche Sterne Schutz und Kräfte spenden.

Du hast Dir selber eine Welt gegründet;
Wohl ist sie weit und herrlich, diese Welt!
Und hast mit kunstgeweihter Hand entzündet
Die ew'ge Lampe, die den Bau erhellt;
Und Wunderbilder, lebensvoll geründet,
Auf die ein Strahl des Zauberlichtes fällt,
Und bunte Schatten ziehn dort ihre Bahnen —
Viel zeigst Du uns und lässest mehr noch ahnen.

So ward denn Deine tiefste Sehnsucht wahr:
Du lebst unsterblich, nun, da sie gefallen
Des Leibes Fessel: unverfälscht und klar
Seh ich Dein Bildnis durch die Zeiten wallen;
Was Deines Volkes stolze Habe war,
Ein Gut der Menschheit ist's und eigen allen:
Und was uns heut' begeistert und erhoben,
Ist Hauch der Ewigkeit, ein Hauch von oben!

ILSE LEVIEN

Mittlerweile hatte Edmund Dorer seinem Festgedicht einige schöne Strophen hinzugefügt und das Ganze als zweite, erweiterte Ausgabe bei seinem Verleger, Wilhelm Friedrich in Leipzig, noch

im gleichen Jahre erscheinen lassen[1]). Wohl durfte die Kritik die Elastizität des Geistes bewundern, denn auch so liest sich alles wie das Ergebnis einer einheitlichen Begeisterung. Der einstimmigen Anerkennung durch die Öffentlichkeit schließt sich das Urteil Ilse Leviens an:

Wandsbeck. Hamburgerstraße 3, 10/8. 81

Hochverehrter Herr Doctor!

Mit der lebhaften Freude empfing ich gestern Abend Ihre liebenswürdigen Zeilen und Ihr schönes Gedicht; doppelt überrascht und erfreut hat mich Ihre Sendung, da ich schon fürchtete, mir durch meine schlechten Verse Ihr Missfallen zugezogen zu haben; denn der Brief, von dem Sie mir schreiben, ist leider gar nicht in meine Hände gelangt! Ich hoffe indes, die Post wird ihn mir noch herausgeben, ich werde sofort Jagd auf mein Eigentum machen! Vielleicht, dass er wegen eines Irrtums in der Hausnummer (52 statt 32) zurückgegangen ist, was übrigens auch ein Wunder wäre, da der gestrige Brief die nämliche Adresse, und zwar mit Blaustift geändert, zeigt.

In jedem Fall danke ich Ihnen, verehrter Herr Doctor, aufs herzlichste, für damals und heut; was werden Sie von mir gedacht haben, dass ich Ihre Zeilen unbeantwortet ließ!

Und jetzt zu Ihrem erweiterten Gedicht! Ich kannte es noch nicht in dieser Gestalt und finde die Idee, es zu vervollständigen, und die Art, wie dies geschehen ist, ganz vortrefflich. Durchaus harmonisch fügen sich die neuen Verse den übrigen an und sind, meine ich, in jeder Hinsicht als ein Gewinn für die Dichtung zu betrachten. Wer den spanischen Dichter kennt, wird freudig zustimmen bei dieser Heraufbeschwörung seiner schönsten und charakteristischsten Gestalten — wer ihn *nicht* kennt, wird durch solche direkte Hinweise am ehesten dazu veranlasst werden, ihn selbst zu lesen.

Noch einmal, ich sage Ihnen innigen Dank, dass Sie an mich gedacht und mir die Bekanntschaft mit dieser neuen Fassung Ihrer Dichtung in so gütiger Weise selbst vermittelt haben.

Mit größter Hochachtung

Ihre ergebene

Ilse Levien.

Dorers Dankgefühl äußerte sich in einer der Absenderin selbst hochwillkommenen bereitwilligen Kritik ihres Poems, wobei er gewohnt war, einen sehr deutlichen Maßstab für die Beurteilung von Schrift und Mensch aufzustellen, nicht allein sich in seiner verneinenden Kraft zu zeigen, sondern durch positive Ratschläge klärend und fördernd zu wirken. Nach gegenseitiger Ausgleichung der Kräfte, wie sie dem brieflichen Verkehr beider entspringen

[1]) An Calderon, zum zweihundertjährigen Todesgedächtnis am 25. Mai 1881. Gedicht von *Edmund Dorer*. Zweite, erweiterte Ausgabe.

musste, durfte Dorer es auch wagen, sie tätig in das große Werk eingreifen zu lassen, das den Spanier und seine Kultur den Deutschen näher bringen sollte. Es galt die Sammlung „Beiträge zur Calderon-Literatur“ [1]), ein Verzeichnis sämtlicher deutscher Aufsätze, Abhandlungen und Gedichte, zur Calderon-Feier in Deutschland, Österreich und der Schweiz erschienen, und damit die abschließende Ergänzung seiner großen bibliographischen Übersicht der „Calderon-Literatur in Deutschland“ [2]). Der Anhang stellt die später erschienenen Schriften zur Calderon-Literatur zusammen und fügt einige Nachträge zur frühern Übersicht bei. Dass sich der Verfasser der Bibliographie, wie der nachstehende Brief zeigt, zur Beschaffung des Materials allseitig umgetan, musste auch von der Fachwissenschaft als verdienstlich anerkannt werden, wenn auch die Ausführung zeigte, wie schwierig es war, dass *eine* Person auf zwei so verschiedenen Gebieten — Dichtkunst und Sammelarbeit — den Preis erringen konnte.

Hamb. 23/8. 81.

Hochverehrter Herr Doctor!

Ihr lieber langer Brief vom 13. Juni ist nun richtig in meine Hände gelangt, ich bin sehr froh darüber und danke Ihnen nachträglich noch sehr, dass Sie meiner kleinen Arbeit eine so eingehende Besprechung widmen.

Was nun die Umstellung der Strophen betrifft, so gefällt mir Ihre Anordnung ganz vorzüglich; ich sehe ein und tat es eigentlich auch vorher schon, dass die beiden ersten Strophen für eine Introduktion (die sie ursprünglich vorstellen sollten!) zu lang sind, und bin überzeugt, dass Sie ihnen eine viel passendere Stelle angewiesen haben, da auf diese Weise die Oktaven zusammenbleiben, die direkt *an* den Dichter gerichtet sind.

Auch Ihre Änderungen finde ich begründet, zum großen Teile wenigstens. In Strophe I. kommen bei mir *Geist, Seele, Schatten* etwas dicht aufeinander; ich sage also lieber mit Ihnen:

Die Ketten fielen, die er lang getragen,
Und der Verklärte führte seine Krieger . . .

In der sonst allgemein gehaltenen Str. III. störte mich das *„seine* Hand“ auch schon — *„der gier'gen Hand“* ist gewiss besser, obgleich das an und für sich nicht schöne Wort durch das Apostroph nicht eben schöner wird; aber ich glaube, das ist unvermeidlich.

Wenn Sie in Str. V. *Einz'le* zu hart finden, könnte man es nicht durch *Wen'ge* ersetzen? Mir scheint das einfacher, als wenn man sagt: *Wie selten sind* etc., wo doch immerhin ein Wort ausgelassen werden muss. Dagegen halte ich *unreine Gabe* statt *unreinen Herzens* in derselben Strophe für verständlicher und daher auch für besser.

---

[1]) Dresden, Lehmann'sche Buchdruckerei 1884, 47 Seiten.

[2]) Leipzig, W. Friedrich 1881.

Mit der Änderung für Str. VIII.

Zum Lichte führst du uns auf gold'nen Bahnen

weiß ich indes leider nicht recht etwas anzufangen, da die 3 Verse:

Und Wunderbilder, lebensvoll geründet,
Auf die ein Strahl des Zauberlichtes fällt,
Und bunte Schatten ziehn dort ihre Bahnen

doch zusammengehören und einzeln nicht verständlich sind. Vielleicht sagen Sie mir noch einmal Ihre Meinung darüber.

Meine Freude über die Berücksichtigung meiner Verse in der *Bibliographie* habe ich Ihnen schon in meinem vorigen Brief ausgesprochen und kann Ihnen meinen herzlichsten Dank dafür heute nur wiederholen.

Was ich von Festartikeln in hiesigen Zeitschriften auftreiben kann, erhalten Sie gleichzeitig mit diesem Brief[1]; der in den „Hamburger Nachrichten"[2] stammt aus der Feder des ausgezeichneten Kritikers und Kenners Kapellmeister F. A. Riccius. Die „Hamburger Reform"[3] brachte ein Gedicht zum 25. Mai, das Sie als Curiosum gewiss auch amüsieren würde. Im „Fremdenblatt" stand eine kurze biographische Skizze unmittelbar unter meinen Versen, als eine Art Erklärung!

Da Sie, verehrtester Herr Doctor, mir so freundlich schreiben, wage ich auch, Ihnen zu erzählen, dass ich einige Novellen auf dem Gewissen habe, — auf die Gefahr hin, Sie damit sehr wenig zu interessieren! Eine davon, die erste, ist im Anfang dieses Jahres meuchlings gedruckt worden, und noch dazu in einem jüdischen Wochenblatt[4], dem ein übereifriger Bekannter sie ohne mein Wissen eingeschickt hatte.

Die Geschichte hat mir aber dennoch den größten Spass gemacht, obgleich meine arme kleine Novelle von Druckfehlern wimmelt; es fängt schon mit meinem Namen an, Vor- und Zuname sind völlig verkehrt gedruckt.

Theodor Storm[5] hat einiges von mir gelesen und — gelobt, ebenso Wilhelm Raabe[6], der mir noch in seinem gestrigen Brief einen *„verständigen Redakteur"* wünscht, und wünscht, dass ihm meine Sachen zur richtigen Stunde in die Hände fallen mögen!

Aber drucken will sie keiner![7] — Ich habe mir schon ein extra Fach für „abschlägige Bescheide" eingerichtet, und ich finde, dass es sich ungeheuer schnell füllt! Das verdirbt mir aber das Vergnügen am Produzieren

---

[1]) Siehe „Beiträge zur Cald.-Lit.", Seite 41.

[2]) 25. Mai 1881, Nr. 123.

[3]) 25. Mai 1881, Nr. 123, Calderon, zum zweihundertjährigen Todestag des Dichters. Ein Gedicht von Harbert Harberts.

[4]) ?— solche Zeitschriften schossen gerade damals in Deutschland und speziell in Hamburg wie Pilze aus dem Boden.

[5]) Ein Jahr zuvor (1880) waren Storms Gedichte in sechster Auflage erschienen. Vgl. über ihn Ilse Frapans Roman „Erich Hetebrink".

[6]) der damals eben mit seinem „Horn von Wanza" einen beispiellosen Erfolg errungen hatte.

[7]) Noch der in seinem fünften Jahrgang 1883 in veränderter Form erschienene Deutsche Literatur-Kalender Jos. Kürschners weiß von der Schriftstellerin Ilse Levien keine Buchwerke zu verzeichnen.

keineswegs, *schlecht* hat es niemand genannt, nur immer „ungeeignet", und was heißt das eigentlich?

Bitte, seien Sie mir nicht böse, dass ich Ihnen soviel vorgeschwatzt habe, es ist mir so in die Feder gekommen! Vielleicht wünschen Sie mir auch „Glück zum Handwerk!" wie Raabe — ich kann viel davon gebrauchen!

Mit herzlicher Hochachtung

Ihre ergebene

Ilse Levien.

Der schon hier zu Tage tretende Grundzug im Schaffen der Dichterin ist das rastlose Vorwärtsdrängen und Hinaufstürmen zum Gipfel, das sie noch ein Vierteljahrhundert später die Welt so neu wie jeden Tag sehen und sprechen lässt: „Mein Bestes liegt noch vor mir." Und an diesem überreich erfüllten Leben nimmt nun auch Edmund Dorer teil; mit Storm und Raabe tritt er in die Reihe der „erlauchten Geister, die dem Neuling vorgeleuchtet". Ja, wenn die gereifte Schriftstellerin in ihrer autobiographischen Skizze, worin sie kurz vor ihrem Tode ihr Leben im Spiegel überblickt, bekennt, von einem Storm, Raabe und später von F. Th. Vischer, Paul Heyse und andern überall geführt, gefördert, gehoben, befreundet worden zu sein, so darf auch Dorer einen Teil ihres Lobes beanspruchen: „Mein ganzes Leben ist ein Dank an euch." So bezeugt sie es ihm[1]) mit ihren großen, feinen Schriftzügen selber:

Hamburg 30/8 81.

O fröhlicher Tag, o freundliche Zeit,
Wo's bunte, goldene Früchte schneit.
Zwei schöne Früchte an einem Zweig,
Da halt ich sie nun und bin so reich!
Wie würzig ihr Duft, wie echt ihr Gehalt,
Die Form wie edel und die Gestalt!
Wo kamen sie her? Ei nun, vom Baum,
Dem ewig grünen im Weltenraum,
Der am Zeiten Born, mit der Menschheit Geist
Die unvergänglichen Wurzeln speist,
Der sich in tausend Blättlein regt,
Der Blüten und Früchte trug und trägt;
Da wachsen sie hoch am frischen Ast,
Unter Sterne Geflimmer und Sonnenglast.
Wer brach sie mir? Eine gütige Hand,
Die der Fremden dachte im fernen Land;
Die gerne erfreut und freundlich gibt,
Weil sie die glücklichen Menschen liebt;

[1]) Anlässlich der Übersendung der beiden eingangs erwähnten Gedichtsammlungen „Cancionero" und „Granatblüten".

Die brach die Früchte golden und jung,
Zur Labung mir und Erinnerung.
Wie kann ich danken? Ich weiß es nicht;
Die tiefste Freude am stillsten spricht!
Doch mein' ich, noch weiß es nicht alle Welt,
Wie köstlichen Samen die Frucht enthält!
Viel ruhen noch eng im geschlossenen Haus,
Die will ich pflanzen und säen aus;
Und Blumen werden draus erblüh'n,
Auch bunt wie die Früchte und Zweige grün,
Zum Schmuck für das Haupt, zum Strauß für die Hand,
Die die herrlichen Früchte gepflückt und gesandt! ILSE LEVIEN

ZÜRICH H. SCHOLLENBERGER

□□□

LAIENGEDANKEN ÜBER EINE GELEHRTENBIBEL

Es ist ein altes Recht des Protestanten, dass er nicht die Theologen unter sich ausmachen lässt, was in erster Linie ihn angeht. Darum nehme ich mir heraus, ein Wort zur Zürcher Bibelfrage zu sagen; vor einem Pfarrer habe ich dabei den Vorteil, dass mir schwerlich einer dogmatische Voreingenommenheit vorwerfen wird. Ich schätze jedoch die Gefahr, missverstanden zu werden, nicht gering; denn ich fühle wohl, dass wir junges Geschlecht um ein Menschenalter von unsern Bibelverdolmetschern getrennt sind. Die sind offenbar stolz darauf, an einer unerhört fortschrittlichen Tat mitzuwirken. Doch steckt, wie mir scheinen will, ihr ganzes Denken so tief im vergangenen Jahrhundert, dass die neue Bibel bei ihrem Erscheinen leicht veraltet sein könnte und niemand zu locken vermöchte, nach ihr zu greifen.

Die Wissenschaft reizt uns heute nicht mehr allein, und wo wir immerzu Fortschritt, Fortschritt rufen hören, werden wir leicht verstimmt. Wohl glauben wir an den Fortschritt der Wissenschaft und Technik, wie alles Verstandesmäßigen; aber wo gefühlsmäßiger Ausdruck in Frage steht, wie bei Religion und Kunst, da gibt es keinen Fortschritt, sondern immer wieder höchste Werte, die einander nicht überholen und übertrumpfen. Wissenschaftliche Werke werden überholt, künstlerische, wenn sie es in hohem Grade sind, nie. Der gefühlsmäßige Ausdruck der Kultur und sein Hauptmittel, die Sprache, ändern sich wohl, entwickeln sich aber

nicht im Sinne der Wissenschaft; und so gut Homer, Shakespeare und Goethe zu ihrer Zeit und gestern gleich hohe Kunstwerke waren, so unabänderlich ist der Wert der Lutherbibel.

So weit sie als Kunstwerk zu gelten hat, natürlich. Wenn sie textlich heute noch stimmte, wäre das ein schlimmes Zeichen für vierhundert Jahre theologischer Forschung. (Zugegeben, dass sich in dem Prachtbau der Lutherbibel auch langweilige Korridore und öde Nebenräume finden.) Wäre nun aber eine wissenschaftlich einwandfreie Übersetzung, die genau den *Sinn* des Urtextes wiedergäbe, das höchste Wünschbare? Für unsere Bibelübersetzer scheint es so zu sein. Mit der Genauigkeit ist aber bei diesem Werk erst der halbe Weg zurückgelegt. Erst dann ist das Ziel erreicht, wenn auch die *Wirkung* des Urtextes herausgebracht wird. Wenn man gutes Hebräisch mit schlechtem Deutsch wiedergibt, wie zum Beispiel im siebenten Psalm mit den Worten „und macht er seine Pfeile zu brennenden", so kann ich, obwohl ich kein Hebräisch verstehe, ruhig sagen: die Übersetzung ist falsch; denn es ist gute Sprachmünze in schlechte gewechselt worden. Und wenn in dem Psalmvers „Viel sind die Schmerzen derer, die andern Göttern nacheilen" das Wort „andern" in halben eckigen Klammern und das nächste Wort in ganzen eckigen Klammern steht, so ist die Übersetzung falsch; denn was Worte einer religiösen Dichtung waren, stellt sich nun wie eine chemische Formel dar und erweckt in uns ähnliche Gefühle wie eine chemische Formel. Und wenn bei Jesaja von Terebinthen die Rede ist, so konnten sich die alten Hebräer ein Bild dabei machen, bei unsern Zürcher Bauern wird der Name aber nur eine Leere im Gehirn zurücklassen; Luther, der hier kühn die heimische Eiche hinsetzt, dolmetscht für das Gemüt wahrer. Wer also dichterisch übersetzt, erweist einem Buch, das zur Seele reden soll, die größere Treue, als wer es gelehrt übersetzt. Und das muss Luther jeder lassen: er hat Kraft mit Kraft, Holdseligkeit mit Holdseligkeit, feierliche Töne mit feierlichen Tönen, er hat ein großes Dichtwerk mit einem großen Dichtwerk verdolmetscht. Mit Dogmatik hat das aber nichts zu tun.

Darum kann auch Luthers Sprache nie veralten, so lange deutsch gesprochen wird. Jeder, der fühlt, dass sein sprachlicher Ausdruck sich nicht verflauen und abwetzen darf, greift zur Luther-

bibel als zum lebendigen Urquell deutscher Prosa. Stets hat Luther das treffende, das farbige, das körperliche Wort gefunden. Dass man heute noch vom Gichtbrüchigen reden könne, kann nur einem Gelehrten unfassbar sein, der nie um künstlerische Wiedergabe, um großen Stil gerungen hat; wie blöde, schemenhaft ist daneben der Gichtkranke, oder die herbe Frucht neben den Heerlingen! Unerreicht ist die Sprache Luthers besonders in ihrem Rhythmus, und auch da wieder am höchsten an den lyrischen Stellen der Psalmen, des Hohen Liedes, Hiobs, des Weihnachts- und Passionsevangeliums. Hier hat die Zürcher Bibelkommission Wortklaubereien und schulmäßiger Sprachrichtigkeit zuliebe Schönheiten geopfert, die keiner, der da Ohren hat zu hören, missen möchte. Wie Orgelton klingt das Lutherwort „Was ist der Mensch, dass du sein gedenkest"; mit zwei Federstrichen duckt die Kommission den feierlichen Schritt „dass du seiner gedenkst", und wenn sie dann „das Menschenkind" hinsetzt, wo es hieß „und des Menschen Kind, dass du dich sein (nicht seiner!) annimmst", so erzeugt sie dadurch eine jener langen Ketten von Senkungen, die das sichere Anzeichen für eine schlechte Prosa sind. Und dafür könnte man aus jedem zweiten oder dritten Psalmvers der Proben ein warnendes Exempel ableiten. Luthers Sprache veraltet? Hat sie darum Friedrich Nietzsche als Vorbild genommen, als er ein Buch von großem Stil, von hehrer Feierlichkeit schreiben wollte?

Das bewusst Unkünstlerische der vorliegenden Übersetzungsproben, in das auch nie aus dem Unbewussten heraus ein dichterischer Wert sich verirrt hat, ist wohl der unmittelbare Ausfluss der ganz und gar verstandesmäßig gewordenen, bei Freisinnigen und Orthodoxen gleich verstandesmäßig gewordenen Religion. Das dogmatische Gezänk ist aber den Laien längst ein Greuel und wird es immer mehr werden; dass die Bibel durch eine neue, bloß wissenschaftliche Übersetzung ohne poetische Werte erst recht ein Arsenal für überflüssige Streitigkeiten werde, dafür ist sie wenigstens den Laien zu gut. Haben die Herren Theologen sich nicht vor die Brust geschlagen, als die Lehre von der Ungeschichtlichkeit Christi weite Kreise erfasste? Das Kraut ist in ihrem Garten und aus ihrer Saat gewachsen, wenn sie auch heute noch so sehr über Unkraut schreien. Verinnerlichung

wollen wir heute, nicht Veräußerlichung. Und Verinnerlichung ohne Kunstmittel ist ein Unding; ich möchte den Theologen sehen, dessen Predigt wie ein Oratorium Bachs, wie der Wellengang gotischer Gewölbe das Herz mit sich risse.

Wem soll denn die neue Bibel dienen? Den Seminarien der theologischen Fakultät, wie der „Freund" dem Lateinschüler dient? Haben Übersetzungen wie „und macht er seine Pfeile zu brennenden", haben Verballhornungen des Gebets des Herrn „Unser Brot für morgen gib uns heute", wo dann in der Fußnote steht, sachlich würde die alte Übersetzung zwar passen . . . , haben all die kleinen Neuerungen, die nicht einen bessern Sinn, sondern nur eine peinlichere Anlehnung an die fremde Sprachform geben, irgend einen Zweck in einer Bibel für den einfachen Mann oder für den Gebildeten, der sich nichts aus theologischem Kleinkram macht?

Die Bibel, die dem Laien in die Seele reden soll, die Bibel, die ihrem Urbild treu sein will, muss eine Dichtung, ein großes Kunstwerk sein; eine Gelehrtenbibel meinethalben für die Theologen, eine schöne Bibel fürs Volk. Und da nun seit dem Bestehen der Welt noch nie eine Kommission ein Kunstwerk geschaffen hat und die einzige deutsche Bibel, der dichterischer Wert zukommt, die Luthers ist, wird man sich eben an Luthers Stil und Luthers Rhythmen halten müssen. Geschaffen hat eine Kommission noch kein Kunstwerk, wohl aber geflickt, und dabei ist es nicht immer schlecht herausgekommen. Wo also die Übersetzung Luthers falsch oder unklar ist, wo sie aus seiner Dogmatik und nicht aus seinem Herzen kommt, dort soll gebessert werden. Aber nur dort, nicht wegen Haarspaltereien und philologischen Süchten, die den Inhalt der christlichen Lehre um keinen Deut ändern. Und wo man ändert, da sei es mit künstlerischem Gewissen, da sage man sich: in der Wortwahl, im Gefühlswert, im Rhythmus nicht schlechter als Luther! Dann nur wird es möglich sein, eine Bibel zu schaffen, die eine Kulturtat ist, die man in jedem Hause gern hat als Quelle von Schönheit, von innerer Kraft, von Erbauung und Lebensbereicherung.

Vollends als ein Geschlecht, das den Anschluss an den Nachwuchs verpasst hat, zeigen sich die Zürcher Bibelübersetzer bei all den vorgewiesenen Proben für die Druckeinrichtung. Da

muss man sich fragen: haben diese Gelehrten nie mit offenen Augen ein schönes altes Buch gesehen, wie sie bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts die Regel waren; ist ihnen von der ganzen neuen Buchkunst, wie sie seit mehr als zehn Jahren blüht, nichts zu Gesicht gekommen, kein Buch aus dem Inselverlag, keines von Diederichs, keins von den ungezählten andern? Haben sie die Kunde nicht vernommen, dass man heute viel mehr Bücher kauft, weil jeder gern besitzt, was seinem Haus zum Schmuck gereicht, während es bei den Büchern des letzten Geschlechts ja ganz gleichgültig war, ob man sie sich lieh oder anschaffte?

Gerade bei einer Bibel ist es wichtig, dass sie wie ein Kunstwerk aussehe. Einmal gewinnt so der Gefühlswert des Gelesenen; sonntägliche Stimmung, die der Laie in der Bibel sucht, ist bei diesen ganz und gar werktäglichen Druckproben ausgeschlossen. (Eine Warnung: wenn der Druck gut ist, fallen Verstöße gegen den Sprachstil viel leichter und viel schwerer ins Bewusstsein.) Und dann wünscht man doch, dass der Laie die Zürcher Bibel lieber kaufe und schenke als die Lutherbibel; das tut er aber nur, wenn man ihm ein schönes Buch bietet; auch der Theologe hat die Pflicht, an der Geschmacksbildung des Volkes mitzuwirken. Und wo man fragt: wie bringen wir den Gebildeten wieder zum Bibellesen, da muss eine Antwort lauten: unter anderm durch ihre äußere Schönheit. Die kostet übrigens keinen roten Rappen mehr als die Hässlichkeit.

Damit wir uns verstehen, ein Vorschlag. Man wähle das Format der „Brücke", das sich schon als künftiges Weltformat aber auch sonst empfiehlt. Dazu eine gute Fraktur alten oder neuen Schnitts, sagen wir die Goethefraktur. Der einspaltige Text sei von einer Linie in der Dicke der Schattenstriche umrahmt; das Auge soll ihm in ruhigem Schritt folgen können, nicht in einem Hindernisrennen über Ziffern und Klammern; der Inhalt der Klammern werde mit dem Text verwebt. Außer der Linie: auf der Außenseite des Buches (des bequemen Nachschlagens wegen) die Versziffern, auf der Innenseite (der Laie hätte sie am liebsten ganz weg, aber sie stören dort am wenigsten) die Parallelstellen; beide in einer schmalen Antiqua, die mit großer Sorgfalt zu wählen ist. Wo Zweifel über die Trennung der Verse entstehen kann, ein schräger Haarstrich, nicht die hässliche Marke

in einer der Druckproben. Alle Fußnoten am Ende des Bandes. Keine prosaischen Untertitel (Weheruf über soziale Misstände, bei Jesaja!), kein *großes A*, altes Testament, *großes B*, neues Testament. Gelehrtenbibel, Gelehrtenbibel!

An der Peterskirche in Zürich steht ein schlichter Stein mit der Inschrift: Ruhestätte J. C. Lavaters; durch schöne Umrisslinie und Schrift und gute Aufteilung der Fläche ist er ein reines Kunstwerk. Das ist Kultur. Dorthin kam ein Pedant und fügte zwei Zeilen hinzu, geboren den . . . gestorben den . . . Die gute Aufteilung der Fläche, das Kunstwerk ist zerstört. Das ist Unkultur.

Wenn der Kanton Zürich die Überlieferung hoch hält, eine zeitgemäße Bibel zu führen, so ist das Kultur. Wenn man das aber einseitig vom wissenschaftlichen Standpunkt auffasst und Werte, die andere in Übersetzungs- und Buchkunst geschaffen haben, kühl hintansetzt, so ist das Unkultur. Wir Laien dürfen aber verlangen, dass eine Bibel, die unser Land repräsentiert, nicht nur ein Bild unserer theologischen Wissenschaft, sondern unseres Kulturstandes sei.

ZÜRICH ALBERT BAUR

□□□

DISCORSO TENUTO A LUGANO

Cari concittadini,

Il Männerchor di Zurigo, grato alle autorità ed alla cittadinanza di Lugano dell' invito gentile e dell' accoglienza festosa, ha voluto che un figlio della Svizzera francese parlasse questa sera in nome degli Zurigani. Ed io ho accettato l'incarico ben volontieri, non solo come un onore, ma pure perchè esso contribuiva a dare a questa nostra riunione un carattere quasi simbolico dell' unità svizzera. A questo proposito, comincerò con un ricordo personale, che fu per me una esperienza proficua. Ventidue anni fa, andando per la prima volta a Roma per un anno di studi, mi fermai mezza giornata a Lugano. Non sapevo allora due parole d'italiano, ignoravo i costumi meridionali; nelle strade della città, persino davanti al lago, ebbi il sentimento doloroso della solitudine; verso mezzogiorno, spinto dalla fame, entrai nel Caffè Federale colla speranza di trovarvi qualche cameriere intendente delle lingue federali. Ma anche lì dovetti usare il linguaggio internazionale dei gesti, e ripartii verso Milano pieno di malinconia. Però, giunto a Chiasso, proprio alla frontiera, quanto mi divenne cara questa terra ticinese, come la sentii terra svizzera! Quel giorno non ebbi l'animo di proseguire; mi fermai a Chiasso, per dormire un' altra volta sul suolo natio. Mi accorsi allora che le frontiere vere non sono quelle più apparenti delle lingue, ma quest' altre, più profonde, dell' ideale politico et delle istituzioni comuni conquistate dalla volontà e dal sacrificio di tutti.

Certo, la diversità delle lingue costituisce per noi Svizzeri una grave difficoltà e, nello stesso tempo, una vera ricchezza intellettuale e morale.

Si tratta di superare la difficoltà, senza diminuire la ricchezza. Problema arduo! Ma senza problemi, la vita dell' individuo e delle nazioni perderebbe molto del suo pregio. Altre nazioni hanno altri problemi che si risolvono colla forza e coi cannoni; noi abbiamo, e siamone lieti, un problema di civiltà, da risolvere colla buona volontà, colla mente e col cuore. La buona volontà esiste in noi tutti; mancano spesso le occasioni ed i mezzi pratici per tradurla in azione. Bisogna provocare addirittura queste occasioni propizie, ed aumentare fra noi il numero delle relazioni personali.

Pochi mesi fa, tre Ticinesi, i signori Bertoni, Mariani e Tosetti vennero a Zurigo, e, in una serata che fu per molti Zurigani una rivelazione, iniziarono quest' opera di affiatamento superiore a tutti gli interessi regionali ed a tutti i partiti politici. Un risultato di quella serata è la gita del Männerchor a Lugano . . .

Per conquistare i vostri cuori, il Männerchor ha scelto il mezzo che meglio si adatta al suo programma ed alla vostra individualità; egli scende dalla montagna e se ne viene al vostro lago ceruleo sulla strada maestra dell' arte, della musica.

Inno d'amore, d'amore lieto o disperato, inno alla natura, natura splendente di sole o folgorante di lampi, inno di guerra o inno al lavoro, ben poco c'importano le parole tedesche, francesi, italiane, ladine, se tutte queste melodie create da maestri nostri, cantate da voci nostre, se tutta questa forza e tutto questo impeto convergono, in un'armonia suprema, verso la patria, verso la rosa bellissima del poeta che fiorisce, dai monti fino ai laghi, il giardino di Libertà affidato alla nostra virtù!

Vi abbiamo parlato questa sera il linguaggio dell' arte, perchè, nella collaborazione di tante forze elvetiche, il Ticino rappresenta più particolarmente il genio artistico. Senza nominare, fra i morti, i grandi che onorarono il paese al di là delle nostre frontiere, mi rivolgo al presente, al domani, ai vivi, già ricchi di opere e ricchi pure di salde speranze.

Ricordo brevemente alcuni nomi soltanto; gli scultori Chiattone, Vassalli, Pereda, la scultrice Isella che affermerà latinamente nella Repubblica Argentina un doppio trionfo dell'arte svizzera e della causa femminile. Ricordo i pittori Edoardo Berta, Luigi Rossi, Barzaghi-Cattaneo, Pietro Chiesa e Ferragutti, che danno la forma ed i colori ad un mondo di impressioni e di sentimenti, mentre il poeta Francesco Chiesa, nei suoi versi robusti et densi di pensiero, ci revela l'anima segreta delle cose e lo slancio dell' umanità verso il „gran mar della vita", che „rispecchia l'ordine dei cieli".

Oltre all' opera cosciente di questi artisti, c'è ancora il lavoro secolare e quasi anonimo che si manifesta nella vostra architettura, nelle chiese, nei palazzi comunali, nelle case private, tradizione architettonica che agisce anche al di là del Gottardo, e che dovrebbe agire di più ancora, nel Ticino ed altrove, ed estendersi ai fabbricati delle industrie moderne. Perciò mi auguro che la vostra Società per la protezione dei siti si ricolleghi alla Società svizzera, se non come sezione, almeno come socia, di modo che ne risulti uno scambio di idee e di aiuto materiale.

C'è di più: le qualità che ammiriamo nei vostri artisti, nella vostra architettura, non sono fenomeni isolati; sono il risultato di una vecchia coltura, ben superiore alla scienza dei pedanti, e si ritrovano dovunque nella vostra vita giornaliera: nel modo di vestire, nelle mosse come nei concetti

della vita ammiriamo ed invidiamo non solo l' eleganza, la finezza, il gusto sicuro, ma sopratutto la bella semplicità che risulta dalla natura ingentilita.

Dalla gran madre della civiltà europea, dall'Italia, voi serbate fedelmente un retaggio necessario alla nostra vita svizzera, che ha, come ragione di essere, l'ambizione di realizzare praticamente il sogno di tanti pensatori: l'armonia delle individualità. Diversi gli uni dagli altri, eppure affratellati dallo stesso ideale di libertà politica, di solidarietà sociale e di dignità umana, noi tendiamo, come le quattro voci di un coro, per vie diverse verso una cima unica.

In una serata come questa, la cima ci appare chiaramente. Tal volta però le nubi della vita politica o degli interessi materiali la nascondono agli occhi. Agisca allora, o concittadini, il ricordo durevole delle ore di sole e di pace. Agisca allora la fede, più forte di qualunque rancore. Giacchè appena usciti da un grave dibattimento andiamo incontro ad altre lotte più gravi ancora, affermiamo altamente il principio della vera repubblica: „la lotta, sì; il rancore, mai!".

Darò precisamente in esempio l'attitudine del consigliere federale Motta durante la discussione sulla convenzione del Gottardo. Io, avversario della convenzione, ho ammirato, nella risposta del consigliere Motta, la chiarezza stringente e pure amichevole, e gli sono grato della gentilezza usata verso di noi. Si parla in un modo inesatto, quando si dice che il signore Motta rappresenta nel Consiglio Federale il Canton Ticino ed un partito di minoranza; il vero è che questo partito e questo Cantone hanno dato il Motta alla patria intera. Egli rappresenta, non interessi speciali, ma bensì la coltura latina al servizio dell'ideale nostro.

Voglio terminare come ho cominciato, con un ricordo personale. Nel 1891, quando traversai per la prima volta il Canton Ticino, vidi alla stazione di Giubiasco una giovane donna, di cui la bellezza mi colpì. Essa mi apparve, in questo breve minuto di fermata, come la prima realizzazione del sogno d'amore sognato da noi tutti a vent'anni. Oggi, questa bella sconosciuta è invecchiata come lo studente che l'ammirava . . . Figli, rughe, capelli grigi . . . Rimane intatta nel ricordo l'apparizione fulgurante di gioventù e s'ingrandisce fino al simbolo. No, per invecchiare di una donna, questa bellezza non è sfuggita; essa è sparsa sul paese intero; essa ci ha salutati oggi dai bianchi campanili e dalle bandiere sventolanti, ci ha inebbriati colla verde allegria dei vigneti, col profumo dei fieni maturi, ci ha sorriso nei fiori gettati dai balconi, ci ha preso il cuore cogli occhioni dei vostri figli.

Noi, venuti da Zurigo, malgrado le nostre faccie teutoniche, portiamo nel petto un desiderio di luce, di gioia al quale ha corrisposto la vostra fraterna accoglienza. Grazie, in nome di noi tutti, a voi tutti, autorità e cittadini ticinesi. Possa l'armonia di questa sera vibrare a lungo nei cuori nostri e suscitare opere feconde; possa l'arte, maestra di civiltà, per opera del Ticino, ingentilire vieppiù la nostra vita svizzera, ed incoronare di luce l'amore che tutti portiamo alla madre comune, alla Repubblica Elvetica.

Io alzo il mio bicchiere al Canton Ticino, figlio fedele di quella madre, e giovane rappresentante di un' antica coltura nella sintesi svizzera!

E. BOVET

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750

E. VERSTRAETEN

E. VERSTRAETEN

ZUR EISENBAHNPOLITISCHEN LAGE IM WESTEN UND OSTEN

Die eisenbahnpolitische Lage der Schweiz ist in den letzten Wochen durch zwei Vorkommnisse wesentlich beeinflusst worden: durch den Eintritt von Herrn Calonder in den Bundesrat und durch die Eröffnung der Lötschbergbahn. Beide werden auch auf die Lösung der Ostalpenbahnfrage eine gewichtige Wirkung ausüben.

Letztes Frühjahr[1]) wurden hier die Betrachtungen über die Annahme des Gotthardvertrages mit dem Hinweis abgeschlossen, dass sich während der Gotthardvertragsdebatte das kommende Gewitter in der Ostalpenbahnfrage mit aller Deutlichkeit angekündigt habe; wie ein Hoffnungsstern habe zwar das Wort Calonders geleuchtet:

> Nun ist doch klar und wird durch die Geschichte des Gotthardvertrages deutlich bewiesen: wenn wir nach außen eine kräftige, zielbewusste und umsichtige Eisenbahnpolitik betreiben wollen, *müssen wir nach innen einig sein und die regionalen Gegensätze überbrücken. Wir dürfen nicht mehr in die Lage kommen, infolge von innern Zwistigkeiten schnell ein Angebot des Auslandes anzunehmen, um die Sache zum Abschluss zu bringen*, trotzdem nicht alle Punkte der internationalen Beziehungen genau abgeklärt und im Vertrag genau geregelt sind.

Der Mann, der dieses schöne Wort gesprochen hat, ist heute Bundesrat. Bei aller Anerkennung seiner persönlichen Verdienste werden alle, denen es an einer zweckmäßigen Entwicklung unseres

[1]) *Wissen und Leben* B. XII. S. 134, 194, 260. (1. u. 15. Mai, 1. Juni 1913).

Verkehrswesens gelegen ist, ein gewisses ängstliches Gefühl nicht dabei unterdrücken können, dass nunmehr die einstigen Vorsitzenden sowohl des st. gallischen als des bündnerischen Splügenkomitees im Bundesrat sitzen. Das hat zwar nicht viel zu sagen, so lange man nicht darnach trachtet, den *endgültigen Entscheid* in der Ostalpenbahnfrage *dem Volke zu entreißen,* zunächst durch Gewährung einer Konzession nach dem Plan eines bündner National- und Regierungsrates, der bei der Gotthardvertragsdebatte gesagt hat:

> Der Bund mag, wenn er will, den Splügen selber bauen; *wenn aber etwa die Absicht bestände, mit Bundesgesetz und Referendum, mit Volksabstimmung, wie auch schon gedroht worden ist, unsere Rechte auf eine Splügenbahn zu vernichten, so müssen wir dagegen Protest erheben.* Art. 3 des Eisenbahngesetzes von 1872 und der Kompromiss von 1878 bestehen auch für das Volk.

Wird vom Bundesrat der Bau durch den Bund beantragt und von den Räten beschlossen, so entsteht eben ein Bundes*gesetz,* und es gibt einen ehrlichen, offenen Kampf. Und wenn die Räte sich nicht auf eine annehmbare Bahnführung einigen, muss das Volk selbst die Verantwortung für den Entscheid übernehmen.

Beantragt der Bundesrat aber die Konzessionserteilung für Splügen und Greina oder für den Splügen allein, so kann man den endgültigen Entscheid des Volkes nur noch durch eine *Initiative herbeiführen, die auf den Staatsbau von Alpenbahnen hinzielt.*

In weiten Kreisen des Volkes herrscht heute die Ansicht, nach den Erfahrungen, die man bei der Beratung des Gotthardvertrages gemacht habe, dürfe der *endgültige* Entscheid über eine Frage, die an Wichtigkeit die des Gotthardvertrages weit übertrifft, nicht einem Parlament überlassen werden, in dem regionale Rücksichten eine so ausschlaggebende Rolle gespielt haben wie bei der Genehmigung des Gotthardvertrags.

Unmittelbare Anzeichen dafür, dass eine Volksbewegung notwendig sein wird, scheinen heute nicht zu bestehen. Wie verlautet, soll im Bundesrat die Mehrheit für den *Staatsbau* sein. Im Ständerat hat sich beim Geschäftsbericht der Bundesbahnen der Referent, Herr Geel von St. Gallen, für den Staatsbau erklärt, wie vorher Herr Hirter im Nationalrat. Dass die sozialdemokratische Fraktion sich schon längst grundsätzlich für den Staatsbau aus-

gesprochen hat, ist bekannt. Jedenfalls würde der Bundesrat bei einer Konzessionserteilung schon in den Räten auf einen starken Widerstand stoßen, vom Volke gar nicht zu reden.

Über die Bahnführung, die zunächst mit dem Grundsatz des Staatsbaus nichts zu tun hat, hat sich bis jetzt nur Herr Forrer als Bundesrat für den Splügen öffentlich festgelegt. Die bisherige Haltung Calonders ist bekannt, aber die Billigkeit verlangt, dass man ruhig abwarte, wie er sein als Ständerat gegebenes Wort als *Bundesrat* einlösen wird; seine bisherigen Äußerungen in der Ostalpenfrage geben niemand ein Recht, an seinen guten Treuen zu zweifeln. Sein Standpunkt wurde übrigens in der Fraktionsversammlung der radikal-demokratischen Partei erläutert:

Wir glauben nicht, dass der Splügen eine Gefahr für das Vaterland sei, und sind der Überzeugung, dass, wenn er konzessioniert wird, es dem Bund gelingt, mit Italien einen Staatsvertrag abzuschließen, bei dem alle Interessen des Vaterlandes gewahrt sind. Nur unter dieser Voraussetzung treten wir für den Splügen ein. Sollte es sich bei näherer Prüfung zeigen, dass der Splügen wirklich mit den Interessen des Vaterlandes nicht vereinbar ist, so sind wir Bündner die letzten, die ihn wünschen oder gar verlangen. Das haben wir schon mehrfach erklärt, und gerade Herr Calonder hat die Gelegenheit wahrgenommen, sich in unzweideutigster Weise hierüber auszusprechen.

Das stimmt mit frühern Aussagen des neuen Bundesrates überein, der allerdings stets verlangt hat, dass man wenigstens das „Recht auf den Splügen" anerkenne. Ein solches gibt es aber nicht, sondern nur ein Recht auf eine Ostalpenbahn[1]).

* * *

Eine vollkommen neue Lage brachte auch die *Eröffnung der Lötschbergbahn* mit sich. Was man vor fünfzehn Jahren ungläubig belächelt hat, ist heute Tatsache geworden: die Durchbohrung des Lötschbergs und die Erstellung einer direkten Ver-

[1]) Vergleiche „Wissen und Leben", X. Bd., S. 769 f. Der Bund wird nach Art. 3 des Eisenbahngesetzes von 1872 „den Bestrebungen im Osten, Zentrum und Westen der schweizerischen Alpen, die *Verkehrsverbindungen mit Italien und dem Mittelländischen Meere* zu verbessern, möglichste Förderung angedeihen" lassen. Artikel 49 des Rückkaufgesetzes behandelt die finanzielle Seite. Nationalrat Forrer, der jetzige Bundesrat, hat übrigens seinerzeit bei der Beratung einer solchen Gesetzbestimmung förmlich und ausführlich festgestellt, ohne dass jemand widersprochen hätte, *dass unter einer Ostalpenbahn auch eine Linie verstanden werden könne, die durch das Tessin führe.*

bindung zwischen dem Kanton Bern und dem Wallis. Im Juni hat ein Sonderzug die Mitglieder der Bundesversammlung nach Brig geführt, damit sie dieses neueste Wunder der Technik besichtigen und würdigen, das bernische Tatkraft und Ausdauer zu vollbringen vermocht haben.

Der Bau wurde nicht überall gern gesehen, anfänglich besonders nicht bei den Bundesbahnen. Das ist erklärlich, wenn man bedenkt, dass die Strecke Antwerpen-Straßburg-Basel-Mailand 976 Kilometer, Antwerpen - Ecouvier - Belfort - Münster - Grenchen-Mailand dagegen nur 973 Kilometer misst. Der Unterschied ist ja unbedeutend, wird aber zugunsten des Lötschbergs durch verschiedene Abkürzungen vergrößert, die noch bei Belfort und bei Bern (Wylerfeld) geplant sind. Für die Strecke Belfort - Mailand rechnet man für den Gotthard (Belfort-Mülhausen-Basel-Chiasso-Mailand) 455 Kilometer; für den Simplon (Belfort-Delle-Delsberg-Münster - Lengnau - Biel - Bern [Wyler]-Scherzligen - Frutigen - Brig-Iselle-Mailand) 405 Kilometer. Davon fallen auf die französische Ostbahn 14,4 Kilometer, auf die Bundesbahnen rund 147 Kilometer über Münster-Grenchen und 173 Kilometer über Sonceboz. Der Lötschberg ist also für die Strecke Belfort-Mailand dem Gotthard um etwa 50 Kilometer überlegen.

Hieraus geht nicht nur die nationale, sondern auch die internationale Bedeutung der Bahn ohne weiteres hervor. Allerdings fehlt es ihr noch fast durchgängig an der Doppelspur, und es mag sein, dass ihre größere Kürze durch die bessere Bahnanlage der Gotthardbahn tatsächlich ausgeglichen wird.

Die Lötschbergbahn durfte auf Grund des Tarifgesetzes (Art. 21) eine billige Verkehrsteilung beanspruchen, ohne die sie schwerlich gedeihen könnte. Der Artikel lautet:

Wenn für Transporte von oder nach den Bundesbahnen *die kürzeste Route ganz oder teilweise über eine nicht zu den Bundesbahnen gehörende schweizerische Bahnstrecke führt,* so kann, wenn diese geeignete Betriebsverhältnisse und ein gleichartiges Tarifsystem hat, *über dieselbe die Bildung direkter Tarife und eine billige Teilung des Verkehrs* beansprucht werden, letzteres, so weit dadurch wichtige Interessen der Bundesbahnen nicht verletzt werden. Die Distanzen berechnen sich hierbei nach den wirklichen Entfernungen mit Ausnahme von Bahnstrecken, für welche erhöhte Taxen erhoben werden; für solche Strecken kommt ein entsprechender Distanzzuschlag in Ansatz.

Diese Verkehrsteilung verdankt die Lötschbergbahn der *Eisenbahnverstaatlichung* und der durch sie geschaffenen Gesetzgebung; ohne den Rückhalt, den man von den Bundesbahnen glaubte erwarten zu dürfen, wäre die Lötschbergbahn schwerlich ausgeführt worden. Die Prophezeiungen, die Eisenbahnverstaatlichung hindere die Ausführung der Lötschbergbahn, waren also unrichtig; das liegt heute klar zu Tage. Für die Dauer wäre die Last für den Kanton Bern viel zu groß gewesen. Man rechnete von Anfang auf eine Verkehrsteilung und auf die spätere Übernahme der Linie durch den Bund, allerdings nicht ohne schwere finanzielle Opfer für den Kanton Bern.

Der durch die Verkehrsteilung herbeigeführte Ausfall in den Einnahmen der Schweizerischen Bundesbahnen wird auf anderthalb Millionen Franken für den Personenverkehr und auf zwei Millionen Franken für den Güterverkehr veranschlagt. Es wird sich zeigen, in wiefern diese Berechnung der Wirklichkeit entspricht. Die Einbuße dürfte für die Bundesbahnen nicht unerträglich sein; denn dass der Gotthardverkehr einigermaßen überbürdet ist, kann nicht bestritten werden.

Ob die Bundesbahnen später die Berner Alpenbahn auch als Eigentum werden tragen können, hängt ganz wesentlich von der Art der Ausführung der Ostalpenbahn ab, die ebenfalls stark vom Gotthard zehren wird. Die Unklarheit, die da heute herrscht, rechtfertigt es, wenn viele nicht ohne Sorge in die Zukunft blicken.

Im Ständerat ist es zu bedeutsamen Erörterungen von Eisenbahnfragen gekommen, die die Alpenbahnfragen der West- und Ostschweiz beeinflussen werden. Ständerat Winiger mahnte für die zweite Etappe der Verstaatlichung zu großer Vorsicht:

> Das Vorgehen des Bundes in vorliegender Angelegenheit kann uns in eine fatale Situation bringen. Gutsituierte Bahnen werden sich nicht zum Rückkaufe melden, sondern nur mühselige und beladene. Gehen wir in dieser zweiten Etappe der Rückkaufsaktion mit aller Vorsicht zu Werke. Wir haben bei der Verstaatlichung der Hauptbahnen einen *Rechnungsfehler von annähernd einer halben Milliarde* gemacht und der gemeine Mann wurde im Glauben gelassen, dass die Amortisation der Kaufsumme aus den Rechnungsergebnissen durchgeführt werden könne. Ich empfehle Ihnen, im weitern Vorgehen etwas zu bremsen. Ich behalte mir vor, die Revision der Artikel 3 und 4 des Rückkaufsgesetzes auf dem Motionswege anzuregen.

Vor dem Rückkauf hatten wir eine Staatsschuld von 70 Millionen oder 22 Franken auf den Kopf; Ende 1912 betrug sie für

feste Anleihen der Bundesverwaltung 116 Millionen, für die Bundesbahnen mit Einschluss der Kassascheine rund 1474 Millionen. Die Staatsschuld des Bundes für Verwaltung und Eisenbahnen beträgt somit gegen 1600 Millionen. Mit den Fehlbeträgen der Pensions- und Hilfskasse und schwebenden Schulden kommt man auf mindenstens 1650 Millionen für Bundesverwaltung und Bundesbahnen oder 465 Fr. auf den Kopf. Es ist eine Fiktion, bloß von einer Bundesschuld von 116 Millionen zu reden statt, wie andere Staaten es tun, die Eisenbahnschuld mitzurechnen.

Bei den an die Schweiz grenzenden Staaten sind die Schuldverhältnisse folgende (in Millionen Franken):

	Jahr	Staatsschuld, wovon	Eisenbahnschuld	Staatschuld per Kopf
Bayern	1911	3300	2572	435
Baden	1911	—	666	317
Württemberg	1911	760	722	312
Preußen	1911	11,913	—	293
Österreich	1910	12,753	3259	447
Italien	1911	12,630	—	365
Frankreich	1911	34,520	—	870

Belgien hatte 1911 3,87 Milliarden Schulden oder 545 Franken auf den Kopf. Die nordischen Staaten Dänemark, Schweden, Norwegen haben alle weniger als 200 Franken auf den Kopf, Großbritanien 410 Franken (18,72 Milliarden 1910 auf 1911), Russland (1910/11) bloß 147 Franken, Griechenland (1910) 304 Franken.

Die Schweiz hat unter allen Umständen die zweifelhafte Ehre, *zu den höchst verschuldeten Staaten Europas und der Welt überhaupt zu gehören;* die außereuropäischen Staaten — Japan mit 101 Franken bei 6892 Millionen, die Vereinigten Staaten von Amerika mit 47 Franken bei 4802 Millionen — stehen günstiger da. Günstig sind die Schuldverhältnisse der Schweiz im Vergleich zu andern Staaten insofern, als der Schuld zu mehr als neun Zehnteln *produktive* Werte gegenüber stehen. *Aber die Schuld ist immerhin da* und unsere erste Politik muss auf eine leichte und konstante Verzinsung gerichtet sein, ohne dass man die Leistungen für den Verkehr einschränken muss.

Die Lage der Dinge hat sich dadurch bei uns vollkommen geändert. Während die Schweiz vor der Verstaatlichung die ge-

ringste Verschuldung von allen Staaten Europas hatte, wird sie heute darin nur noch von Frankreich und Portugal und etwa noch von Belgien und Bayern übertroffen. Natürlich ist für diese Schuld, besonders die Eisenbahnschuld oder doch für den größten Teil ein Gegenwert da. Aber wenn sich dieser Gegenwert *auf die Dauer* nicht mehr genügend verzinsen sollte, so müsste naturgemäß der Landeskredit darunter leiden.

Gefährlich ist dabei, dass der größte Teil der Schuld im *Ausland,* besonders in Frankreich, untergebracht ist, dem die Schweiz über eine Milliarde schuldet. Früher konnte es uns ziemlich einerlei sein, was man im Ausland über den Wert der schweizerischen Eisenbahnpapiere dachte. Heute nicht mehr. *Von dieser Meinung hängt der Kredit des Landes ab.*

Der erste Zielpunkt in unserer Alpenbahnpolitik muss somit die Wahrung des finanziellen Gleichgewichtes der Bundesbahnen sein; von ihm hängt der Kredit des ganzen Landes ab.

Diese unerlässliche Wahrung des finanziellen Gleichgewichtes der Bundesbahnen ist keine einfache und selbstverständliche Sache. Mit Einrechnung der gesetzlich verlangten Amortisation hat sich die Anlage der Schweizerischen Bundesbahnen in den letzten Jahren mit bloß 3,5% verzinst, also nicht genügend, um Reserven anzulegen. Die Amortisation ist notwendig, weil sonst die Zinsenlast infolge der jährlichen Steigerung des Baukontos ins Ungeheuerliche wachsen würde. — Die französischen Bahnen fallen Mitte der fünfziger Jahre dem Staate *gratis* anheim. Auf jenen Moment werden sie uns viel zu kämpfen geben und wir müssen uns heute schon rüsten. Die Lage der Bundesbahnen ist also keineswegs glänzend, und es hilft uns wenig, dass auch die uns benachbarten Staatsbahnen alle zu kämpfen haben.

Schon während der Rückkaufskampagne ist betont worden, wie unrichtig die Behauptung sei, die Schweiz werde die Schuld für die zu kaufenden Bahnen bis Mitte dieses Jahrhunderts getilgt haben. Man hat mit Recht gesagt, dass sich neben der alten sofort eine *neue* Schuld durch die notwendig werdenden Bauten bilden werde, und so ist es gekommen. Daran ist jetzt nichts zu ändern.

Das geht aus folgendem hervor:

Eisenbahnschuld	Mill. Fr.
1904 Schweizerische Bundesbahnen	975,6
Gotthardbahn	131,4
	1107,0
1912 Schweizerische Bundesbahnen	1474,4
Steigerung	367,4

für deren Tilgung bis 1912 erst 58 Millionen geäufnet sind.

Also in acht Jahren hat sich die Schuld der Bundesbahnen um 300 Millionen vermehrt, ohne dass eine neue Bahn gekauft worden wäre oder abgesehen von der Rickenbahn neue Bahnbauten von Belang erstellt worden wären. Die Bauausgaben beziehen sich hauptsächlich auf Bahnhöfe und Doppelgeleise. Man muss somit auch ohne besondere Vorkommnisse eine konstante Steigerung der Schuld annehmen.

Es ist alle Aussicht vorhanden, dass diese Schuld noch weiter steigen werde. Der Rückkauf des Genfer Bahnhofs und die Verbindung der beiden Bahnhöfe wird 60 bis 70 Millionen Franken betragen. Die Lötschbergbahn wird früher oder später die Schuld um über 130 Millionen Franken vermehren, die Elektrifizierung der Gotthardbahn wird weitere 100 Millionen verschlingen. Es ist also dafür gesorgt, dass die neue Bauschuld trotz aller Abschreibungen bis Mitte des Jahrhunderts nicht unter einer Milliarde stehen wird. Höchstens fragt es sich, wie viel *mehr* sie betragen werde.

Das mahnt zum Aufsehen und gestattet nicht, in beliebiger Weise über die Bundesbahnen zu verfügen, die Bauschuld ohne Not zu vermehren und die Rendite durch Anhängen von uneinträglichen Bahnen herunterzudrücken. Denn es ist auch bei normalen Verhältnissen ausgeschlossen, dass man mit der Amortisation nachkomme. Wir werden für alle Zeiten mit einer Milliardenschuld rechnen müssen.

* * *

Auch wenn es gelingen sollte, die *alte* Schuld durch ununterbrochene Abschreibung zu tilgen, so wird bis Mitte des Jahrhunderts, also gerade wenn Frankreich die wichtigsten Bahnen gratis zufallen werden, eine *neue* Schuld vorhanden sein, die der alten wohl ebenbürtig sein dürfte. Wir werden dann auf alle Fälle in einer ungünstigeren Lage sein als die Nachbarstaaten. Die

Schweiz hat somit allen Anlass, die Baurechnung nicht mehr als nötig zu erhöhen, sei es, dass man so viel als möglich den Betrieb selbst belastet auf die Gefahr hin, dass die Erträgnisse weniger glänzend aussehen, sei es, dass die weitere Ausdehnung der Verstaatlichung sehr vorsichtig betrieben werde. Hier bietet das Rückkaufsgesetz wenig Garantien, wie Ständerat Winiger andeutete, dessen Artikel 3 die Bundesversammlung ermächtigte, nach Belieben „dermalen" *bestehende* Bahnen aufzukaufen, ohne dass ein dem Referendum unterstelltes Bundesgesetz dazu notwendig gewesen wäre. Allerdings müssen diese Bahnen dem Artikel 1 entsprechen; sie müssen „wegen ihrer volkswirtschaftlichen und militärischen Bedeutung den Interessen der Eidgenossenschaft oder eines größeren Teiles derselben dienen" und ihre Erwerbung soll *„ohne unverhältnismäßige Opfer"* erreichbar sein.

Werden diese Bedingungen nicht erfüllt, so kann auch eine „dermalen", das heißt am 17. Oktober 1897 bestehende Bahn nur durch *Bundesgesetz* mit Referendumsklausel käuflich erworben werden, wie dies auch beim Bau einer *neuen* Linie verlangt wird.

Immerhin ist zu sagen, dass weder die Berner Alpenbahn noch andere seit dem 17. Oktober 1897 gebaute Bahnen, wie die Bodensee-Toggenburgbahn, durch bloßen Beschluss der Bundesversammlung verstaatlicht werden können, sondern nur *„dermalen" bestehende Bahnen*, die den in Artikel 1 vorgesehenen Bedingungen entsprechen, also die Jura-Neuchâtelois-, die Tößtal-, die Südost-, die Emmentalbahn. *Für die Verstaatlichung aller seither entstandenen Bahnen bedarf es eines Bundesgesetzes.* Die Verstaatlichung wird dadurch für die betreffenden Kantone nicht erleichtert, denn solchen Gesetzen kann man nicht einfach die Dringlichkeitsklausel anhängen. Diese Fragen werden somit möglicherweise nicht nur die Bundesversammlung, sondern das ganze Land bewegen.

Von Bedeutung für den Rückkauf der Lötschbergbahn sind auch die Erklärungen von Bundesrat Forrer und Ständeratspräsident Kunz in der Junisession, wonach er in nicht allzu großer Ferne zu stehen scheint. Herr Forrer bemerkte, wenn einmal zum Rückkauf der Berner Alpenbahn geschritten werde, so müsse dieser Rückkauf auf der Grundlage des Ertragswertes erfolgen; um diesen zu ermitteln, werden die Ergebnisse einer Reihe von Jahren nötig

sein. Und Herr Kunz erklärte, wir würden kaum in das Jahr 1923 eintreten, ohne dass die Linien der Berner Alpenbahn-Gesellschaft den Bundesbahnen einverleibt wären. Die Verhandlungen über den Rückkauf würden in jedem Falle vorher einsetzen.

Auch die vom Ständerat beschlossene Zusammenlegung der Konzession der 1923 rückkaufbaren Thunerseebahn mit der erst 1943 fälligen Berner Alpenbahnkonzession bedeutet eine entschiedene Verstärkung der Position der Berner Alpenbahn für den Rückkauf. Da der Bundesrat selbst von jeher auf Zusammenlegung von Konzessionen in solchen Fällen gedrungen hat, hätte es fast einer Plackerei gleichgesehen, sie nicht zu bewilligen.

Dass der Bund sich für den Rückkauf der Berner Alpenbahn wenigstens moralisch verpflichtet hat, steht fest, erstens durch die Bedingungen für die Subvention von sechs Millionen und vor allem durch die betreffende bundesrätliche Botschaft. Zeitpunkt und Erwerbsart sind dort nicht bestimmt:

> Wir haben dargetan, dass dieses Unternehmen den Charakter eines großen gemeinnützigen Werkes beanspruchen kann, indem es dazu bestimmt ist, unserm Lande einen Teil des Transitverkehrs von Norden nach Süden und in umgekehrter Richtung zu sichern und zu erhalten.
>
> Wir haben nachgewiesen, dass die Lötschbergbahn eine wichtige Zufahrtslinie zum Simplon bildet und mächtig dazu beitragen wird, diese große Verbindungsbahn zu ihrer vollen Bedeutung zu bringen.
>
> Wir haben auch betont, dass sie die Handelsbeziehungen eines großen Teils der Innerschweiz, namentlich des Kantons Bern, erleichtern und fördern und auf diese Weise einen günstigen Einfluss auf das wirtschaftliche Leben mehrerer Kantone ausüben wird. Es hat somit ein beträchtlicher Teil unseres Landes ein Interesse an ihrem Zustandekommen.
>
> Wir haben auch ihre Bedeutung in militärischer Beziehung nachgewiesen.

Sicher ist, dass die Ausführung der erwähnten Bedingungen mindesten zehn Millionen mehr als vorgesehen gekostet hat und dass der Kanton Bern dem Bund in dieser oder jener Form die Rechnung dafür vorlegen wird. Darauf wurde schon im bernischen Großen Rat mit aller Deutlichkeit angespielt.

Bei der Lötschbergfahrt der Bundesversammlung hat in Thun der Verwaltungsratspräsident der Bundesbahnen bereits auf das Brautpaar „Bundesbahnen und Lötschberg“ angestoßen und alle Festredner ließen die Hoffnung auf baldigen Rückkauf durchblicken. Nationalratspräsident Spahn antwortete dem bernischen Regierungs-

präsidenten Scheurer und gebrauchte dabei folgende bemerkenswerte Wendungen:

Man befand sich gegenüber dem Alpenprojekt der Berner in einem doppelten Irrtum. Man rechnete nicht mit der Energie der Berner, die nicht loslassen, wenn sie an der Ausführung eines großen Gedankens sind. Und der zweite Irrtum bestand darin, dass man glaubte, es zulassen zu sollen, dass die Lötschbergbahn als Privatbahn gebaut werde. Allein es wäre ungerecht, deswegen Vorwürfe zu erheben gegen die Männer, die damals an der Spitze des schweizerischen Eisenbahnwesens standen. Sie haben in guten Treuen gehandelt. Vergesse man nicht, dass sich damals die Eisenbahnverstaatlichung mit ihren großen Aufgaben in den Vordergrund drängte; da ist es wohl begreiflich, wenn der Ruf eines einzelnen eidgenössischen Standes nicht sofort erhört wurde. *Beide Irrtümer werden korrigiert werden. Der erste ist es bereits, und der zweite wird es in absehbarer Zeit sein.* Wenn heute dem Wunsche Ausdruck gegeben worden ist, es möchten die bernische und eidgenössische Eisenbahnpolitik Hand in Hand gehen, so ist dieser Wunsch bei den übrigen Eidgenossen nicht schwächer als bei den Bernern.

Der Drang des Kantons Bern, die schwere Last abzuladen, erklärt sich aus der ganzen Sachlage. Ende 1912 hatte der Kanton nicht weniger als 50,9 Millionen Franken in Eisenbahnaktien stecken, wovon weitaus der größte Teil ertragslos. 17,5 Millionen davon liegen im Lötschberg. Dazu kommt die Zinsengarantie von 42 Millionen Franken für die Berner Alpenbahn und wenigstens die moralische Verantwortung für etwaige Fehlbeträge gegenüber Aktionären und Obligationären.

Mit der Verstaatlichung der Lötschbergbahn muss man nach allem, was geht und gegangen ist, auf alle Fälle rechnen, ob sie nun etwas früher oder später zurückgekauft wird. Darüber scheint man sich auch im Bundesrat ziemlich klar zu sein.

Diese Schwierigkeiten häufen sich dadurch, dass man in St. Gallen auf die *gleichzeitige Verstaatlichung der Bodensee-Toggenburgbahn hofft,* die den Kanton in gleicher Weise wie der Lötschberg die Berner belastet. Die Zinsengarantie beträgt jetzt 18,2 Millionen und die Beteiligung in Aktien 6,25 Millionen, was zusammen eine Verpflichtung von 24,45 Millionen ausmacht.

Der Rückkauf der Berner Alpenbahn wird früher oder später eine schwere Last für die Bundesbahnen sein. Alle in Frage stehehenden Linien *Spiez-Brig, Scherzligen-Thun, Münster-Lengnau* stellen zusammen ein Baukapital von etwa 160 Millionen dar. Dazu wird wahrscheinlich die direkte Verbindung *Bern-*

Neuenburg mit 10 Millionen kommen, die als Privatbahn nach Verstaatlichung der Jura-Neuchâteloisbahn keinen rechten Sinn mehr hat. Würde man noch die *Bodensee-Toggenburgbahn* dazu nehmen, so käme man auf eine Summe von mindestens 200 Millionen Franken.

Es wird vor allem die Frage entstehen: Wie können die Bundesbahnen die Übernahme von 200 Millionen voraussichtlich *auf längere Zeit* wenig abträglicher Bahnwerte aushalten?

Maßgebend für die Beurteilung der heutigen Lage ist vor allem die Höhe der Staatsschuld und der bisherige Ertrag der Bundesbahnen.

Dass nach dieser Richtung die Lage der Dinge ernst ist, geht aus unsern Ausführungen über die Verschuldung der Schweiz hervor. Noch schwieriger wird sie durch eine Lösung der *Ostalpenbahnfrage*, die den Ertrag nicht nur der Gotthard-, sondern auch der Berner Alpenbahn beeinträchtigen würde. Davon soll das nächste Mal die Rede sein.

BERN J. STEIGER

(Schluss folgt.)

□□□

DAS JUBILÄUM

Von FRITZ MÜLLER

Gestern war ich bei einem Jubiläum. Ich weiß nicht mehr, war's ein silbernes oder ein goldenes oder nur ein kupfernes. So was vergisst sich leicht nach Mitternacht. Aber von einem „eminenten, bedeutungsvollen Vereine, dessen Wirksamkeit mit ehernem Griffel in das Buch der Geschichte eingegraben ist", war es ein Jubiläum, das weiß ich noch ganz gewiss. Denn von dreizehn Rednern haben es zwölf wörtlich so gesagt. Der dreizehnte ist stecken geblieben und hat dann von hinten angefangen. Dabei ist der dreizehnte „eherne Griffel" unter den Tisch gefallen. Leider, leider. Aber ich habe ihn aufgehoben. Es war einer zu zwei Rappen mit einem billigen Goldpapier um den dünnen zylindrischen Körper. Auf der Schiefertafel von unserm kleinen Hansi hab' ich ihn probiert. Aber geschrieben hat er nicht. Es war ein sogenannter Buttergriffel. Und Buttergriffel schreiben nur auf nachgiebiger schwarzer Pappe, nicht auf hartem Schiefer.

Sonst ging alles wie am Schnürchen in dem Jubiläum. Ganz programmgemäß ward alles wirklich Gute, was vom Schweigen lebt, zerredet, zerlobt und zerpriesen, dass es nicht der Mühe lohnte, eine Feder anzusetzen, aber, aber . . .

Der Redner Nummer sieben wurde blass und bibbrig lange vorher, ehe er an der Reihe war. Ich saß neben ihm. Mit dem Fußwippen fing es an. Erst wippte er gemäßigt. Beim zweiten Toast aber schon ging er in einen Generalmarsch über. Beim dritten zitterten die Teller auf dem Tische, beim vierten brach der kalte Schweiß aus und beim fünften schafften sie den Fieberkranken in die Garderobe. Dort kochte ihm die Kleiderfrau Kamillentee. Inzwischen bibberte das Komitee.

„Ein Königreich für einen Ersatzredner!"

Da erwischten sie mich. Ich hätte . . . und ich müsste . . . und es sei einfach eine Ehrenpflicht von mir . . . unvergängliches Verdienst . . . heißer Dank . . . und also abgemacht.

Und da hatte ich schon einen Zettel in der Hand. Darauf stand:

Nummer 1. Der Präsident des Festkomitees auf die Gäste. Begrüßung — Bedankung — Bewirtung — eherner Griffel — und so weiter.
Nummer 2. Vertreter der Gäste auf das Präsidium des Vereins. Bedankung — Belobung — Berühmung — eherner Griffel — und so weiter.
Nummer 3. Das Präsidium des Vereins auf die Idee des Vereins. Befruchtung — Betätigung — Beglaubigung — eherner Griffel — und so weiter.
Nummer 4. Die Idee des Vereins auf — — — — — — — — —

Bei Nummer 5 hatten sie also Nummer 7 in die Garderobe getragen und mich zwischen der Toilette und dem Saaleingang zum Ersatzmann gepresst. Es gab ein großes Durcheinander. Die ganze Toastmaschinerie schien aus den Fugen zu gehen. Und da schoben sie mich schon auf die Rednertribüne. Ich muss sagen, der Zettel in meiner Hand fing auch zu bibbern an, als ich die Stufen hinaufstieg. Ich aber bibberte nicht, sondern toastete laut Programm:

Der Vertreter des Vertreters der verbündeten Vereine. Bedankung — Berufung — Beruhigung — Befriedigung — eherner . . .

Auf einmal sah ich den Präsidenten unter mir ein verzweiflungsvolles Gesicht zu mir heraufmachen.

„Nummer sssieben, sssie—ben!" zischte er mir zu.

Aber da war ich mit meinem ehernen Griffel schon fertig, bekam ein dröhnendes Bravo, dass es durch die Halle brauste und stieg, stolz wie ein Gockel, wenn auch nur wie ein Vertretungsgockel, die Rednertribüne herunter.

Unten zischte der Präsident weiter:

„Mensch, um Gotteswillen, Mensch, Sie haben den Toast Nummer 8 gesprochen. Für eine Rede haben Sie sich bedankt, die noch gar nicht gehalten worden ist, Sie — Sie . . ."

Wie durch einen Nebel hörte ich sein Zischen.

„Das ist mir wurscht," sagte ich heroisch.

Und dem Publikum war's auch wurscht. Denn es hat's keiner gemerkt.

□□□

VEREINFACHUNG
DER
STAATSVERWALTUNG UND ERLEICHTERUNG DER STAATSLASTEN

(Fortsetzung)

Endlich die vielen oder langen Sessionen. Abgesehen von der Schwatzhaftigkeit, die jedem Parlament seit den Zeiten des römischen Senates mehr oder weniger anhaftet, liegt es zum einen Teil an der Überzahl der Mitglieder, von der bereits die Rede war, zum andern aber am Modus der Gesetzgebung. Das ist der tiefere Grund, und davon ist noch zu sprechen.

Vor allem hat man sich stets den Unterschied zwischen Gesetz und Verordnung vor Augen zu halten; diese wäre ganz dem Regierungsrat zu überlassen. Aber der zürcherische Kantonsrat ist — offenbar um, was er an Gesetzgebungsrecht dem Volk hat abgeben müssen, sich von der andern Seite zuzulegen — auf die Manie verfallen, die Verordnungen unter seine Kompetenz zu ziehen. Abgesehen davon, dass dies dem Grundsatz der Gewaltentrennung zuwider und insofern inkonstitutionell ist, verliert der Kantonsrat gelegentlich eine schöne Zeit damit. Es sei beispielsweise an die Wirtschaftsverordnung, Feuerpolizeiverordnung, Auto- und Veloverordnung mit ihren großen Zahlen von Paragraphen erinnert. Wenn in solchen Verordnungen Bestimmungen mit Gesetzescharakter vorkommen, so sind sie herauszunehmen und für sich zu einem Gesetz zusammenzufassen; alles andere aber ist dem Regierungsrat vorzubehalten.

Also nur die eigentliche Gesetzgebung gehört zur Domäne des Kantonsrates. Mit neuen Gesetzen aber dürfte man etwas vorsichtiger sein, um nicht so viele Zurückweisungen durch das Volk zu erfahren und damit Zeit und Geld, die darauf verwendet worden sind, nutzlos zu verlieren. Der schönsten Gesetzesidee muss schlechterdings und von vornherein entsagt werden, wenn keine sichere Aussicht vorhanden ist, damit im Volk durchzudringen; auch ist dieser für sie durch Versammlungen und Presse erst vorzubereiten und zu gewinnen. Zum bloßen Experimentieren ist das Volk zu gut und Zeit und Geld zu kostbar, und jede

Zurückweisung ist eine Niederlage der Behörde und zugleich ein Zeugnis für ihre geringe Fühlung mit dem Volke. In dieser Beziehung gerade sollten sich die Mitglieder der Behörde als Vertreter des Volkes zeigen, sonst sind sie es gar nicht, und wenn sie auch zur Ausarbeitung eines Gesetzes nicht beizutragen vermögen, so sollten sie doch wenigstens die Stimmungen und Ansichten ihrer Kreise kennen und dafür auftreten. Vermeiden lassen sich Rückstöße wohl nicht ganz, aber vermindern. Das Gleiche gilt bei jeder einzelnen Bestimmung eines Gesetzes, um nicht wegen Einzelheiten das Ganze zu gefährden. Überhaupt mehr Fühlung mit dem Volk; dadurch wird die Gesetzesarbeit nicht nur mehr gesichert, sondern auch volkstümlicher, was heute auch sonst als ein erstrebenswerter Vorzug der Gesetzgebung gilt.

Auch sollen im Gesetz keine Ausführungsbestimmungen aufgenommen werden, welche Sache der Verordnung, des Reglements sind, Kenntnisnahme und Verständlichkeit des Gesetzes jedoch erschweren und dessen Annahme gefährden. In dieser Beziehung sind besonders jene „Einfälle“ zu fürchten, an denen namentlich die Advokaten reich sind, so unfruchtbar ihre Arbeit sonst ist. Auf solche zu verzichten gehört zur Tugend der Selbstverleugnung, die über dem Bestreben, sich wichtig zu machen, steht. Wie oft ist nicht schon durch solche Einfälle ein Gesetzeswerk verpfuscht worden, das eben wie ein Kunstwerk Stil haben soll und nur stilvolle Änderungen erträgt.

Ja, es sollen in ein Gesetz nicht einmal alle Bestimmungen eigentlichen gesetzgeberischen Charakters, die sich zur Sache erdenken ließen, aufgenommen werden, sondern nur die Hauptgrundsätze. Allen Fällen lässt sich ja gesetzlich nicht begegnen, es wird immer noch des Arbitriums der anwendenden Behörden, die dadurch nur um so freier und selbständiger werden, bedürfen; dafür wird das Gesetz für das Volk um so verständlicher und damit annehmbarer und von um so längerem Bestand, weil es kleineren Verschiebungen der Ansichten und Bedürfnisse immer noch Raum lässt. Ein klassisches Muster dieser Art ist das alte Polytechnikumsgesetz vom Jahre 1854; wie manche Verordnung und wie verschiedenen Sinnes hat sich ihm einfügen lassen! Es ist heute noch gültig, so zu sagen bis auf den Titel — schade übrigens um den großzügigen Namen „Polytechnikum“!

Man sollte sich bei der Beratung eines Gesetzes nicht darauf besinnen, was sich alles noch hineinbringen ließe, sondern gerade umgekehrt, was man ohne Unsicherheit für die Vollziehung aus dem Gesetze weglassen könnte! Anderseits sind bloße Blankettgesetze, wie das eidgenössische Lebensmittelgesetz eines ist, wodurch das Volk eine Katze im Sack kauft, nicht erlaubt und eine Täuschung des Volkes. Alles mit Maß!

Im übrigen ist es der Fehler unserer modernen Gesetzgebung, nicht nur dass zu viel Gesetze fabriziert, sondern dass diese auch zu lang ausgesponnen werden. Beides aber läuft ins Geld, und wenn dann noch ein Gesetz bachab geschickt wird, so ist gar alles verloren. Man vergleiche mit dem alten, noch von Ludwig Keller herrührenden Expropriationsgesetz das heutige, nun auch schon ein Menschenalter alte Gesetz über die Abtretung von Privatrechten, und von einem neuesten wäre nach dem Zuge der Zeit zu fürchten, dass es noch länger und umständlicher würde.

Mit der Revision der Gesetze verhält es sich desgleichen. Es soll nur im nötigen Fall und nur das Nötigste revidiert werden. Namentlich sind Partialrevisionen zu vermeiden, das Flicken und Flecken an Gesetzen, wodurch nur ein einzelner Abschnitt oder gar nur ein einzelner Paragraph geändert wird. So lange es irgend geht, soll man sich statt dessen mit einer Auslegung des Gesetzes, extensiver oder restriktiver Art, behelfen; dafür gerade ist die Interpretationskunst da, die dadurch auch ihre besondere Ausbildung erhält.

Das Festhalten am Gesetz hat aber an und für sich einen doppelten Vorteil. Einmal stärkt es die Eigenschaft, dass man sich nach dem richtet und in das schickt, was da und gegeben ist, nicht alle Regentage nach etwas anderem verlangt, und das ist Tugend, Charakter; man kann es im privaten Leben auch nicht immer haben wie man will, sondern muss sich in vieles fügen lernen, was einem nicht passt. Sodann wird man sich bei neuen Gesetzen um so mehr in acht nehmen, sie nicht bloß für den Tag zu erlassen, sondern sie auch für andere Fälle weit genug zu machen.

Also nicht immer dieses Rütteln und Schütteln am Bau der Gesetzgebung, oder dieses stetige Anhängen und Ankleistern von neuen Gesetzen und Gesetzlein. Dafür soll die Gesetzgebung im

ganzen möglichst gleichmäßig fortgebildet und entwickelt werden, nicht so, dass neben Partien jugendlichen und gar künftigen Stils noch alte, verfallene Mauern stehen gelassen werden, wie etwa ein Armen- oder ein Medizinalgesetz, die nicht nur einer um viele Jahrzehnte zurückliegenden Zeit, sondern auch einem vergangenen und überwundenen Zeitalter und Zeitgeist angehören. Aber dazu braucht es der Einsicht nicht nur in sein Departement und des Interesses dafür — sonst wird die Departementseinteilung zum Bureausystem und zur Bureaukratie —, sondern der Übersicht über und des Interesses für das Ganze. Oder dann ist zu dessen Wahrung eine besondere, die Direktionen überschauendeStelle zu schaffen. Dazu erschiene das Regierungspräsidium geeignet, wenn es darnach gestaltet würde, statt bloß Vorsitz im Kollegium zu sein.

Was aber vom Bau der Gesetzgebung gilt, gilt um so mehr von deren Fundament, der Verfassung: an sie soll um so weniger gerührt werden. Aber damit wird es nachgerade so leicht als mit der gewöhnlichen Gesetzgebung genommen, und hier ist der Bund mit dem Beispiel vorangegangen. Die jüngste Partialrevision der Bundesverfassung — es ist die sechszehnte, Irrtum vorbehalten — erscheint sogar bei dem dehnbaren Sinne von „Seuchen" im bisherigen Artikel 69 vollständig überflüssig, wenn man bedenkt, dass der Bund sich schon ganz andere Ausdehnungen seiner Gesetzgebungs kompetenz erlaubt hat. Eine Abstimmung aber kostet den Bund gar 30 000 Franken. Doch genug. Kurz, es soll auch in die Gesetzgebung ein ruhigerer und größerer Zug kommen; auch der moderne Staat leidet an Neurasthenie.

Einen zweiten Hauptgegenstand der Kompetenz des Kantonsrates bilden Budget, Rechnung und Rechenschaftsbericht. Von allen dreien wäre zu verlangen, dass sie rechtzeitig vorgelegt würden; einmal muss die Arbeit ja doch getan werden, und dass sie rechtzeitig erfolge, ist nur ein Gebot, wie es für jede andere Arbeit auch gilt. Und zwar sind der Natur der Sache nach Rechnung und Rechenschaftsbericht alsbald nach Schluss des Jahres, also im Frühjahr des folgenden abzulegen, und ist das Budget so zeitig aufzustellen, dass es noch vor Beginn des Budgetjahres beschlossen werden kann, also im Spätherbst des Vorjahres. Das erscheint an sich nur als eine formale Forderung; aber eine

Schlamperei in dieser Beziehung wirkt in gleichem Sinn auch auf den übrigen Geschäftsbetrieb ein und lässt jedenfalls unliebsame Schlüsse auf ihn zu. Ein Muster könnte am Bund genommen werden, der hier wirklich untadelig arbeitet, und doch ist sein Arbeitsfeld größer. Aber im Kanton ist es nachgerade Gewohnheit geworden, alle Vorlagen um ein halbes Jahr und noch länger zu verspäten, die Rechnung und den Rechenschaftsbericht im Herbst oder gar erst im zweiten Jahr, wenn schon die neuen Vorlagen erfolgen sollten, zu erstatten und das Budget zu beschließen, nachdem seine Kredite längst angebraucht sind.

Das Budget von heute erscheint immer mehr dazu bestimmt, überschritten zu werden. Wenn es sich um einen Vorschlag auf drei, vier oder noch mehr Jahre hinaus, wie es anderwärts wirklich schon vorkam, handelte, ließe sich eine Verrechnung in diesem oder jenem Punkt eher begreifen; aber nicht bei einem bloß einjährigen Budget, wie es kürzer nicht gedacht werden kann. Dazu kommt der Eindruck, dass die Unterbudgetierung gelegentlich weniger an einem Irrtum oder Mangel an Voraussicht liege, als an der Absicht, überhaupt Kredit zu bekommen, um sich dann die Mehrausgaben durch Nachtragskredit genehmigen zu lassen, die Unlust der Kreditierung also gewissermaßen zu verteilen. Aber man muss froh sein, wenn für Kreditüberschreitungen überhaupt Nachtragskredite verlangt werden, und nicht, so viel es auch kosten mag, darauf losbezahlt wird, wie es bei den Neubauten von Kantonsschule und Technikum Winterthur in die Hunderttausende hinauf geschah. Neuestens wieder ein Nachtragskreditbegehren von fast anderthalb Millionen! und man sehe sich die Begründungen an, die vielfach gar keine sind. „Die Malerarbeiten am Hauptgebäude, mit 2500 Franken budgetiert, machten allein 4500 Franken mehr aus, als vorgesehen war“ usw.

Dann der Rechenschaftsbericht. Es wird von jeher über dessen Umfang geklagt, und immer nimmt er mehr zu. Der neueste, erst vom Jahr 1911, umfasst an die 800 Seiten; derjenige des Bundes vom gleichen Jahr — merke wohl: in der Zeit vom 31. Januar bis 10. April 1912 erschienen — dagegen keine 700. Wenn man schon darauf ausginge, ihn möglichst lang zu machen, könnten kaum mehr Kleinigkeiten und Nichtigkeiten aufgenommen werden. Es wird registriert, was an Geschäften einging, ja wie

viele Schreiben einliefen, wie viel Verfügungen getroffen wurden, wie viele Personen kamen und gingen, wie viel Besucher ein Bureau hatte, wie viel Geschäfte erledigt wurden oder als Pendenzen verblieben usw. usw., alles genau nach Nummern, und nach Aktennummern zählt die Bureaukratie. „Die bisherige Kanzlistin III. Klasse (mit Namen so und so — geboren und getauft?) wurde in die II. Klasse befördert", oder: „Der Korridor vor den betreffenden Zimmern wurde durch eine besondere Tür abgeschlossen", oder: „Am Geleise wurde ein Kohlenlagerraum angelegt, zementiert und mit Zementsockeln eingegrenzt"; Sätze von dieser Wichtigkeit finden sich zu Hunderten und sind ihrerseits eine Probe von dem Geiste, mit dem das Ganze durchtränkt ist.

Dadurch wird der Bericht nicht nur lang, sondern auch langweilig, fast so geistreich wie der Jahresbericht des politischen Jahrbuches der Schweiz seit Hiltys Abgang. Statt ein Staatshandbuch auch für den Referendumsbürger zu werden, wird er wohl kaum von den Kantonsräten gelesen, an die er gerichtet ist, und wird selbst für jene, welche ihn von Kommissions wegen notgedrungen zu durchgehen haben, eine säuerliche Lektüre sein. Die Ausgaben zum Amtsblatt sind auch gar nicht zum Aufschneiden gemacht, sonst fallen sie auseinander. — Und, wohlverstanden, wirkte ein durchaus gehaltvoller Bericht nicht nur nach außen, sondern auf die Verwaltung selbst zurück; sie würde besser erkennen, was wirklich erheblich ist, und sich eher bestreben, ihre Tätigkeit darauf zu konzentrieren. Dazu müssten die Berichte der einzelnen Direktionen durchgeseigt werden, und wie wäre es, wenn die Staatskanzlei diese Aufgabe übernähme? Das wäre einmal eine geistvolle Beschäftigung für sie und ein Verdienst um Staat und Volk. Wenn sie dann auch der Neuausgabe der Gesetze und der „Wegleitung durch die Gesetze und Verordnungen" sich annähme, so würde sie sich ein weiteres hinzu erwerben und den Ruhm des Begründers dieser Arbeiten auf ihr Haupt sammeln. Eine klare, handliche Gesetzestafel war schon ein Bedürfnis für das römische Volk, das deswegen auf den heiligen Berg auszog; wie viel mehr für den heutigen Referendumsbürger.

Von der Sammelstelle des Rechenschaftsberichtes sollten ferner die einzelnen Direktionsberichte nach der offiziellen Reihenfolge der Direktionen und stets nach der offiziellen Reihen-

folge gleich geordnet werden, statt wie bisher willkürlich je nach dem Abschluss auf einer Direktion, der so eine Note für Promptheit oder umgekehrt ausstellt wird.

Was vom Rechenschaftsbericht, gilt auch vom Textteil des Amtsblattes. Wie viel kürzer und übersichtlicher könnte er sein! Dem Inhalt ginge jedenfalls nichts ab, wenn schon nicht die geringfügigste Publikation vom Direktor signiert und vom Sekretär kontrasigniert wäre, wie eine Haupt- und Staatsaktion des deutschen Kaisers und seines Reichskanzlers; wir würden es auch so der Publikation aufs Wort glauben, dass sie authentisch ist. Aber auch dem Inhalt einer Bekanntmachung würde es wohl kaum schaden, wenn er gelegentlich gekürzt würde. Wir denken hier beispielsweise an die Ausschreibung von Wahlen. Wozu die Wiederholung all der gesetzlichen Bestimmungen über das Wahlverfahren? Es genügt wohl, den Gegenstand und die Zeit der Wahl anzukündigen; die Wähler und die Wahlbureaux werden dann schon wissen, was sie zu tun haben, sind doch die Vorschriften bereits in und mit dem Gesetz oder der Verordnung publiziert worden; der Bürger ist also gehalten, sie zu kennen. Auch die Beilage der eidgenössischen Gesetzessammlung zum Amtsblatt bekommt der Staat wohl nicht gratis, und sie dürfte doch neben dem Bundesblatt nicht unentbehrlich sein. Aber Amtsblatt und Rechenschaftsbericht sind ja nur Beispiele, wie all das viel kürzer und billiger gemacht werden könnte. Straffer, strammer, das ist das Losungswort, das für die Staatsverwaltung allgemein ausgegeben werden sollte. —

Dass der Kantonsrat Diäten bezieht, versteht sich für eine Demokratie heute sozusagen von selbst. Zwar bestanden sie unter der dreißiger Verfassung noch nicht, und erst durch die neunundsechziger Verfassung wurde unter hartem Kampfe ein „mäßiges Taggeld“ eingeführt, um den Angehörigen jedes Standes den Eintritt in den Rat zu ermöglichen, also gerade aus dem Grunde, auf den das Diätensystem überhaupt gestützt wird. Darüber ist also nicht weiter zu reden, es handelt sich nur um das Maß. Das Taggeld betrug vier Franken, bis es 1909 durch die neue Geschäftsordnung auf sechs Franken erhöht wurde. Auch dagegen lässt sich kaum etwas einwenden, sofern der Mann sein Mandat erfüllt, an den Beratungen mitwirkt oder mindestens den Rat über

Stimmung und Bedürfnis seines Kreises aufklärt, um unnütze Beschlüsse und damit Kosten zu vermeiden, und es nicht bloß als willkommene Gelegenheit benutzt, auf staatliche Kosten seinen Geschäften oder Zerstreuungen nachzugehen. Aber doch ist nicht zu vergessen, dass, wenn die Erhöhung auch an sich nicht erheblich erscheint, ihre Bedeutung zunimmt mit dem Anreiz, die Geschäfte in die Länge zu ziehen, und mit dem Widerstand, die Zahl des Rates zu vermindern. Das kleinere Taggeld erschien also doppelt und dreifach vorteilhaft für den Staat und war auch für den Einzelnen und den Kreis so lange kein Unrecht, als die Vertretungsmöglichkeit nicht darunter litt, wovon nie etwas laut wurde. Kantonsräte haben sich, wie andere Beamte, noch immer gefunden. Aber nachdem alle Beamten das große Los gezogen hatten, war der Kantonsrat schließlich, als er sein Taggeld erhöhte, noch der brave Mann, der an sich selbst zuletzt gedacht hat.

IV.

In der Verwaltung besteht der Hauptteil des Staatslebens, und daher kommt es hauptsächlich auf sie an, wie dieses kreist und pulsiert; von ihr ist vor allem eine zweckmäßige Staatstätigkeit zu erwarten. Mit je geringern Mitteln der gleiche Erfolg erreicht wird, je größer der Erfolg bei gleichen Mitteln ist, um so sachgemäßer erscheint sie. Wo genug ist, kann ein Schwein hausen, lautet das derbe Volkswort. Für den Staat gilt es als Kunst, die Volkskräfte tunlichst zu schonen und doch das Volkswohl bestmöglichst zu pflegen. Dazu gehört, einerseits dass die Staatstätigkeit am ersten und am meisten da einsetze, wo es am nötigsten erscheint, und dass anderseits zur Aufgabe das Volk selbst, die Interessentenkreise, in bestehenden oder zu schaffenden Verbänden herangezogen werde. Diese sind, weil an der Aufgabe direkt interessiert, dafür auch geeigneter, erfüllen sie intensiver und sachkundiger, während Staatsbeamte daran eben nur das Interesse von Angestellten haben und darnach arbeiten.

Es muss davon abgesehen werden, jegliches durch den Staat selbst besorgen zu lassen und für alles Staatsbureaux einzurichten. Das bewirkt nur eine neue und immer größere Bureaukratie, die

den Staat nicht nur mehr belastet, sondern auch weiter vom Volke entfernt, weniger volkstümlich macht. Dergestalt entwickelt sich die neueste Staatsverwaltung und scheint in dieser Richtung bereits zu weit gegangen zu sein. Es handelt sich also darum, einzulenken und mählich einen etwas andern Weg einzuschlagen. Aber die Staatsverwaltung ist viel zu vielseitig, als dass hier ein eingehender Plan ihrer Tätigkeit aufgestellt werden könnte; das müsste die Aufgabe einer andern Darstellung sein. Es können hier nur ein paar Grundzüge gegeben werden, und für diese ist der alte machiavellistische Grundsatz wegleitend, dass immer wieder zu den Anfängen, auf die erste Anlage des Staates zurückgegangen werden müsse, damit man sich auf seine wahre und rechte Aufgabe besinne. Es bedarf keiner völligen Umkehr, sondern nur einer kleinen Wendung, einer Verschiebung des Richtungspunktes, um aus der Sackgasse, in die der Staat gerät, herauszukommen und ins Freie und Lichte zu gelangen, wo es dem Staat wieder leichter wird und auch das Volk sich besser fühlt.

Jedenfalls sollte die Demokratie sich mehr mit der Verwaltung befassen, statt immer nur der Vermehrung und Verbesserung von politischen Volksrechten nachzusinnen. Von der rechtlichen Demokratie soll sie einmal zur wirtschaftlichen Demokratie übergehen, zur sozialen Demokratie, womit allerdings nicht die programmatische Sozialdemokratie gemeint ist, die in das Gegenteil aller wahren Demokratie umschlägt. Politische Rechte hat das Volk bei uns genug, und sie werden ihm selbst nachgerade zu viel. Aber immer kommen unsere Politiker auf sie zurück und nicht über sie hinaus. Nun steht wieder die Proportionalwahl auf der Tagesordnung, zu deren Freunden man gehören mag, ohne sich zu verhehlen, dass das Volk davon schließlich nicht gegessen hat.

Wesentlich für das Volk ist also die Verwaltung, jedoch nicht im Sinne des Polizeireglementes. Mit polizeilichen Geboten und Verboten ist dem Volk auch nicht geholfen; wir fallen damit nur in das alte väterliche Regiment zurück und haben zu wenig Freiheit mehr. Dass man sich des Staubes und Gestankes der Automobile zu erwehren sucht, ist ganz am Platz und gehört zum Leben und Atmen; aber so weit es dazu nicht nötig ist,

sollte mit der Polizei, eben im Interesse der menschlichen und bürgerlichen Freiheit, etwas mehr zurückgehalten werden.

Wir denken hier an das durchgefallene Medizinalgesetz; schon dieser Durchfall zeugt von der gleichen Stimmung im Volke. Gewiss ist unser Medizinalgesetz veraltet und bedarf der Erneuerung, aber in einem andern Sinn. Auch wir sind nicht unbedingt für Freigabe der ärztlichen Praxis, obschon sich andere Kantone und sogar das große Deutsche Reich, das sonst nicht als wildes Land verschrieen ist, dabei ganz wohl befinden und dort auch nicht mehr Leute zu Tode kuriert werden als bei uns. Aber damit ist denn doch nicht gesagt, dass das Medizinalwesen noch zünftiger und zopfiger gemacht werden müsse, als es schon unter dem bisherigen Patentsystem ist. Wohl konnte die Volksinitiative für arzneilose Heilweise im Jahr 1904 unter Aufbietung der ärztlichen Heerscharen und ihrer Gefolgschaften niedergestimmt werden. Als „heillose Arzneiweise" war sie verlacht worden, ohne dass man bedachte, wie dieser Spott gerade die Arzneikunst traf, die allerdings vielfach „heillos" ist. Aber als dann der Ring der Medizinmänner noch enger gezogen werden sollte, hat ihn das Volk gesprengt. Die Wahrheit ist eben, dass das beste an der neueren Heilkunde, die Packungen und Waschungen, die Wasser-, Luft-, Licht-, Sonnen- und Schlammbäder usw. usw., von den medizinischen Zöllnern und Sündern kommt, über die von den Pharisäern der Kaste vornehm der Stab gebrochen wurde. Und wenn Ärzte und Behörden es vergaßen oder nicht gelten lassen wollten, das Volk hat sich dessen erinnert und sich dafür dankbar gezeigt. Wie konnte man im vordersten Kanton der Eidgenossenschaft so dem Kastengeist erliegen und die Stimmung des Volkes so sehr verkennen?

Also mehr positive Staatstätigkeit. Diese drückt sich am augenfälligsten in den Staatsbauten aus; aber gerade darin heißt es vorsichtig sein, weil sie am allermeisten ins Geld laufen. Und zwar vorsichtig in zwei Beziehungen. Vor allem soll sich der Staat (und auch eine Gemeinde kann sich das merken), bevor er eine Anstalt dieser oder jener Art errichtet, wohl besinnen, ob ihre Bestimmung auch wirklich in seiner Aufgabe liege. Wir meinen, das Gemeinwesen sei, wie es nicht von vornherein für jeden Einzelnen, sondern nur für das Volk im Ganzen zu sorgen

hat, auch nicht dazu da, vor einen Jeden hin ein Haus und eine Werkstätte mit allen Bequemlichkeiten zu stellen, sondern nur die zudienenden Anstalten zu errichten, deren alle gleicherweise bedürfen und die auch allen gleicherweise dienen.

Wo die Einzelnen für sich zu schwach sind, sollen sie sich zusammenschließen; sie aufzumuntern und ihnen unter die Arme zu greifen, so weit es fehlt, dazu scheint allerdings das Gemeinwesen bestimmt, wenn es mehr als die formelle Aufgabe des Verbandes haben soll. Aber weiter zu gehen, die Privatwirtschaft selbst zu übernehmen, ist nicht seine Sache, wird von ihm auch am schlechtesten oder teuersten besorgt und macht die Leute nur unselbständig und faul. Die Privatinitiative ist für den Kulturfortschritt gar nicht zu entbehren, sie soll vom Staat nur in die richtigen Wege geleitet und nötigenfalls unterstützt werden. Wer denkt da nicht an die Spekulation mit dem Friesenberg und andern Quartieren, in die sich die Stadt Zürich leichthin eingelassen hat, um sich ganz unnötige und unverantwortliche Schulden aufzuladen? Allen kann so doch nicht geholfen werden, und es sind nur einige Wenige, die davon Nutzen haben. Besser wäre eine bloße Nachhilfe, die dafür auf allen Punkten einsetzte und allen in gleicher Lage zu gut käme. Die Überschau, der große Blick fehlt!

So weit aber der Staat Bauten errichtet, hat er dabei nicht weniger ökonomisch zu verfahren als ein guter Hausvater. Ja, noch mehr; wenn ein Privater unhaushälterisch loszieht und sich ruiniert, so tut er es auf eigene Rechnung und Gefahr; der Staat aber verbraucht dabei fremdes Geld, das Geld des Volkes. Das kann er sich nicht genug vor Augen halten. Mit einem nachträglichen Dank an das Volk für das viele Geld ist es nicht getan; der beste Dank ist, es mit dem Ausgeben von vornherein und stetsfort streng zu nehmen.

Dazu gehört vor allem ein verbindlicher Baudevis. Was nützt es, einen Voranschlag aufzustellen, wenn es hinterher Hunderttausende oder Millionen mehr kostet? Voranschläge sind keine bloße Schreibübung, sondern sollen die Verantwortlichkeit des Bauübernehmers begründen, alles Vorgesehene in vorgesehener Qualität zum vereinbarten Preise zu erstellen. Mehrzahlungen

sind durchaus auszuschließen, außer im Falle höherer Gewalt oder wo sonst das Recht des Werkvertrages dazu absolut verpflichtet. Zu diesem Zwecke ist aber der Bauplan so genau auszuarbeiten, dass Mehrleistungen vermieden werden, die erfahrungsgemäß um so teurer bezahlt werden müssen und an denen gerade sich die Unterbieter zu erholen pflegen. Es würde dann auch mit den Offerten genauer genommen und so ein Hauptschaden des Submissionswesens gehoben; der Staat bekäme festen Boden unter die Füße; er wüsste, woran er wäre. Dass er aber selbst keine zu genauen und vollständigen Vorausberechnungen wünscht, um für die Minderanschläge eher Kredite zu erlangen, das anzunehmen ist gar nicht erlaubt; es wäre ja geradezu unehrlich.

Um aber zu verhindern, dass bei Bauten, wo die Arbeiten an verschiedene Übernehmer verteilt werden, der eine die Schuld an der Unvollständigkeit oder Verspätung dem andern zuschiebe, sollen die Übernehmer verpflichtet werden, sich zu einem Syndikat zu vereinigen, das für den ganzen Bau dem Staat verantwortlich wäre. Dieser könnte sich dann auf eine fortlaufende bloße Kontrolle des Baues beschränken, sich die Einrichtung einer besondern Bauleitung schenken und damit wieder Kosten sparen.

All das wäre immerhin zu erwägen. Jedenfalls muss es mit den ungezählten Mehrkrediten einmal aufhören, soll der Staat nicht noch ein anderes Gut einbüßen, seinen guten Ruf und Kredit. Aber das Volk selbst ist ja so gutmütig, dass sogar die über die Referendumssumme weit hinausgehenden Mehrforderungen immer wieder und unbesehen bewilligt werden. Vor allem aber fällt das wieder bei dem vielberufenen Gemeindewesen auf, wo noch nie ein Kredit vom Volk zurückgewiesen worden ist. Was Wunder, wenn man es da mit den Baurechnungen und anderem immer leichter nimmt und immer mehr und größere Nachtragskredite verlangt? Quousque tandem?

Im übrigen besteht die positive Verwaltungstätigkeit in der Wohlfahrtspflege und diese sollte sich mehr bloß mit dem Notwendigen befassen; für dieses aber mehr leisten als bisher. Dazu rechnen wir einerseits die Sorge für die Armen und Notleidenden

und anderseits eine größere Berücksichtigung der Landschaft gegenüber der Stadt.

Hier kommt zunächst das Armenwesen in Betracht. Dass das Armengesetz wie das Medizinalgesetz rückständig ist, nicht nur alt, sondern veraltet, haben wir bereits bemerkt und ist auch allgemein längst anerkannt. Das Erste schiene, einmal mit dem verrotteten Bürgerprinzip abzufahren, wodurch der inhumane, kostspielige Armenschub und die unwürdige Markterei um Menschennotdurft zwischen Wohnort und Bürgerort aufgehoben würde. Das wäre nur die Kappung des verdorrtesten Zweiges des Bürgergemeinderechtes, und wenn dieses selbst aufgegeben würde, um so besser. Es genügte dazu sozusagen der Satz, dass jeder, der sich an einem Orte niederlässt, dadurch Bürger des Ortes werde. Damit würde nur ein altes gutes Recht wieder hergestellt und die Mahnung Machiavellis, zu den Anfängen zurückzukehren, erfüllt. Die Bürgergemeinde verdient es auch gar nicht, so sehr geschont zu werden; ist sie doch in Wahrheit ein Gebilde der Reaktion, des engherzigen Abschlusses der alten Ortseinwohner gegen neue Zuzüger, und eine Verknöcherung des Einwohnerprinzips. Zum früheren Rechte zurückzukehren, wäre also ein Fortschritt und um so mehr gerechtfertigt, als sich das Bürgerprinzip mit dem seither so gewaltig gesteigerten Verkehr und Wechsel der Wohnsitze nicht mehr verträgt. Übrigens gibt es im Kanton Zürich bereits keinen Bürgergemeinde*verband* mehr, sondern man ist Bürger der politischen Gemeinde des Bürgerortes, und so handelte es sich nur noch darum, diesen in den Wohnort aufgehen zu lassen und so den Rückschritt Schritt für Schritt zurück zu nehmen, um zum Fortschritt zu gelangen. Natürlich könnte das nur für die Kantonsbürger gelten, so lange es in andern Kantonen nicht auch so gemacht würde, bis es schließlich nur noch ein Schweizerbürgerrecht gäbe. Aber der Kanton muss in diesem Falle vorangehen, damit wir zu einem gemeinsamen schweizerischen Rechte gelangen, und es würde der ruhigen Entwicklung nicht dienlich sein, wollte man umgekehrt vorgehen und gleich das Heil vom Bund erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

□□□

L'ESPRIT POLITIQUE CHEZ LES ÉCRIVAINS FRANÇAIS

AU COMMENCEMENT DU XXE SIÈCLE

(Suite et fin)

Telle est la seconde ère de la littérature française. Encore une fois, elle ne forme pas un seul bloc; elle ne marche pas d'un seul jet. Ce qui distingue l'ère précédente n'en est pas banni. Mais ce n'est plus qu'accident.

Par exemple, André Chénier émerge au plus fort de la littérature révolutionnaire; par exemple Gérard de Nerval et Stendhal émergent au plus fort du romantisme, les uns et les autres abondant, à la manière de naguère, en allusions incisives, les uns et les autres étant pénétrés d'une exquise lucidité, d'une entière liberté spirituelle, qui rayonnent avec profit sur la politique. Eclairs fugitifs, lueurs vite effacées et que, sur le moment, la gloire, occupée d'autres prédilections, n'a pas eu le loisir de recueillir!

En résumé, vous le voyez, quand nous atteignons aux racines les plus proches, aux antécédents les plus directs de la littérature actuelle, nous avons parcouru six siècles durant lesquels l'esprit politique et l'esprit littéraire se sont mariés, appariés selon une formule — peut-on appeler cela: formule? — selon un don plutôt de liberté et de fécondité spirituelles, unique au monde, et dans les conditions politiques les plus désolantes; et nous en avons parcouru deux durant lesquels la vie politique a été ardente et magnifique, mais où l'esprit politique a absorbé l'esprit littéraire, ou l'a épouvanté, le privant, dans les deux cas, de sa vivace et énigmatique vertu politique originale.

Au bout de cette longue route, il devait fatalement se poser diverses questions; elle se posent, aujourd'hui:

On se demande si cette voie commune où politique et littérature marchent de conserve, depuis deux siècles, comme des sœurs quelquefois ennemies, ne conduit pas à une impasse.

On se demande, si indéfiniment, l'esprit politique et l'esprit littéraire peuvent se régler l'un sur l'autre; si d'une part l'esprit littéraire qui a, de si loin, devancé et annoncé l'esprit politique, peut s'astreindre indéfiniment à épouser les étapes de son évolution, à présent qu'il est mûr et développé; si, d'autre part, l'esprit politique, auquel correspond désormais une réalité vivante et pratique, a intérêt indéfiniment à se laisser suggestionner par l'image que l'esprit littéraire, non sans nuages, non sans chimères, lui fournit de lui-même.

On se demande, enfin, si, faisant appel de nouveau à cette faculté d'anticipation insensible dont j'ai essayé de décrire l'histoire, l'esprit littéraire n'est pas destiné, dans l'ordre politique, à préparer autre chose que ce qui l'a intéressé jusqu'ici, à prévoir, à prédire, à explorer un autre esprit politique encore balbutiant et plus vaste que celui qui, maintenant, l'accable.

C'est la réponse à ces diverses questions qui, depuis bientôt vingt ans, trouble le monde des lettres, et, plus que jamais, présentement, l'agite et l'enfièvre.

Remettez-vous en face du problème tel qu'il nous apparut. Concevez ce que c'est pour des hommes tout portés par leurs souvenirs et leur hérédité, tout incités par les circonstances à aimer la vie publique, à en admettre et en exiger les débats, à être curieux de politique et, à l'occasion, de combat politique, concevez ce que c'est pour les fils de trois révolutions, lorsqu'ils sont écrivains, d'affectionner littérairement la monarchie que politiquement ils détestent, car que de latitudes, même politiquement, elle a laissées à la littérature, — et littérairement de détester le régime de discussion que politiquement ils affectionnent, car que de sujétions dont, même littérairement, il a frappé la littérature. La liberté ne leur paraît pas toute dater des régimes de liberté, et la contrainte ne leur paraît pas toute remonter aux régimes de contrainte.

Sous un pareil faix d'incertitude, dans quel sens chercher à alléger l'amalgame désormais étouffant de la politique et de la littérature? On tente surtout des combinaisons.

Mais déjà, comme vous allez voir, des indications lumineuses se sont fait jour.

En reprenant au point où nous en sommes restés, nous voyons jaillir tout d'un coup du Parnasse et du Naturalisme, quelque chose de neuf, de bien plus délié et de bien plus reposé: c'est le *symbolisme.*

Auprès des esprits superficiels, auprès aussi des innombrables descendants du romantisme qui battent monnaie avec ses somptueuses redondances, auprès des parnassiens et des naturalistes, le symbolisme fut suspect et assez vite discrédité. Les symbolistes éprouvèrent un âcre plaisir à s'en vanter: leur infortune n'avait d'égale que leur méprisante insouciance.

Pourtant, ce mouvement littéraire, on doit même dire ce mouvement moral, était gros d'intuitions inattendues.

„Art pour Art", „tour d'ivoire" a-t-on dit? Pas plus que le Parnasse, pas plus que le naturalisme et même, à mon sens, beaucoup moins. Il y a eu des abstracteurs de quintessence dans le symbolisme. Ils se surnommaient avec affectation „décadents" et le public leur renvoyait le sobriquet comme une insulte. Quand la mode s'empara du symbolisme, cette espèce emplit les salons et les cabarets littéraires.

N'empêche que le symbolisme qui ne fut point une école, qui fut même hostile à tout esprit d'école, offrit avant tout l'image du généreux dessein de vivre plus en paix avec la multiplicité des choses, plus loin des considérations de doctrine et de sentiment, plus en intimité avec les résonnances et les découvertes capricieuses qui habitent la rêverie personnelle, la reliant aux promesses, aux possibilités sans nombre, éparses à travers les endroits et les jours.

Par là le symbolisme reprenait pied, avec calme, dans la jouisssance de la cité; grâce à lui, à travers lui, l'esprit politique recouvrait son tact rapide, son étincellement élastique, résidant en des intuitions entremêlées plus qu'en des raisonnements distincts.

Ainsi, du symbolisme sortait une clarté nouvelle, une libération savoureuse. Un beau jour, de ce buisson dont le public redoutait l'approche touffue et les épines ardentes, des paroles fleurirent qui rappelaient la verve des trouvères.

Verlaine, Jules Laforgue, Arthur Rimbaud, Mallarmé, artistes compliqués, certes, mais en qui renaissait miraculeusement une

frugalité primitive, une fraîcheur sauvage et cet esprit politique, diffus, malicieux, entreprenant, inhérent au prestige des plus belles œuvres littéraires de France!

Pour ma part, lorsque je lis tel poème de Rimbaud: *La Chanson de la plus Haute Tour*,

> Oisive jeunesse
> A tout asservie,
> Par délicatesse
> J'ai perdu ma vie.
> Ah! que le temps vienne
> Où les cœurs s'éprennent! . . .

ou tel de Laforgue: *L'Hiver qui vient:*

> Blocus sentimental! Messageries du Levant!
> Oh, tombée de la pluie! Oh! tombée de la nuit!
> Oh: le vent:
> La Toussaint, la Noël et la Nouvelle année,
> Oh! dans les bruines toutes mes cheminées!
>
> On ne peut plus s'asseoir, tous les bancs sont mouillés
> Crois-moi, c'est bien fini jusqu'à l'année prochaine,
> Tous les bancs sont mouillés, tant les bois sont rouillés
> Et tant les cors ont fait ton ton, ont fait ton taine.
> — — — — — — — — — — — — — —

je ne puis me défendre d'y recueillir une émotion qui, en faisant fraterniser mon temps et mon cœur avec des temps reculés, apaise l'alarme dont je vous ai parlé et me rend présumable la guérison de la contradiction existant entre l'esprit littéraire et l'esprit politique.

Le plus instructif de ces génies est Mallarmé chez qui se révèle toute la contenance du symbolisme avec ses parois orfévrées, sur lesquelles sont gravés les signes d'un langage quelquefois sibyllin; mais, au dedans, que le breuvage est limpide et enivrant, philtre digne de Ronsard!

Pendant près de vingt ans, ces étonnants esprits furent méconnus et même bafoués. A présent, au seuil du XXe siècle, on ne doute plus qu'ils n'aient été des précurseurs et leur patronage commence à s'ériger au dessus du monde des lettres.

Vers le même moment que prenait corps le symbolisme, d'autres manifestations de la pensée attestaient le même besoin de réduire le conflit de l'esprit politique et de l'esprit littéraire.

Deux œuvres s'imposaient, celle de Renan et celle de Taine. Littérairement, Renan et Taine avaient une vive inclination pour les choses anciennes. Avec son esprit de persiflage caressant, Renan ne se gêna pas de narguer aimablement les nouveautés. Il en était une, pourtant, lui-même, et des plus surprenantes.

En lui comme chez les symbolistes, mais d'une façon bien plus accusée, bien plus frappante pour l'opinion (car il était historien et prisait fort les questions politiques, car il était professeur, savant et critique), se détermina la volonté de rester attaché à la vie générale, mais sans s'y enchaîner, et de rendre à l'esprit littéraire le privilège de butiner l'esprit politique, d'en extraire, en un fantasque envol, un certain miel intellectuel, à la saveur fugitive.

On lui a reproché d'avoir été surtout un ensorcelant publiciste d'idées sérieuses, d'avoir accentué l'absorption de l'idéal par la coutume accommodante et journalière de l'esprit politique. Je trouve qu'il a fait plutôt le contraire, qu'il a enlevé l'idéal aux griffes du dogmatisme politique pratique, et, moyennant une fluidité poétique, dangereuse, je le reconnais, en certains sujets, l'a confié de nouveau aux mobiles enquêtes de l'esprit littéraire. Renan fut l'incorrigible, l'infatigable trouvère du monde de la science, de la société qui naissait ou devait naître de la science. Il attira tout pour le refondre dans la littérature, jusqu'à la chimie, et son ami Berthelot, cédant à ses instances, plus d'une fois, le suivit dans ce chemin diapré et ondoyant.

Quant à Taine, c'était l'inverse. Il avait le dogmatisme et la partialité politiques dans le sang; son histoire de la Révolution est un abandon de la méthode historique aux stratagèmes de l'esprit politique. Cependant, il a de telles grâces, de telles nuances de narrateur, que la vérité se rétablit sur l'erreur comme la mousse se met sur le rocher, et que l'on s'asseoit, malgré tout, avec sécurité, dans ces bocages littéraires où les duretés de l'esprit politique se tamisent.

Puis-je mieux vous procurer le sentiment de cette élévation nouvelle de l'esprit littéraire au dessus de l'esprit politique, et des efforts et de la curiosité complexe et balbutiante qui en résultèrent, qu'en vous rappelant la fameuse *Prière sur l'Acropole* de Renan:

O noblesse! o beauté simple et vraie! déesse dont le culte signifie raison et sagesse, toi dont le temple est une leçon éternelle de conscience et de sincérité, j'arrive tard au seuil de tés mystères; j'apporte à ton autel beaucoup de remords. Pour te trouver, il m'a fallu des recherches infinies. L'initiation que tu conférais à l'Athénien naissant par un sourire, je l'ai conquise à force de réflexions, au prix de longs efforts.

Je suis né, déesse aux yeux bleus, de parents barbares, chez les Cimmériens bons et vertueux qui habitent au bord d'une mer sombre, hérissée de rochers, toujours battue par les orages . . . Les nuages y paraissent sans couleur et la joie même y est un peu triste; mais des fontaines d'eau froide y sortent du rocher et les yeux des jeunes filles y sont comme ces vertes fontaines où, sur des fonds d'herbes ondulées, se mire le ciel . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Des prêtres d'un culte étranger, venu des Syriens de Palestine, prirent soin de m'élever. Ces prêtres étaient sages et saints. Ils m'apprirent les longues histoires de Cronos qui a créé le monde et de son fils qui a, dit-on, accompli un voyage sur la terre. Leurs temples sont trois fois hauts comme le tien, ô Eurythmie, et semblables à des forêts; seulement ils ne sont pas solides; ils tombent en ruine au bout de cinq ou six cents ans; ce sont des fantaisies de barbares qui s'imaginent qu'on peut faire quelque chose de bien en dehors des règles que tu as tracées à tes inspirés, ô Raison. Mais ces temples me plaisaient; je n'avais pas étudié ton art divin; j'y trouvais Dieu. On y chantait des cantiques dont je me souviens encore: „Salut, étoile de la mer . . .“ . . . Tiens déesse, quand je me rappelle ces chants, mon cœur se fond, je deviens presque apostat. Pardonne-moi ce ridicule; tu ne peux te figurer le charme que les magiciens barbares ont mis dans ces vers et combien il m'en coûte de suivre la raison toute nue . . .“

Par le symbolisme, par Renan et Taine, il apparut donc que l'art littéraire français s'enhardissait à reviser et peut-être à reconstituer sa contexture, et s'appliquait à un autre équilibre, à d'autres proportions de l'esprit littéraire et de l'esprit politique.

Mais ces aperçus ne s'imposèrent pas tout seuls, loin de là. Sources voilées et ambigues, sources propices à des malentendus.

De Renan, de son esprit à la fois scientifique, politique et littéraire, qu'est-il dérivé? Il est dérivé M. Barrès, et il est dérivé M. Anatole France. Il est dérivé aussi, sans doute, par communication avec le naturalisme, Emile Zola.

De Taine il est sorti M. Bourget, cet augure à deux visages, ce Janus qui, pendant la première moitié de sa vie, a regardé l'avenir à travers un monocle, qui passe la seconde à regarder le passé à travers une loupe.

M. Barrès, M. Anatole France, Emile Zola? Jouer un rôle politique précis, déterminé, les a hantés. Ils s'y sont consacrés

de leur mieux. Qu'ils ont eu de mal, toutefois, les deux premiers surtout, à adapter à cette mission uniforme les rares scrupules de leur esprit littéraire avide et susceptible! M. Barrès et M. Anatole France sont forcés de se désobliger, de par la politique; mais ils ont bien des mitoyennetés, de par la littérature. Et pour ceux qui les étudient, que d'embarras. On en est à s'interroger pour savoir s'il n'y a pas en somme plus d'aliment même politique dans l'esprit littéraire de M. Barrès que dans l'esprit politique de M. France!

Ce qui prit racine dans le symbolisme ne fut pas moins déconcertant.

On vit surgir du symbolisme des écrivains à la manière de M. Henri de Régnier qui, poètes altiers, penchèrent peu à peu, néanmoins, à des romans presque satiriques dans le goût du XVIIIe siècle et non exempts de l'espoir de résonner sur l'esprit public.

Il en germa également des œuvres de foi comme celle de M. Paul Claudel, très éloignées de l'action sur la foule par leur qualité littéraire, mais dont l'insistance tranchante dénonce pourtant un certain appétit de prosélytisme.

Enfin, d'autres fils du symbolisme eurent le sort de M. Paul Adam que la profusion encyclopédique a envahi et qui cependant, pour s'en servir et la vulgariser, a peine à surmonter un esprit littéraire que la démonstration toute droite, toute claire ne contente point.

Cette fois, vraiment, on ne sait que penser. L'imbroglio de l'esprit politique et de l'esprit littéraire semble inextricable. Aucune éclosion imposante. Les écrivains se perdent dans leur labyrinthe intérieur. L'opinion les déprave et les dévoie davantage. Ils lui font des concessions de politique grossière ou de littérature trop facile. L'opinion, qui consomme de plus en plus de littérature et aussi de politique, et dont le journalisme est devenu l'aliment ordinaire, préfère, en définitive, à ces ténébreux tâtonnements le solide et nourrissant partage romantique: ou tout à la politique, ou tout à la littérature. Une à une, les œuvres de recherche subtiles sont ensevelies par l'ombre.

C'est pour cela, je pense, que les écrivains plus jeunes et plus pratiques, ceux de vingt-cinq ans, ont décidément pris en

horreur l'unisson plein de promesses dont les symbolistes, puis Renan et Taine, puis les descendants des uns et des autres leur avaient fourni le laborieux exemple. Ils ont voulu revenir à ce qu'ils appellent la simplicité, c'est-à-dire au romantisme, avec son double cours, le cours de littérature exclusive, romanesque ou stylisée, et le cours de littérature purement politique.

Malheureusement, cette simplification, elle non plus, n'est plus possible, si tant est que l'on veuille se targuer de quelque nouveauté. Des causes profondes interviennent pour s'y opposer.

La vie politique s'accompagne, désormais, d'une coutume positive, au jour le jour. La politique acquiert son langage à elle, langage d'affaires plutôt que d'idées. Elle ne prête plus guère aux prophéties orageuses pour lesquelles les littérateurs lui ont été de si puissants auxiliaires. La politique littéraire, pour tout dire, se meurt, remplacée par la science sociale. On peut donc dire que la littérature purement politique est fermée aux écrivains Mais la littérature exclusive ne l'est pas moins et pour les mêmes raisons. Aussi bien, en se calmant, en prenant une tournure administrative, peu favorable aux bons offices de la littérature, l'esprit politique, par contre, s'est répandu; il est entré dans les usages. La vie politique, la vie collective fait davantage partie de la vie de chacun. On ne peut s'en abstraire. L'individualisme des littérateurs en éprouve l'invincible attrait.

Faute de persévérer dans les avenues percées par leurs devanciers immédiats, faute également de pouvoir retourner à la simplicité de l'art pour l'art ou à celle de l'art pour la politique, qu'ont-ils donc fait, ces jeunes gens?

Ils ont dû se rabattre sur des artifices; ils ont dû renoncer à leur naturel. C'est le spectacle auquel nous assistons.

C'est la raison de tant d'enquêtes, de tant de manifestes, de tant d'écoles dont le bruit étouffe la voix et déforme la signification des ouvrages.

Dans ses données réelles, dans ses conditions positives, la politique ne suffit plus à employer la littérature? Soit! Qu'on forge, alors, une politique imaginaire, plus appropriée aux amplifications littéraires. Cette politique factice ne peut être que réactionnaire pour mieux entretenir la mélancolie, le romanesque littéraire ou révolutionnaire, pour ramener les déclamations de l'idéo-

logie. De là les conversions catholiques, napoléoniennes et bourboniennes qui font explosion de toutes parts, de là le goût du patriotisme chamarré et de la guerre, de là l'espérance de la révolution. Revues de combat royalistes, socialistes, anarchistes, lèvent et essaiment sans trêve.

De même, la littérature pure ne suffit plus à des esprits plongés au milieu d'une vie politique diffuse qui les imprègne? Soit! Qu'on forge alors une littérature enduite de faux-semblants politiques. De là la littérature dite sociale ou scientifique ou scientiste: romans sociaux, études sociales, études régionales, poèmes sociaux, poèmes populaires, poèmes scientifiques. De là, aussi, une littérature composée de raretés psychologiques, et de pédantesques arcanes, littérature individualiste au premier chef et qui ne diffère guère ou du naturalisme ou du parnasse, surgeons derniers du romantisme, mais qui s'escorte de tout un appareil critique, de déclarations à la mode politique, destinés à faire illusion, à masquer ses exercices surannés, à la montrer bonne à une action et accueillante à la foule. Cette parade, toute extérieure, se rehausse de noms d'écoles retentissants: unanimisme, paroxisme, futurisme, impulsionisme. Pourvu qu'on donne l'impression de former masse sur le dehors, tous les subterfuges sont bons; les dénominations anciennes, elles-mêmes, dans ce but, rajeunissent: il y a un nouveau traditionalisme, et un nouveau classicisme. On a, par suite du même travers, la manie de parler sans cesse de la vie, de s'autoriser uniquement de la vie, de mettre ce mot partout, d'agrafer ce mirage rassurant de politique à l'entrée de tous les livres.

Et cet ensemble de ruses littéraires fait un tapage héroïque: on nous affirme que c'est une renaissance.

Non, ce n'est pas encore une renaissance. Comme vous l'avez pu voir, c'est même une régression relativement au symbolisme et aux œuvres du même temps. Et est-ce davantage une renaissance que les imitations de Tolstoï, d'Ibsen, de Whitmann qui soutiennent et sustentent ces tentatives embarrassées?

Mais si la renaissance est retardée, elle n'en couve pas moins. C'est de la sentir couver qui répand, en dépit des haines et des expédients, tant de confiance, tant d'amour dans les lettres,

à l'heure actuelle, et qui rend belles des solitudes obscures et qui les rend patientes.

Quand on a vu six siècles de politique recluse former une littérature emplie de lucidité politique, et par là préparer une vie politique ouverte à laquelle la littérature, ensuite, s'est sacrifiée, quand on a constaté un aussi parfait enchaînement, quand on s'est persuadé que, grâce à ce jeu de balance continuel entre les lettres et la politique, jamais, en France, l'exercice de la liberté d'esprit n'a cessé, et que, pour cela, le peuple de France s'est le mieux assoupli à la vie politique et à la vie individuelle, tout ensemble, comment douterait-on que des satiétés et des sursauts qui marquent les débuts du XXe siècle, ne dussent résulter une harmonie, une bienfaisance nouvelles?

Peut-être, détournée de la politique nationale assise à présent et spécialisée, la littérature française va-t-elle, au gré de ses insinuations espiègles et inquiètes dont le charme, les symbolistes et Renan l'ont prouvé, n'est pas perdu, aborder le domaine encore neuf de l'esprit politique international, et tendre de ce côté des prévisions séduisantes?

Elle a parcouru déjà par trois fois et avec aisance la courbe que M. Bovet a si lumineusement démêlée et dessinée. Par trois fois elle a gravi le lyrisme, cheminé l'épopée, surmonté les cahots du drame.

Tous les symptômes s'accordent à nous annoncer un nouveau départ, au profit d'un esprit politique encore plus vaste, encore plus universel. Les troupes s'assemblent; le rendez-vous est tumultueux. Le carrefour est encombré de vanités. Mais l'ordre viendra, l'ordre et l'élan, avec leur grâce mesurée, et leur modestie qu'anime un songe désinvolte et obstiné.

PARIS HENRI HERTZ

□□□

DIE URSPRÜNGE DER POESIE

(Schluss)

Erst durch die Indische Altertumskunde von Lassen, deren erster Band 1844 erschien, kam dieses hohe Alter des Rigveda zum allgemeinen Bewusstsein, und Müllenhoff, der noch 1845 in seinen „Märchen, Sagen, etc., aus Schleswig-Holstein" nur schüchtern die niederdeutschen Balladen mit den Homerischen Hymnen verglichen hatte, wies nun 1847 in seinem für unsere moderne Auffassung grundlegenden Universitätsprogramm *De antiquissima poesia chorica* auf diese älteste Urkunde hin. *Antiquissimum enim omnium poesis genus haud dubie illud est, quod choricum dicitur,* eine Gattung, die die *elementa et initia* der epischen, lyrischen und dramatischen Dichtkunst in sich begriffe, aus der diese bei den Indern, Griechen und Germanen *quasi e communi radice efflorescerent.* Er verweist dann auf den germanischen Ausdruck *leich* als Bezeichnung für diese älteste Dichtgattung und sieht als ihren ältesten Stoff den Mythus an, der nicht durch einzelne Sänger besungen, sondern an den Festen der Götter in Liedern gefeiert wurde, die zugleich *cantata et acta sunt.* Vor dem vierten oder fünften Jahrhundert habe es keine eigentlich epische Poesie gegeben, das Zeugnis über Arminius wird weggedeutet. Die Art der chorischen Betätigung ist dreifach: *pompa, saltatio et ludus,* von denen die *pompa* die älteste und einfachste gewesen sei. Aus diesem feierlichen Schreiten erklärt er dann später in seiner Schrift *De carmine Wessofontano* im Jahre 1861 den Viervierteltakt der indogermanischen Metrik, im selben Jahre, als Westphal im neunten Bande der Kuhnschen Zeitschrift dieselbe auf andern Grundlagen rekonstruieren wollte. Indem Müllenhoff in der religiösen Lyrik das älteste Erzeugnis menschlicher Dichtkunst zu finden glaubte, ist er auf großen Umwegen zu der alten Lowthschen Theorie des achtzehnten Jahrhunderts zurückgekehrt. Richtig fasst Scherer[1]) in seiner Gedächtnisrede auf Müllenhoff den Inhalt von dessen beiden genannten Schriften dahin zusammen,

[1]) *Kleine Schriften zur altdeutschen Philologie.* Berlin 1893. S. 140.

. . . dass die älteste germanische Poesie im Wesentlichen strophischer Chorgesang gewesen sei und die Keime der epischen, der lyrischen und der dramatischen Dichtung unentwickelt, aber entwicklungsfähig in sich enthalten habe. Er zeigte, wie hieraus eine gemischte Form, Prosa mit eingefügten Versen und zuletzt das Epos mit fortlaufenden, nicht strophisch gegliederten Langzeilen hervorging.

Die größte Verbreitung und eine direkte Wirkung auf die Entwicklung der Kunst haben nun diese Theorien durch einen germanistisch immer stark interessierten großen Künstler, Richard Wagner, gefunden. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass er die Müllenhoffschen Aufsätze gekannt hat. Bereits in einigen, wohl dem Jahre 1849 zuzuschreibenden Aufzeichnungen[1]) schreibt er:

Das natürliche Kunstwerk wuchs aus dem Tanze und der Musik vermöge der Sprache bis zum Drama . . . Nach der Trennung der Künste kommen wir schließlich zu dem Resultat, dass zum Beispiel ein Literat ein Schauspiel schreibt und über den Schauspieler disponiert wie über ein Werkzeug, wie der Bildhauer über den Ton und Stein . . . Jedes will alles für sich allein. 1. Die menschliche Kunst: Tanz, Musik, Dichtkunst, ihre Untrennbarkeit. Wachstum der einen aus der andern, dennoch Gleichzeitigkeit, Gleichdenkbarkeit aller, am frühesten vereint in der Lyrik: am verständlichsten im Drama . . . Hilfsmittel des Dramas: Architektur (Dekoration), Bildhauerei, Malerei . . . Trennung der Kunstelemente, egoistische Entwicklung derselben . . . Die Musik auf der Grenzscheide zwischen Tanz und Sprache, Empfindung und Gedanke: sie vermittelt beide in der antiken Lyrik, wo das Lied, das gesungene Wort zugleich den Tanz befeuerte und Maß gab. Tanz und Lied, Rhythmus und Melodie: so steht sie verbindend und zugleich abhängig zwischen den äußersten Fähigkeiten des Menschen, der sinnlichen Empfindung und dem geistigen Denken. Das Meer trennt und verbindet: so die Musik.

Jede Einzelkunst kann heute nichts Neues mehr erfinden, und zwar nicht nur die bildende Kunst allein, sondern die Tanzkunst, Instrumentalkunst und Dichtkunst nicht minder. Nun haben sie alle ihre höchste Fähigkeit entwickelt, um im Gesamtkunstwerk, im Drama, stets neu wieder erfinden zu können.

Dieses Gesamtkunstwerk Wagners steht in einem gewissen, losen Zusammenhang mit dem, was den Romantikern als eine Art Ideal vorschwebte[2]). Man mag dabei schon an das Gesellschaftsspiel in den Wahlverwandtschaften erinnern, in dem Luciane mit Musikbegleitung tanzend auftritt, während zugleich der Architekt ein Grabmal zeichnen muss, ein Spiel, das Mörike in seinem Nolten nachgeahmt hat, es ausdrücklich als ein Spiel bezeichnend,

[1]) *Sämtliche Schriften und Dichtungen.* XII, 263. 271.

[2]) Glöckner, *Studien zur romantischen Psychologie der Musik.* München 1909. S. 26.

das „drei verschiedene Künste auf sinnreiche Weise in Verbindung brachte".

1850 trat Wagner mit seinen Gedanken im *Kunstwerk der Zukunft*[1]) zum erstenmal an die Öffentlichkeit:

Jene drei künstlerischen Hauptfähigkeiten (als Leibes-, Gefühls- und Verstandesmensch) haben sich zum dreieinigen Ausdrucke menschlicher Kunst unmittelbar und von selbst ausgebildet, und zwar im ursprünglichen, urentstandenen Kunstwerke der Lyrik, sowie in dessen späterer, bewusstvoller, höchster Vollendung, dem Drama. Tanzkunst, Tonkunst und Dichtkunst heißen die urgebornen Schwestern, die wir sogleich da ihren Reigen schlingen sehen, wo die Bedingungen für die Erscheinungen der Kunst überhaupt entstanden waren. Sie sind ihrem Wesen nach untrennbar ohne Auflösung des Reigens der Kunst; denn in diesem Reigen, der die Bewegung der Kunst selbst ist, sind sie durch schöne Neigung und Liebe sinnlich und geistig so wundervoll fest und lebenbedingend in einander verschlungen, dass jede einzelne, aus dem Reigen losgelöst, leben- und bewegungslos nur ein künstlich angehauchtes, erborgtes Leben noch fortführen kann, nicht wie im Dreiverein selige Gesetze gebend, sondern zwangvolle Regeln für mechanische Bewegung empfangend.

Durch den Rhythmus wird der Tanz erst zur Kunst.

Durch dieses aufrichtigste, gegenseitige Durchdringen, Erzeugen und Ergänzen aus sich selbst und durch einander der einzelnen Künste . . . wird das einige Kunstwerk der Lyrik geboren . . . Im Drama, der vollendetsten Gestalt der Lyrik, entfaltet jede der einzelnen Künste ihre höchste Fähigkeit.

Auch das wirkliche Volksepos war keineswegs eine etwa nur rezitierte Dichtung: die Gesänge des Homeros . . . die Bruchstücke der verloren gegangenen Nibelungenlieder. Ehe diese epischen Gesänge zum Gegenstande solcher literarischen Sorge geworden waren, hatten sie aber in dem Volke, durch Stimme und Gebärde unterstützt, als leiblich dargestellte Kunstwerke geblüht, gleichsam wie verdichtete, gefestigte, lyrische Gesangstänze, mit vorherrschendem Verweilen bei der Schilderung der Handlung und der Wiederholung heldenhafter Dialoge. Diese episch-lyrischen Darstellungen bilden das unverkennbare Mittelglied zwischen der eigentlich ältesten Lyrik und der Tragödie, den normalen Übergangspunkt von jener zu dieser.

1851 kommt Wagner in seinem Werke über *Oper und Drama* wieder auf die gleichen Probleme zu sprechen und wieder 1860 in seinem Briefe über Zukunftsmusik[2]). Am schönsten und eindringlichsten sind die Ausführungen an letzter Stelle, wo er auch seinen Begriff der „unendlichen Melodie" darlegt, die er nicht mit dem alten Rezitativ identifiziert wissen will. Aber das Wesentliche ist schon in jenen beiden ersten Schriften gesagt.

---

[1]) a. a. O. III, 67, 73, 75, 103 f.

[2]) a. a. O. III, 236. VII, 106, 126, 128 ff.

Mit Wagner will ich diesen Überblick über die Geschichte des Problems schließen. Einzelforschungen haben ja seither viel verändert, aber die Prinzipien sind durch Müllenhoff und Wagner festgelegt worden. Es ist für mich die Möglichkeit vorhanden, den heutigen Stand der Wissenschaft, allerdings in meiner individuellen Auffassung, klarzulegen.

* * *

Des Aristoteles Poetik hat einseitig nur Epos und Drama ins Auge gefasst. Der große Philosoph erwähnt wohl die lyrischen Dichtungsarten, kennt aber keinen gemeinsamen Namen für sie und berücksichtigt sie nicht in der Definition. Auf die Versuche von Batteux und Nachfolgern, auch die Lyrik unter das Joch seiner Begriffsbestimmung zu beugen, bin ich oben zu reden gekommen. Sie mussten naturgemäß misslingen. Das Richtige hat, wie erwähnt, schon Gottsched gesehen. Wir können Epos und Drama als mimetische Poesie zusammenfassen und dieser innerhalb der Dichtkunst die Lyrik entgegenstellen. Ja, wollten wir die Scheidung in begriffsstrenger, unwirklicher Weise vollziehen, so müssten wir von zwei verschiedenen Künsten sprechen: denn als mimetische schließt sich die episch-dramatische den bildenden Künsten an, während die Lyrik zu dem entgegengesetzten Pole unter den Künsten, der Musik, strebt. Die bildenden Künste sind ihrer Natur nach naturnachahmend, visionär, traumhaft, apollinisch, die Musik gefühlbefreiend und anregend, nicht darstellend, stofflos, rauschgeboren, dionysisch. Die Poesie liegt mitten inne zwischen beiden Extremen und nimmt teil an beiden. Sie sinds natürlich in der wirklichen Ausführung nicht so wie in der schematisierenden Definition. Ohne dionysische Selbstbefreiung der Persönlichkeit bleibt das Produkt der bildenden Kunst ein Wachsfigurenkabinet, ja es gibt Zeiten, in denen dieses dionysische Element auch von bildenden Künstlern einseitig betont wird, und ich erinnere mich selbst an das kühne Wort eines bedeutenden Malers: „Was hat die Kunst mit der Natur zu tun?“ Ja, man hat mit Recht darauf hingewiesen, dass neben oder sogar vor diesem einfach naturnachahmenden Streben sich ein anderes naturüberwindendes geltend mache, das die übermächtig eindringende, gefürchtete Naturgegenständlichkeit dem Menschen zu unterwerfen sucht in Ornamen-

tierung und Stilisierung[1]). Jedenfalls hat man mit Recht darauf hingewiesen, dass es sich in diesen Fällen nicht immer und nicht durchaus um ein geringeres Kunstkönnen, sondern vielfach um ein anders gerichtetes Kunstwollen handelt[2]). Nicht immer und nicht durchaus: nur in dieser Einschränkung werden wir allerdings den Satz gelten lassen. Denn über beiden, dem Wollen und dem Können, steht doch das Müssen, und wie der Mensch auf ein solches Kunstmüssen reagiert, wird doch von seiner innerlichen Konstitution wie von seiner Fähigkeit, ihr Ausdruck zu verleihen, abhangen. Seit Goethe uns den Begriff der Befreiung durch die Kunst geläufig gemacht hat, sehen wir darin die Wohltat aller Kunst: die von außen auf uns übermächtig eindringende Natur, wie die von innen unser Herz zu sprengen drohenden Gefühle werden durch sie überwunden, die äußern Geschehnisse durch bildnerische oder episch-dramatische Nachahmung, die innern durch Aussprechen der Gefühle. Sie können in Worten und Tönen, sie können auch durch Gebärden, vielleicht auch durch Zeichnung überwunden werden; denn als solche in Zeichnung konkreszierte Ausdrucksbewegungen müssen wir jenes Ornament auffassen, das nicht in letzter Linie auf Naturnachahmung zurückgeht. Dass aber auch die Naturnachahmung diese befreiende Wirkung hat, das ist das Dionysische in aller bildenden Kunst, das ist das Lyrische, was, wie Jean Paul richtig gesehen hat, in aller Poesie steckt. Und dass wir heute diesen lyrischen Bestandteil besonders unserm Werturteil zugrunde legen, das ist ein Ausfluss der in unserer Zeit auch auf andern Gebieten immer steigenden Persönlichkeitsbewertung[3]).

Man pflegt gerade in letzter Zeit auch von apollinischer und dionysischer Musik zu sprechen. Unter der ersten versteht man eine Musik von geschlossenen Formen und symmetrischem Aufbau, die dem Ornament und damit der bildenden Kunst näher zu stehen scheint. Keine große Rolle spielt die eigentlich mimetische, die Programmusik. Die Musik aus der Nachahmung der Vogelstimmen herzuleiten, haben wir lange aufgegeben. Hingegen

---

[1]) Worringer, *Abstraktion und Einfühlung.* 3. Auflage. München 1911.

[2]) Worringer, *Formprobleme der Gothik.* München 1911.

[3]) H. Gomperz, *Über Persönlichkeitsbewertung.* Archiv für systemat. Philosophie XV, 543 ff.

liegt in jeder Instrumentalmusik etwas Mimetisches; denn mag sie auch gleich alt sein wie die Vokalmusik[1]), die menschliche Stimme in ihren gefühlsbetonten Äußerungen ist doch älter als beide. Natürlich aber ist dieses Moment unserem Bewusstsein schon lange entschwunden.

Ganz anders, sobald sich die Musik mit dem Wort verbindet und dadurch fassbaren, gedanklich bestimmten Inhalt bekommt. Jede Lyrik, sobald sie sich über die Jean Paulschen kleinsten Gedichte von Ausrufungszeichen und Gedankenstrich erhebt, ist stofflicher, mimetischer als die reine Musik. Und von dieser kaum merklichen Beimischung mimetischen Elements bis zur deutlichen Einverleibung des gefühlsanregenden Geschehnisses in epischer Erzählung oder dramatischer Aktion können unendlich viele Stufen durchlaufen werden. Ja, das älteste Drama ist nichts anderes als Chorlyrik mit Tanz und Aktion verbunden. Einseitig ist es, mit Müllenhoff und Wagner alle Chorlyrik auf den Tanz und die „heilige Handlung" zurückzuführen, ebenso wie mit Scherer im erotischen Tanz[2]) oder mit den neuesten Psychoanalytikern in „unausgelebten sexuellen Impulsen"[3]) die Keimzelle aller Poesie erblicken zu wollen. Die lyrisch anregenden Momente auch der Urzeit sind mannigfaltig wie das Leben. Auch hat Müllenhoff ausdrücklicher als Wagner *pompa, saltatio* und *ludus,* Marsch, Tanz und Spiel unterschieden, während dieser allzu einseitig, wenn er im Menuett und Scherzo der Symphonie ihren Urkeim sehen will[4]), seinen Blick auf den Tanz gerichtet hält[5]). Vor allem ist die pompa, der Marsch, als gleichberechtigt zu betrachten, und dazu hat Bücher[6]) mit Recht noch das Arbeitslied gestellt, mag er auch seinerseits übertreiben, wenn er in diesem den Ursprung aller Dichtkunst zu finden meint.

Epischer Inhalt ist schon für die älteste Chorlyrik zuzugeben, weniger für die einsame Lyrik, die naturgemäß selten bezeugt,

---

[1]) G. Adler, *Der Stil in der Musik.* I. Leipzig 1911. S. 57.
[2]) *Poetik.* Berlin 1888. S. 10, 86.
[3]) H. Sperber, *Über den sexuellen Ursprung der Sprache.* Imago I.
[4]) a. a. O. VII, 126.
[5]) G. Adler, a. a. O. 167.
[6]) *Arbeit und Rhythmus.* 4. Aufl. Leipzig 1909.

doch von Burdach[1]) mit Recht für die älteste Zeit angenommen wird, epische Mimesis der Taten der Götter und Helden, Verstorbener und Lebender, in Preis-, Spott-, Hochzeits- und Totenliedern, neben rein gefühlsmäßigen Ergüssen der Freude und der Trauer, der Liebe und des Hasses. Solche Balladen im eigentlichen Sinne des Wortes werden wohl noch heute auf den Färöer und anderwärts getanzt. Ob wir aber hierin einen Überrest der alten Chorlyrik zu erblicken haben, nicht vielmehr eine Neuschöpfung, das ist mehr als fraglich, da uns von Chorlyrik aus der germanischen Zeit auch kein Restchen überkommen ist, und Sievers[2]) gegen Müllenhoff, der die Form unserer Allitterationspoesie daraus ableiten wollte, wohl Recht behalten wird, wenn er diese vielmehr auf das Rezitativ zurückführt. Wenn Heusler[3]) gegen diese Auffassung die Harfenbegleitung anführt, so berücksichtigt er nicht alle Möglichkeiten: sie kann dem Gesang vorangegangen oder gefolgt sein, sie kann mit einzelnen gezupften Noten nur die Stäbe gestützt haben; aber auch für ursprüngliche primitive Polyphonie, die zwar später durch die Kirchenmusik erdrückt worden wäre, lässt sich einiges anführen[4]). Ob, nicht in den Vers-, aber in den Strophenformen der altnordischen Poesie, in unsern Vierzeilern und Kinderliedern nicht doch Nachklänge jener alten Chorlyrik zu finden seien, ist immerhin der Erwägung wert.

Wenn das klassische Altertum „als die Urväter und Fackelträger der griechischen Dichtung Homer und Archilochus auf Bildwerken, Gemmen usw. neben einander stellt“[5]), so gibt es damit einer Ahnung der Gleichaltrigkeit der epischen und lyrischen Gattung Ausdruck. Natürlich steht Homer nicht am Anfang der Entwicklung: sein Vers, der Hexameter ist ebensowenig wie der Allitterationsvers der germanischen Poesie aus dem lyrischen Vers der alten Chorlyrik hervorgegangen, sondern aus dem der Rezitation. Wallaschek[6]) zeigt uns, dass die Form der von einem

---

[1]) *Das volkstümliche deutsche Liebeslied.* Zeitschr. f. deut. Altertum. XXVII, 343 ff.

[2]) *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur.* XIII, 135 ff.

[3]) Wallaschek, *Anfänge der Tonkunst.* Leipzig, 1903. S. 161, 163.

[4]) Hoops, *Reallexikon der germanischen Altertumskunde.* I, 458.

[5]) Nietzsche, *Die Geburt der Tragödie.* Neue Ausgabe. S. 20.

[6]) *Anfänge der Tonkunst.* S. 30, 49, 208, 213.

Rezitator im sanglich erhöhten Sprechton, vom Chor durch lyrischen Gesang unterbrochenen Erzählung eine bei Naturvölkern ungemein verbreitete Art und Weise des Vortrags ist:

Die Gesänge (auf den Freundschaftsinseln) zerfallen in zwei Klassen, solche, die unserem Rezitativ ähnlich sind, andere streng im Takt und mit einem Text in Reimen.

Sowohl während des Rezitatives, wo jeder Sänger (der Karok-Indianer) unabhängig von dem andern die Geister anruft als in dem Choral hielten sie ausgezeichnet Takt . . . Dasselbe wird von den Viard oder Wiyot (am Eel-River) behauptet. Wir finden den selben monotonen Gesang, einen Chor, dessen Text nichts bedeutet, während der Takt merkwürdig gut gehalten wird.

Ausdrücklich erwähnt wird das Rezitativ von Thomson. Seine Zanzibar-Träger waren aufgeweckte Leute. Sie tanzten, sangen und schlugen den Takt mit den Händen. Daneben gab es Rezitative und fröhliches Jauchzen. Guessfeldt beschreibt ein Fest zu Nkondo, das aus Tänzen, rhythmischen Gesängen und Trommelschlag bestand. Während dessen erhob sich zeitweise ein einzelner Mann und improvisierte einige Zeilen, worauf der Chor antwortete. Die geselligen und häuslichen Lieder der Yoruben und Borghus sind Rezitative und gerade das Gegenteil der öffentlichen und Nationallieder. Zu Katafungi (in Westafrika) hörte Lander die Eingeborenen singen: „es schien etwas sehr Komisches zu sein, in Form eines Rezitativs, und sie hielten Takt, indem sie in die Hände klatschten." Die Malayen auf Sumatra . . . bringen ihre Mußestunden mit Gesängen zu . . . sie sind eine Art Rezitativ, das bei ihren Festen produziert wird, andere werden extempore vorgetragen. Solche Extempore-Vorträge einzelner Sänger kommen wiederholt während einer Pause des streng taktmäßigen Chorgesanges vor, mit dem sie abwechseln.

Bei den Indianern Nordamerikas hat Baker an zahlreichen Musikbeispielen die Existenz zweier verschiedener Formen der Musik nachgewiesen, des Rezitativs und des taktmäßigen Chorgesangs.

Diese Form der durch lyrischen Gesang unterbrochenen Erzählung ist auch noch im Mittelalter die herschende Form der irischen Erzählung gewesen, sie hat ihre Parallelen in der antiken Menippeischen Satire, deren Vorbild wir wohl die Form von Boethius *De consolatione philosophiae* zu danken haben, in isländischen Sagas und französischer Chantefable. Sie entwickelt sich neu in provenzalischen Troubadourbiographien, die die Erzählung des Lebens durch die Mitteilung der Lieder unterbrechen, denen sich Dantes *Vita nuova* und, nicht Prosa, aber ein episches Versmaß durch die Lieder unterbrechend, auch der *Frauendienst* des Ulrich von Lichtenstein anschließen. Aber auch ein Versroman mit eingelegten Liedern wie der *Guillaume de Dole* und seine Nachfolger, in neuerer Zeit Scheffels Trompeter, Julius Wolfs Vers-

romane e tutti quanti gehören hierher, und noch mehr natürlich Reisebeschreibungen à la Thümmel, die Prosaromane mit Liedern wie Goethes Wilhelm Meister und die der Romantiker[1]). Dieselbe wohl von Irland her beeinflusste Form möchte ich für die angelsächsischen Elegien annehmen, deren epische Prosa uns verloren gegangen wäre. So haben der Schreiber der Manessischen Handschrift die Gedichte Ulrichs aus dessen *Frauendienst*, die Schreiber einzelner Handschriften des *„Triumphe des Dames"* die metrischen Partien desselben herausgeschrieben[2]). Denn es ist doch nicht anzunehmen, dass diese angelsächsischen Elegiendichter uns absichtlich haben Rätsel aufgeben wollen. Hingegen bleiben die Rätsel freilich Rätsel, aber ihre Rätselhaftigkeit wird doch erklärlich, wenn wir das Ausfallen eines erzählenden Prosatextes vor ihnen annehmen, der sich zu ihnen verhalten hätte wie etwa die nordischen Prosatexte zu den umrahmten Eddaliedern oder die Sagas zu ihren Lausavisur. Der zentralen Stellung, die die irische Poesie zwischen der nordischen und angelsächsischen einnimmt, entspricht es, wenn wir sie als Quelle dieser Form ansehen, und wirklich wird wohl keinem Unbefangenen die Ähnlichkeit der Stimmung entgehen, die zwischen diesen angelsächsischen Elegien und etwa den Totenklagen der Derdriu, der Crede, oder denen um Ferdiad[3]) oder mit den spätern Ossianischen Gesängen besteht. Und auch ein dialogisches Gedicht wie der Seefahrer hat seine Analogien in den zahlreichen in die Prosa eingelegten dialogischen Gedichten der alten Irländer.

Aber so uralt diese gemischte Form auch sein mag, ursprünglich ist sie gewiss nicht. Sie ist kombiniert aus der Chorlyrik und der zur musikalischen Rezitation gesteigerten Prosa, die die originärste Form für die Erzählung, für Sage, Märchen und Novelle oder, besser gesagt, Anekdote gewesen ist. Billroth[4]) hat

---

[1]) G. Thurau, *Singen und Sagen.* Berlin 1912.

[2]) Brecht, *U. v. Lichtenstein als Lyriker.* Zeitschr. f. deutsch. Altertum, 47, 1. Julia Kalbfleisch, *Le triumphe des Dames von Oliver de la Marche,* Rostock 1901.

[3]) Thurneysen, *Sagen aus dem alten Irland.* Berlin 1901. S. 17 ff., 102 f. Kuno Meyer, *Selections from old Irish Poetry.* London 1911. S. 17 f. 63 ff. Windisch, *Die altirische Heldensage Taín bó Cúalnge.* Leipzig 1905. S. 576 f.

[4]) *Wer ist musikalisch?* Deutsche Rundschau 1894. S. 454 ff.

diese Entstehung des Gesangs aus der prosaischen Rede klar dargelegt:

Und doch ist meiner Überzeugung nach der Gesang aus der Sprache hervorgegangen . . . Bei sehr lautem Sprechen, beim öffentlichen lauten Gebet der Priester erwies es sich als besonders wirksam auf die Zuhörer, den Stimmton bald zu heben, bald zu senken; vielleicht war dies anfangs nicht beabsichtigt und ergab sich von selbst als Folge der Anstrengung und Ermüdung der Kehlkopfmuskeln . . . Stärkere Betonung ist zugleich unabsichtliche Tonerhöhung; doch geht der Vortragende auch oft bewusst in eine höhere Tonlage über, der Redner benutzt absichtlich verschiedene Tonhöhen; seine Sprache ist neben der Klanggebärde zugleich Tonsprache. Beim gewöhnlichen Sprechen bleiben wir etwa innerhalb einer Quint; beim erregten Sprechen benützen wir wohl eine Oktav . . . Von einem derartigen pathethischen Sprechen bis zum halbsingenden Rezitieren ist ein leicht getaner Schritt, schließlich ein kaum wahrnehmbarer Übergang.

Billroth sucht hier den Ursprung der Musik überhaupt, aber diese ist aus zwei getrennten Quellgebieten entsprungen: auf der einen Seite die Chorlyrik, dramatische Aktion und Gefühlserguss vereinend, vielfach mit epischem Inhalt gefüllt, eng mit dem Tanz verbunden, Vokalmusik leicht durch Instrumente ablösend, durch die Verbindung mit dem Tanz von vorneherein nicht nur rhythmisch, sondern auch taktisch gegliedert. Auf der andern Seite das Rezitativ, leidenschaftlich gesteigerte und dadurch melodisch gewordene Prosa, seiner Natur nach ataktisch, der Stammvater des epischen Liedes, wie die Chorlyrik die der Ballade, mit dieser zusammen Bestandstück der spätern großen Epen[1]).

Eine besondere Stellung nimmt der Zauberspruch ein[2]). Er zerfällt vielfach in eine epische Einleitung und in die eigentliche magische Formel. Die Einleitung hat wohl die gewöhnliche rezitativische Vortragsform: feierlichen Sprechgesang hat man's genannt. Die magische Formel aber zeigt eine uralte, besondere Form des Vortrags, das Raunen, den Murmelgesang, der uns dafür bei verschiedenen Völkern bezeugt ist. Aus der epischen Einleitung haben sich wenigstens bei den Finnen, vielleicht auch anderwärts, epische Lieder losgelöst; der zweite Teil gab wohl

---

[1]) Vgl. darüber meinen Vortrag *Die Wiedergeburt des Epos und die Entstehung des neueren Romans in Sprache und Dichtung.* II. Tübingen 1910.

[2]) E. Schröder, *Über das SPELL,* Zeitschr. f. deutsches Altertum. 37, 257 ff. Sudhaus, *Lautes und leises Beten.* Archiv f. Religionswissenschaft. IX, 197 ff. Kauffmann, ebenda XI, 121.

den anfangs wahrscheinlich prosaischen, aber ebenfalls uralten didaktischen Gattungen des Sprichworts und des Rätsels die rhythmische Form.

So steht hier durchaus nichts Einfaches, wie man so gerne annehmen möchte, sondern etwas recht Mannigfaltiges am Anfange der Entwicklung, ein äußerst komplizierter Tatbestand, den wir aus den Überlieferungen der Naturvölker auch für die ursprüngliche Poesie des alten Europa erschließen dürfen. Unsere heutige Volkspoesie dürfen wir durchaus nicht zur Rekonstruktion dieses Urzustandes verwenden, weder textlich noch musikalisch. Sahen wir doch, dass bereits in ältester Zeit uns nur Reste der auf der rezitativischen Poesie basierenden Allitterationsdichtung überliefert sind, während wir über die Natur der alten Chorlyrik in Ermanglung aller überlieferten Reste auf unsichere historische Nachrichten und auf Rückschlüsse aus der Poesie der noch existierenden Naturvölker angewiesen sind.

Die Urform des rezitativischen germanischen Verses ist der zweihebige Kurzvers, der mit einem andern durch die Allitteration gebunden ist. Die Urform des keltischen Gedichts ist die vierzeilige Strophe aus katalektischen trochäischen Tetrametern bestehend, wohl schon vom Lateinischen her beeinflusst, da sowohl das bekannte Soldatenlied als der Hymnus des heiligen Hilarius diese Form zeigt. Eine ältere, originäre Form, die Verwandtschaft mit deutschen allitterierenden und noch mehr mit altlateinischen Versen hat, wie sie uns der alte Cato überliefert, ist im ganzen selten angewendet worden. Auch hier haben wir nichts von alter Chorlyrik, auch hier ist alles Überlieferte Einzelgesang; abgesehen von jenen besprochenen Einlagen in die Prosaerzählungen, sogenannte Bardengesänge, Preislieder bei Festlichkeiten und Totenfeiern. Wir hören wohl etwas über die musikalische Begleitung dieser Lieder mit der Chrotta, wie von der germanischen Allitterationspoesie mit der Harfe, über die Musik selbst aber wissen wir hüben und drüben gar nichts. Gewiss ist schon damals getanzt worden, aber die Musik eines mittelalterlichen Tanzes etwa des dreizehnten Jahrhunderts schlankweg mit diesen verlorenen volkstümlichen Tänzen zusammenzustellen oder darauf zurückzuführen, halte ich für unerlaubt. Einen Passus aus einem Tanzleich des wilden Alexander glaube ich als Nachahmung des Salve regina

zu erkennen, wie Molitor[1]) in dem Marschlied, das Walther für die Kreuzfahrer gedichtet hat, Motive aus geistlichen Gesängen erkennt. Wenn die fränkische Credo-Weise mit einer niederländischen Ballade des fünfzehnten Jahrhunderts, der Advent-Hymnus *Conditor alme siderum* mit einem niederdeutschen Liede Ähnlichkeit zeigt[2]), so geht die Ballade auf die Sequenz, das Lied auf den Hymnus zurück, nicht umgekehrt. Dass in der weltlichen Musik des Mittelalters wie der des späteren Volksliedes ein gut Teil vorchristlicher Musik steckt, ist nicht zu leugnen, aber herausschälen lässt sich gar nichts, denn christlich beeinflusst ist alles, musikalisch wie textlich.

Noch weniger als von der Lyrik der Barbaren im Anfang des Mittelalters wissen wir von der lebendigen, gesungenen Poesie der Kulturvölker des Altertums um dieselbe Zeit. Zwischen der italienischen und neugriechischen Lyrik und derjenigen ihrer antiken Vorfahren klafft ein Spalt, den wir auszufüllen durchaus nicht in der Lage sind. Die heutigen griechischen Volkslieder schließen sich formal und in ihrem Geiste an die Poesie der slawischen Nachbarn, die italienischen trotz aller vom vierzehnten Jahrhundert an auftretenden Eigenart an die der übrigen Romanen an. Stofflich finden sich hier wie vor allem in den Volksmärchen allerhand Berührungen mit der Antike, aber formal in Text und Musik nicht die geringsten. Was der italienische oder griechische Bauer im früheren Mittelalter sang, wird uns wohl immer verborgen bleiben.

BERN S. SINGER

---

[1]) Sammelbände der internationalen Musikgesellschaft, XII, 497.

[2]) A. Thürlings, *Wie entstehen Kirchengesänge?* Sammelbände der internationalen Musikgesellschaft, VIII, 476, 478.

WESEN UND BEDEUTUNG DER NATURDENKMÄLER

Seit einer Reihe von Jahren hat bei uns in der Schweiz eine Bewegung eingesetzt, die sich in kurzer Zeit die Sympathie man darf wohl sagen aller Kreise erobert hat: die *Bestrebungen zum Schutze der Natur* gegen die Übergriffe des Menschen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass der Mensch verändernd auf die ihn umgebende Urnatur einwirkt und von alters her eingewirkt hat. Einige Forscher gehen sogar so weit, dass sie auch das Aussterben der großen diluvialen Säugetiere wie Mammut, Rhinozeros, Höhlenbär und Höhlenlöwe, Wildpferd und Rentier dem Menschen, das heißt dem Jäger der Steinzeit zur Last legen. Von vielen andern Vertretern der Tierwelt wissen wir direkt, dass sie der Raubgier des Kulturmenschen zum Opfer gefallen sind, und es steht zu befürchten, dass die Liste dieser unwiederbringlichen Verluste sich noch weiterhin vermehren werde. Nur ein Beispiel: Vor ungefähr fünfzig Jahren noch konnte man in den Prärien Nordamerikas den donnernden Hufschlag von Millionen von Büffeln vernehmen; 1889 zählte man deren nur noch 635 Stück; heute hofft man im Yellowstone National-Park die letzten Reste der Nachwelt zu erhalten.

Wir können aber unsere Beispiele auch innerhalb unserer Grenzen finden: wo sind der Lämmergeier, der Steinbock, der Bär? Verschwunden, oder so zurückgedrängt, dass ihr völliges Eingehen nur eine Frage der Zeit sein kann. Aber nicht nur die Tierwelt, auch die Pflanzenwelt hat empfindliche Verluste zu verzeichnen, alle entstanden durch den Menschen und seine Kulturarbeit. Hier ist es zwar weniger der Rückgang einzelner Arten, der sich in augenfälliger Weise bemerkbar macht, als besonders die Einschränkung und Zerstörung der natürlichen Pflanzengemeinschaften, die in ihrer Gesamtheit ja das natürliche Landschaftsbild ausmachen. In unserm schweizerischen Mittellande sind nach C. Schröter rund 3400 Torfmoore verschwunden und in Kulturland umgewandelt worden. Im schweizerischen Mittellande sind nur noch ganz vereinzelte und kleine Strecken mit ursprünglichen Pflanzenbeständen bedeckt. Es wären hier zu nennen: die

wilden, sich selbst überlassenen Kiesböden der Flüsse mit dem wirren Buschwerk; bewaldete, schwer zugängliche Schluchten und Felsgebiete; einige wenige Torfmoore, die noch nicht ausgebeutet worden sind, und endlich die Naturufer der Seen. Aber auch für diese Gebiete scheint es nur eine Frage der Zeit zu sein, wielange sie in ihrer Ursprünglichkeit und Natürlichkeit belassen werden. Es muss demnach als völlig gerechtfertigt erscheinen, die noch vorhandenen Überreste einer Urnatur vor jedem weitern Eingriff zu schützen. Diese Überreste sollen uns gleichsam als Dokumente die ursprüngliche Natur rekonstruieren helfen; es ist unter anderm auch für sie die Bezeichnung „Naturdenkmal" in Anwendung gekommen, ein Wort, das von Alexander von Humboldt stammt, heute in aller Munde geführt, aber nicht von Jedermann richtig verstanden wird. Ich möchte deshalb hier dem Wesen und der Bedeutung dieser sogenannten Naturdenkmäler etwas näher treten.

Es ist allbekannt, dass man unter Denkmal ein bildliches Erinnerungszeichen versteht, das die Nachwelt zur Ehrung und zum Angedenken einer ruhmreichen Begebenheit oder bedeutender Persönlichkeiten errichtet hat. Für unsere Betrachtung von größerer Bedeutung sind aber Zusammensetzungen wie Kunstdenkmal oder Kulturdenkmal. Kunstdenkmäler sind künstlerisch hervorragende Erzeugnisse eines früheren Geschlechts, die in unserer heutigen Zeit selber als Erinnerungszeichen einer frühern Kunstentwicklung dastehen. Einem Berner kann wohl kein treffenderes Beispiel dieser Art genannt werden als die nun in so glücklicher Weise (? D. R.) zur Geltung gebrachte Fassade des alten historischen Museums. — Lehnen wir an diesen Begriff den des Naturdenkmals an, so ergibt sich logischerweise, dass das Wort für solche Naturobjekte anzuwenden ist, die *in Anbetracht ihrer Vergangenheit und als Zeugen einer früheren Entwicklungsepoche* der besonderen Beachtung für würdig befunden werden.

Aus dem Gesagten geht wohl, so hoffe ich, eines deutlich hervor und scheint mir vom Denkmalbegriff untrennbar zu sein, das ist das historische, oder wenn man so will Erinnerungsmoment. Ein Beispiel mag das veranschaulichen. Fast über die ganze Fläche unseres schweizerischen Mittellandes verstreut findet man große Gesteinsblöcke, die den betreffenden Örtlichkeiten fremd

sind; ich meine die erratischen Blöcke, die Findlinge. Von den Geologen ist der sichere Beweis erbracht worden, dass diese Blöcke nur von einem Gletscher aus dem Alpengebiet herab gebracht werden konnten, und so erlaubt uns umgekehrt jeder Findling den Rückschluss auf einstige Anwesenheit eines Gletschers an seinem jetzigen Standorte; wir können sogar aus der Verbreitung der Findlinge auf die einstige Ausdehnung der Vergletscherung schließen. So bezeugt uns jeder Findling die Eiszeit, er ist für uns ein Naturdenkmal im eigentlichen Sinne des Wortes. Überdies verkörpert ein solcher erratischer Block wohl in schönster Weise die sinngemäße Bedeutung des Wortes Naturdenkmal: er ist an sich schon von monumentaler Wirkung und kann auch unserm zweiten und wichtigsten Postulat, dem historischen Moment Genüge leisten; denn wir müssen uns bei seinem Anblick in jene ferne Zeit zurückdenken, da der größte Teil unseres Landes unter Eisströmen begraben lag. Es wird denn auch nicht von ungefähr gewesen sein, dass gerade ein solches Naturdenkmal, ein erratischer Block es war, der — wenigstens bei uns in der Schweiz — die ganze Naturdenkmalfrage ins Rollen brachte, die *Pierre des Marmettes* bei Monthey.

Sehen wir nun weiterhin zu, wie sich diese auf induktivem Wege gewonnene Begriffsfassung zu der gebräuchlichen deduktiven stellt.

Nach Conventz, einem der bekanntesten Führer der Naturschutzbewegung in Deutschland, sind Naturdenkmäler „charakteristische Gebilde der heimatlichen Natur, vornehmlich solche, die sich noch an ihrer ursprünglichen Stelle befinden und von Eingriffen der Kultur nahezu unberührt geblieben sind, das heißt Teile der Landschaft, Gestaltungen des Erdbodens, Pflanzen- und Tiergemeinschaften, wie einzelne Arten und Formen." „Dieser Begriff", so bemerkt er weiter, „ist jedoch nicht von unveränderlicher Form, sondern variabel nach Zeit, Örtlichkeit und andern Umständen."

Die Naturdenkmäler aus dem Pflanzenreich können nach dieser Begriffsbestimmung entweder Pflanzengemeinschaften oder einzelne Arten und Exemplare sein.

Als Naturdenkmäler der ersten Gruppe werden alle ursprünglichen, unberührten, auf natürliche Weise, ohne Zutun des Menschen

entstandenen Pflanzengemeinschaften betrachtet, ferner solche, die durch Schönheit und Großartigkeit bemerkenswert, oder in wissenschaftlicher Beziehung ausgezeichnet sind.

Zur zweiten Gruppe gehören gewisse Einzelpflanzen, die wegen ihres hohen Alters, ihrer vollkommenen Form, ihrer eigentümlichen Wuchsart besondere Beachtung finden; dann aber auch Arten, die für die Wissenschaft von besonderer Bedeutung sind.

Nach unserer eigenen Begriffsbestimmung kämen nun bloß solche Pflanzenarten oder Pflanzengemeinschaften in Frage, die *wegen ihrer Vergangenheit* unsere Beachtung verdienen. Die zweite Fassung erwähnt diesen Punkt nicht oder führt ihn höchstens unter der Bezeichnung wissenschaftliche Bedeutung an. Sie legt mehr Gewicht auf *Ursprünglichkeit, Alter, Schönheit, Wuchsform.* Damit aber verlieren meines Erachtens die Naturobjekte dieser zweiten Art die Berechtigung, als Naturdenkmäler bezeichnet zu werden, denn mit einem Denkmalbegriff ohne historisches Moment kann man sich schlechterdings nicht einverstanden erklären. Soll für sie absolut ein Name in Anwendung kommen, so erschiene mir passender, zu sagen *Naturschutzobjekt.* Das soll durch einige Beispiele deutlicher werden.

In der Nähe von Langnau im Emmental steht in einem Walde auf der Dürsrüti eine Gruppe ganz außerordentlich schöner und mächtiger Weißtannen, unter dem Namen Dürsrütitannen weithin als die größten und schönsten ihrer Art bekannt. Diese Tannen wurden nun als Naturdenkmäler bezeichnet und man hat bestimmt, dass ohne Not die Axt von ihnen fern bleiben soll. Wie nun, wenn gerade die größten und schönsten unter diesen Tannen zugrunde gingen — und wäre es auch erst nach hundert Jahren — ließe sich das mit dem Denkmalbegriff vereinbaren? — Oder wenn jener Riese unter den Eichbäumen, die Bettlereiche im Gwatt bei Thun, dem Sturm oder gar der Axt zum Opfer fiele; wäre da die Welt um ein unwiederbringliches Naturdenkmal oder bloß um einen großen, schönen Eichbaum ärmer? Der Verlust dieser Eiche wie der Dürsrütitannen würde an unsern Ansichten über Natur und Vorkommen dieser Baumarten kaum etwas ändern; sie würden nur im Landschaftsbilde und als hervorragende Beispiele ihrer Art vermisst.

Diesen zwei Fällen, die meines Erachtens als *Naturschutzobjekte*, nicht als *Naturdenkmäler* zu bezeichnen sind, stelle ich ein Beispiel gegenüber, welches den Titel Naturdenkmal mit Fug und Recht führen darf:

In einem Walde anderthalb Stunden nordöstlich von Baden im Aargau beim Dorfe Schneisingen findet sich eine Kolonie der rostblättrigen Alpenrose, mitten im schweizerischen Hügellande, in nur 500 m Meereshöhe, 30 bis 40 km von ihrem heutigen Gebiet in den Alpen und im Jura entfernt. Diese Alpenrosen darf man aller Wahrscheinlichkeit nach als Pflanzen auffassen, die seit der Eiszeit diesen Standort inne gehabt haben, während ihre Schwestern alle den abschmelzenden Gletschern in ihre ursprüngliche Heimat, die Alpen, wieder nachgezogen sind.

Würde diese Fundstelle, übrigens nicht die einzige ihrer Art, aus irgend einem Grunde eingehen, oder wäre sie uns überhaupt unbekannt, so wären unsere Anschauungen über die Alpenflora während der Eiszeit und über die eiszeitliche Flora und Vegetation überhaupt einer wichtigen Stütze beraubt. Die Parallele zum erratischen Block ist hier nahezu vollständig. Die Möglichkeit aber, dass diese Alpenrosen eines schönen Tages aus natürlichen Ursachen (hohes Alter) eingehen werden, ist nicht ohne weiteres zuzugeben, weil immerhin diese Pflanzen, besonders unter einem ihnen zu Teil werdenden Schutze, sich noch vermehren können. Für diesen abnormalen Standort bleibt also das Vorkommen der Alpenrose voraussichtlich auf lange Zeit gesichert.

Es ist also ganz ohne Bedeutung, ob wir die Bezeichnung Naturdenkmal für alte oder junge Exemplare, für solche von hervorragender Schönheit oder nur für Kümmerformen anwenden. Der Begriff gilt eben nicht dem *Individuum*, sondern der *Art* als solcher. Anders bei den Dürsrütitannen, bei der Bettlereiche. Deren Nachkommen werden nicht ohne weiteres auch Anspruch auf besondere Beachtung erheben können, es sei denn, dass auch sie sich durch besondere Größe und Schönheit oder eigenartigen Wuchs auszeichneten.

Wie steht es nun mit den *seltenen Arten?* Sind sie als richtige Naturdenkmäler aufzufassen oder nicht?

Die Antwort wird ganz abhängig sein von den Ursachen, welche das seltene Vorkommen bedingen. Ohne hier grundsätz-

lich auf das ganze sehr komplexe Problem der Seltenheiten eintreten zu wollen, möchte ich die in Betracht fallenden Arten zu zwei großen Gruppen vereinigen. Die Arten der ersten Gruppe bezeichnen wir als relative Seltenheiten und meinen damit, dass diese Arten nur für ganz bestimmte Gegenden als Seltenheiten anzusehen sind. Dies trifft zu, wenn entweder die betreffende Art nur mit der Peripherie ihres Verbreitungsgebietes in die zu betrachtende Gegend fällt. Ich will für die Verhältnisse unseres Hügellandes etwa an die stengellose Schlüsselblume (Primula vulgaris) oder an die weiße oder gemeine Taubnessel (Lamium album) erinnern. Oder der Mensch mit seiner Kultur hat eine Pflanzenart nach und nach bis auf wenige vereinzelte Exemplare verdrängt, wie dies stellenweise für viele Orchideen, für Sumpf- und Wasserpflanzen nachzuweisen ist.

Zur Gruppe der absoluten Seltenheiten zählen einmal die sogenannten Relikte, die Überbleibsel aus einer Zeit mit anderen klimatischen Verhältnissen, zu denen wohl die meisten der Alpenpflanzen im Tieflande gehören dürften — auch die Alpenrosen bei Schneisingen. Zum andern rechnen wir hieher alle jene Arten, deren Wohngebiete durch irgendwelche geologische Ereignisse zu sogenannten disjunkten Arealen zerstückelt wurden, wie die Zwergbirke (Betula nana), der Zwerghahnenfuss (Ranunculus pygmaeus) und andere.

Welches nun auch die *Ursache* der Seltenheit sein mag, für uns entsteht daraus auf alle Fälle die Pflicht, jene Arten vor weiterem Zurückgedrängtwerden und namentlich vor völligem Verschwinden zu schützen. Wir betrachten sie demnach als Naturschutzobjekte.

Wie wir gesehen haben, ist aber damit die Zugehörigkeit zu den Naturdenkmälern noch nicht bedingt. Es können dafür nur jene seltenen Arten in Frage kommen, die als Zeugen für andere klimatische und geologische Verhältnisse während einer frühern, in der Regel prähistorischen Zeit anzusehen sind. Nur so ist dem historischen Moment Genüge geleistet.

Zum Schlusse möchte ich noch alle jene Eigenschaften zusammenfassen, die wir als zum Wesen des Naturdenkmals gehörig angeführt haben.

Als Hauptbedingung nannten wir das historische Moment, demzufolge eine Pflanze oder Pflanzengemeinschaft unter den heutigen Verhältnissen zu einem außergewöhnlichen Vorkommnis wird. Dann muss jedes Naturdenkmal eine Seltenheit sein, nicht umgekehrt, und endlich ist es nicht das Individuum an sich, dem wir jene Bezeichnung geben, sondern die Art als solche, weil nur diese etwas Dauerndes vorstellt.

BERN W. RYTZ

□□□

DER WEG ZUM AKT

Dass Aktzeichnungen, wie sie in Kunstschulen zu hunderten und aber hunderten gefertigt werden, halbwegs geratene Abschriften der Natur sein müssen, an denen man selten gönnerhaft anerkennend, meistens gründlich gelangweilt vorbeigeht, das ist ein Irrtum, von dem mich die Arbeiten aus der Aktklasse von J. Martin an der Genfer Kunstschule gründlich geheilt haben. Ich sah da im Musée Rath — die Ausstellung ist noch bis Ende des Monats geöffnet — ein paar Blätter, die schwerlich einer herausfinden würde, wenn man sie unter anatomische Studien Lionardos mengte, daneben lebensgroße Akte, so stilvoll und untadelig, dass man kaum weiß, womit man sie vergleichen soll. Mein Erstaunen erreichte den höchsten Grad, als ich erfuhr, neunzehnjährige Burschen hätten all das ohne einen helfenden Strich des Lehrers gemacht. Das unerwartet schöne Ziel erweckte meine Neugier nach dem Weg, auf dem es erreicht wurde, und ich erkundigte mich nach dem Gang dieses neuartigen und in seinen Ergebnissen so altmeisterlichen Unterrichts.

Er beginnt nicht mit Dozieren oder Vorzeichnen, sondern damit, dass der Lehrer sokratisch von den Schülern erfragt (dieses Vorgehen bleibt stets der Kern des Unterrichts), dass die Wirbelsäule der Träger aller unserer Bewegungen ist. Dann wird mit dem einzelnen Wirbel begonnen, aber nicht mit einer photographischen Wiedergabe, sondern mit einer schematischen Darstellung alles dessen, was für seine Verrichtungen unerlässlich ist:

der Knochen wird in einen Maschinenteil übersetzt und mit Sicht von allen Seiten, auch von unten, oben und schräg, gezeichnet, bis sich der Schüler eine sichere räumliche und zweckbestimmte Vorstellung durch nachschöpferische Tätigkeit erworben hat. Das nämliche geschieht dann mit der ganzen Wirbelsäule, mit dem Brustkorb, mit dem unglaublich verwickelten Becken, die alle „auswendig gelernt" werden; hier tritt neben die Umrisslinie die Beleuchtung, die der Schüler selbst so wählt, wie sie ihm passt, und die er durch Strichlagen darstellt, welche der natürlichen Bewegung der Form folgen. In gleicher Weise werden dann die Gliedmaßen behandelt.

So dient der ganze erste Jahreskurs der Kenntnis des Knochengerüstes. Und das ist keine verlorene Zeit. Nicht nur erwirbt der Schüler eine große Geschicklichkeit im Zeichnen und starkes räumliches Vorstellungsvermögen, beherrscht er Verkürzungen, Schattenwirkung und Perspektive; er gewinnt eine Einsicht in die Folgerichtigkeit des Knochenbaues, in die gegenseitige Bedingtheit aller Bewegungen, wie sie auf anderm Wege kaum zu erwerben ist. Nicht auf dem Papier ist die Hauptleistung vollbracht worden, obwohl die flüssige Art, wie später das Skelett mit der Feder in Aktskizzen hineingeschrieben wird, schon als äußere Leistung unvergleichlich da steht, sondern im Kopfe; der erzieherische Hauptgewinn ist das bewusste Nachschaffen eines vom Großen bis ins Kleinste zweckmäßigen Baues.

Im nächsten Jahr werden die Knochen mit Muskeln bekleidet, ein jeder mit Unterstreichung des Zwecks, dem er dienen soll, hart und eckig herausgearbeitet, nicht in der fasrigen Art, wie man sie in Anatomielehrbüchern findet. Wird dann eine Antike oder eine Figur Michelangelos lebensgroß aus ihrem unsichtbaren Feder- und Räderwerk auf dem Papier entwickelt, so entsteht durch die strenge Bedingtheit aller Teile und durch die Beschränkung auf das Notwendige ein ganz merkwürdiger Eindruck gebändigter Größe. Frei aus der Erinnerung muss der Schüler eine solche Figur von jeder Seite, auch von oben darstellen und die vorbereitende und folgende Bewegung genau notieren können, muss die Figur in Kompositionen zeigen, wo sie mit Gleichgewichtswerten zu wirken hat. Das innerlich Schauen, nicht das bloße Anschauen bleibt das Ziel.

DER WEG ZUM AKT

Anatomische Zergliederung nach einer Zeichnung Raffaels.
(aus der Oberklasse).

DER WEG ZUM AKT

Zeichnung nach dem Modell, vor der Vollendung.
In der Ecke Verwendung in einer Komposition aus dem Gedächtnis.
(aus der Oberklasse).

Um die gleichmäßige Durchbildung des Kunstwerkes anschaulich zu machen, wird die gleiche Figur neben einander in etwa zehn Zuständen dargestellt, zuerst wie eine grobe Holzpuppe, deren Oberfläche dann wie durch glatte Messerschnitte gleichmäßig in immer mehr und kleinere Flächen geteilt wird, bis schließlich der Akt mit all seinen Muskeln herausgearbeitet ist.

Erst das dritte Jahr bringt Studien nach dem lebenden Modell, und hier zeigt sich gleich die sicher erworbene Fähigkeit der Schüler, eine ermüdende Stellung rasch festzuhalten. Sie können auch leicht ein ungeeignetes Modell so übersetzen, wie es der Zweck des Bildes oder Bildwerks erfordert. Und dann sind bei diesen Akten alle Teile, auch Hände und Füße, die man ja gewöhnlich nur schlapp andeutet, mit vollkommenem Ausdruck wiedergegeben. Und keiner schwimmt unsicher in der Luft.

Um dem Schüler klar zu machen, was ihn von alten Meistern trennt, wird eine Zeichnung, zum Beispiel der Mann, der einen auf den Schultern trägt aus Raffaels Borgobrand, mit der gleichen Gruppe verglichen, die der Schüler nach dem Modell lebensgroß zeichnet; so lernt er begreifen, was beim alten Meister verstandesmäßig und was gefühlsmäßig ist, warum Raffael die Stellung, seinen eigenen Standpunkt, die Beleuchtung gewählt hat, alles an Hand einer sorgfältigen Zergliederung mit vielen Skizzen. Oder ein Schüler bringt eine eigene Komposition mit, die nun dadurch auf Herz und Nieren geprüft wird, dass man die einzelnen Akte nach dem Modell durchnimmt, dass man das Knochengerüst hineinzeichnet und an seiner Hand das Gleichgewicht der Bewegungen, an Hand der Muskeln das Gleichgewicht der Massen überprüft. So erwirbt der Schüler in drei Jahren mit Sicherheit, was so mancher in einem ganzen Leben gar nicht beherrschen lernt.

Bewunderte ich zuerst die Ergebnisse dieser Schulung, so verehre ich nun noch mehr ihren folgerichtig durchgebildeten Plan. Denn es ist eine Schulung, nicht eine Dressur; alles muss der Schüler aus sich selbst entwickeln, muss den gewiesenen Pfad selber wandern, auf die Hülfe des Lehrers früh verzichten lernen. Nicht zeichnen, verstehen lernen soll er. Das gibt diesen Akstudien die Kraft von Kunstwerken, dass Gedanken dahinter stehen, selbstgeprüfte Gedanken, die eine wohlerwogene Einheit bilden. Und gerade weil dieses Können sich aus Gedanke und

Gefühl, nicht aus bloßer Fertigkeit herschreibt, bewahrt sich jeder Schüler seine eigene Art und Entwicklungsmöglichkeit.

Der Lehrer J. Martins, der Ähnliches, wenn auch nicht ganz so folgerichtig, erstrebte, war Barthélemy Menn, dessen Name als Hodlers Meister und Führer erst seit wenig Jahren bei uns bekannt ist und über dessen gewaltigen Einfluss auf die Entwicklung unserer Kunst man sich noch nicht Rechenschaft gegeben hat. Wie Menn hat Martin nie ausgestellt und ist daher fast gar nicht bekannt. Die geistige Vaterschaft Menns berechtigt aber zu dem Schlusse, dass die sichere Methode Martins nicht beim Aktzeichnen stehen bleibt, sondern folgerichtig auf das Figurenmalen und selbst auf die Landschaft auszubilden ist. Jedenfalls haben seine Schüler, wohin sie sich künftig auch wenden mögen, eine Erweckung erlebt, die ihnen gestattet, als Herrscher und nicht als Sklaven des Akts zu schaffen. Auch wenn sie sich tektonischen Künsten zuwenden sollten, haben sie einen so hohen Begriff von Organismus erhalten, dass sich ihre Erfindungsgabe nie aufs Spielerische und Oberflächliche verirren wird.

Eins fehlt ja vor allem unsern jungen Malern: das zur figürlichen Komposition unerlässliche Können. Und das sollten sie nicht mehr im Ausland suchen, wo sie häufig auf ein Rezept eingeschult werden. In Genf, wo ihnen das Museum ungeahnte Schätze bietet, wo Martin dieses tüchtige Verfahren für das Aktzeichnen eingeführt hat, wo Gillard, nach der selben Ausstellung zu schließen, vorzügliche Anweisung zur Zergliederung von Meisterbildern gibt, kann sich jeder die Grundlage erwerben, die ihm not tut. Wenn man in der Schweiz einen entdeckt, bei dem etwas zu lernen ist, so beeile man sich: entdeckt ihn das Ausland, so ist es zu spät.

ZÜRICH ALBERT BAUR

□□□

L'ART EN BELGIQUE

A Bruxelles comme à Paris, le bon forçat de la critique ou le simple amateur de peinture, qui d'octobre à juin suit toutes les expositions, éprouve une sorte d'infinie lassitude au moment où le printemps s'épanouit, dans les jardins, les verdures, au cœur frais de la forêt. Il est comme hébété. Il a des yeux pour ne plus voir et des oreilles pour ne plus entendre, avec ses propres lamentations, que les réclamations des peintres demandant aux directeurs de journaux que leur critique les passe en revue. Le pauvre critique gémit: „Que de toiles! que d'huile! que d'huile" à la façon du maréchal Mac-Mahon qui ne trouva rien de mieux à dire devant la mer que cette profonde parole: „Que d'eau! que d'eau!"

A Bruxelles, les salons se succèdent toute l'année, pour ainsi dire, sans interruption; les salles d'expositions s'y multiplient. C'est une ville de peintres; c'est aussi la terre bénie de l'association, des „chochetés" et les „chochetés" d'art, comme les autres, y sont légion. Je me suis laissé dire que M. Ray Nyst, l'un de ceux qui longtemps traînèrent le boulet du critique d'un salon à l'autre, s'est amusé à faire le dénombrement des œuvres exposées à Bruxelles en l'espace de deux ans. Il est arrivé à près de *quarante mille*. C'est effrayant! Sans doute, faut-il compter là-dedans non seulement des peintures et des sculptures, mais encore des dessins, des gravures qui font vite nombre.

Il est vrai aussi qu'en deux ans, certaines toiles repassent bien des fois devant les yeux du critique, allant d'une exposition particulière à une exposition de cercle pour être transportées ensuite au Salon, participant ainsi à une sorte de cortège de la *Juive* de la peinture. Il n'importe: ce chiffre de 40,000 reste coquet.

Et qu'on n'oublie pas qu'à côté de la capitale, il y a, en Belgique, des centres importants où s'organisent chaque année des expositions qui ne le cèdent, ni en ampleur ni en intérêt, à celles de Bruxelles. Des sociétés comme *L'art contemporain*, à Anvers, l'*Œuvre des artistes*, à Liège, la *Société des Beaux-Arts*, de Gand témoignent à cet égard d'une activité remarquable.

* * *

Pour qui n'est pas astreint à une critique détaillée, au jour le jour, de toute la production picturale, il vaut mieux voir à son aise ces expositions, en se laissant guider un peu par ses préférences. Le bilan, à la fin d'une saison, se fait plus facilement. Et combien souvent, à ce flâneur de la critique, les expositions particulières, où le tempérament, la sensibilité d'artistes bien doués se révèle sous toutes ses faces, paraissent plus intéressantes que les grands déballages annuels de toile peinte, les „décrochez-moi-ça" du Grand Palais ou du Cinquantenaire!

Il est à Bruxelles, depuis quelque temps, une salle spacieuse, claire, bien moderne, aménagée avec un goût parfait et où l'on a pu voir, cet hiver, quelques expositions de cette sorte: c'est la Galerie Georges Giroux. Elle abrita d'abord un bel ensemble d'œuvres de Kees Van Dongen, le Hollandais parisianisé qui est l'un des plus puissants coloristes synthétiques d'aujourd'hui. Puis ce furent les dessinateurs du *Simplicissimus*, l'admirable journal de Münich.

La série des expositions belges débuta par la présentation d'un choix de jeunes peintres d'avant-garde parmi lesquels il nous plaît de tirer hors pairs des luministes comme André Blandin, évocateur des rues de Bruxelles et F. Verhaegen qui nous restitue dans toute leur somptuosité, dans toute leur animation les plus célèbres fêtes masquées de Belgique et notamment le Carnaval de Binche; ou bien encore un artiste comme l'Ostendais Spillaert dont les sobres compositions rappellent un peu la manière des estampes japonaises. Des expositions particulières se succédèrent: le jeune et fougueux sculpteur Rik Wouters, dont les danseuses sont animées d'une ivresse dionysiaque; Marcel Jefferys, peintre vibrant de foules, de fêtes publiques, de rues ensoleillées, des chantiers formidables où l'on bouleverse Bruxelles, évocateur des vieux sites charmants du cœur de Paris; Louis Thé-

venet, peintre délicieusement naïf d'intérieurs aux couleurs un peu fanées, pleins de choses vieillottes, sorte de Francis Jammes de la peinture; Georges Lemmen enfin, qui, dans ses exquis portraits d'enfants, ses fleurs, ses intérieurs et natures mortes, ou dans ses grandes compositions, (des jeunes filles nues, souples et gracieuses, dans de radieux paysages de la Côte d'Azur), s'est révélé l'un des plus remarquables peintres de l'heure présente. Lemmen a hérité des impressionnistes le goût de la belle couleur saine et franche, le souci des recherches luministes. Il rappelle parfois Renoir ou Vuillard, mais, comme un Maurice Denis, un Théo van Rysselberghe, un Albert André, il allie à ses dons de coloriste un culte de la forme, du dessin impeccable, de la ligne harmonieuse qui n'est pas le moindre charme de son art.

Dans le même temps qu'il triomphait ainsi à la salle Giroux, un paysagiste de sa génération, M. Edmond Verstraeten, clôturait brillamment la série des expositions organisées cet hiver au Cercle artistique et littéraire. M. Verstraeten, vit toute l'année au cœur du pays flamand, à Waesmanster. Il a constamment sous les yeux l'un des paysages les plus colorés de la terre, soumis aux variations d'un des ciels les plus changeants. Il excelle à rendre le ciel vibrant de chaleur de l'été, la tranquille splendeur de la campagne „quand l'air est brûlant et que pas une feuille ne bouge", ou bien encore il peint amoureusement les verts fraîchement lavés des prairies, des luzernes après l'orage, les ombres bleues et violettes, les nuages aux bords argentés, et les sapins lourds de neige de l'hiver. Edmond Verstraeten est un coloriste né, de la lignée de Claus et de Heymans. Mais lui aussi, comme Lemmen, a de plus en plus le souci de la forme, d'un dessin serré. „La peinture impressionniste n'a exalté jusqu'ici que la lumière, écrit-il dans un de ses carnets. Pour un art qui se sert avant tout de la couleur comme manière d'expression, c'est beaucoup et c'est beau! N'oublions pas cependant, que la forme est la sœur jumelle de la couleur et que toutes deux ne sont que les servantes de l'artiste créateur. Ceci n'a pas une allure très *up to date*, je m'en rends compte, mais c'est une de ces vérités qui traverseront les temps actuels comme elles en ont traversé beaucoup d'autres."

Pour moi, ce qui me frappe et me séduit, dans l'œuvre déjà considérable de ce jeune artiste, dans ses radieuses évocations de l'Edénie qu'est pour lui sa vallée de la Durme, c'est qu'il a une vue d'ensemble, synthétique et comme panoramique du paysage. Il ne se contente pas de peindre comme tant d'autres le petit morceau pittoresque, le coup de soleil sur une maisonnette ou un bras de rivière.

* * *

C'est l'honneur de Bruxelles d'avoir organisé au cours de ces dix dernières années un grand nombre d'expositions rétrospectives importantes, où une personnalité, une école, une époque furent mises en pleine lumière. Coup sur coup, nous venons d'en voir deux, consacrées à des peintres de la fin du siècle dernier, dont l'un au moins apparaîtra de plus en plus comme l'un des novateurs les plus originaux de son temps. C'est Henri Evenepoel que nous voulons dire, à qui la galerie Giroux, avec le concours du gouvernement belge, des musées de Gand, Liège, Bruxelles et du Luxembourg, a rendu un hommage éclatant et justifié. Henri Evenepoel (1872—1899), fau-

ché, comme le musicien wallon Guillaume Leken, par une mort prématurée, fut avec Toulouse-Lautrec, Steinlen, Raffaeli l'un des meilleurs *caractéristes* qui aient rendu les sites et les types du Paris moderne, où il passa la plus grande partie de sa vie. Des pages comme l'*Espagnol à Paris* (portrait du peintre Yturrino) le *Dimanche au Bois de Boulogne*, la *Foire des Invalides*, le *Moulin-Rouge* sont à la fois d'une vérité, d'un pittoresque et d'un style, d'une ampleur décorative remarquables. Evenepoel (que tous les procédés: la peinture à l'huile, le pastel, l'eau-forte en couleurs, etc. ont tenté) a laissé aussi de délicieuses images d'enfants et fut un maître portraitiste, dont certaines pages rappellent les Alfred Stevens des meilleurs jours, un orientaliste dont certains paysages de Blidah et d'Alger sont d'une finesse admirable.

Le principal attrait du salon du Printemps, qui fut visible jusqu'à la fin de juin, à Bruxelles, résidait certes dans les salles consacrées à Jean de Greef et à Eugène Smits. Le premier, qui mourut en 1894, est un paysagiste de la lignée des robustes maîtres de l'Ecole de Tervueren, notre Barbizon belge. Ses toiles évoquant des sites des environs de Bruxelles (Anderghem, Forest, Rouge-Cloître, la Forêt de Soignes) sont certes d'une peinture bien matérielle, bien extérieure, sans envolée, sans grand style: mais quelle probité! quelle vérité! sans compter qu'il y avait en de Greef un luministe qui fut en quelque sorte un précurseur. Quelques tableaux bien choisis d'Eugène Smits résument parfaitement les qualités opposées du vieux maître mort l'an dernier, son idéalisme, la grâce et la distinction suprême dont il sut empreindre la moindre de ses compositions. Parmi les peintres étrangers qui exposèrent cette année au Salon du Printemps, citons: M. Joseph de Mehoffer, de Cracovie; M. Aman-Jean qui exposa: *les Eléments*, grande décoration qu'il a conçue pour une salle de la Sorbonne et dont le dessin paraît parfois un peu lâche; M. André Dauchez, l'anglais John Lavery, le Hongrois Lazlo, les Espagnols André Suréda et Valentin de Zubiaurre dont les groupes de paysans sont si expressifs.

* * *

Au Musée moderne, après le 21e salon de *Pour l'Art*, où triomphèrent surtout les sculpteurs (Victor Rousseau, Pierre Braecke, Marnix d'Haeveloose, etc.) et l'école de peinture monumentale (Emile Fabry, Ciamberlani, Langaskens etc.), la *Libre Fsthétique* consacra son salon aux peintres du Midi, à ceux qui ont interprété les féeries de la Côte d'Azur, les sites purs et vastes de la lumineuse Provence et du Roussillon. Ils étaient là tous, les glorieux maîtres de l'impressionnisme et du néo-impressionnisme, et les jeunes peintres audacieux qui sont l'espoir de l'art français et de l'art belge actuels: Albert André, Louis Bausil, Pierre Bonnard, Eugène Bondy, Simon Bussy, Camoin, Cézanne, Lucie Cousturier, H. E. Cross, Maurice Denis, Georges d'Espagnat, Fornerod, Othon Friesz, Guillaumin, Francis Jourdain, Pierre Laprade, Alfred Lombard, Manguin, Marquet, Claude Monet, Georges Morren, Jean Peské, Auguste Renoir, Carlos Reymond, K. X. Roussel, Paul Signac, Valtat, Van den Eeckhoudt, Théo van Rysselberghe, Vincent van Gogh l'halluciné!

* * *

Le palais des Beaux-Arts de l'Exposition universelle de Gand a été inauguré le 29 avril. La France y triomphe haut la main. Elle a fait là un

effort magnifique qui dépasse encore ce qu'elle a réalisé à Bruxelles en 1910. M. André Saglio, commissaire permanent du gouvernement français qui a signé, du pseudonyme de Drésa, des illustrations, des étoffes, des papiers peints, des décors de théâtre délicieux, a visé avant tout à une présentation où se retrouvent le charme et le goût traditionnel de la France.

Les 560 toiles, les gravures et sculptures ont été réunies dans une dizaine de salles d'un style à la fois très moderne et très français. Les tentures de la grande salle où des roses se fondent exquisement dans des guirlandes en camaïeu, rappellent les toiles de Jouy. Les tentures des autres salles rappellent certains damas Louis XIV. Les boiseries sombres des portes sont en acajou massif, de même que les meubles qui ont été dessinés, exécutés expressément pour l'Exposition de Gand et dont les courbes harmonieuses rappellent celles de chefs-d'œuvres de l'ébénisterie française. Sur le velum tamisant la lumière, un pochoir discret: et c'est encore la rose française qui a servi de thème au décorateur. Après l'ordonnance des salles et la présentation des œuvres, il faut vanter l'éclectisme parfait qui a présidé au choix de celle-ci: toutes les tendances, toutes les écoles sont représentées. Depuis M. Chabas, M. Bonnat ou M. Etcheverry, jusqu'à Paul Signac et Manzana-Pissaro, depuis les „Artistes français" les plus timorés jusqu'aux Indépendants les plus fougueux, ils y sont tous. Comme dans la section belge, nombre d'œuvres ont été prêtées par les musées et les grandes collections particulières. Il y a un Degas: *Répétition de danse* qui est plus étonnant encore que les fameuses *Danseuses à la barre* vendues récemment. Dans la grande salle, nous avons revu le Vallotton allégorique exposé pour la première fois il y a deux ans au Salon d'automne. On peut ne pas aimer la couleur de ce peintre, mais il y a chez lui une telle volonté, des visées tellement nobles que son effort mérite le respect.

La section belge, elle aussi, sera un succès. On a voulu, avec raison, présenter de grands ensembles des meilleurs peintres belges, en empruntant certaines toiles aux Musées de Gand et de Bruxelles. Des artistes comme Eugène Laermans, Victor Gilsoul, Auguste Oleffe et toute l'Ecole gantoise (Clans, Baertsoen, Willaert, Georges Buysse, les frères de Smet, Maurice Sys, Mmes Jenny Montigny et Anna de Weert, le grand sculpteur Georges Minne) sont admirablement représentés. La Hollande et l'Angleterre ont, elles aussi, des sections spéciales mais moins importantes. Il y a enfin une section internationale où l'on trouvera notamment des toiles superbes des Espagnols Rusinol et Valentin de Zubiaurre.

BRUXELLES LOUIS PIÉRARD

□□□

SCHAUSPIELABENDE

Der letzte Schauspielmonat der Sommersaison im Pfauentheater, der Juni, brachte noch zwei erwähnenswerte Abende. Zunächst vermittelte ein Gastspiel Johanna Terwins die Bekanntschaft mit *Frank Wedekinds „Lulu"*. Gleich drei Abende hinter einander gab man dieses Stück, das sich als Tragödie bezeichnet. Damit dürfte das Bedürfnis nach diesem Drama befriedigt sein. Denn einen Gewinn für die Bühne bedeutet es nicht; auch keinen literarisch wertvollen Zuwachs zum Oeuvre Wedekinds. Freilich:

im Grunde handelt es sich ja auch nicht um etwas Neues, sondern nur um die neue Aufmachung zweier längst bekannter dramatischer Arbeiten: des „Erdgeist" und der „Büchse der Pandora". Wedekind nahm eine Zusammenschweißung beider zu einem einzigen fünfaktigen Drama vor. Die Nähte bleiben aber teilweise störend sichtbar. Er schnitt dem „Erdgeist" einen — den dritten — Akt aus, und die Pandorabüchse köpfte er. Man erinnert sich, wie der „Erdgeist" schließt: Lulu hat ihren dritten (angetrauten) Mann zum Tode befördert (der erste stirbt an Apoplexie beim Anblick der *in flagranti* ertappten Gattin; der zweite, der Maler, dem die Augen zu spät aufgehen, an was für Eine er geraten ist, erhängt sich; der dritte, der Redakteur Dr. Schön, wird von Lulu, man kann sagen in Notwehr, erschossen), und über seine Leiche weg weiß sie den Sohn des Toten (mit dem sie, wie so ziemlich mit aller Männlichkeit, genau vertraut ist) dazu zu bestimmen, ihr zur Rettung vor der Polizei zu verhelfen. Das war ein Abschluss des Dramas, der der starken Wirkung nicht entbehrt. Lulu hat den Höhepunkt ihrer fast naiv funktionierenden Frevelhaftigkeit erklommen. Wie sie den Sohn des Mannes, den sie eben gemordet, herumbringt: das ist eigentlich das sprechendste Symbol der männerbetörenden Macht dieses einzig und allein aus der Geschlechtlichkeit orientierten Wesens. Kaum einer, der dieses Drama „Erdgeist" (was für den Wedekind-Typus Erdgeist ist, nicht für den Faust-Typus) gelesen oder im Theater gesehen hat, wird nach dem, was nun weiter kommen werde, neugierig gefragt haben. Von diesem Ruchlosigkeitszenith aus konnte es ja nur ein Herabgleiten geben. Und wirklich: die zwei in der „Lulu" folgenden Akte aus der (ursprünglich ohne allen Gedanken an die Aufführbarkeit niedergeschriebenen, das Französische wie das Englische in breitester Weise neben dem Deutschen verwendenden) „Büchse der Pandora" bringen nur noch die letzten Fetzen dieser Existenz in kaleidoskopischer Darstellung: das dirnenhafte Treiben Lulus in Paris, das noch einen gewissen äußern Glanz sich bewahrt hat, wenn auch die Gesellschaft, in der sie sich bewegt, schon eine durch und durch schuftige und verfaulte ist; und dann das Ende Lulus als Londoner Straßendirne unterster Sorte mit Jack the Ripper als Urteilsvollstrecker. Das Geschehen zerflattert hier völlig in einzelne Partikel, in Momentbilder, und die Fäden, die vom dritten zum vierten Akt hinüberführen, bleiben so unsichtbar, dass der mit dem ehemaligen, jetzt gekappten ersten Akte der „Büchse der Pandora" nicht vertraute Zuschauer nur sehr schwer, wenn überhaupt sich zurechtfindet in der neuen Situation des (jetzigen) vierten Aktes. Ist somit der Gewinn durch diese in die trübsten Perversitäten und die brutalste Grässlichkeit getauchten letzten zwei Akte ein ungemein geringer, so ist anderseits der Verlust des ehemaligen dritten Aktes des „Erdgeist", der in der „Lulu" einfach geopfert wurde, ein recht empfindlicher; enthält er doch ein paar der eindruckvollsten Szenen, vor allem die, wie Lulu den Dr. Schön völlig in ihren Bann schlägt, indem sie ihm die Absage an seine Braut in die Feder diktiert.

Wir sind der Ansicht, dass man späterhin wieder auf den „Erdgeist" in seiner ursprünglichen Gestalt zurückgreifen wird — dem Theater zum Nutzen, dem Autor zum Vorteil. „Die Büchse der Pandora" aber mag man ruhig im Stand eines Lesedramas belassen. Die Bühne verliert nichts an diesem Werk.

* * *

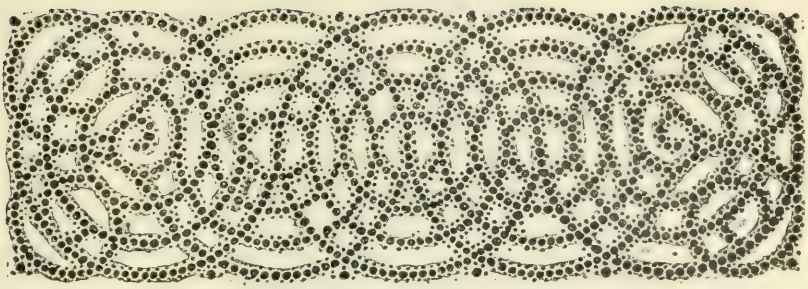
Einen recht interessanten Versuch bedeutete die Darstellung einer Anzahl von Szenen aus des Grafen von *Gobineau „Renaissance"*. Nicht dass ein bühnenfähiger Organismus zustande gekommen wäre; aber einzelne Dialoge gewannen doch in der szenischen Verkörperung ein Leben von ungeahnter Intensität und eigenartigem geistigem Reize. Geschickt waren die Partien herausgenommen und kombiniert worden, welche die Persönlichkeiten *Savonarolas* und *Michelangelos* zu beleuchten und zu ergründen suchen. Das machte die zwei Teile des Abends aus: der erste wickelte sich in neun, der zweite in vier Szenen ab. Das größte Lob, das dem Experiment gezollt werden kann, ist wohl das, dass die geschichtlichen Persönlichkeiten, die in Aktion treten — neben dem Dominikaner Bußprediger und dem gewaltigen Künstler die Päpste Alexander VI. und Julius II., Lucrezia Borgia und Machiavelli, Bramante und Raffael, und die edle Vittoria Colonna, des Pescara Witwe — dass sie im Rampenlicht nicht lächerlich wurden.

Viel Geist und reiches Wissen stecken unzweifelhaft in diesen „historischen Szenen" des merkwürdigen Franzosen, den eine bewegte diplomatische Karriere nach Bern, Hannover, Frankfurt a. M., Persien, Athen, Rio de Janeiro und Stockholm geführt und dem am Schluss seines Lebens die freundschaftliche Bewunderung Richard Wagners gelächelt hat, dem er wenige Monate im Tode vorausgegangen ist. Die Lektüre der „Renaissance" hatte Wagner für Gobineau gewonnen. Auch mit dessen Rassentheorie hat er sich sehr genau bekannt gemacht. Man weiß, wie Gobineau im Kreise der „Bayreuther Blätter" ein gern gesehener Gast war; weiß, wie ehrend ihn H. St. Chamberlain, der Biograph Wagners und getreue Gralsritter, in seinen „Grundlagen" erwähnt, wie fleißig er ihn benützt hat; weiß, dass von der Begeisterung Wagners für Gobineau (der allerdings zu der Parsifal-Genuflexion Wagners vor dem katholisch ausgestatteten Christentum sich ablehnend verhalten und darum die letzten Bayreuther Weihen nicht empfangen hat) Ludwig Schemann angesteckt worden ist, so dass er sein Leben der Übersetzung und der Verbreitung von Gobineaus Schriften gewidmet hat und die Seele der Gobineau-Vereinigung in Deutschland geworden ist. Deutschland hat sich Gobineaus, der perfekt deutsch sprach und schrieb, bemächtigt, während Frankreich nur langsam und nicht ohne Widerstreben die Bedeutung des Grafen anerkannt hat. Man findet hiefür in dem Buche von Rob. Dreyfus über Gobineau recht interessante Belege. Ein höchst wichtiger Anreger ist Gobineau unter allen Umständen gewesen. Nietzsche hat ihn nicht übersehen. Seine Renaissance-Dialoge mit ihrem reichen Bildungsgehalt empfahlen ihn vor allem den deutschen Lesern. Versuche, Teile daraus auf die Bühne zu bringen, gehen schon aufs Jahr 1904 zurück, wo in Wien die Michelangelo-Szenen ihre Darstellung fanden. Für gebildete Hörer geht manch feiner Reiz von diesen Gesprächen aus. Eigentlich dramatisches Blut fließt nicht in ihnen.

Die Kunst *Alexander Moissis* bescherte zu Ende des Juni dem Stadttheater noch einige von begeisterter Gunst getragene Abende. Dass der Schauspieler uns neben dem Hamlet den Fedja im „Lebenden Leichnam" zeigte, war der schönste Gewinn. Moissi hat dieser Gestalt in ihr Innerstes gesehen.

ZÜRICH H. TROG

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750



DREI RHEINLANDS-ODEN

Von HANS KAESLIN

AM BRUNHILDENSTEIN

Sie schläft. Dem Helm entgleitet der Locken Prunk,
Umspielt, ein Goldquell, graulichtes Felsgezack
Und glänzt im Abgrund. Zu den Sternen
Hebt sich die strömende Glut der Flamme.

Die steht gleich einem Turm in der blauen Nacht,
Auf ferne Wälder breitend den fahlen Schein.
Vom stillen Strom zur Nordlandsbrandung
Trägt er die Mär von des Gottes Rache.

KASTELL IM WALDE

Von Römertritten dröhnte der Boden hier,
Von Wall zu Wall schwang sich der Tuba Ruf,
Kommandowort des hagern Kriegers
Sprengte des ehernen Tores Flügel.

Nun webt das Schweigen, träumend im Dämmerwald,
Die Zitterfäden über den morschen Stein.
Nur eines Vogels leises Tönen
Mahnt uns, dass ewig das Leben blühe.

RHEINISCH LAND

Du schöne Stadt! Dem Fremdling erschlossest du
Der grauen Gassen stolze Verborgenheit
Und wiesest ihm der alten Brücke
Stormübertanzendes Steingefüge.

Ein Falter rührte zitternden Flügelschlags
Des Prachtportals gemeißelte Wappenzier
Und hob sich, rasch den Glanz der Schwingen
Breitend, empor zu des Domes Zinnen,

Der rötlich aufragt über der Dächer Flucht
Und überm Hafen, wo sich am Bord von Stein
Um manchen schwarzen Kahn die Menge
Tummelt im farbigen Dunst und Dämmer.

Denn schrägen Wurfes über den Seidenglanz
Der breiten Woge gleitet der Sonne Speer,
Und mit der Rebenblüte Düften
Strömt uns der kühlere Hauch zu Tale.

Beglücktes Volk! es spendet erwünschtes Gut
In Fülle dir die Erde, des Gebens froh,
Und wehrt mit mild erhob'nen Händen,
Dass sich der Sorge Gewölk dir nahe.

Der Vorzeit Götter schweben vor deinem Aug',
Umbraust von herzerschütternder Töne Flut.
Und in begeisterter Gemeine
Singst du die Größe des Vaterlandes.

Es weiht dein Sinn, erhabenen Fluges kund,
Was immer du mit rüstiger Hand erschaffst,
Und in gelass'ner Würde schreitet,
Eigenen Wertes bewusst, der Bürger.

Du herrlich Land! Es flutet das Auge mir
Von deines Glanzes Fülle, es bebt das Herz
Und hebt sich noch nach langen Tagen,
Deiner gedenk, in erneuter Sehnsucht.

□□□

DIE HEILIGE MAGDALENE

Von KARL SAX

Die Schwester Magdalene war ein blühendes, schöngewachsenes Mädchen, als sie in das Hospital Santa Maria eintrat. Sie wusste eigentlich nicht recht, wie sie eine fromme Schwester und Krankenpflegerin geworden war. Ihre Eltern, einst angesehene Leute, waren verarmt; die Mutter starb früh, und der Vater, dem man nach dem Rückgang in seinen Geschäften auch einen schlechten Lebenswandel nachredete, war vor sich selbst in ferne Lande entflohen. Statt nun die Magdalene zu verdingen zog es die Armenbehörde der Gemeinde vor, das Mädchen seines stattlichen Aussehens und seines ernsten Betragens wegen in die Klosterschule zu schicken und es dort zur Krankenschwester ausbilden zu lassen.

Magdalene musste dies an sich geschehen lassen. Sie war ja durch das Elend, das über ihre Familie hereingebrochen war und das sie als heranwachsendes gescheites Mädchen miterlebt hatte, ernst geworden, und die frohen, erwartungsvollen Gefühle der Gespielinnen gleichen Alters waren bei ihr unterdrückt oder doch für lange Zeit auf die Seite geschoben worden.

Magdalene war wirklich fromm, und der Zuname die Fromme war ihr von den Leuten weder aus Spott noch aus Neid zugelegt worden. Sie fühlte sich aber durch ihre Frömmigkeit nicht besonders ausgezeichnet, sondern dachte sich im Stillen ein anderes Glück aus und wünschte, sie wäre wie andere junge Mädchen. Dieser Wunsch steigerte sich mit den Jahren, und als die Jungfrau die Schwelle der zwanzig überschritten hatte, wurde er so mächtig, dass sie von den Gedanken der Sünde gequält wurde. Die Schwester verlor den Glanz der Augen und die roten Wangen und betete inständig zur heiligen Mutter um die Vergebung ihrer sündhaften Gedanken und um die Erlösung von jeder Schuld. Aber anstatt den Tod der Sünde von der Gebenedeiten zu erreichen und das köstliche Geschenk der vergebenden Gnade zu empfangen, wuchs in ihr das Gefühl ihrer Schuld und die brennende Sünde selbst mit jedem Tag.

Dem jungen Priester, der ihr die Beichte abnahm, konnte sie sich nicht anvertrauen. Einmal, als die Magdalene wieder bleich und angstvoll aussah, nahm sie der Kaplan an der Hand und sagte zu ihr väterlich, im guten Willen, dem Mädchen über die Not, die er begriffen hatte, mit den Tröstungen der heiligen Kirche hinwegzuhelfen: „Liebe Magdalene, du bist bleich und krank, mehr an der Seele als am Körper. Hast du mir etwas anzuvertrauen?“ Das Mädchen sah den geistlichen Herrn verstört an, hielt sich und sagte leise und entschlossen: „Nein, Herr Kaplan!“ — „Keine Sünde, die der Schwester nicht ansteht, meine Liebe? Sieh, der Heiland ist gnädig, und seine Priester auf Erden haben verständige Herzen und einen verzeihenden Willen. Wozu wäre sonst der Heiland am Kreuze gestorben?“ Und der Kaplan streifte wohlwollend über die schwarzen Haare der Schwester.

Sie schwieg und tastete nach einem Entschluss. „Nein, nichts von alledem, was Ihr vermutet, Herr Kaplan! Das Elend unserer Familie macht mich krank, das Schicksal meines armen Vaters. Wer könnte mir helfen!“

Der geistliche Herr war beleidigt. Er hielt sich für unerreichbar in der Behandlung der menschlichen Seele und hatte kurz vor dem Gespräch mit der Schwester den Plan, den er mit ihr vor hatte, seinen Amtsbrüdern mitgeteilt, indem er ihnen versicherte,

er werde die schwermütige Stimmung der Jungfrau heilen; sie müsse durch seine Kunst gesund werden; nun erschien er vor seinen Amtsbrüdern und sich selbst als vorlaut. Das eine wie das andere verdross ihn sehr; denn die Seele des Kaplans lebte nur von seiner vermeintlichen Geschicklichkeit im Seelsorgeberuf und von dem Ansehen, das ihm seine Erfolge auf diesem Gebiete eintrugen. Da er aber an sich selbst nicht zweifeln durfte — dazu war er übrigens zu stark gebaut — musste es an der Schwester fehlen, und statt wie er vordem — seinen Angriff auf sie geschickt vorbereitend, um ihr Zutrauen zu gewinnen — sie mit Auszeichnung behandelt hatte, zog er nun seine Gunst von der Schwester sichtlich zurück und verdächtigte das Mädchen eines strafbaren Wandels, zuerst vor sich selbst und dann vor den andern. Er ließ nun nichts unversucht, die Magdalene durch gewaltsame Mittel zum Geständnis der Sünde — die ihm übrigens nicht sehr gewichtig schien — zu bringen. Um die Sünde selbst war es ihm weniger zu tun als vielmehr um das bloße Geständnis der Sünde, oder besser gesagt: um seine Gewalt über die Seele der Jungfrau, die sich ihm ausliefern sollte. Er erachtete die Verstocktheit der Schwester für sehr gefährlich und hatte dabei nicht unrecht, wenn er den Fall, in Gedanken weiter spinnend, im Namen und zum Heil der allerheiligsten Kirche ernst nahm und sogar so weit ging, den Abfall eines großen Ketzers damit in Verbindung zu bringen.

Aber die Schwester Magdalene blieb verschlossen, und so oft sie im Beichtstuhl vor dem geistlichen Herrn stand, bekannte sie nur die Sünden, die im Unterlassen guter Werke der Barmherzigkeit bestanden. Aber auch diese Unterlassungssünden verschwanden mit der Zeit, so dass die Jungfrau vor dem Kaplan mit leeren Händen stand, wenn sie ihm den Tribut in Form zerknirschender Schuldgedanken abliefern sollte. Der Kaplan wurde immer unzufriedener mit der Schwester, und schließlich hieß die Magdalene nicht mehr die Fromme, sondern die Heilige. Diesmal aber lag in dem Namen Spott und Verachtung.

Die Schwester Magdalene verschloss sich nun aber auch vor dem Wohlwollen der Menschen, wurde einsam und ergab sich ganz dem Heiland. Wenn sie die Nachtwache bei den Kranken halten musste, hatte sie ihre Feierstunde der Seele, wie sie es

nannte. Um die mitternächtige Stunde, wenn sich auch der Schmerz der Kranken für einige Zeit zur Ruhe gelegt hatte, stieg ein neues Reich zu ihr nieder. In dem kleinen schmucklosen Raum flackerte das Kerzenlicht. Sie nahm von der Wand den gekreuzigten Erlöser, der, aus weißem Alabaster gebildet, an einem Kreuz vom schwarzem Marmor hing. Sie betrachtete den leidenden Gott und küsste mit den fiebernden Lippen die Wundmale des Herrn und seine Stirne. Da wurde der kalte Stein bewegt und glühte unter ihren Lippen. Die Schwester fühlte die Qual einer unergründlichen Seligkeit. Sie stammelte unverständliche Worte. „Mein Herr und Heiland, lass mich leiden, wie du littest! Nimm auch diese letzte Sünde von mir, die letzte Sehnsucht nach der Welt! Du weißt es, ich gehöre dir! Du, Fürst der Seelen, vermähle meine Wünsche mit deiner Liebe, die unendlich ist! Strafe mich, dass ich dich erkenne! Herr, ich danke dir, du erhörst mich, ich komme zu dir. — Sieh meine Niedrigkeit! Bin ich nicht gering geachtet, wie du, Herr, als du das Kreuz trugst nach Golgatha? Sieh, der Hass und die Verachtung der Menschen wälzen sich auch auf mich! Lass mich sterben, zu deiner Ehre . . . .“

So waren die Gebete der Schwester Magdalene. Sie verlor nach und nach die Erinnerung an die Welt und tauchte aus ihrer dunklen Verworrenheit empor wie die schneeige Lilie aus dem schwarzen Spiegel eines sumpfigen Gewässers. Sie verlor auch die letzte Sünde, um derentwillen sie der Kaplan verdächtigte, und lebte in der Welt wie eine Heilige. Ihr Antlitz wurde bleich und knochig wie blendender Alabaster. Darüber legte sich, einfach gekämmt, das gewellte schwarze Haar. Die Gestalt ihres Körpers glich einer wandelnden Lilie, und die zarten Finger strömten einen Duft aus, den die Leidenden durstig einsogen. Trat die Schwester in den Saal der Kranken, so war jeder Schmerz gestillt und alle Augen glänzten hoffnungsfreudig, und wenn die Männer zur heiligen Muttergottes beteten, hatten sie das Bild der Schwester Magdalene vor Augen. Jeder suchte die Berührung ihrer zarten Hand zu erhaschen; aber keiner getraute sich, seine Empfindung einem andern zu offenbaren.

Der Kaplan und der Arzt des Hauses hatten zu jener Zeit, als die Schwester im Hospital Santa Maria waltete, wunderbare

Erfolge; aber zum großen Glück der Schwester wurde keiner von beiden gewahr, wem sie die Heilungen zu danken hatten.

Die Schwester war sich ihrer Kraft zwar wohl bewusst, schätzte sich aber darum nicht höher als irgendwen; denn sie wusste, dass sie für ihre Gabe zum Teil den Menschen, die sie durch ihre Härte zu Gott gedrängt hatten, und zum Teil dem Heiland, mit dem sie ihre Seele vermählt hatte, danken musste. So lebte sie als eine Selige im Frieden mit den Menschen. Das kam ihr aber verdächtig vor, wenn sie das Schicksal des heiligsten Sohnes Gottes betrachtete, der doch mit Dornen gekrönt, verhöhnt und ans Kreuz geschlagen worden war. Und sie fing an, ihren Körper zu kasteien, um auch durch diese Leiden des Leibes vor dem Herrn angenehm zu sein, damit sie ihn bald von Angesicht zu Angesicht in seinem ewigen Glanze schauen könne. Sie betete mit bebendem Munde zu dem Erlöser, er möge sie bald von der Erde zu sich in den Himmel nehmen.

Nachdem die Schwester Magdalene lange ihren Leib auf die grausamste Art gequält hatte, schwand auch ihre Schönheit und mit ihr langsam die segenbringende Wirkung auf die Kranken. Dermaßen hatte sich nun die Schwester ihres letzten Ruhmes auf Erden freiwillig begeben und sich als Opfer des Heilandes würdig erwiesen. Als sie nach einer aufreibenden Selbstkasteiung völlig erschöpft und jeder schützenden Hülle bar den fiebernden Körper im Winter auf den kalten Steinboden ihres eisigen Zimmers fallen ließ, erbarmte sich der Heiland ihrer Leiden und nahm sie nach einer heftigen Krankheit, deren Fieber ihren Leib in zwei Tagen untergrub, zu sich, nachdem die Schwester alle Seligkeit ihrer Liebe zum Herrn ausgetrunken hatte.

Es war ein ergreifender Leichenzug, als man die Schwester Magdalene zu Grabe trug. Die hohe Geistlichkeit benützte die Gelegenheit, vor dem Volk ihre leuchtende Pracht zu entfalten. Der Kaplan war der einzige, der tief trauerte. Er schien über Nacht bleich und eingefallen. Die Schwester hatte ihn überwunden. Er hatte nur von der Liebe zu ihr gelebt: als die Jungfrau mit den rosigen Wangen des Mädchens ins Hospital trat, liebte er ihre roten Wangen, und als die roten Wangen zu bleichen anfingen, liebte er die bleichen. Da er aber die stets sich verändernde

Liebe der Schwester jeweilen zu spät begriff, konnte er sie zu ihren Lebzeiten nie so recht erfassen und ihr nie seine Liebe gestehen. Vielleicht hielt ihn auch die Überzeugung zurück, dass dies von einem Priester niemals geschehen dürfe; denn er nahm es mit seinem Berufe ernst.

Als nun aber die Schwester Magdalene gestorben und begraben war, wuchs seine Sehnsucht, die nun durch die Leiblichkeit des geliebten Wesens nicht mehr gehindert war, ins Unerträgliche, und es schien ihm, er sei über Nacht für die Liebe zu der Verstorbenen reif geworden. Er konnte dem Trauerzug nicht folgen, sondern schloss sich in sein Zimmer und betete laut zur gebenedeiten Mutter Maria, die ihm in der Gestalt der verschiedenen Schwester erschien. Von jener Stunde an wurde der Kaplan, was er vordem von sich gehalten hatte: ein Kündiger der Herzen. So heilte er viele Kranke, und als auch er den Stolz über den Glanz seiner Berufung unter den Menschen überwunden hatte, starb er und folgte noch in jungen Jahren der seligen Magdalene ins Grab.

Die Stadt mit dem Krankenhause Santa Maria wurde fünfzig Jahre nach dieser Zeit ein berühmter Wallfahrtsort. Man betete in dem Dom, der dort errichtet worden war, zur heiligen Magdalena und zum heiligen Antonius. Die Stätte ward bekannt durch viele Wunder, welche an den Gräbern der beiden Seligen geschahen, die vielen als eine erneute Fleischwerdung jener großen Heiligen galten. Kranke Menschen aus der ganzen Welt strömten dorthin; die Gasthöfe der Stadt vermochten oft die fremden Wallfahrer nicht zu fassen. Man zeigte die Kleider und die Zimmer der beiden Seligen; alles brachte man mit ihrer segenstiftenden Gnade in Verbindung. Die Stätte wurde zu einem greifbaren Zeichen der unendlichen Gnade und Barmherzigkeit Gottes, der sich durch jene beiden unter den Menschen offenbart hatte, und die Wunder, die dort geschahen, waren wahrhaftig; denn die Menschen hatten einen greifbaren Altar ihres Gottes, den sie sehen und vor dem sie knien konnten.

□□□

ZUR EISENBAHNPOLITISCHEN LAGE IM WESTEN UND OSTEN

(Schluss)

Für eine kleine, von lauter Großmächten umgebene Republik ist diese Verschuldung, die als eine Folge der Eisenbahnverstaatlichung betrachtet werden muss, gar nicht unbedenklich. Da mehr als neun Zehntel davon für *produktive* Zwecke gemacht worden sind, muss man sie auch nicht allzu tragisch nehmen, so lange ihre Verzinsung aus den produktiven Werken nicht nur als gesichert betrachtet werden darf, sondern noch für die *Hebung des Verkehrs* genügend erübrigen lässt. Für diesen eigentlichen Zweck der Verstaatlichung hat man zwar bis heute allerdings viel zu wenig getan.

Die Einnahmen aus dem Tonnenkilometer betragen bei uns immer noch 7,7 Rappen, während sie im letzten Jahrzehnt in Deutschland von 4,59 auf 4,5 und in Frankreich gar von 4,69 auf 4,27 Rappen gesunken sind. Die Bundesbahnen haben also unserm internen Handel und Verkehr ungefähr das Doppelte für Güterfracht abgenommen was andere Staaten. Das beweist zur Genüge, wie sehr die Schweiz im Gütertarifwesen im Rückstand ist. Hier eine Besserung eintreten zu lassen, wäre für uns sehr wichtig. Es bedeutet dies einen weitern Ansporn, das finanzielle Gleichgewicht der Bundesbahnen nicht durch unrationelle Erhöhung des Baukontos oder durch allzugroße Nachgiebigkeit gegenüber Lohn- und andern Forderungen zu gefährden.

Die Nebenbahnen beklagen sich schwer, dass sie bei den von den Bundesbahnen bezahlten Löhnen nicht aufkommen können und die Bundesbahnbehörden sagen ganz offen, sie können an den innern Tarifen nichts ändern, weil alle Überschüsse für die Ansprüche des Personals und für Bauten verwendet werden müssten. Das sind keine normalen Verhältnisse. Die „großen wirtschaftlichen Vorteile der Verstaatlichung" sind noch lange nicht erreicht worden, wie der frühere Präsident der Bundesbahnen in einem interessanten Überblick über den zehnjährigen Staatsbetrieb behauptet hat. Die Förderung der *Getreideversorgung* durch eine vernünftige Tarifpolitik in Verbindung mit dem *Ausbau der Rhein-*

schiffahrt ist noch ein ungelöstes Problem und wird nicht gelöst, wenn nicht in der Eisenbahnpolitik im Osten und Westen die größte Vorsicht beobachtet wird.

Diese keineswegs harmlose Sachlage zwingt die Schweiz, dem Baukonto ihrer Bahnen die größte Aufmerksamkeit zu widmen und ihn nicht mehr als durchaus notwendig durch Bauten und Ankäufe zu belasten. Die Verstaatlichung der schweizerischen Hauptbahnen wäre viel vorteilhafter für uns, wenn wir nur *eine* Alpenbahn, die Gotthardlinie, besäßen. Dann könnte unser Netz ein so glänzendes Geschäft sein, dass wir der eidgenössischen Staatskasse auch bei ganz erstklassigem Betrieb jährlich einige Millionen daraus zuführen könnten. Davon ist heute keine Rede mehr. Schon Bundesrat Schenk soll gesagt haben, *ein* Tunnel sei für die Schweiz ein Segen, von *dreien* werde sie erwürgt. Und ein hoher deutscher Beamter bemerkte einem unserer führenden Leute der Eisenbahnverwaltung: „Drei Alpendurchstiche auf so kurze Distanz zu errichten, das bringen nur die Schweizer fertig!"

Psychologisch ist die sich gegenwärtig in der Ostschweiz geltend machende Bewegung verständlich. Die Ostschweizer, darunter viele bisherige Greinaleute, sagen sich: „Die Berner haben den Beweis geleistet, was man mit *einigem* Vorgehen erreichen kann; sie haben sich nichts daraus gemacht, eine Lösung ihrer Alpenbahnfrage zu erstreben, die dem Gotthard bedeutenden Abbruch tun wird: also kann man auch uns keine Vorwürfe machen, wenn wir eine Lösung der Ostalpenbahnfrage verlangen, die der Gotthardstrecke noch stärkeren Abbruch tut". Dass die Ostschweiz wie die Westschweiz Anspruch auf einen Teil des Gotthardverkehrs hat, ist nicht zu bestreiten. Beide mussten Jahrzehnte zu Gunsten der Gotthardregion zurückstehen, und wenn diese heute Überfluss hat, so ist eine angemessene Teilung des Verkehrs nach Westen und Osten nicht unbillig. Dieser Anspruch ist schon im Eisenbahngesetz von 1872 und zu Gunsten der Ostschweiz wiederum im Artikel 49 des Rückkaufsgesetzes anerkannt worden. Der Umstand, dass der Anspruch gegenüber der Ostschweiz einstweilen nicht erfüllt werden konnte, hat dazu geführt, dass der Bund, entgegen aller bisherigen Praxis, den Ausbau der Rätischen Bahnen mit dreizehn Millionen Franken unterstützt hat,

was er bis zum heutigen Tag noch gegenüber keiner andern Nebenbahn vollbrachte. Die Berner Alpenbahn hat eine Geldhilfe von sechs Millionen erhalten, unter Bedingungen, deren Durchführung etwa zehn Millionen Franken mehr als der geleistete Beitrag gekostet hat.

Die Verstaatlichung der Berner Alpenbahn, die erfolgen soll, sobald man weiß, was der Betrieb abwirft und wie er sich finanziell gestaltet, wird voraussichtlich eine vorläufig uneinträgliche Vermehrung unserer Bauschuld von 150 bis 160 Millionen bedeuten. Dazu kommen die Bauten in Genf und am Gotthard, was alles in die Hunderte von Millionen geht.

Wir wollen nicht so schwarz sehen, die Bundesbahnen könnten das nicht aushalten; aber man darf die Ostalpenbahnfrage nicht in einer Weise durchführen, die die Gotthardstrecke und die später zu kaufenden Berner Alpenbahnen entwertet.

Es lässt sich nicht bestreiten: hätte sich die Ostschweiz nur wenigstens über die Frage Staatsbau oder Konzession geeinigt, einstweilen ohne Rücksicht auf die Führung der Bahn, so wären die Studien über die Ostalpenbahnfrage jedenfalls viel weiter gediehen. Dabei sollte man sich für den Staatsbau entschließen und nicht einer Privatgesellschaft eine Konzession erteilen wollen, deren Erbschaft wir dann später wie beim Lötschberg antreten müssen und deren Hauptaufgabe sein wird, *der Gotthard- und Lötschbergbahn so viel Verkehr als nur möglich wegzunehmen.*

Beim Staatsbau, ob Splügen oder Greina, behält man wenigstens einigermaßen das Messer in der Hand. Man kann einen uneinträglichen Betrieb einschränken, man spricht beim Abschluss von Verträgen mit dem Ausland in ganz anderer Weise mit und braucht nicht Verpflichtungen, die eine Privatgesellschaft eingegangen hat, auf gut Glück zu übernehmen.

Mit Recht wurde bei der Interpellation im Zürcher Stadtrat bemerkt, man solle erst einmal jene Vorfrage, die eine Kardinalfrage sei, zum Entscheide führen, ob die Ostalpenbahn von Anbeginn Bundesbahn, vom Bunde gebaut und betrieben, oder Privatbahn zu sein habe.

So urteilen heute alle nüchtern denkenden Leute. Auch der Bundesrat wird sich einem grundsätzlichen Entscheid nach dieser Richtung wohl nicht mehr lange entziehen können. Die Öffent-

lichkeit hat ein Recht, nicht länger in der Ungewissheit gelassen zu werden, und es ist vollständig richtig, wenn man allgemein auf einen Entscheid über diese grundlegende Frage drängt.

So bald die Frage Staatsbau oder Konzession gelöst ist, wird man auch die Studien über die Führung der Bahn endlich wesentlich fördern können; bis heute ist man ja noch nicht zu eingehenden Einzelstudien, sondern nur bis zu allgemeinen Berechnungen und Schätzungen gediehen. Immerhin gestatten diese eine gewisse Bewertung der bis jetzt bestehenden Ostalpenbahnprojekte.

Gegenüber der Behauptung, die Berechnungen der Bundesbahnen seien unrichtig und viel zu pessimistisch, hält eine neue in letzter Zeit erschienene Schrift des Greinakomitees daran fest,

a) dass es *kein* Recht auf den Splügen, wohl aber ein solches auf die Ostalpenbahn im allgemeinen gibt,
b) dass technisch und finanziell die beste Lösung die *Greina* ist,
c) dass Splügen und Greina wirtschaftlich ungefähr gleichwertig sind, dass aber die letzte von den Kantonen *St. Gallen, Appenzell, Thurgau, Schaffhausen, Zürich* und *Glarus* mit Rücksicht auf ihre innere Entwicklungsfähigkeit und Ausgestaltungsmöglichkeit (Tödibahn) sowie auf die Schiffahrt bei weitem vorzuziehen ist,
d) dass der Splügen auf die Bundesbahnen zugunsten des Auslandes, speziell Italiens, eine geradezu ruinöse Wirkung ausüben wird und daher vom Bundesbahnstandpunkt aus mit aller Energie zu bekämpfen ist,
e) dass der Kanton Tessin durch den Splügen direkt und indirekt schwer geschädigt wird, ohne dass dieser dem Kanton Graubünden mehr Vorteil brächte als die Greina,
f) dass der Splügen politisch und militärisch für die Schweiz eine große Gefahr bedeutet, und endlich
g) dass der Bau der Ostalpenbahn auf alle Fälle nur Sache des Bundes sein kann.

Diese Schrift klärt die riesigen Unterschiede zwischen den Schätzungen der Bundesbahnen und des Splügenkomitees auf, so für die Verkehrseinbuße der Bundesbahnen beim tiefern Splügentunnel, die die Bundesbahnen auf fast dreizehn Millionen, gegenüber den von den Bündnern bewerteten zweieinhalb Millionen, veranschlagen.

Es wird nun gezeigt, dass man sich in Graubünden auf eine Reihe unzutreffender und unsicherer Posten stützt, und durch eine einfache Rechnung nachgewiesen, dass sich *sogar auf den von Herrn Würmli selbst angenommenen Verkehrsmengen* ein

Ausfall von allermindestens 6 670 000 Franken, und nicht bloß von 2 400 000 Franken ergeben würde. Nun sind aber diese Verkehrsmengen erheblich zu niedrig berechnet. Wenn man das Mittel zwischen der von den Bundesbahnen berechneten Verkehrseinbuße und dem *auf Grund der Zahlen Würmlis* ermittelten Betrag als das Richtige annehmen wollte, so ergäbe sich, wie bemerkt auf 1920 berechnet, immerhin ein Ausfall, von fast zehn Millionen. Es scheint also kaum ein Zweifel möglich, dass die Berechnungen der Bundesbahnen viel eher richtig sind als jene Würmlis. Weitere Berechnungen weisen dann auf eine besondere Fehlerquelle hin:

Wenn Würmli zu einem wesentlich kleineren Verlust gekommen ist, so rührt dies hauptsächlich davon her, dass es nur den Verlust der eigentlichen ehemaligen Gotthardbahn berechnet und angenommen hat, die Zufahrtstrecken zum Gotthard und zum Splügen werden sich gegenseitig ungefähr ausgleichen, so dass von daher ein Ausfall nicht zu erwarten sei. Diese Annahme ist aber unrichtig und wie gesagt ein Hauptgrund für die viel zu niedere Berechnung des Ausfalls.

Unter allen Umständen weichen die Berechnungen der Bundesbahnen um Millionen von denen der Bündner ab, weil alle Grundlagen verschieden sind. Auch wenn man annehmen will, dass der Ausfall von neun statt zwölf Millionen nicht weit von der Wahrheit sei, so wird die Summe mit dem durch die Berner Alpenbahn bewirkten Ausfall auf alle Fälle ausreichen, *um die Bundesbahnen aus dem finanziellen Gleichgewicht zu bringen* und sie in eine ganz unmögliche Verschuldung hineinzutreiben. Wie man dann unsere enorme Staatsschuld noch richtig tilgen will, ist nicht einzusehen, und doch hängt davon der Kredit des Landes ab.

Von einer Ubernahme der Berner Alpenbahn oder der Bodensee-Toggenburgbahn durch den Bund wird schwerlich mehr die Rede sein können, wenn man durch eine unrichtige Lösung der Ostalpenbahnfrage die gesunde finanzielle Grundlage der Bundesbahnen untergräbt. So müsste sich also der Einfluss einer unrichtigen Lösung der *Ostalpenbahnfrage auf die Berner Alpenbahn* gestalten.

Wir bestreiten die internationale Bedeutung der Splügenbahn keineswegs. Wer die jahrhundertealten Beziehungen eines Teils von Graubünden mit dem Veltlin kennt, wird auch das Streben jener Gegend nach einem direkten Ausgang nach Italien begreifen. Dieser Wunsch wäre eher zu erfüllen, wenn uns nicht ohne

eigene Schuld Chiavenna und damit der Südausgang nach Italien, den die Vorfahren seinerzeit erobert hatten, verloren gegangen wäre. Es ist auch richtig, dass die Splügenstraße neben dem Gotthard den vornehmsten Verkehrsweg früherer Zeiten von Nord nach Süd darstellte. Aber unsere *jetzigen* nationalen Interessen nach vollzogener Eisenbahnverstaatlichung und die *jetzige* Staatsraison verlangen gebieterisch eine andere Lösung, als sie vor der Verstaatlichung vielleicht möglich gewesen wäre, abgesehen von militärischen Erwägungen, wenn wir unsere eisenbahnpolitische Unabhängigkeit nach dem Gotthardvertrag nicht noch mehr schwächen, wenn wir mit unserer ganzen Staatsbahnwirtschaft nicht Schiffbruch leiden und wenn wir dauernd im Stand sein wollen, unsere enorme Staatsschuld zu verzinsen und wenigstens teilweise zu tilgen, ohne den Verkehr ungebührlich zu belasten.

Es ist ganz unrichtig, wenn man immer mit den „verbrieften Rechten" kommt, die man verletzen wolle, die ja nur für eine *Ostalpenbahn im allgemeinen* Geltung haben. Der mit Eisenbahnlasten schwer beladene Kanton *St. Gallen* hat vollends keinen Anlass, auf *angebliche* Rechte zu pochen, die den Bund in die Unmöglichkeit versetzen müssten, die durch die Splügenbahn *für immer* zu einer Lokalbahn degradierende Bodensee-Toggenburgbahn zu übernehmen.

Einem zürcher Blatt wurde vor kurzem geschrieben:

Ob auch die Ostalpenbahn kommt, der Kanton St. Gallen und teilweise auch die Stadt St. Gallen sind trotzdem Interessenten am Gotthard. Wir fragen: Soll etwa der Gedanke der Fortführung der Bodensee-Toggenburgbahn über st. gallisches Gebiet hinaus wirklich begraben werden? Will St-Gallen, das so viel Geld in diese Bodensee-Toggenburgbahn hineingesteckt hat, diese als halbe Sackbahn bestehen lassen? Bern hat seinen Lötschberg großzügig als durchgehende, groß angelegte Verkehrslinie ausgebaut. Warum soll St. Gallen nicht über seine Grenzen hinaussehen und die Kantone Schwyz, Zug und Luzern ins Interesse ziehen? Damit die Bodensee-Toggenburgbahn nach Projekt Grauer-Frei nach Zug zum Anschluss an Luzern, an die Berner Oberland-Lötschbergbahn und an den Gotthard gebaut wird, nicht heute und nicht in fünf Jahren, aber doch einmal gebaut. Sieht man nicht, dass man damit die Bahn zum Dr . . . hinausziehen würde? Für uns ist es klar, dass die Bodensee-Toggenburgbahn erst dann ein richtiges und rentierendes Vehikel wird, wenn sie durchgehend und mit dem Zentrum der Zentralschweiz verbunden ist. Da liegen auch die Interessen, die St. Gallen zur neuen Gotthardvereinigung ziehen sollte, ganz unbeschadet seiner Stellung zur Rhein-Bodenseeschiffahrt und

der Ostalpenbahn. Wir sehen Bern, Luzern, Basel und Zürich ihre Verkehrspositionen verstärken — und in St. Gallen schläft man. Ist's wahr oder nicht?

Wenn zwar diese Fortsetzung der Bodensee-Toggenburgbahn, die erst deren wahre Bestimmung erschließt, über Zug gehen würde, wäre das das Ende der Südostbahn. Es ist daher fraglich, ob diese Linie je gebaut wird; jedenfalls nicht von den Bundesbahnen; und schwerlich würde eine Konzession dafür erteilt. Viel natürlicher wäre der Anschluss an eine Greinabahn. Diese Fortsetzung nach Zug oder Graubünden wird aber untergraben, wenn die finanzielle Grundlage der Bundesbahnen durch eine unrichtige Lösung der Ostalpenbahn erschüttert wird.

Auch im Kanton und in der *Stadt* Zürich wird man gut tun, sich nicht unbedacht der Splügenbewegung anzuschließen. Die effektive Länge der Strecke Zürich-Mailand über den Gotthard beträgt 294 Kilometer. Sollte je der Tödi gebaut werden, so kann sie um 20 Kilometer gekürzt werden, wenn man die Greinabahn von Olivone direkt nach Castione und Bellinzona führt, statt sie schon bei Biasca in die Gotthardbahn münden zu lassen. Über den Splügen wären es 324 Kilometer, also 30 Kilometer mehr als über den Gotthard; und warum sich Zürich für alle Zeit die Möglichkeit einer kürzeren Verbindung mit Mailand abschneiden soll, ist nicht einzusehen.

Die Aussicht auf eine *Randenbahn* geht Zürich und Schaffhausen verloren, wenn die Schweiz selbst den deutschen Bahnen nahe legt, so viel Verkehr als möglich von Offenburg nach dem *Bodensee*, an Singen, Konstanz und Schaffhausen vorbei, nach Italien zu leiten. Was *diese* Art von Ostalpenbahnpolitik für Zürich für einen Zweck haben soll, ist nicht einzusehen. Auch wenn all diese Erwägungen nicht wären, so sollte man meinen, bei den minimen Vorteilen, die der Splügen Zürich zu bieten vermag, hätte es gar nicht nötig, der verstaatlichten Gotthardbahn und damit den Bundesbahnen überhaupt einen so großen und unnötigen Schaden zuzufügen, wie dies mit der Splügenbahn der Fall wäre.

* * *

Im Bundesrat scheint man sich über den Ernst der Lage klar zu sein. Es soll die entschiedene Tendenz herrschen, *die Lösung*

der Ostalpenbahnfrage so weit als möglich hinauszuschieben. Man wolle erst die Wirkungen des Gotthardvertrags, der Verkehrsteilung mit der Berner Alpenbahn und, wie man den Worten des Herrn Forrer und anderer entnehmen muss, des Rückkaufs der Berner Alpenbahn abwarten, bevor man sich weiter festlegte. Man spricht auch ganz allgemein von Zusicherungen, die nach dieser Richtung während der Gotthardvertragskampagne gemacht worden seien. Was daran wahr ist, wissen wir nicht.

Unter allen Umständen ist die Luft in eisenbahnpolitischen Dingen heute sehr schwül, und muss jeden, dem an einer zweckmäßigen verkehrspolitischen Entwicklung der ganzen Schweiz gelegen ist, mit großer Sorge erfüllen.

Auf der einen Seite freut man sich, dass das jahrzehntealte Sehnen des Kantons Bern, an eine internationale Bahn zu gelangen, endlich erfüllt wird und dass die Simplonbahn zu ihrer wahren Bedeutung kommt. Die Berner haben seinerzeit alles getan, um das Gotthardprojekt unter nicht geringer Selbstentsagung zu fördern und haben nun Anspruch auf Gegenrecht. Aber wie sich anderseits die Rückkaufspläne der Berner und eine baldige Erfüllung der berechtigten Ansprüche der Ostschweizer ohne enorme Schwächung der Bundesbahnen vereinigen lassen, das ist zur Stunde vollständig dunkel.

* * *

Bei dieser Sachlage begreift man, wenn nicht nur die Freunde der Ostalpenbahn, sondern alle, die für vernünftige Entwicklung unseres Eisenbahnwesens Sinn haben, besorgt werden. Wie soll der Bund noch eine weitere Alpenbahn bauen oder bewilligen können, die sich großenteils wie der Lötschberg vom bisherigen Gotthardverkehr nähren muss, wenn er bereits mit drei Alpenbahnen belastet ist?

Man vergegenwärtige sich doch einmal die ganze Lage: Der Bund im Besitze dreier Alpenbahnen Gotthard, Lötschberg-Münster-Grenchen, Simplon, wovon zwei uneinträglich sind. Nun soll im Osten eine weitere erstellt werden, welche (wenigstens die Splügenbahn) *drei andern Alpenbahnen des Bundes so viel Wasser abgraben wird, als nur möglich ist, dadurch, dass der Rheinverkehr mit Umgehung von Basel, Zürich, Schaffhausen, Bern nach dem*

Bodensee geleitet wird. Der Splügen wird ferner die *Verkehrsteilung* zwischen Gotthard und Ostalpenbahn auf italienischen Boden verlegen, worüber sich jeder mit einem Blick auf die Karte Rechenschaft geben kann. Der deutsche Rheinverkehr wird sich nach dem Bodensee hinziehen, aber nicht nach dem schweizerischen Ufer, sondern vorwiegend nach dem *deutschen*: Bregenz-Lindau in erster Linie und nicht Rorschach und Romanshorn werden durch ihn große Stapelplätze. Die deutschen und österreichischen Bahnen werden alles tun, um den Verkehr bis Buchs auf ihren Linien zu behalten. Damit ist natürlich auch die *Randenbahn*, wie schon bemerkt, endgültig erledigt, so bald das fehlende Stück Immendingen-Ludwigshafen gebaut sein wird.

Im Rheintal und in gewissen Teilen von Graubünden, vor allem in Chur, möchte man den *ganzen* künftigen Ostalpenbahnverkehr an sich reißen und den andern Gegenden der Ostschweiz, dem Toggenburg und Mittelthurgau, dem Glarner- und einem Teil des Appenzellerlandes gar nichts oder so wenig wie möglich lassen, obwohl diese Gegenden so viel Einwohner zählen wie die schweizerische Splügenzone. Die außerhalb der Splügenzone liegenden Gegenden hoffen aber, in absehbarer Zeit durch den Tödi an die Greinabahn einen Anschluss zu erhalten, wenn sie sich auch darüber vollständig klar sind, dass der große Güterverkehr *immer den natürlichen Weg über das Rheintal einschlagen wird,* soweit dies die *Konkurrenz der österreichischen und deutschen Staatsbahnen zulässt.* Wäre man sich darüber in der Ostschweiz klar, so würden nicht die gleichen Leute, die tapfer gegen den Gotthardvertrag gekämpft haben, drei *unkündbare* Staatsverträge für Verkehrsteilung mit Italien, Österreich und Deutschland als erstrebenswertes Ziel in Aussicht stellen. Was das Schweizervolk dazu sagen würde, brauchen wir nicht des nähern auszuführen. Die Greinabahn bedingt keinen Vertrag mit Italien. Wir haben genug an der Simplondelegation, die keineswegs die harmlose Einrichtung ist, als die man sie immer hinzustellen beliebt. Da bei der Greina die Verkehrsteilung von Süd nach Nord sich auf *schweizerischem Boden* vollzieht, so hat man viel größere Gewähr, dass der Verkehr auf den schweizerischen Linien bleibt, und auch *wirklich* durch das Rheintal geht. Das Greinaprojekt wäre weniger harmlos für das Rheintal, wenn es sich darum handeln

würde, die Linie und später die Tödibahn durch eine Privatgesellschaft erstellen zu lassen. Da aber nur die *Bundesbahnen* den Bau ausführen werden, so behalten sie auch hier das Messer in der Hand, insofern die Tödibahn gebaut werden sollte; sie werden nur den Verkehr über eine Tödibahn leiten, der naturgemäß dorthin gehört.

Die Greinabahn ermöglicht für die *ganze* Ostschweiz Anschluss an eine internationale Bahn, der Splügen nur für *einen Teil* der Ostschweiz; das ist das Ungerechte an der Sache. Gerade der Lötschberg beweist, wie absurd es ist, der Greinabahn den *internationalen* Charakter abzusprechen. Die Berner würden sich dafür bedanken, wenn man ihre Alpenbahn zu einer bloßen Zufahrtsstraße nach dem Simplon degradieren wollte. Die großartigen Festlichkeiten nach der letzten Session der Bundesversammlung beweisen, dass die gegenteilige Auffassung vorherrscht.

Die schweizerische Eisenbahnpolitik steht heute an einem Scheideweg. Was einmal *da* ist: die *große Schuldlast* von 1600 Millionen und die enormen baulichen Aufgaben, lässt sich nicht wegdisputieren. Bei vorsichtigem Betrieb der Bundesbahnen können diese Schwierigkeiten auch überwunden werden. Aber in der Ostschweiz und teilweise auch in Zürich scheint man zum Teil ob dem Lötschbergjubel alle kühle Überlegung verloren zu haben, wenn man meint, man könne die Baulast und die Eisenbahnschuld der Bundesbahnen in den nächsten Jahren um etwa vier bis fünfhundert Millionen vermehren und trotzdem eine Ostalpenbahn erzwingen, die auf eine nicht wieder gut zu machende Schwächung des Gotthards und des Lötschbergs hinausgeht. Damit würde nicht nur die Rendite der Bundesbahnen gefährdet, sondern die Lösung aller wichtigen Verkehrsfragen in Frage gestellt, alles nur wegen einer eisenbahnpolitischen Zwängerei und Rechthaberei. Die Entwicklung von Graubünden beruht auf dem *Ausbau der Rätischen Bahnen* und erst ganz in zweiter Linie im Bau einer Alpenbahn, heiße sie wie sie wolle; der Kanton *St. Gallen* hat wahrlich kein Interesse, die Zukunft seines Sorgenkindes, der Bodensee-Toggenburgbahn durch eine fatale Schwächung der Bundesbahnen zu untergraben, von denen er später einmal den Rückkauf seiner „Staatsbahn" erwartet. Sicher ist, dass wir heute nicht machen können was wir wollen. Die ungeheuren Eisenbahnlasten

im Osten und Südosten des Landes, im Kanton Bern und in Genf, die Verpflichtungen des Bundes und der Bundesbahnen gegenüber den Berner Alpenbahnen verbieten eine *leichtfertige* Lösung der Ostalpenbahnfrage.

Die Eröffnung der Lötschbergbahn hat auf die Ostschweiz nicht nur anregend gewirkt, sie hat auch durch das damit bewirkte erhöhte Risiko der Bundesbahnen das *non possumus* klar gemacht, zunächst für die *Erteilung einer Splügenkonzession.*

Nichts hindert heute den Bund, den Staatsbetrieb einer Ostalpenbahn grundsätzlich zu beschließen; das kostet noch kein Geld, aber beruhigt eine große Gegend und gestattet die Anhandnahme gewissenhafter Einzelstudien für eine möglichst *nationale* und möglichst zweckmäßige Lösung der Ostalpenbahnfrage, die auch gleichzeitig eine normale Entwicklung der Berner Alpenbahn gestattet.

BERN J. STEIGER

□□□

VEREINFACHUNG
DER
STAATSVERWALTUNG UND ERLEICHTERUNG DER STAATSLASTEN

(Fortsetzung)

Wenn es sich aber darum handelt, wer am Wohnort für den Armen einzutreten habe, so jedenfalls nicht in erster Linie der Staat. Die Staatsarmenpflege ist ein müßiger Einfall, eigentlich nur eine Ausflucht, um der Hedinger Initiative auszuweichen. Sie muss nicht nur um dem Staat Kosten zu ersparen abgewiesen werden, sondern aus der grundsätzlichen Betrachtung, dass gerade das Armenwesen am allermeisten der Individualisierung bedarf und daher am allerwenigsten sich für staatliche Behandlung eignet; abgesehen davon, dass diese überhaupt zurückzuhalten hat, soll man aus der Staatsmisere, dem zu viel Staat, herauskommen. „Russland ist groß und der Zar ist weit", und so ist es auch mit dem Staat dem Armen gegenüber; der Staat steht viel zu hoch und zu weit ab vom Armen, um dessen Pflege übernehmen zu können. Oder dann bedarf er gleichwohl aller

bisherigen Zwischenorgane, die aber nicht mehr so ökonomisch verfahren werden, weil es nicht auf ihre Kosten geht. Der Versuch mit ihr ist auch schon in Preußen (preußisches Landrecht) und in Bayern gemacht, aber wieder aufgegeben worden, in Preußen eigentlich bevor er gemacht war. Lasse man sich von andern belehren; es ist doch nicht nötig, dass man sich immer selbst die Finger verbrenne. Also lokale Pflege, wie bisher, nur nach anderm Ortsprinzip.

Aber wer hat sie am Ort zu übernehmen? Auch nicht die Gemeinde, so lange es freiwillige Vereine gibt, die sich dieser Pflege und zwar in unparteiischer und ausreichender Weise widmen. Dabei denken wir allerdings nicht an Vereine, die dafür ein größeres und teureres Beamtenpersonal unterhalten als irgend ein Gemeinwesen, sondern an freie und Ehrenämter im Dienste der Charitas. Sogar die Heilsarmee hat größere Verdienste um die öffentliche Wohltätigkeit, kann von dieser nicht mehr entbehrt werden und muss schließlich dem Gemeinwesen noch den polizeilichen Fahndungsdienst versehen helfen. Es war entschieden falsch, über solche Vereine hinweg eine amtliche Armenpflege einzurichten und damit schließlich zu einer bureaukratischen Behandlung des für sie am allerungeeignetesten Zweiges der Wohlfahrtspflege zu gelangen. Ja, man muss wieder zur Bildung von Armenvereinen zurückkehren, um diese Aufgabe besorgen zu lassen. Das ist nicht ohne Beispiel; der Kanton Freiburg hat, nachdem er zur Gemeindearmenpflege übergegangen war, von Gesetzes wegen wieder das System der freiwilligen Armenpflege in den Vordergrund gestellt, und zwar nicht nur weil die amtliche Armenpflege zu teuer kam, sondern auch schlechter arbeitete.

Eine freiwillige Pflege, die halbwegs ihren Zweck erfüllt, ist in jeder Beziehung vorzuziehen: sie richtet sich mehr nach den Umständen und Bedürfnissen des einzelnen Falles; sie ist für den Armen weniger bedrückend und beschämend, weil verschwiegener als eine amtliche Armenpflege, und der Arme fühlt sich dabei als Mensch unter Seinesgleichen und nicht bloß als Gegenstand oder Opfer einer fremden, kalten und nur zu oft widerwilligen Sorge; sie ist auch billiger, da mancher von seinem Überfluss hergibt, was für die Hebung oder Linderung der Not des andern unter Umständen vollkommen ausreicht, und, was vom größten Wert

für die Mitglieder selbst und die Gemeindegenossen überhaupt ist, sie erzieht zum Altruismus, zur Teilnahme an der Sorge der Armen und Unglücklichen, statt sie dem künstlichen, gefühllosen Gemeinwesen zu überlassen. Und ein solcher Verein erfüllt natürlich seine Aufgabe um so besser, ist um so kräftiger und tätiger, je mehr Mitglieder ihm angehören; die ganze Gemeinde gewissermaßen soll Einen Verein bilden, um sich gegenseitig, wo es not tut, zu helfen, so dass sich davon auszuschließen als selbstsüchtig und unehrenhaft erschiene und ein edler Wetteifer unter den Mitgliedern nach Maßgabe ihrer Kraft und Zeit im Kampf gegen Not und Unglück einträte. Alle für Einen; dadurch werden auch alle einander näher gebracht, und nur das ist wahrhaft demokratisch. Dabei kann sich die Gemeinde auf die Aufsicht und Nachhilfe beschränken, um nur nötigenfalls mit obrigkeitlichen Mitteln, dem Befehlsrecht, Polizeirecht und Steuerrecht, einzugreifen. Umso weniger braucht es den Staat, der über beiden steht, und nur für das richtige Ineinandergreifen und Zusammenarbeiten der beiden vor ihm stehenden Organe zu sorgen hat. Das ist eine ganz andere und die allein richtige Stellung des Staates, in diesem Zweige der öffentlichen Wohlfahrt wie in andern, leichter und billiger für ihn, und freier und segensreicher für die gemeindlichen und individuellen Kräfte, die er in sich birgt.

Eine solche Armenpflege beschränkt sich ihrer Natur nach auch nicht auf die eigentlichen Almosengenössigen. Schon der Makel dieses Namens fällt dahin. Es entsteht kein gelehrter und sublimer Streit über das, was almosengenössig sei, um die Hilfe nur denjenigen zuzuwenden, die gerade die Voraussetzung dieses Begriffes erfüllen. Vielmehr wird überall geholfen oder zu helfen gesucht, wo und soweit es not tut. Es kann eine Person oder eine Familie, die nicht zu den dauernd Unterstützungsbedürftigen gehört, momentan Mangel leiden; dem soll abgeholfen werden, ohne lange zu fragen, ob der Name wirklich zur Liste der zu Unterstützenden gehört. Je bälder das Loch zugestopft wird, um so weniger zerfällt das ganze Haus, und eine baldige und ausreichende Abhilfe eines vorübergehenden Notstandes ist geeignet, einem Falle dauernder Unterstützungsbedürftigkeit vorzubeugen und so größere und bleibende Ausgaben zu ersparen. So bildet

diese Art Armenpflege den richtigen Übergang zu der andern Sorge für Arme und Notleidende, der Sorge für das Proletariat, der Sozialpolitik. Das amtliche Armenwesen ist in solchen Ruf gekommen, dass ihm die Sozialpolitik eigentlich entgegengestellt wird, um es zu unterdrücken und zu beseitigen. Die Armenpflege wird aber nie ganz entbehrlich sein; in der besten der Welten wird es immer noch Fälle der Not geben. Statt sich abzustoßen sollten beide in einander eingreifen; die Armenpflege, um zu halten und zu stützen, was die Sozialpolitik noch nicht aus aller Not zu erlösen vermag; die Sozialpolitik, um der Armenpflege die Sorge mehr und mehr abzunehmen und sie schließlich entbehrlich zu machen.

Für die Sozialpolitik handelt es sich darum, das Proletariat, das heißt die große Masse des Volkes, die, um leben zu können, täglich auf ihre Arbeit angewiesen ist, nicht in die Klasse der Pauperi, der Almosengenössigen, die fremder Unterstützung bedürfen, versinken zu lassen, sondern ihre Lebenslage zu erleichtern und zu verbessern, sie möglichst selbständig und unabhängig zu machen. Gewiss soll sie wie die Armenpflege Gegenstand der Aufmerksamkeit des Staates und Gemeinswesen sein; steht doch das Wohl der großen Masse der Bevölkerung auf dem Spiel, nach dem sich das des Staates selbst bestimmt. Damit ist aber wie bei der Armenpflege wieder durchaus nicht gesagt, dass die Sorge dafür ausschließlich oder auch nur in erster Linie Sache des Staates sei; das Gemeinwesen hat nur darauf zu sehen, dass es an dieser Sorge nicht fehle.

Der Staat hat im ersten Überschwang seines Mitgefühls für das Proletariat zunächst die mancherlei Unentgeltlichkeiten obrigkeitlicher Leistungen wie für Unterricht und Beerdigung eingeführt. Aber diese Unentgeltlichkeiten haben nicht nur ihre Grenze, indem die obrigkeitlichen Leistungen sich denn doch nicht auf alle Lebensäußerungen erstrecken, sondern sie liegen dem Gemeinwesen auch viel zu teuer an und sind denn seither auch nicht vermehrt worden. Vor allem aber schießen sie über das Ziel hinaus, indem sie auch den Wohlhabenden und Reichen zukommen, die solche Leistungen sehr wohl zu vergüten in der Lage wären; insofern macht das Gemeinwesen noch Geschenke, was gewiss ein Überfluss ist, namentlich wenn es selbst in Defiziten

und Schulden steckt. Statt der Unentgeltlichkeiten wäre ein progressives Gebührensystem vorzuziehen, das gestattete, auf Kosten der Vermöglichen die andern um so mehr freizuhalten, ohne aber auch ihnen (abgesehen von den Unterstützungsbedürftigen, für die allein die Unentgeltlichkeit gerechtfertigt ist) die Leistung völlig zu schenken. Geschenke machen Bettler, und der rechte Proletarier will auch gar nichts geschenkt haben; nur soll er nicht über seine Leistungsfähigkeit hinaus bezahlen müssen. Die Unentgeltlichkeiten haben also auch noch eine demoralisierende Wirkung, während ein rationelles Gebührensystem, außer dass es dem Staat das ihm so Nötige zurückgibt, dem Einzelnen das Gefühl der Selbständigkeit verleiht und ihn dadurch hebt und kräftigt.

Die Hauptsache aber beim Proletariat bildet das Arbeiterverhältnis, und so erscheint dieses auch als der Hauptgegenstand der Sozialpolitik. Einerseits handelt es sich darum, dass der Arbeiter, solange er in Arbeit steht, vor Lebens- und Gesundheitsgefährdung und vor ökonomischer Ausbeutung geschützt werde; anderseits ist gegen den Ausfall an Arbeit oder Arbeitsverdienst, wodurch er seinen Unterhalt verlöre und der Unterstützung anheimfiele, Vorsorge zu treffen.

Das erste besorgt die Arbeiterschutzgesetzgebung, speziell das Fabrikgesetz, und zwar ohne weitere Kosten für den Staat als die jeder Gesetzgebung und ihrer Vollziehung und auf gerechte Unkosten desjenigen, der aus der Arbeit den meisten Vorteil zieht, des Arbeitsherrn. Als der Kern ist ja wohl der Maximalarbeitstag angesehen; dieser aber ist nur das Symptom einer falschen Richtung. Es kann doch im Interesse des Kulturfortschrittes sozusagen nicht genug gearbeitet werden und jedem rechten Menschen ist auch keine Arbeit zu viel; nur wäre dafür zu sorgen, dass alle den ganzen Lohn für ihre Arbeit erhielten. Auch durch die ganze Arbeiterschutzgesetzgebung ist dieser Zweck noch nicht erreicht worden, der die große Arbeiterfrage ausmacht.

Die Sorge bei Ausfall an Arbeit oder Arbeitsverdienst, die eigentliche Arbeiterfürsorge mit Arbeitslosenversicherung, Kranken- und Unfallversicherung, Invaliditäts- und Altersversicherung, hat der Staat anderseits ohne weiteres auf sich selbst nehmen zu müssen geglaubt, und hat sich damit, soweit er die Idee ver-

wirklicht hat, riesige Lasten aufgebürdet oder steht im Begriff, es zu tun. Das ist der Staatssozialismus, und den hat Bismarck in Mode gebracht. Er hat sich aber dabei, wohlgemerkt, weniger von einem Mitgefühl für das Proletariat, als vielmehr vom Streben leiten lassen, dem Sozialismus ein Paroli zu bieten. Der Staatssozialismus hat denn auch alle Nachteile an sich, die schon an der früheren Form des direkten Eingriffes des Staates zugunsten des Proletariates und auch an der unmittelbaren amtlichen Armenpflege festzustellen waren: immense Kosten für das Gemeinwesen und doch eine schlechte, weil schablonenhafte, bureaukratische Besorgung, und über alledem eine Verweichlichung und Demoralisierung des Volkes, die darin liegt, dass man es gewöhnt, alles vom Staat zu erwarten. Statt dass jeder sich zunächst und möglichst selbst zu helfen sucht und dass der Staat diese Privatinitiative fördert und bei ihr einsetzt, um erst und nur in dem Maße nachzuhelfen, wann und soweit es nicht anders geht.

Das Mittel aber für eine ausgiebige Privatinitiative bietet das Genossenschaftswesen. Die Genossenschaften sind denkbar für alle möglichen Lebensäußerungen und Bedürfnisse, und ihr Recht und ihre Einrichtung sind bekannt genug, um überall zur Anwendung gebracht werden zu können; darüber ist hier nicht weiter zu reden. Speziell zum Zwecke der Hebung und Stärkung des Proletariates ist es ausgebildet worden und hat namentlich in England eine vorbildliche Gestalt und Ausbreitung gewonnen. Statt sich also ohne weiteres selbst vorzuschieben und dann so unzulängliche Arbeit zu liefern, lasse der Staat die Genossenschaften vorgehen, muntere zur Bildung auf, wo es daran fehlt und helfe nach, soweit es nötig ist; dann hat er seine Aufgabe erfüllt, besser als auf dem andern Wege, und was für ihn die Hauptsache ist, er behält freien Kopf und freie Hand. Die zürcherische Verfassung, Art. 23, hat unsern Staat noch speziell auf dieses Mittel verwiesen, ja es ihm zur Pflicht gemacht; mache er die Vorschrift doch einmal zur Tat, und er wird sehen, dass nicht nur denen, für die er sorgen will, damit am besten geholfen ist, sondern auch ihm selbst und seiner Not; er wird ja sonst noch selbst zum Proletarier und Almosengenössigen, bis alles zusammen im gleichen Elend steckt. Er muss nur plan-

mäßig vorgehen, und er wird, je mehr er das Genossenschaftswesen zur Entfaltung bringt, sich mählig um so mehr erleichtert fühlen. Eine nähere Wegleitung wird es hier nicht brauchen, die ist ihm schon oft und viel genug gegeben worden. Und vielleicht gelangt dann der Staat einmal dazu, nicht nur den Zusammenschluss von Arbeitern unter sich zur Stärkung und Kräftigung des Proletariates zu fördern, sondern Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu Genossenschaften, Produktivgenossenschaften zu vereinigen, die sie ja tatsächlich bereits darstellen. Dann wird durch die Genossenschaft auch Arbeit und Gewinn gerecht verteilt werden und damit nicht nur die Not des Proletariates, sondern das Proletariat selbst beseitigt und die große soziale Frage gelöst sein.

Nun noch zur Landschaft. Neben den Armen und Notleidenden ist diese mehr als bisher zu berücksichtigen. Wir sagen nicht speziell „Landwirtschaft", obschon diese, was von vorneherein zuzugeben ist, den Hauptteil der Interessen der Landschaft bildet; neben ihr gibt es aber noch andere landschaftliche Verhältnisse, auch Industrien und Geschäfte der Landschaft, die von der besonderen Sorge für die Landschaft Nutzen zu ziehen das Bedürfnis und das Recht haben. Diese Sorge hat zum Gegenstand, einerseits einen größern Ausgleich zwischen Stadt und Land herbeizuführen (äußere Landschaftspolitik) und anderseits die Interessen der Landschaft selbst (innere Landschaftspolitik) mehr zu pflegen.

Die äußere Landschaftspolitik besteht vor allem in einer möglichst guten Verbindung von Stadt und Land, um den Verkehr zwischen beiden zu erleichtern und zu heben. Dazu dienen die Verkehrsanstalten, vor allem die Straßen, weiter die Posten und die verbesserten Straßen, wie sie heißen, die Eisenbahnen. Solcher Anstalten zwischen Stadt und Land können gewissermaßen nicht genug sein, so lange sie nicht unnötiger- oder unnützerweise dem Lande kulturfähiges Gebiet entziehen. Jedenfalls kommt es dafür nicht auf die Kosten an, die kaum besser angelegt werden können. Es ist aber erst jüngst von maßgebender Stelle aus erklärt worden, wir hätten nur zu viel Straßen, ein Ausspruch, der vom Kostenpunkte ausgeht und daher nicht wohl motiviert erscheint. Das Sparen ist schon recht, und unsere ganze Abhandlung richtet

sich darauf, aber es soll nicht gerade auf Kosten des Landes geschehen.

Eine Vermahnung dieser Art hätte eher die Hauptstadt nötig, die sich auch in dieser Beziehung schwer übernimmt und überlastet. Die Ingenieure sind für ein Gemeinwesen was die Architekten, und statt sie nur zur Ausführung der nötig oder wenigstens nützlich befundenen Anstalten zu gebrauchen, überlässt man ihnen die ganze Leitung in diesem so kostspieligen Zweig. Die Straßen kosten Geld, doppelt und dreifach, nicht nur positiv für Anlage und Unterhalt, sondern auch negativ dadurch, dass, was vom Privateigentum das Straßengebiet verschlingt, für Steuern und andere öffentliche Auflagen verloren ist. Jede vorzeitige oder übermäßige Straßenanlage ist eine insofern unnötige und schwere öffentliche Belastung. Und wie viele „Zukunftsstraßen" werden nicht in Zürich gebaut, auf denen zurzeit und noch lange hin Gras wächst (sogenannte Außersihlerstraßen); und dann alles wie Heerstraßen so breit, im Winter schneidend kalt und im Sommer schattenlos heiß; nur in der innern Stadt kann man sich noch im Sommer vor der Hitze und im Winter vor der Kälte retten. Wir wünschen zwar die alten engen Anlagen der befestigten Städte nicht gerade zurück, aber alles, auch die Frei- und Breitlegung, hat seine Grenzen. Über die Stellung der Trams zu den Straßen wäre noch besonders zu reden. Nicht zu sprechen von den ewigen Schürfungen und Erdbewegungen in den Straßen. Als ein Pariser Gamin gefragt wurde, warum das Trottoir aufgebrochen werde, meinte er: „C'est parce qu'un monsieur y a perdu deux sous;" das heißt um nichts und aber nichts.

Mag die Stadt übrigens auch in dieser Beziehung wirtschaften wie sie will, der Staat jedenfalls soll sein Geld dafür behalten, um es eher der so nötigen Verbindung der Landschaft unter sich und mit der Stadt zuzuwenden. Auch die Automobilsteuer, bei deren Beratung die Straßenfrage aufgeworfen worden ist, gehört dem Lande und nicht der Stadt. Sie ist laut ihrer Begründung bestimmt, die infolge der außergewöhnlichen Inanspruchnahme des Straßennetzes durch den Automobilverkehr dem Staate entstehenden Ausgaben zu kompensieren, und das geht auf das Land; abgesehen davon, dass, wie von den Landvertretern selbst betont worden ist, das Land unter dem Automobilverkehr mehr zu leiden

hat als die Stadt, wo schon die Fahr- und Geschwindigkeitsverbote gerade den Gefahren und Schädlichkeiten des Automobilverkehrs, denen das Land ausgesetzt ist, vorbeugen. Nichtsdestoweniger die Hälfte der ganzen Gebühren für die Städte zu beanspruchen machte der Bescheidenheit der städtischen Vertreter nichts.

Im übrigen hat die äußere Landschaftspolitik eine doppelte Richtung: einerseits soll der sogenannten Abwanderung (missverständlich auch Binnenwanderung genannt), das heißt dem Zug oder der Flucht vom Land in die Stadt entgegengewirkt werden; anderseits ist aber auch der Verkehr nach dem Lande zu heben und zu diesem Zweck dessen Anziehungskraft zu verstärken. Beide Arten von Maßnahmen beeinflussen freilich einander: was den Zug nach der Stadt hemmt, erhöht das Beharren auf dem Land oder gar den Zuzug nach diesem, und umgekehrt; aber die Maßnahmen lassen sich doch darnach scheiden, je nachdem sie das eine oder das andere zum ersten und eigentlichen Zwecke haben. In der ersten Richtung wirkt die Abwanderungs- oder vielmehr Anti-Abwanderungspolitik. Dass die übermäßige Zuwanderung nach den Städten verkehrt und verderblich ist, steht fest. Verkehrt für den Einzelnen, indem die Hoffnung auf Besserstellung in der Stadt vielfach eine Chimäre ist, die ihn erst recht der Arbeits- und Verdienstlosigkeit und damit dem Elend überliefert; verderblich aber für das Gemeinwesen nach beiden Seiten, nach Stadt und Land: die Stadt wird mit müßigen und gefährlichen Elementen überfüllt und das Land von den nötigen Arbeitskräften entblößt. Dem entgegenzuwirken erscheint also nicht nur durchaus gerechtfertigt, sondern dringend geboten. Aber wie? Unsere Sozialpolitiker stehen vor dieser Frage wie am Berg. Prinzipiell ist die Antwort einfach: die besondere Attraktion der Städte zu schwächen oder zu brechen. Wie das geschieht, richtet sich darnach, was alles als solche Attraktion zu betrachten ist. Jedenfalls soll der Staat nicht noch sein gutes Geld ausgeben, um die Gelegenheiten der Anziehung zu verstärken oder zu vermehren, und dazu gehören spezifisch städtische Veranstaltungen, das heißt solche, die nicht wohl dem ganzen Staatswesen und also auch dem Lande dienen können, wie Theater, Konzerte, Kunstsalons, Museen, Lesezirkel etc. Dann auch eine ein- und durchgreifende Beschränkung polizeilicher Bewilligungen für Wirtschaften, Ver-

gnügungslokale und -anlässe etc. Jedenfalls sollten einmal alle irgendwie dubiosen Geschäfte dieser Art, Animierkneipen, verschwiegene Tabakläden, ausgekehrt werden, wie der Augias-Stall mit dem Besen des Herkules. Also nicht aus kalvinistischer Sittenstrenge, sondern im wohlverstandenen Interesse einer gesunden Politik; aber auch etwas mehr puritanischer Geist schiene in der Stadt Zwinglis nicht unangebracht. Die Stadt wird wohl auf ihre Eigenschaft als Großstadt nicht so eifersüchtig sein, um den Abschaum einer solchen noch in Schutz zu nehmen. Staat und Gemeinde könnten sich einiges an Polizei, Justiz und Gefängnissen ersparen. Weiter: Verweisung von Fabrikgeschäften und ähnlichem aus der Stadt durch Baugesetz oder Gewerbegesetz; sie gehören auch nicht in dicht bevölkerte Wohnplätze, und zwar nicht nur die sicherheitsgefährlichen, sondern auch die gesundheitschädlichen und lärmenden Betriebe.

Anderseits ist aber auch der Zug aufs Land zu fördern. Das geschieht schon durch jene Verweisung privater Geschäfte aus der Stadt, indem sie das zugehörige Betriebspersonal aufs Land mit sich ziehen. Vielleicht dürfte die Anlage von weitern Geschäften auf dem Lande begünstigt werden durch Ermäßigung von Gebühren und Steuern, billige Überlassung von Staats- oder Gemeindeland. Es bliebe der Stadt noch genug. Aber auch der Staat selbst soll bei seinen Anstalten und Veranstaltungen das Land besser berücksichtigen. Es war bei Beratung der heutigen Verfassung beantragt worden, die Kantonsratssitzungen abwechselnd auf dem Lande abzuhalten; schade um die Idee, aber gerade die Landvertreter wollten nicht, sie kommen auch lieber in die Stadt . . . Auch wären die Messen und Märkte zu beleben und dafür der Hausierhandel abzustellen, der das Land nur abgrast und zudem das Bettler- und Stromertum groß zieht. Weiter schiene eine größere Dezentralisation der Staatsanstalten angezeigt, und zwar im Interesse nicht nur der Landschaft, sondern des Staates selbst. Statt sie auf einem Platze und vorzugsweise in der Hauptstadt und auf Kosten des Staates zu konzentrieren, könnten sie über das Land, wenigstens auf die bedeutendsten Bezirkshauptorte oder sonstige große Landgemeinden verteilt werden, und diese würden sich gewiss mit Rücksicht auf die erhöhte Nachfrage nach landwirtschaftlichen, industriellen und andern

Erzeugnissen, den vermehrten Verkehr, den sie dadurch gewännen, zur Beteiligung an den Kosten bereit finden lassen. Auch die weitere Umgebung des gewählten Ortes hätte davon Vorteil; sie stände in näherer Verbindung mit der betreffenden Staatsanstalt und hätte ihren Gewinn an der erhöhten Gewerbstätigkeit. So bildeten sich eine Anzahl kleinerer Zentren im Lande, statt dass alles der einen und einzigen Hauptstadt zufällt und zuläuft.

In den Städten gibt es Waisenhäuser mit mustergültiger Einrichtung und von großem Ruf; was aber hat das Land in dieser Art? Wie verschieden ist darnach die Behandlung der armen Waisen, die doch für ihre Herkunft nichts können. Ähnliche Anstalten auch auf dem Lande zu errichten schiene ein dringendes Bedürfnis, zu dessen Befriedigung das Land aufzumuntern eine Staatshilfe segensvoll angewendet wäre. Auch die Kranken- und Versorgungsanstalten des Staates, statt in der Stadt immer mehr erweitert und vergrößert zu werden und den Staat allein zu belasten, so dass er ihrer in jeder Hinsicht, aus Raum- und Geldnot, bald nicht mehr Meister wird, ließen sich auf das Land verteilen. Wie das Kasernensystem durch das sogenannte Pavillonsystem überwunden worden ist, so brauchte es nur einen Schritt weiter, um zu dem hier gemeinten System zu gelangen, das sich Landschaftssystem nennen könnte. Dass die Konzentration eines Betriebes billiger sei, ist ein Satz, dessen Wahrheit sehr bald ihre Grenze hat, von der an umgekehrt alles teurer wird, durch bureaukratisch vermehrtes Personal, durch vermehrte Nachfrage nach allen Einzelheiten des ganzen Bedarfes. Überall bewirkt eben die Übertreibung das Gegenteil. Und wenn es sich speziell um eine Anstalt in der Stadt handelt, so kommen dazu noch die teureren städtischen Preise für alles und jedes: für Grund und Boden, Bauten, Personal, Lebensmittel etc. Man sehe sich nur die Staatsrechnungen darauf an, und man wird bald inne, dass man es auf dem Lande billiger haben könnte. Dazu für die Bedürftigen der Vorteil größerer Nähe dieser Staatsanstalten, die schließlich allen gleicherweise zugut kommen sollen; weiter der hilf- und bildungsreiche Einfluss auf eine nähere und weitere Umgebung.

Ähnliches gilt von der Irrenanstalt, die nachgerade zu einem Pferch ersten Ranges geworden ist, in den man mit dem Gefühl eintritt, als ginge es in jene Welt, wo es heißt: Lasciate ogni

speranza! Je konzentrischer und daher größer alle diese Anstalten, um so mehr muss natürlich auch die Individualisierung der Behandlung, die den guten und raschen Erfolg bedingt, darangegeben werden, und um so mehr wachsen wieder die Kosten oder werden gar nutzlos.

Auch mit der kantonalen Strafanstalt ist es so eine Sache; sie steht zwar nicht mehr mitten in der Stadt, bildet aber den Gipfel der Zentralisation. Sie gilt wohl als Muster eines Baues dieser Art und des Gefängnissystems überhaupt; aber der Kanton ist zu klein, um ohne Überanstrengung Allerweltsinstitute zu schaffen, und wenn er es anders ebenso gut und billiger habe konnte, so war das trotz geringeren Ruhmes vorzuziehen. Ja, wenn die Nachbarkantone sich daran hätten beteiligen lassen! So aber hätten für die leichteren Straffälle wohl gewisse Bezirksgefängnisse ausgebaut werden können, die sich auch auf einfachere Weise wieder erweitern ließen. Die zentrale Anstalt hätte sich dann darauf beschränken können, die eigentlichen Kapitalverbrecher und daneben etwa noch den Abhub der benachbarten Großstadt aufzunehmen.

Endlich ein Wort über die Kantonsschule. Was hat diese den Kanton Geld gekostet, und doch wird sie für den Andrang bald wieder zu klein sein. Diesem aber durch Beschränkung der Zulassungsbedingungen zu wehren, erscheint verkehrt; die Mittelschulen als Anstalten allgemeiner Bildung sollen dem freien Zugang durchaus offen stehen. Hätte sich nicht die Mittelschule teilen lassen, um die untern Klassen dem Lande, etwa den hauptsächlichsten Bezirkshauptorten zu übergeben? Der Staat hätte sich die Hälfte der Kosten und mehr ersparen können und dazu die übrigen Interessen erst noch besser gefördert. Für die Stadt Zürich hätte dann wohl die alte, so frei thronende und imposante Kantonsschule ausgereicht, und an den Mittelschulen des Landes würde dieses, um sie zu bekommen, gewiss gerne mitgetragen haben. Die Eltern hätten die jüngern Schüler noch mehr bei sich, wüssten sie besser geschützt, weniger großstädtischen Verführungen ausgesetzt, und die Unterbringung würde ihnen leichter und billiger. Anderseits gewänne das Land nicht nur jene materiellen Vorteile, von denen bereits die Rede war, sondern nähme auch Teil an der geistigen Anregung und Bildung, die von

höheren Schulanstalten auszustrahlen pflegt; der Segen dieser Bildung würde sich gleichmäßiger über Stadt und Land ausbreiten und damit nicht nur dem Lande, sondern dem Staat im ganzen dienen. Die Einrichtung wäre kein Experiment; sie besteht bereits in den Bezirksschulen von Aargau und St. Gallen, und diese haben sich in einer Weise bewährt, die ihren bleibenden Bestand verbürgt und sie zu vorbildlichen Schulanstalten erhoben hat.

Statt dessen sollen nun sogar die Stadtschulen von Winterthur kantonal werden! Sie bleiben ja wohl an der Stelle, aber sie sollen auf den Kanton übergehen, und die Stadt selbst will sie ihm anhängen. Winterthur, das auf seine städtischen Mittelschulen so eifersüchtig und so stolz war, und mit Recht, nicht nur deshalb, weil sie immer in hohem Rufe standen, sondern weil es seine eigenen, Winterthurs Schulen waren. Was würden die Geilfus und Dändliker (Johann Jakob D.) dazu sagen? Die Welt kehrt sich um. Oh, über diese Allesverstaatlichung!

Von der Universität ist hier nicht zu reden; sie lässt sich als solche nicht dezentralisieren. Aber ob sie sich nicht zur eidgenössischen hätte erheben lassen? Die Kosten wären ja wohl nicht größer gewesen, und wenn auch, das Volk hätte dafür gewiss das Plus noch gerne übernommen, und übrigens hätte ihr zugelegt werden können, was an der Kantonsschule zu ersparen war. Aber dazu hätte die bauliche Verbindung mit dem Polytechnikum nicht gelöst werden dürfen; diese Verbindung hätte sich gegenteils benutzen lassen, um die andere, die mit der Eidgenossenschaft, herbeizuführen. Der Versuch wenigstens wäre des Schweißes der Edeln wert gewesen und hätte Zürich den Vorwurf einer spätern Generation erspart, die letzte Gelegenheit, zu der ihm von Rechts wegen gebührenden Eidgenössischen Universität zu gelangen, verpasst zu haben. Statt dass die Universität nun auf immer für sich getrennt und dazu auf dem schiefen Hang steht, würde sich in Fortsetzung des Semperschen klassischen Baues und auf der gleichen Ebene die eidgenössische Universität neben ihrer Schwesteranstalt, dem Polytechnikum erheben: Polytechnicum et Universitas Helvetiae! Die größte Anstalt der Welt! Aber ach, die Eidgenössische Universität — ein Traum!

(Schluss folgt)

□□□

ELTERN UND KINDER

Wir entnehmen dieses Kapitel dem soeben im Verlag Julius Klinkhardt in Leipzig erschienenen Buche von Oskar Pfister *Die psychanalytische Methode*, eine erfahrungswissenschaftlich-systematische Darstellung (Band I des *„Pädagogium"*, einer Methodensammlung für Erziehung und Unterricht; unter Mitwirkung von Prof. Dr. Meumann herausgegeben von Dr. Oskar Messmer. Verlag von Julius Klinkhardt, Leipzig 1913. Preis 11 M.). Die heiß umstrittene psychanalytische Methode, ursprünglich ein Verfahren zur Heilung neurotischer Krankheiten, ist in diesem Buche als wichtige Beihilfe für Erziehung und Nacherziehung geschildert. Wer bis heute von dieser neuartigen Psychologie abgeschreckt worden ist, suche sich, bevor er aus der missverstandenen Technik falsche Schlüsse zieht, zuerst mit den Ergebnissen vertraut zu machen, wie sie in den Schlusskapiteln des Buches, niedergelegt sind. Neben den hier wiedergegebenen Ausführungen wäre besonders auf das Kapitel *Autorität und Freiheit, Askese und Entlastung* hinzuweisen, das die Gefahren einer vor kurzem gepredigten Erziehungsweise klarlegt. — Eine eingehende Besprechung des Buches soll in einem unserer nächsten Hefte folgen. Einige nur Eingeführten verständliche Fachausdrücke wurden im Folgenden durch allgemeines Sprachgut umschrieben.

* * *

Die psychanalytische Pädagogik legt großes Gewicht auf die Prophylaxe. Sie hilft uns eine Menge von Elend vermeiden, das heute auch von sonst tüchtigen Erziehern ahnungslos verschuldet wird. Die Wichtigkeit der Vorbeugung sei denn auch bei der elterlichen Erziehung betont.

Wir hörten, dass die Einstellung auf die Eltern für das Kind sehr oft lebenslänglich die Einstellung auf die Menschen überhaupt und das Leben bestimmt. Fast in jedem Zögling, der den Lehrer hasst, in manchem Anarchisten und Religionshasser entdecken wir einen verkappten Feind seines Vaters. Solche Revolutionäre machen sich nichts daraus, selbst unterzugehen, wenn nur ihr Hass auf seine Rechnung kommt. Mancher Don Juan kann nur deshalb bloß kleine Bruchteile seiner Liebe verschenken, weil sie noch in der Kindheit und an der Mutter haftet.

* * *

In erster Linie ist von den Eltern zu verlangen, das sie dem Zärtlichkeits- und Geltungsbedürfnis ihrer Kinder Rechnung tragen und es in vernünftiger Weise befriedigen. Ich brauche in dieser Hinsicht keine nagelneuen Dinge zu sagen, glaube aber durch die Berufung auf unsre Untersuchungen der alten Forderung neues Gewicht verleihen zu können. Wird das Kind allzu zärtlich und respekt-

voll behandelt, so wird es von ernsten Gefahren bedroht: die Begehrlichkeit erwacht bis zu einem deutlich sexuell charakterisierten Grade. Die Bindung an die Eltern wird allzu groß, wenn ohne Anstrengung die süßesten Liebkosungen verabfolgt werden. Prallt das Kind mit der rauhen Außenwelt zusammen, so flüchtet es sich erschreckt ins häusliche Kinderparadies zurück und verschafft sich durch Neubelebung der einstigen Kinderfreuden autistische (auf sich selbst konzentrierte, gesundem Lebenswirken entfremdende) Lust. Wir wissen, dass hier eine Hauptquelle der Neurose liegt.

Besonders wenn das Kind ohne wertvolle Leistung bei Krankheit mit Zärtlichkeit und Anerkennung überhäuft wird, gerät es in ernste Gefahr, durch neurotische Leiden jene süßen Genüsse unbewusst zu erschleichen. Wir hörten von Bettnässern, die Vater und Mutter sich gefügig machen; wir könnten aber auch eine große Menge anderer Erpresser nennen. Allzu weiche Eltern, die den Kindern das Beste geben, ohne auf Gegenleistungen von ihrer Seite zu dringen, verpfuschen ihnen leicht das Leben.

Fast noch schlimmer wirkt jedoch die Verweigerung der Zärtlichkeit und Anerkennung. Das Kind muss sein Liebesbedürfnis in der Wirklichkeit unterbringen lernen. Auch die Liebe ist, wie Freud in einer unveröffentlichten Analyse sagt, eine Kunst, die gelernt werden muss. Wird das Kind zurückgestoßen, bezeugt man ihm keine Teilnahme, hört man seine Wünsche und Geständnisse nicht an, so entsteht eine Verdrängung. Das Kind muss die schon infolge der Nahrungsaufnahme und Körperpflege der Mutter zugewandte Liebe ihr wieder entziehen, und wenn nicht ein neuer Gefühlsträger, zum Beispiel eine Großmutter oder ein Lehrer, bereitsteht, so wird Introversion (Flucht in sich selbst wie in ein Schneckenhaus) die Wirkung der erotischen Abstoßung bilden. Wir wissen, dass damit die Gefahr des Lebensüberdrusses, des Menschenhasses, der Verschlossenheit und Verschrobenheit nahe rückt; die sittliche Entwicklung, die Entfaltung der Persönlichkeitswürde und Nächstenliebe ist ernstlich gefährdet. Sollen der Menschheit die vielen sadistisch gerichteten Lehrer, Offiziere und Staatsanwälte, die übelwollenden Vorgesetzten, die grämlichen Lebensphilosophen erspart bleiben, so muss die Erziehung den Geist des Wohlwollens stärker zur Geltung bringen.

* * *

Besonders dafür haben die Eltern zu sorgen, dass kein Minderwertigkeitsgefühl aufkomme. Nicht nur das Gefühl körperlicher Benachteiligung ist zu vermeiden, sondern ebenso sehr, ja noch vorsichtiger das der unverbesserlichen intellektuellen und moralischen Indignität. Gewiss ist auch der Glaube an die vollauf genügende Körperlichkeit nötig. Besteht eine Organminderwertigkeit, so zeige man dem Kinde die Möglichkeit von Kompensationen. Die Knaben bevorzuge man nicht vor den Mädchen, damit nicht ein „männlicher Protest" bei diesen den Weg in die Neurose einschlage (Suffragetten, aber auch gewöhnliche Neurosen). Schlechte Schüler sollen auf die wichtigere Zensur des späteren Lebens, aber auch auf den hohen Wert des pflichtmäßigen Lernens hingewiesen werden. Hat sich einmal ein Minderwertigkeitsgefühl gebildet, so pflegt es ungeheuer viel intellektuelle Kraft zu absorbieren, an die Stelle erquickender Lustzufuhr unproduktive Angst zu setzen, das freudige Spiel freier Interessen an ein sklavisches, qualvolles Sichhetzen zu tauschen. Mancher Vater, der den schwächer oder anders begabten, bereits unter Verdrängung und Fixierung leidenden Sohn durch den Hinweis auf die eignen Leistungen anfeuern will, stößt ihn in schwere seelische Not und entwendet ihm ein enormes Quantum nützlicher Seelenkräfte. So kommt es, dass angeblich schwachbegabte Schüler, die durch solche Leiden in Arbeitshemmungen getrieben worden waren, nach der Analyse sich als tüchtige Leute im Unterricht herausstellten.

Auch die Anerkennung soll von der billigerweise zu erwartenden Leistung abhängig gemacht und ja nicht verschwendet werden. Freud legt mit Recht großes Gewicht darauf, dass der Zug der Ichtriebe der Eroberung der Wirklichkeit dienstbar gemacht werde. „Die Erziehung kann ohne Bedenken als Anregung zur Überwindung des Lustprinzips, zur Ersetzung desselben durch das Realitätsprinzip beschrieben werden; sie will also jenem das Ich betreffenden Entwicklungsprozess (von Lust- zum Realitätsprinzip) eine Nachhilfe bieten, bedient sich zu diesem Zweck der Liebesprämien von seiten der Erzieher und schlägt darum fehl, wenn das verwöhnte Kind glaubt, dass es diese Liebe ohnedies besitzt und ihrer unter keinen Umständen verlustig werden kann."

Damit das Kind in ein normales Verhältnis zu Vater und Mutter geraten könne, müssen beide untereinander in harmoni-

schem Verhältnis stehen. Freud bemerkt: „Die von ihrem Manne unbefriedigte Frau ist als Mutter überzärtlich und überschwänglich gegen das Kind, auf das sie ihr Liebesbedürfnis überträgt, und weckt in ihm oft sexuelle Frühreife. Das schlechte Einverständnis zwischen den Eltern reizt dann das Gefühlsleben des Kindes auf, lässt es im zartesten Alter Liebe, Hass und Eifersucht intensiv empfinden. — Die strenge Erziehung, die keinerlei Betätigung des so früh geweckten Sexuallebens duldet, stellt die unterdrückende Macht bei, und dieser Konflikt in diesem Alter enthält alles, was es zur Verursachung der lebenslangen Nervosität bedarf.“ Ebenso häufig ist wohl der andere Fall, dass eine Frau die Kinder des ungeliebten Mannes gleichfalls verabscheut. Will sie dann pflichtgemäß ihre Abneigung bekämpfen, so verfällt sie in die Gegenreaktion einer Übererziehung, die erst recht in die Neurose treibt. In solchen Situationen sollten die Kinder Fremden zur Erziehung übergeben werden. Freud vertritt nach mündlicher Erklärung den Gedanken, eine durch Wegnahme von zur Erziehung untauglichen Eltern entstandene Neurose sei weniger schlimm als eine gänzlich verfehlte Erziehung.

* * *

Höchst wichtig ist sodann der Gesichtspunkt der stufenweisen Ablösung von den Eltern. Weise Eltern erziehen ihre Kinder nicht mit mehr Zwang, als zur Aneignung gesunder Lebensgewohnheiten unbedingt nötig ist. Sie wissen, dass nicht gehorsame, sondern gute Kinder das Ziel der Erziehung bilden. Sie wollen daher nicht überschätzt werden und hüten sich davor, Furcht vor ihrer Person als herrschende Stimmung aufkommen zu lassen. Sie gewähren ihren Kindern so viel Spielraum als möglich und lockern mehr und mehr die Zügel. Wer den infernalischen Grimm unzähliger Neurotiker gesehen hat, die bereit sind, sich selbst zu vernichten, nur um den Vater zu quälen, der weiß, dass diese Sätze keine Selbstverständlichkeit ausdrücken, sondern ein Ideal, von dessen Verwirklichung wir meistens sehr weit entfernt sind. Bleibt die durch Jesus einmal ums andre geforderte Loslösung von den Eltern um der höheren Rücksicht willen aus, so tritt Stillstand und Rückschritt ein. Auch die hoch-

begabten Juden und Chinesen blieben jahrhundertelang am Vater hängen und erlebten eine Verknöcherung ihrer Kultur.

Nur aus der stufenweisen Entlassung aus dem Abhängigkeitsverhältnis geht jene höhere, freie Pietät hervor, die dem Vater die Liebe des Kindes schenkt und eine Segensquelle für beide bildet.

Zu solcher Erziehung gelangen jedoch nur Eltern, die selbst von Komplextücken (unbewusste Vorstellungen, die krankhaft den Willen beherrschen) frei sind. Die Fehler der Kinder sind bis zu einem gewissen Grade ein Spiegel der Elternfehler. Nur der innerlich freie, erzogene Mensch kann richtig erziehen. Für jeden andern ist auch die ideale pädagogische Anleitung nur von bescheidenem Werte.

ZÜRICH OSKAR PFISTER

□□□

AUF MUTTERS ARM

„Ja, das ist wunderschön
Auf Mutters Arm durch die Zimmer gehn
Und alles beachten
Und gut zu betrachten.
Aber heute — was ist denn das?
In einem hohen glänzenden Glas,
Da sieht man lachend in einer Stuben
Meine Mutter mit einem Buben!
Er patscht ihr wahrhaftig ins Gesicht,
Der dreiste Wicht,
Und stößt mit dem Köpfchen
Just wie ein Böckchen,
Und nun, fürwahr,
Lacht er noch gar
Und tut — als sei die da —
Seine Mama!
Und kneift ihre Wange,
Der kleine Range.
Du!
Lass mein Mütterchen in Ruh!
Die da
Ist meine Mama!
Patsch, patsch! Di-di da-da!“

JOHANNA SIEBEL

□□□

ROMAIN ROLLAND

Dans la belle étude psychologique et littéraire qu'il consacre à M. Romain Rolland[1]), M. Paul Seippel définit avec une justesse singulière la loyauté intellectuelle de ce clair esprit. „Il s'affilie à la plus noble lignée française, à celle de Port-Royal."

La singularité de ce jugement appliqué à un romancier, un dramaturge et un historien contemporain n'est qu'apparente. Il suffit de relire le chapitre de *Grandeur et misère de l'homme.* Il semble résumer les recherches de cette haute intelligence, si passionnée de vérité, si libre à la proclamer. Et ce mot de Pascal éclaire *Jean-Christophe* et les *Vies héroïques*: „A mesure qu'on a plus de lumière, on découvre plus de grandeur et plus de bassesse dans l'homme."

Dans une époque de découragement et de doute, ce fut l'inestimable mérite de Romain Rolland de relever les préoccupations d'une génération démoralisée en lui rappelant les grands exemples du passé. Ils sont les gages les plus sûrs de l'avenir. Mais en exaltant cette dignité de l'homme, qui est la pensée, il n'a pas détourné les yeux de la médiocrité où se complaît le grand nombre. Il n'en a pas souri. Il l'a flagellée avec l'amère violence d'une sensibilité blessée, qui crie de douleur et d'indignation. Il n'est pas de ceux pour qui le hasard de l'accident est la réalité des réalités. Pour les classiques, les idées générales n'étaient pas de banales vérités mais la somme des expériences. Par cette prédilection pour les spéculations abstraites, et les problèmes qui dépassent les préoccupations immédiates, Romain Rolland s'apparente aux esprits universels qui ont toujours été une des gloires de la France.

Nul livre ne vient mieux à son heure que cette étude sur l'homme auquel l'Académie française a rendu un si juste hommage. Ce prix n'était que la consécration officielle d'une œuvre que les lettrés de tous pays mettent à la place d'honneur. Le livre de M. Seippel, écrit par un ami, est le premier à donner le fil conducteur parmi l'abondance d'idées qui caractérise Romain

[1]) Paul Seippel, *Romain Rolland. L'homme et l'œuvre.* Paris, Ollendorff. 1913.

Rolland. Il pénètre avec tact dans la vie d'un homme qui met autant de soin à la protéger contre l'indiscrétion, que d'autres à l'étaler. C'est un portrait fait avec sympathie. L'éloge clairvoyant est plus rare que cette recherche des faiblesses et des tares, communément confondue avec la critique.

M. Paul Seippel se vante d'avoir été l'annonciateur de Jean-Christophe. Si ce droit de priorité lui est peut-être contesté, son étude est la première à résumer l'œuvre déjà considérable de Romain Rolland. Elle montre les grandes influences qui agirent sur sa pensée et sur sa vie: le milieu familial, l'Ecole Normale, l'université, la musique, Tolstoï. Romain Rolland doit à son origine nivernaise cette grâce du langage et cette clarté d'intelligence, cette délicatesse d'analyse bien française. La discipline universitaire, l'histoire qu'il préféra à la philosophie pour échapper à l'idéalisme officiel, ont imprimé à cet esprit le mépris d'une observation superficielle, le sens des grandes lignes et des généralités hardies. Olivier complète Jean Christophe, dirige son action passionnée, lui prête l'équilibre de sa raison claire et dégagée des contingences. C'est le libre esprit à côté de l'intuition, Eusébius et Florestan, pour reprendre une image de musicien chère à Romain Rolland.

On ne dira jamais assez l'influence de la musique sur la génération qui est actuellement dans l'éclat de sa force. Ce fut une sorte de religion pour des esprits également las d'un positivisme résigné et d'une croyance ruinée. Le plus mystique des arts, et le plus abstrait, s'adresse directement au cœur. Il est curieux de noter la place que prirent déjà à l'époque de la Pléïade, puis des Encyclopédistes, les discussions musicales. La musique est le dernier asile d'une sensibilité exquise, et qui cherche son expression dans la solitude. Elle a dominé en France les dernières années du dix-neuvième siècle.

La musique occupe une place importante dans la vie de Romain Rolland, si bien qu'il put hésiter au début entre les deux carrières. Wagner ne séduisait-il pas alors tous les esprits par cette union de la parole et du chant, la plus forte expression du lyrisme? Romain Rolland, très remarquable exécutant, se contenta d'appliquer, à l'étude des maîtres, les méthodes peu usitées alors en France pour la musique. Sa thèse fut une his-

toire de l'opéra italien, dès ses origines. Il a tracé des maîtres des portraits définitifs, d'une rare profondeur psychologique, jugeant avec la même impartialité, et la même pénétration, les grands artistes d'aujourd'hui, et ceux d'autrefois. Ce ne sont pas de simples critiques musicales, ces *Essais* qui traitent du cœur même de notre civilisation. La *Vie de Beethoven* est peut-être l'expression la plus haute et la plus nouvelle de cette religion de la beauté par la souffrance. C'est par cette œuvre si émouvante, d'un accent si fort et si déchirant, que les premiers admirateurs de Romain Rolland ont pénétré dans sa pensée intime, et lui ont accordé cette confiance qui n'a fait que s'accroître avec l'harmonieux développement de son talent créateur. *Jean-Christophe* pouvait paraître.

On comprend quelle fut, sur cette génération éprise d'art, l'impression produite par les paradoxes de Tolstoï. La beauté rayonnante, l'intelligence du grand écrivain, ce réalisme humain qui montre l'âme au travers du geste et de la parole, avait rallié autour de lui tous les esprits écœurés par un matérialisme indigent et tyrannique. Les cruelles boutades de l'apôtre de Jasnaïa Polania, dénonçant comme Jean-Jacques le crime de la civilisation, bouleversaient le dernier refuge d'un idéalisme blessé: l'art. Elles excitèrent l'indignation des uns, la tristesse des autres. Romain Rolland écrivit à Tolstoï pour lui exprimer ses incertitudes. La réponse de Tolstoï était „un véritable traité d'esthétique et de morale, une ébauche de *Qu'est-ce que l'art?*" Elle indiquait, comme seul remède au mensonge de l'art moderne, le retour au peuple, à son art ingénu et vrai. L'art doit exprimer les sentiments de tous. Il doit contenir la conscience religieuse d'une époque. Le peuple, n'est-ce pas le cœur humain? Cette conception, Romain Rolland devait la faire sienne.

Elle apparaît dans ses premiers drames, réunis plus tard sous le titre de *Théâtre de la Révolution* et des *Tragédies de la Foi.* Elle est longuement, éloquemment développée dans son étude plus complète sur le *Théâtre du Peuple.* Elle a ouvert de larges horizons, trop lointains peut-être, pour une génération qui s'est arrêtée en route. Et ces règles généreuses ont été peu suivies. C'était l'époque où la jeunesse intellectuelle croyait aux universités populaires et à un pur socialisme. Il y eut de lourds

mécomptes, et les désillusions que la politique et l'histoire infligent à la présomption humaine. Mais la valeur d'une cause ne se juge point à son échec ou à sa réussite. Le retour au peuple fut déjà fécond comme, naguère, le retour à la nature.

C'étaient les bases de cette œuvre où Romain Rolland s'est exprimé tout entier: *Jean-Christophe*. Les dix volumes ont paru dans un espace de huit ans, suscitant un intérêt toujours grandissant. Il faut se souvenir quelles passions soulevait ce génie impulsif, bousculant, avec la joyeuse témérité d'un jeune Siegfried, les gardiens de la civilisation moderne. Un écrivain français choisissant un musicien allemand pour faire le procès de son pays, et de l'Europe entière, quelle audace singulière! On croyait retrouver dans Jean-Christophe les traits de Beethoven, de Wagner, de Wolff, comme de Haendel et de Glück. C'était, en réalité, une synthèse si forte de tous ces martyrs du génie, qu'elle a créé un type.

Romain Rolland ne blessait pas seulement les conventions de son milieu et de son pays, mais il attaquait de front les puissances contemporaines, la bourgeoisie, la finance, la presse, les universitaires et les artistes, l'hypocrisie politique et religieuse. Je me souviens qu'il s'étonnait lui-même de déchaîner, par sa calme sincérité, de si violentes colères. Il voulait ouvrir les fenêtres pour donner de l'air à cette chambre de malade, ou à ce bureau d'affaire, où étouffait la pensée. On l'accusait de briser les vitres. Il avait dénoncé le mal de l'Allemagne pratique et sentimentale, voilant sous une vertu de parade un féroce égoïsme, dans l'orgueil délirant de sa force et de son luxe de parvenu. Il montrait Paris épuisé par sa vie forcenée, sa soif d'idées et de jouissances, inquiet, surmené, ballotté comme la nef symbolique par les courants opposés, foire ouverte à tous les bateleurs de la politique, de la finance et de l'art. Mais parmi les appétits brutaux, les êtres purs et désintéressés n'étaient point souillés par cette boue. Le sourire trop clairvoyant d'Olivier répondait aux éclats de fureur ou de joie du Huron germanique. A côté de ces deux figures, l'une si loyale, si simplement héroïque, l'autre passionnée et véhémente, se nouent les destinées des personnages secondaires. Chacun représente une opinion, une classe sociale, un être humain qui pense et qui souffre. Il en

est qui restent des amis, d'autres que l'on a connus. Il est des pages de ce livre que l'on a vécues, qui restent comme les deuils de notre propre vie. Peu de romans, depuis l'apparition pathétique de *Résurrection*, ont été accueillis, non seulement en France, mais en Europe, avec autant d'émotion et de sympathie.

Cette œuvre vivait avec l'auteur (elle faillit même être brusquement arrêtée par l'accident stupide qui mit les jours de Romain Rolland en danger.) Elle était le reflet de ses préoccupations. Elle exprimait par là les sentiments de tous ceux qui n'avaient pas abdiqué leur dignité d'homme devant l'attristante médiocrité contemporaine. On sentait l'âme d'un homme au travers de cette œuvre puissante et inégale, un grand souffle d'amour pour les humbles et d'indignation contre tous les mensonges sociaux, contre toutes les tyrannies et toutes les lâchetés. Parfois le roman semblait s'arrêter pour laisser l'auteur épancher sa colère ou son espérance dans des pages lyriques, ou une digression d'histoire et de philosophie. C'étaient de singuliers dialogues entre Christophe et son Ombre, une méditation d'Olivier, analogues aux parenthèses des moralistes anglais, ou à certaines conversations des personnages de Dostoïewsky. Une liberté absolue de jugement, un amer souci de vérité rendaient ces pauses aussi captivantes que l'action, toujours forte et nombreuse comme le cours irrégulier d'un fleuve.

Il est facile de reprocher à ce roman sa longueur démesurée. Il est peu d'œuvres auxquelles on puisse, de nos jours, adresser une pareille critique. La tradition était en quelque sorte renouée avec ces études fortes et justes de la vie humaine, qu'on appelait autrefois un roman. Ce roman peut être l'épopée d'une race, d'un peuple ou d'une époque aussi bien que celle de l'individu. Il en est dans l'histoire littéraire de grands exemples. L'épisode de Manon ne doit pas faire oublier l'ensemble des *Mémoires d'un homme de qualité*. Les grands romanciers anglais Richardson, Fielding, plus près de nous Thackeray et Dickens ont consacré des volumes à dépeindre avec minutie les évènements d'une famille ou d'un être humain. On a cité aussi les *Misérables*. Mais n'y a-t-il pas une analogie plus évidente avec les romanciers russes, *la Guerre et la Paix*, surtout? Il ne faut point oublier que *Jean-Christophe* est une sorte de journal intime, et cette association

de la vie réelle à une réalité plus générale et reconstituée par le génie créateur, lui donne une grande force, comme à *Dichtung und Wahrheit*. L'auteur a d'ailleurs l'intention de condenser plus tard cette œuvre si diverse et si touffue; telle quelle, elle a souvent l'accent unique des *Confessions*.

Il faut en lire la très complète analyse que M. Seippel en donne dans son livre. Elle occupe, avec raison, la moitié du volume. *Jean-Christophe*, c'est la pensée toute entière de Romain Rolland, du moins de ces dernières années. Le roman qu'il prépare révèlera une forme nouvelle de cet esprit qui ne se repose jamais, surtout après la victoire. Déjà les derniers livres de *Jean-Christophe* sonnaient comme un chœur d'espérance et de foi en l'avenir. Ils reflétaient cette confiance en elle-même qu'a retrouvée la France. Reprenant l'idée d'Empédocle, dont il fit jadis le sujet d'un de ses drames inédits, Romain Rolland a montré l'harmonie de l'amour et de la haine, les deux forces qui mènent le monde, et se disputent le cœur des hommes. L'une et l'autre sont fécondes lorsqu'elles sont actives.

M. Paul Seippel a fort habilement éclairé, par des fragments de lettres personnelles, l'évolution de l'auteur de *Jean-Christophe*, son ascension souvent douloureuse sur les sommets du libre esprit et du renoncement suprême. Il a porté en lui cet idéal des grands solitaires, cette foi dans le cœur humain qui possède en lui son Dieu. Il a aimé la vie, pour ses souffrances, parce qu'elle est l'acheminement vers la joie.

„Ni la tristesse d'une âme noble que la vie brutale a froissée, ni la claire vision de vilenies humaines, ni même le généreux pardon des offenses, ne sont le dernier mot de Romain Rolland. Pour lui, comme pour Beethoven, la vie n'est que la route ardue qui doit conduire à la joie“ [1]).

M. Paul Seippel est de ceux qui n'ont point hélé le bon passeur en vain. Saint Christophe, tenant en sa main le rameau qui verdoye, l'a fait toucher, à travers le fleuve boueux, à la rive des pensées généreuses. Et ce livre est l'obole de son amitié et de sa reconnaissance.

[1]) Paul Seippel, *Romain Rolland*, p. 246.

RENÉ MORAX

□□□

DIE ZIELE DER ÄRZTLICHEN SEELENFORSCHUNG

Ein Überblick über die historische Entwicklung eines Lehrfaches wird stets förderlich sein, wenn man sich über die Richtungslinien in der nächsten Zukunft klar zu werden sucht.

Die Erforschung der Störungen des Seelenlebens hing, wie die Entwicklung anderer Zweige der Medizin, eng mit dem Auf- und Niedergehen der menschlichen Erkenntnis in verschiedenen Kulturepochen zusammen. Der große Kliniker des klassischen Altertums, Hippokrates, sprach schon mit bewundernswerter Klarheit aus, dass Geisteskrankheiten Gehirnleiden seien, und dass die Seele ihren Sitz im Gehirn habe. Dieser rein naturwissenschaftlichen Auffassung trat aber einerseits die philosophische, anderseits die dogmatische gegenüber. Schon Plato und Aristoteles verließen den Boden der reinen Beobachtung und bereicherten uns mit Gedankengängen mehr spekulativer Richtung, die aber die psychiatrische Forschung nicht wesentlich fördern konnten. Im Mittelalter und noch weit darüber hinaus benutzte die Kirche die Geisteskranken vielfach, um durch sie den Wunder- und Besessenheitsglauben aufrecht zu erhalten und durch diese mystischen Vorstellungen ein willkommenes Mittel zur Festigung ihrer Macht zu haben. So bedurfte es mehr wie zweier Jahrtausende, bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Wissenschaft unter Vorantritt von Esquirol den alten hippokratischen Standpunkt wieder erreichen konnte. Um nicht mit zu viel Hochmut auf kurzvergangene Zeiten der Entwicklung zurückzublicken, ist es gut, sich daran zu erinnern, dass heute noch, auch in Mitteleuropa, Teufelaustreibungen zur Heilung von Geisteskranken versucht werden; ja es gibt noch ganze Krankenhäuser, in denen solche Patienten von den geistlichen Leitern unter dem Gesichtspunkt behandelt werden, dass ihr Leiden die Folge von Sünden sein müsse. Und anderseits vertrat ein so vorurteilsloser Denker wie Kant noch den Standpunkt, dass für die Beurteilung krankhafter Geisteszustände der Philosoph besser geeignet sei wie der Arzt.

Wenn auch der Gebildete heute die Erkenntnis besitzt, dass Geisteskrankheiten anderen körperlichen Störungen durchaus

parallel zu setzen sind, so wurzelt doch in den meisten von uns, zum mindesten unbewusst, noch ein Teil jener alten abergläubischen Vorstellungen; während man irgend eine andere ärztliche Diagnose verhältnismäßig sachlich und kühl aufnimmt, betrachtet man die Feststellung einer seelischen Störung als eine Schande und wehrt sich möglichst dagegen. Da man aber das Vorkommen geistiger Störungen in den extremen Fällen nicht wohl abstreiten kann, so sucht man eine künstlich scharfe Grenze zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit zu ziehen, die es in Wirklichkeit nicht gibt; wer jenseits davon ist, der gehört hinter die Mauern der Irrenanstalt; dort soll auch das Feld des Psychiaters sein, und wenn dieser es doch wagt, einmal aus diesem engen Wirkungskreis herauszukommen, so wird sein Urteil von vornherein von der Großzahl der Menschen damit abgetan, dass er ja natürlich infolge seiner Gewohnheit alle Menschen für mehr oder weniger verrückt ansehe.

Die Pflege Geisteskranker in besonders hierfür eingerichteten und ärztlich geleiteten Anstalten wurde in unsern Ländern in größerem Maße in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eingeführt. Die genaue Beobachtung krankhafter Geisteszustände seit dieser Zeit, unter Ausschaltung der Annahme irgend welcher mitwirkender übersinnlicher Kräfte, ergab nun ein großes psychologisches Tatsachenmaterial. Zu einem wesentlichen Teil von dieser psychiatrischen Seelenforschung ging die Entwicklung einer erst wenige Jahrzehnte alten Disziplin aus, die als Fortsetzung der alten philosophischen Psychologie sucht, mit den Regeln der exakten Naturwissenschaften eine *Physiologie der Psyche* zu schaffen. Logischerweise musste diese experimentelle Psychologie mit der Untersuchung der einfachsten psychischen Mechanismen beginnen; es dürfte noch langer Zeit und der Auffindung neuer Methoden bedürfen, um auf diesem Wege, so weit dies überhaupt möglich ist, den höchsten, komplexesten psychischen Erscheinungen näher treten zu können, mit denen gerade der Arzt so häufig zu tun hat. Während die physiologische Psychologie damit beginnt, die elementarsten seelischen Erscheinungen zu durchforschen und sie in ihrem Aufbau zu zergliedern, ergründet der medizinische Zweig der Psychologie durch Beobachtung und Zergliederung des Seelenlebens *in seiner Gesamtheit* die komplizierteren Erschei-

nungen. Ein Gegensatz zwischen diesen beiden Richtungen darf nicht angenommen werden. Beide Forschungsarten sind naturwissenschaftliche Lehrzweige, wenn auch bei der medizinischen die Nachprüfung durch das Experiment einstweilen oft noch nicht möglich ist und so Fehlschlüsse leichter mitunter laufen können. Es ist nicht vorauszusehen und nicht ohne weiteres wahrscheinlich, dass die Methoden der rein experimentellen Untersuchung imstande sein werden, die höchsten psychischen Erscheinungen klar zu stellen. Sollte das doch möglich sein, so wird einst der Tag kommen, wo sich die medizinische und die spezifisch experimentell-psychologische Forschungsrichtung treffen und ineinander aufgehen werden. Bis dahin werden sie sich in wertvoller Weise ergänzen. Im folgenden sollen einige Ziele der ärztlichen Seelenforschung ins Auge gefasst werden, so weit dies in Kürze möglich ist.

Wie schon betont, ist die medizinische Psychologie herausgewachsen aus der Beobachtung krankhafter Geisteszustände. Der Geistesgestörte gibt dem Arzte Einblicke in die Tiefen des seelischen Geschehens, die beim Gesunden nur äußerst schwer zu erlangen sind. So gelingt es bei ihm zum Beispiel, Aufschlüsse über den Ablauf der intellektuellen Funktionen, über den Zusammenhang dieser mit dem Affektleben, und dann speziell wieder über gesonderte Störungen des Gemütslebens zu erhalten, die auch von der größten Bedeutung für die Kenntnis der entsprechenden Funktionen beim Gesunden sind. Die Abgrenzung klarer klinischer Krankheitsformen ist selbstverständlich, wie in anderen Zweigen der Heilkunde, eine der Hauptaufgaben der psychiatrischen Forschung. Um sie zu fördern, muss mit der Beobachtung am Krankenbett die anatomische Zergliederung des Gehirns und des übrigen Nervensystems Hand in Hand gehen.

So sieht man in der Tat, dass auf der einen Seite die Psychiatrie auf die psychologische Wissenschaft befruchtend und zum Teil richtunggebend einwirkt, während auf der andern Seite bedeutende Irrenärzte wieder die Fundamente für unsere anatomischen Kenntnisse geliefert haben. Je weiter die Forschung hier fortschreitet, desto häufiger werden die Berührungspunkte der anatomischen und der psychologisch-klinischen Betrachtungsweisen sein. So wie die Verhältnisse heute liegen, muss es aber doch

als wahrscheinlich bezeichnet werden, dass es eine Reihe von rein funktionellen Störungen des Gehirns gibt, bei denen uns auch das feinste Mikroskop im Stiche lassen wird und in deren Erforschung wir allein auf die psychologische Betrachtungsweise angewiesen sein werden.

Hierher gehören vor allem jene zahlreichen Grenzfälle zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit, bei denen, meist auf dem Boden einer vererbten Anlage, die Gleichgewichtslage zwischen Intellekt und Gefühlsleben verschoben oder zu labil ist. Die Bekanntschaft mit dieser Art von Kranken macht der Psychiater in ausgiebigem Maße in seiner Tätigkeit als gerichtlicher Sachverständiger. Es sind ja gerade gewisse Klassen von seelisch haltlosen Individuen, die beständig mit dem Strafgesetz in Konflikt kommen und die auch dem Anhänger unseres jetzigen Strafsystems immer mehr beweisen mussten, dass die Annahme eines freien aber bösen Willens weder zur Besserung noch zur Sicherung der Gesellschaft führe. Hier wurde nun der ärztliche Psychologe zu Rate gezogen, und er konnte, auf seinen Erfahrungen an den ausgesprochen Geisteskranken fußend, rein praktisch beweisen, wie wenig die Annahme einer freien Willensbestimmung nach der alten Auffassung den wirklichen Verhältnissen entspreche. Wenn man zum Beispiel den Entwurf unseres schweizerischen Strafgesetzbuches betrachtet, so springt dieser große Fortschritt ohne weiteres in die Augen. Der rechtsbrechende Mensch wird hier nicht mehr nur nach der schematisch festgelegten „Schuld" beurteilt, die er auf sich lud, sondern der Richter muss in die Motive und in die ganze geistige Verfassung des Betreffenden sich einleben, um darnach, mit feiner Hand abwägend, die geeignetste Mischung von Sühne, die zur Besserung führt, und von Schutzmaßregel für die Gesellschaft zu finden. Das Prinzip der Verurteilung auf unbestimmte Zeit setzt an die Stelle der zufälligen Verschuldung die Berücksichtigung der sozialen Gefährlichkeit; es mag praktisch schwer durchführbar sein und deshalb einstweilen wohl erst für die verzweifelten Fälle, wie zum Beispiel die immer wieder rückfälligen schweren Verbrecher, Anwendung finden; aber schon seine Aufstellung bedeutet einen Sieg der psychologischen Auffassung. Wenn heute eine große Zahl Juristen Schulter an Schulter mit den Psychiatern für die Durchsetzung dieser neuen

Ideen kämpfen, so ist das ein erfreuender Beweis dafür, dass die Wahrheit stets stärker ist als alte Dogmen und dass auch in ihr die einzig wirkliche Zweckmäßigkeit liegen muss.

Häufig hört man die Ansicht, die Zuziehung eines Psychiaters zu der gerichtlichen Beurteilung eines Angeschuldigten habe einzig die Folge, dass der Betreffende nicht die Konsequenzen für seine strafbaren Handlungen zu tragen habe. In Wirklichkeit ist meist das Gegenteil der Fall, denn der unzurechnungsfähig erklärte und als gemeingefährlich internierte Kranke ist für seine eigenen Interessen gewöhnlich schlimmer daran wie der Verurteilte. Die forensische Psychologie erstrebt, dass jeder, ob gesund oder krank, die Folgen seiner antisozialen Handlungen zu tragen habe; sie verlangt aber, dass diese Folgen der Psyche des Betreffenden und insbesondere ihrer Beziehung zur Sicherheit der Gesellschaft zweckmäßig angepasst seien. Wo heute Widersinnigkeiten in dieser Richtung vorkommen, da liegt meist nicht ein Fehler des Experten oder des Richters vor, sondern eine Unvollständigkeit der Gesetzgebung oder der bestehenden Anstalten, an deren Reformierung in dem angegebenen Sinne mitzuarbeiten wir alle das größte Interesse haben.

Auch bei der Bewertung der Zeugenaussagen und sonst auf dem Gebiete des Zivilrechts spielt die exakte psychologische Betrachtungsweise eine immer wichtigere Rolle. Es würde zu weit führen, hier auf diese einzelnen Disziplinen einzugehen. Ihre von Jahr zu Jahr allseitig mehr anerkannte Wichtigkeit ist ein Zeichen ihrer großen sozialen Bedeutung.

Das Hauptinteresse des Arztes wird sich aber nicht auf die formellen und juristischen Fragen, sondern darauf richten, ob durch diese Methoden zur Heilung und Verhütung geistiger Störungen beigetragen werden kann. Eine wesentliche Aufgabe besteht hier in der Abgrenzung bestimmter Krankheitsbilder bei den ausgesprochenen Psychosen. Nur dadurch wird es möglich, einigermaßen genau den künftigen Verlauf eines Krankheitsbildes vorauszusagen, was wegen der sozialen Konsequenzen gerade bei Geisteskranken besonders wichtig ist.

Die genauere Erforschung der Erblichkeit geistiger Störungen hat uns gezeigt, dass eine familiäre Belastung mit den verschiedenen Arten psychischer Abweichungen so gut wie nichts sagt;

mit anderen Worten ausgedrückt heißt das: wenn wir die verschiedenen Arten der erblichen Belastung nicht auseinanderhalten, so ist der geistig Gesunde sozusagen ebenso stark „belastet" wie der geistig Kranke. Anders verhält es sich, sowie es uns gelingt, die *einzelnen Arten* der Störung auseinander zu halten und das Vorkommen gleichartiger psychotischer Zustände nachzuweisen. Es scheint nach den neuesten Forschungen, dass sich auf dem Boden einer solchen genauen klinischen Einteilung, zu der die psychologische Durchforschung einstweilen noch unbedingt nötig ist, eine exakte Erblichkeitslehre auch für die Geistesstörungen wird aufstellen lassen. Wenn uns das gelingt, so können wir die ihre Nachkommenschaft voraussichtlich besonders stark belastenden Individuen zu ihrem und der Gesellschaft Nutzen aus der Fortpflanzungsreihe ausschalten und damit Wesentliches zur Verhütung geistiger Störungen beitragen[1]).

Die klinische Forschung hat ergeben, dass auch in gewissen Fällen schwerer geistiger Störungen seelische Konflikte den Ausbruch der Krankheit oder wenigstens den eines Schubes derselben *auslösen* können. Ich denke hier besonders an die überaus häufigen Fälle von Jugendirresein (mit dem Fachausdruck *Dementia Praecox* oder besser *Schizophrenie* benannt.) Die psychologische Vertiefung in den einzelnen Fall wie in das Wesen einer ganzen Krankheitsgruppe kann es ermöglichen, manchem folgenschweren Konflikte vorzubeugen oder wenigstens so frühzeitig eine sichere Diagnose zu stellen, dass schweres Unglück für den Kranken selbst wie besonders auch für seine Umgebung verhütet werden kann. Wie häufig zum Beispiel kommt es vor, dass Ehen unglücklich sind und der eine leistungsfähige Teil und die Entwicklung der Kinder gehemmt wird, nur weil man nicht sieht, dass die Ursache der Disharmonie in einer verkannten psychischen Störung des andern Teils ihre Ursache hat. Selbst wenn eine Heilung in dem betreffenden Falle nicht möglich ist, so genügt oft schon die Erkenntnis, warum die Verhältnisse unhaltbar geworden sind, um sie in der einen oder andern Weise erträglich zu gestalten.

[1]) Siehe: *Die Nordamerikanischen Gesetze gegen die Vererbung von Verbrechen und Geistesstörung und deren Anwendung*, von Dr. Hans W. Maier, und *Kastration und Sterilisation von Geisteskranken in der Schweiz*, von Dr. Emil Oberholzer, Halle, Marhold, 1911.

Die größte praktische Bedeutung aber hat die ärztlich-psychologische Forschung für diejenigen Krankheitsfälle, bei denen die abnormen Erscheinungen, auf der Basis einer angebornen Disposition, im wesentlichen durch seelische Konflikte hervorgerufen werden. Man hat diese Art von Krankheiten, im Gegensatz zu den Geisteskrankheiten im engeren Sinne, als *Psychoneurosen* bezeichnet; sie treten am häufigsten unter der Form von Hysterie, Zwangs- und Angstzuständen auf. Es sind Leiden, die nicht zu schweren organischen Störungen im Zentralnervensystem, zu irgend einer Art von Verblödung führen, sondern die sich speziell auf dem Gebiete der Gefühle, der Affektivität, abspielen. Es ist ohne weiteres zuzugeben, dass die ererbte Anlage auch bei diesen Störungen eine große Rolle spielt. Äußere Einwirkungen, die bei dem einen Menschen psychoneurotische Störungen hervorrufen, verlaufen bei dem andern ohne irgendwelche krankhaften Folgen. Gerade die so wichtige seelische Durchforschung des gesunden Menschen ergibt nun aber, dass auch bei ihm im unbewusst bleibenden Teil der Psyche, oder im Traum, bei Ermüdung, beim Einschlafen oder ähnlichen Zuständen die gleichen eigentümlichen Mechanismen vorkommen. Zwischen den psychischen Abläufen beim Gesunden und beim Psychoneurotiker scheinen nach dem heutigen Stand der Beobachtung *im wesentlichen* quantitative und nur nebensächlichere qualitative Unterschiede zu bestehen.

ZÜRICH (Burghölzli) HANS W. MAIER

(Schluss folgt.)

□□□

LE DERNIER ROMAN DE M. C.-F. RAMUZ

LA VIE DE SAMUEL BELET

Le roman contemporain en France est extrêmement riche en œuvres remarquables, et cependant la France ne possède pas un nombre très considérable de romanciers authentiques. La forme „roman" sert à étiqueter beaucoup d'œuvres, qui ne sont point romanesques, au sens propre du mot — c'est-à-dire épiques, puisque le roman est la réplique moderne de l'épopée, — mais dramatiques ou lyriques. En outre beaucoup de romans, et des meilleurs et des plus justement appréciés, ne sont point des romans, mais des contes étendus et tirés en longueur, comme on dit dans le langage des rédactions. Dans une étude fort pénétrante qu'il a publiée récem-

ment sur le *Roman*, M. Jean Müller remarquait que le roman dramatique — celui par exemple d'André Gide ou de Claude Farrère, si dissemblables que soient ces deux écrivains — deviendrait inutile, et partant rare, le jour où la scène, débarrassée de la production industrielle qui l'encombre serait rendue au véritable théâtre, au grand théâtre enfin, dont la raison est l'étude des conflits. De là beaucoup de romans qui ne sont point, à proprement parler, des romans, mais des pièces traitées sous la forme extérieure et livresque du roman. *L'homme qui assassina* de M. Farrère est conçu et construit comme une pièce — de là son adaptation scénique si facile — et beaucoup d'autres romans comme la *Porte étroite* ou *Isabelle* d'A. Gide sont, de même, des pièces. D'autres romans sont des contes, comme les romans de M. Anatole France ou ceux de M. de Régnier; d'autres romans enfin, comme ceux de Mme Colette Willy ou de Mme Lucie Delarue-Mardrus sont des effusions lyriques. Parmi tant d'auteurs de romans, je ne vois guère, en France, que MM. Paul Adam ou Rosny aîné qui soient de véritables, et même, de grands romanciers. Encore une fois, je ne parle pas de la valeur intrinsèque des œuvres, mais de leur intérêt purement épico-romanesque.

Or, après avoir lu le dernier roman de M. C.-F. Ramuz, on voit sans difficulté que la *Vie de Samuel Belet* n'est ni un conte, ni une pièce, ni un volume d'effusions lyriques, mais un roman, au sens véritable du mot, et que son auteur, est un véritable romancier. Mieux encore, M. Ramuz possède sans conteste un des plus vigoureux tempéraments de romancier que les lettres françaises aient connus depuis longtemps. Bien entendu, il s'agit ici uniquement de la forme de son talent d'écrivain et non point de la matière qu'il a traitée, ni de ses sources d'inspiration.

* * *

M. Ramuz a mis le récit dans la bouche de Samuel Belet. Au soir de ses jours, alors qu'il tend ses filets sur le lac, Samuel a l'idée d'écrire l'histoire de sa vie: „Pourquoi t'en tirerais-tu plus mal qu'un autre, après tout?" pense-t-il. Et dès que son travail est terminé, il va à la mercerie, achète des cahiers d'école, une bouteille d'encre, des plumes, et il se met à écrire. Au commencement ça ne va pas tout seul: „à la place de reculer, je m'arc-boutais contre les mots, poussant dessus de toutes mes forces; il a bien fallu qu'ils finissent par céder." Et Samuel Belet, arrivé au bout de son histoire, et sans craindre d'être oublié, peut attendre la mort „qu'il sent venir par derrière."

Jean-Louis Samuel Belet est né à Praz-Dessus, le 24 juillet 1840, d'Urbain Belet, agriculteur et de Jenny Gottret, sa femme. A dix ans il perd son père, et à quinze ans sa mère. Julien Belet, son oncle et tuteur le „place" à la Maladière, la grosse ferme de M. David Barbaz, à Vernamin. M. David Barbaz est le plus riche propriétaire de la commune. Il possède septante et quelques poses, vingt vaches, quatre bœufs et trois chevaux, et Samuel est très intimidé lorsque son oncle le conduit à la ferme. Il y fait son apprentissage de la vie. Mais M. Loup, un ancien régent, veut le faire étudier. Il lui prête des livres, et tous les quinze jours, le dimanche, lui donne une leçon. Samuel prend goût à l'étude; il deviendra régent. Bientôt M. Loup l'envoie à Roche, pour être commis chez un

notaire. La vie est moins dure, le métier est plus facile, et il a du temps pour lire et travailler. M. Loup lui obtiendra une bourse à l'Ecole Normale de Lausanne. Mais à ce moment de sa vie un grand amour lui fait perdre la tête. Mélanie, une jolie fille, délurée et insouciante, et qu'il aime avec passion, l'abandonne pour Jordan de la Baumette. Il revient alors à sa première vie; il ne sera jamais régent. Il erre à travers le pays, travaille de ferme en ferme, et un jour passe le lac. Là commence une nouvelle période de sa vie qui va durer sept années. En Savoie il rencontre Duborgel, le charpentier avec lequel il se lie d'amitié. Ils travailleront ensemble désormais, car Samuel a appris le métier de son ami. Un jour les deux hommes partent à pied pour Paris. Ils parcourent la terre de France. „De longues files de peupliers dessinaient sur le ciel la courbe de route que l'on ne voyait pas, ou bien s'en allaient toutes droites se perdre peu à peu dans la brume et l'éloignement. Par ci, par là, la tour d'une cathédrale indiquait de très loin la place d'une ville. Il y eut de nouveau des fleuves, et entre eux des canaux avec des chemins de halage sur lesquels lentement des chevaux s'en allaient, tirant un grand bateau tout plat. Et un homme marchait à côté du cheval, le fouet jeté autour des épaules." Ils arrivent à Paris, et Samuel fait la découverte de la grande ville. Duborgel, de son côté, fréquente les clubs socialistes et fait de la politique. Il ne réussit pas, cependant, à convaincre le pensif Vaudois. Un soir, une explication définitive les sépare à jamais, et Samuel est de nouveau seul dans le monde. Peu de temps après survient la „guerre de septante". Samuel rentre au pays, et trouve du travail chez M. Guignard, le propriétaire des chantiers de la Veveyse. Il prend pension à la rue du Marché, chez la veuve Louisa Chabloz, originaire du Pays d'En-Haut. Louisa est travailleuse, douce et bonne, et Samuel ne tarde pas à venir à elle. Ils se marient, par un beau jour du mois de mai. La pension de Louisa prospère, et Samuel devient contremaître. Tout irait pour le mieux, s'il n'y avait l'enfant que Louisa a eu de son premier mariage. Louisa se doit à son mari et à son enfant; or ces deux êtres, qui lui sont également chers, ne s'aiment pas. Elle en souffre, en devient malade, et ne tarde pas à en mourir. Samuel reste seul avec le fils de sa femme, pour lequel il se sent pris, brusquement, d'une immense tendresse Tout ce qu'il y a en lui de bonté et d'amour, il le lui donne. Mais l'enfant ne voit rien. Il reste taciturne et fermé, et il meurt lui aussi, six mois après sa mère.

Samuel est de nouveau seul. N'ayant plus rien à faire dans la ville où moururent les deux êtres qu'il aimait, il vend sa petite maison, et s'en va, à pied comme jadis, sur la route du lac. Sans s'en rendre compte, il retourne vers les lieux où il vécut sa jeunesse, où il souffrit de son grand amour. Il s'arrête au tournant de la route et reconnaît la terre familière. Il songe à sa vie, à la misère des choses, et des sanglots lui montent à la gorge. Il entre à l'auberge et demande à boire. A la table voisine, un homme est assis, misérable et accablé. Cet homme, Samuel le reconnaît. C'est le mari de Mélanie, c'est Jordan de la Baumette, celui qu'on lui a préféré jadis. Les deux hommes refont connaissance et boivent jusqu'au soir. Ils parlent du passé, des hommes qu'ils ont connus, et dont Samuel demande des nouvelles. Ils parlent enfin de Mélanie. Puis Jordan a une idée, une idée d'ivrogne:

„Viens voir Mélanie, dit-il à Samuel, elle n'est plus bien belle." Samuel accepte: „C'est qu'elle était belle autrefois! Ah! le joli cou qu'elle avait! et quelles joues!"

Je m'aperçus qu'il ne riait plus. Je n'en continuai pas moins:

— Et des bras durs, tu sais! . . .

Il me demanda:

— Qu'est-ce que tu dis?

Mais j'étais lancé.

— Une peau comme de la soie! Et quelle bouche, quelle bouche! Et le goût de miel que sa bouche avait . . .

Il répéta:

— Tu dis?

Et comme il se détachait en noir sur la fenêtre éclairée, je vis qu'il levait son fouet.

J'avais fini par trouver l'essieu: je voulus reculer, mais mon pied restait en l'air; et la jument impatiente ayant fait un bon en avant, je roulai dans la poussière.

Après s'être relevé, Samuel s'assied pour reprendre ses sens, puis il réfléchit: „Tu as quarante-deux ans, Samuel. Tu as peut-être encore bien des années à vivre. Comment vas-tu les vivre!" Il décide alors de s'associer avec le vieux Pinget, le pêcheur, qui habite une petite maison, sur la rive du lac. Désormais ils tendront ensemble leur filets. Il répare la maison, achète une péniche neuve. Le père Pinget meurt, et Samuel est définitivement seul, son aide venant travailler quand il lui plaît.

Qu'importe maintenant à Samuel la succession des jours et des nuits; que lui importent les choses de la vie quotidienne? "Car tout est confondu, la distance en allée et le temps supprimé; il n'y a plus ni mort ni vie; il n'y a plus que cette grande image du monde dans quoi tout est contenu, et rien n'en sort jamais et rien n'y est détruit, c'est un degré de plus, il faut encore le franchir; mais on voit devant soi se lever ce visage, et c'est le visage de Dieu. Lui aussi j'ai appris à l'aimer et à le connaître; je sais qu'il est tout et qu'il est partout! . . . Quand je rame dans mon bateau c'est en lui que je m'avance; quand j'aborde à la rive c'est à lui que j'aborde; il est en haut, en bas, à droite, à gauche. Il est ici, il est là-bas; il est cet arbre, il est la montagne; le lac n'est qu'un morceau de lui, le soleil un morceau de lui, et tout n'est qu'un morceau de lui, jusqu'à la navette à filet tombée, jusqu'au caillou que la vague arrondit."

* * *

Après avoir lu *Samuel Belet*, j'ai relu *Aline* et les *Circonstances de la vie* et *Aimé Pache*, puis j'ai relu à nouveau *Samuel Belet*. J'ai vu nettement à quel point ces romans se tenaient entre eux, se suivaient, s'enchaînaient, formaient un tout, mais j'ai vu aussi combien de livre en livre, le talent de M. Ramuz s'épurait, se débarrassait de tout l'inutile, et combien son expression tendait à la simplicité, à la justesse, à l'*identité* absolue avec le sujet. On ne peut retrancher de la *Vie de Samuel Belet* ni une ligne, ni un mot. Samuel raconte sa vie dans les termes même dont un Samuel Belet, parlant à vous ou à moi, se serait servi. Dans les romans précédents, il y avait, malgré tout, quelques taches, et parfois l'on sentait le procédé, ou si l'on veut, la *manière* voulue et forcée. Tel paysage, telle vision, telle pensée était trop *de l'auteur*. Ici, ce n'est jamais le cas. Et c'est ce que je voulais dire en parlant de l'identité absolue de l'expression avec le sujet. En outre, ce qui fait la valeur de ce roman — comme d'ail-

leurs la valeur des œuvres précédentes — c'est la richesse et la nouveauté de la matière. L'œuvre de M. Ramuz, et avant tout *Samuel Belet*, est une œuvre romande, une œuvre vaudoise même, mais c'est aussi une œuvre humaine, générale. M. Ramuz a réalisé cela. Il fait entrer le roman romand dans les grandes lettres françaises. Par là, cette œuvre est une date dans l'histoire de notre culture, c'est même une grande date. Nul n'a exprimé avec plus de force, de pénétration et de vérité l'âme vaudoise, l'âme profonde, pensive et lente du vaudois. Je serais très étonné, si les critiques français — je parle des vrais critiques — ne reconnaissaient à cette œuvre des qualités inédites, et ne lui trouvaient un accent nouveau.

Maintenant M. Ramuz s'est réalisé, non pas entièrement sans doute, car il évoluera, mais il s'est réalisé dans ce que son talent a de tangible et d'évident. Il est maître de soi et de son art. Et pour un écrivain — un critique, même — je ne sais rien de plus instructif, et même de plus palpitant, que la lecture de ses œuvres, d'*Aline* à *Samuel Belet*. Ce progrès, cette marche ascendante témoignent d'un talent, d'une volonté et d'une maîtrise qui forcent l'admiration. Et pour les écrivains romands, c'est une belle et fière leçon.

GENÈVE GEORGES GOLAY

□□□

DIE SÜDSLAWISCHE FRAGE IM HABSBURGER REICHE

Vor zwei Jahren ist das Buch von *R. W. Seton* über die südslawische Frage in der Erstausgabe in englischer Sprache erschienen und erregte berechtigtes Aufsehen. Nun liegt eine deutsche Übersetzung vor (Verlag Meyer und Jessen, Berlin). Der Autor übt an der österreichischen Regierungspolitik scharfe Kritik. Die diplomatischen Methoden des Grafen Aehrenthal werden der Prüfung unterzogen. Seton sagt unter anderm: „es liegt im Interesse ganz Europas, dass Diebstahl, Fälschung und Spionage aus dem Bereiche der auswärtigen Politik endgültig ausgeschlossen werden." Der Zweck des Buches ist, das Erwachen des Nationalgefühls bei den Kroaten und Serben der Doppelmonarchie zu schildern und die kroatisch-serbische Einheitsbewegung der letzten Jahre eingehender zu behandeln. Ein Teil des Werkes schildert die Annexion Bosniens und die daraus entstandene internationale Krise. Das Buch von Seton-Watson hatte einen so durchschlagenden Erfolg zu verzeichnen, weil es eine lebendige aus der direkten Anschauung heraus gewonnene Kenntnis der Verhältnisse verrät und die südslawische Frage nicht allein als Nationalitäten- und Rassenfrage zur Darstellung bringt, sondern auch die geschichtlichen und ökonomischen Grenzgebiete in die Erörterung einbezieht. Die Engländer sind anerkannte Meister der knappen und klaren Darstellung; das Buch von Seton ist ein neuer Beweis dafür. Auch die rein historischen Partien sind sehr anziehend

geschrieben und vermitteln auch Uneingeweihten rasch die Kenntnis des Allerwissenswertesten. Die Misère, unter der die Südslawen leiden, tritt vor allem in dem vierten Kapitel des über 600 Seiten umfassenden Buches besonders hervor; hier wird der Ausgleich zwischen Ungarn und Kroatien dargestellt (1868) und im folgenden Kapitel die Verhältnisse des Landes unter dem Dualismus geschildert (1868—1905). Ein besonderer Abschnitt ist der hochragenden Persönlichkeit des Bischofs Stroßmayers gewidmet mit seinen Verdiensten um die Wiedergeburt der kroatischen Kultur. Die Annexion Bosniens und der Agramer Hochverratsprozess, der Friedjung-Prozess führen auf die neue Zeit hinüber. Seton bringt überall originelle Betrachtungen. Man fühlt es heraus, wie intim er mit Land und Leuten vertraut ist. Das offizielle Österreich muss sich in diesem Werke eines neutralen Zuschauers eine scharfe, berechtigte Kritik gefallen lassen. Über zwanzig Beilagen bilden die dokumentarische Fundierung des groß angelegten Werkes. Da findet sich auch der Briefwechsel zwischen Bischof *Stroßmayer* und *Gladstone*. Das Bindeglied zwischen dem kroatischen Bischof und dem britischen Staatsmann war Lord Acton, Verfasser der bekannten Quirinus-Briefe aus dem Vatikanischen Konzil, ein intimer Freund Döllingers und später Professor der Geschichte an der Universität Cambridge. Acton war am Vatikanischen Konzil in den Jahren 1869/70 ein Mitkämpfer Stroßmayers gegen das Unfehlbarkeitsdogma. Lord Acton erkannte die geistige Verwandtschaft zwischen Stroßmayer und Gladstone und machte den Versuch, sie zusammenzubringen. Dieser Briefwechsel enthält wahre Prachtsstellen. Der erste Brief an Gladstone datiert vom 1. Oktober 1876 und er beginnt mit folgenden Sätzen: „Erlauben Sie, dass auch ich Ihnen aus dem Innersten meiner Seele danke für die großmütige Initiative, die Sie vor Ihrer ausgezeichneten Nation und vor der ganzen zivilisierten Welt ergriffen haben zur Verteidigung der Rechte, der Humanität und der Freiheit, für die im gegenwärtigen Momente die armen Südslawen so Unsägliches leiden und Ströme Blutes in einem ungleichen Kampfe vergießen."

Der Ton zwischen dem Bischof und Gladstone ist mit jedem Briefe herzlicher geworden und nach wenigen Monaten schon schließt eine dieser Korrespondenzen des Bischofs von Bosnien mit den Worten: „Genehmigen Sie, teuerster Freund, den Ausdruck meiner intimsten und respektvollsten Verehrung und Freundschaft, mit der ich mich zu zeichnen die Ehre habe, Ihren Freund und Bewunderer."

Am 19. September 1882 beglückwünscht der Bischof Gladstone „zum großen und entscheidenden Sieg" des britischen Heeres in Ägypten. Die britische Politik bedeute unter seiner weisen Führung „überall in der Welt die Gerechtigkeit und die Freiheit". Gladstone schrieb am 12. Oktober 1882 seinem „vénérable évêque et cher ami" unter anderm: „Quant aux Slaves du Sud, nous pouvons espérer beaucoup de progrès à l'avenir et nous féliciter du grand œuvre d'émancipation qu'on a en grande partie accompli."

ZÜRICH PAUL GYGAX

□□□

ANMERKUNGEN ZU BÜCHERN

DAS HERMANN BAHR-BUCH
GERHART HAUPTMANNS FESTSPIEL

Geist kann nicht bezahlt werden, darum kostet das dreihundert Seiten lang geistreich ausdauernde Hermann Bahr-Buch nur eine Mark. Alle die vielen Hermann Bahr, die doch nur einer sind, sprechen und widersprechen sich da über die großen und kleinen Bagatellen des Lebens. „Sage mir Graf Orindur, woher dieser Zwiespalt der Natur?“ Nämlich in diesem Hermann Bahr, der die „Königlich-Kaiserliche Post- und Telegraphendirektion für Österreich“ eines Essays würdigt und doch noch Zeit findet als ein Europäer großen Stils zu behaupten: „Es wird heute zwischen Wolga und Loire, von der Themse zum Guadalquivir nichts empfunden, das ich nicht verstehen, teilen und gestalten könnte; die europäische Seele hat keine Geheimnisse vor mir.“ Als Österreicher grollt und schmollt er — natürlich „unter dem Strich“ über das pensionierte Gewissen seines Vaterlandes. Von Wien plaudert er aus, es verzeihe alles, nur eines nicht: die geistige Größe. Da Bahrsche Feuilletons doch noch keine Dynamitpatronen auf dem Frühstücksteller eines Wieners legen, ist der Wiener und ganz Wien boshaft genug, grade Hermann Bahr — also einer Größe — zu verzeihen, und schmunzelnd wird er gefragt: Lieber Raunzer, warum klebten Beethoven, Schubert, Grillparzer, ja Hebbel an Wien — der Apfelstrudel wegen?

Übrigens in der Liebe zum Theater überwienert der Salzburger Bahr alle Wiener. Sein Lächeln, sein Witz, sein Ärger, seine Feder, seine Arbeit, seine Sehnsucht, sein Zweifel dichten und denken ja für die Abendstunden zwischen Acht und Elf, in denen der Vorhang vor dem sublimierteren Leben aufrollt. Ein echt Bahrsches Paradoxon: Er nimmt das Theater ebenso ernst, wie er es selber leicht bedient. Er hat den Dialog aus seiner Erdenschwere befreit und mit seiner nonchalanten Art Schule gemacht. F. Salten, R. Auerheimer, A. Schnitzler wissen, woher ihr eigener quecksilberner Dialog kommt. Von Bahr, oder von Paris, wo dieser zuerst seine Sätze gleichsam parfümierte, bis er lernte in einem Satz einen Aufsatz schreiben. In Paris kleidet sich der Stockösterreicher in den Europäer um, der fortan den ganzen Kontinent bewohnt, bald Paris, London, Berlin, Rom, Athen, Petersburg und natürlich Wien. Dadurch befähigt, großzügige Parallelen zu ziehen, wachsen seine an keinen Meridian gebundenen Interessen ins Riesengroße. Überall entdeckt er in der Kunst jungfräuliche Erde. Er ist dabei, wenn man den Geburtstag des Naturalismus feiert, er ist dabei, wenn man ihn als „einen Zwischenakt“ erledigt; wenn heute ein resolutes Talent seine Fühler ausstreckt, so ist morgen Hermann Bahr schon sein Impresario; wenn er auf unsere deutsche Zunge kaum den Namen Bernhard Shaw gelegt hat, ist auf seinen Lippen Galsworthi schon heimisch geworden. Darf man seinen Göttern glauben? Entdeckte er wirklich die Crème der Literatur? Aber wirklich, Hermann Bahr hat uns seit Jahrzehnten immer in die beste Gesellschaft geführt, wenn anders uns die von ihm gepriesenen Maeterlinck, Barbey d'Aurevilly (dessen Georges Brummel jeder lesen sollte), Maurice Barrès wertvoller sind . . . sagen wir, als François Coppée und Paul Bourget, der Ältere. Aus dem elastischen Charakter des Österreichers hat Bahr einen Funken Genie geschlagen. Mit

gertenschlanker Geschmeidigkeit fühlt er sich in seine Zeitgenossen ein, unterliegt großen Eindrücken in so nervenzarter Weise, dass auch wir unterliegen. Man hat Bahr vorgeworfen, er wechsle jedes Jahr seine Überzeugung — oft auch zweimal. Das Bahr-Buch lehrt uns sein Bekenntnis ethischen Impressionismus: Charakter hat, wer Gesinnungen revidiert. Durch solche Revisionen hat Bahr — ein besserer literarischer Talleyrand — sich aus der Jugend von gestern immer wieder in die Jugend von heute balanciert. Für diese fröhliche Kunst dürfte man dem Fünfziger fast gratulieren, wenn man es nicht lieber unterlassen sollte, weil er wie das Hofrätchen Negrelli im „Krampus" sich entrüsten könnte: „Es ist eine große Gemeinheit, seinen Mitmenschen stets daran zu erinnern, dass er weniger jung wird." —

* * *

Gerhart Hauptmanns Festspiel zur Erinnerung an den Geist der Freiheitskriege! — Pfui Deibel! sagte der hohle Philisterdarm, dem's nicht ans Herz ging, denn „brennt man den Hammel an der Stirn, bleibt unbewegt sein dumpfes Hirn" (sagte schon vor dem Philister ein Gerhart Hauptmann). Hm! hm! pipsten die kritischen Leisetreter, die den Daumen nicht auf die Schwächen zu drücken wagten. „Hosianna!" der Kometenschweif von Hauptmanns blinden Freunden. Und einige wenige zuckten die Achseln. Soso, lala! Man sollte das Festspiel lesen, wäre es bloß, um den Goetheschen „Epimenides" noch herzlich schlechter zu finden, über den die Goethephilologie soviel schwindelt. Aber man würde zweckvoll vergleichen, dass beide Dichter zwar auf die Heringsware landesüblicher Begeisterung feierlich verzichteten, aber dafür nichts besseres gaben als die mythologische Rumpelkammer. Goethe wünschte damals alle Wunder der Regietechnik; die Blößen zu Hauptmanns Werk hat Reinhardt (wie der barmherzige St. Martin mit seinem Mantel), mit der Pracht seiner Vorhänge und seinen ehrlichen und listigen Künsten verdeckt. Goethe und Hauptmann! . . . Oh, ich will dem Dissertationsthema von 1920 nicht vorgreifen. Sicher ist, dass Hauptmann mit dem Rücken gegens Publikum schrieb, dass keine Genieblitze ihn umzuckten, als er vielleicht in einem englischen Klubsessel an Hans Sachs dachte und Knittelverse schrieb, an Goethe dachte und den Theaterdirektor ins Festspiel schmiss, und wieder an Goethe dachte und mit Allegorien dem Volk Steine statt Brot gab. Aber an die Riesenhalle in Breslau dachte er nicht, der man die Weltgeschichte mit den Puppen an Drähten nicht erklären soll; denn ein Festspiel ist immer patriotisch zugeschnittene Geschichtstunde, in der man das Beste, was man weiß, den Buben (und ihren Vätern und Müttern) doch nicht sagen darf. Hauptmanns ironische Geschichtsphilosophie durchfröstelt allerdings das patriotische Normalherz. Aber der winzige Puppenkram und die dressierten Riesenmassen, die sich über die Bühne wälzen, ergeben Kontraste. Ich werde den Gedanken nicht los, dass der böse Dämon Gerhart Hauptmanns in diesem Festspiel — Max Reinhardt hieß, dass die Massenszenen gleichsam in Regiepläne hineingedichtet werden mussten, dass Hauptmann hie und da geradezu von einem Einfall dispensiert wurde, damit optische und akustische Einfälle der Regiekunst textlich und gedanklich nicht gehemmt wurden. Vom „Mirakel" her kennt man den großen mystischen Dämmereindruck des Riesen-Domes. Im Festspiel

wallt wieder ein feierlicher Zug in den Dom. Das Wort kann mit diesem Schaugepränge nicht konkurrieren. Der eigentliche Zweck der Revue aber ist erreicht. So tauchen auch die Helden und Dreiviertelsheroen nur zu flüchtiger Apparition auf und ducken sich wieder unter die Rampe — jedweder Tat frei. Nur Napoleon! Der drängt sich schon als zwölfjähriger Knabe vor, einen Kreisel herrisch regierend. Der dröhnt und hämmert Worte, strotzt in Machtgebärden, wächst eben aus dem Zwergformat in das Maß des Zeus von Otrikoli. Zeus-Napoleon in der Glorie, ihm zu Füßen der deutsche Adler! Nein, deutsche Kriegervereine können nie begreifen, dass ein Dichter die Größe der Nation ehrt, wenn er ihres Gegners Größe nicht schmälert. Es ist gewiss, dass Hauptmann den Korsen sozusagen mit Ausschluss der Öffentlichkeit — ganz für sich geschildert hat. Ich lege den Finger auf den hübschen Gedanken des Philistiades, der, von der zerbrochenen Heldenpuppe Napoleon sprechend, aus seinem Rucksack ein Schiffsmodell nimmt:

Hier halt ich ein Schiffchen, heißt Bellerophon!
Klopft man daran, gibt's einen Schmerzenston.
Es trägt den großen Napoleon,
Als Gefangenen des mächtigen Albion.
Es hält den Kurs in die große Leere,
Nach dem ödesten Felsen im öden Südmeere.
Und was da pulst gegen seine Wanten,
Das ist das Herz, das wir alle kannten.
Und der furchtbare Wille, dem nichts widerstand,
Liegt jetzt zerbrochen hinter der Schiffswand.
Und sicher wird Meile um Meile gemessen.
Sie schlepten ihn fort in das große Vergessen,
Wo sich auch der zäheste Wille
Nutzlos zermartert in der unendlichen Stille. —

Napoleon hat in diesem Festspiel ideell eine Schlacht gewonnen, indem alle andern Größen vor ihm zusammenschrumpfen. Gewiss nicht festspielmäßig war denn Hauptmanns Einführung des Philosophen Hegel, der recht hegelisch knittelverst:

Ihr saht diesen Mann (Napoleon): einerlei, wie er heißt!
Ich sehe in ihm den Weltgeist,
In ihm ist die Weltseele inkarniert,
Die Göttin Vernunft, die sich manifestiert.
Ich darf es sagen aus Überzeugung,
Mit demütig-stolzer Nackenbeugung:
Meine Geschichtsphilosophie
Ward durch ihn zur Prophetie!

Und wieder nicht festspielmäßig führt sich der eitle Professor Fichte ein:

Ich bin gewiss, ihr vernahmet schon
Von meinen berühmten Reden an die undeutsche Nation.

Aber auch nicht bühnenwirksam; denn es gibt einen Fichte, der, unter die Trommeln französischer Truppen, vor Deutschlands Zukunft und sogar vor französischen Spionen die Warheit sagte in einem Stil, der — nach Jean Pauls Wort — Federn aus Luthers Flügeln trug. Gewiss redet auch Hauptmanns Fichte nicht wie einer, der sich vom Korsen die Zunge ausschneiden und das Rückgrat brechen ließ; aber durch die ironische Einführung hat Hauptmann dem Sohne der von ihm doch sonst so geliebten Weber aus der Lausitz nicht einmal die captatio benevolentiae gegönnt. Dass aber

Hauptmann alle Sättel der Sprache reitet und reiten kann, ja sogar den des Abraham zu St. Clara, kann der kotzengrobe Turnvater Jahn, Gebhart Leberecht Blücher, oder sogar Freiherr von Stein beweisen, der den neudeutschen Nationalstaat einen Salat nennt:

Ja ein Salat, da habt ihr recht,
Ist heut das Land der deutschen Stämme.
Der Nation bekommt er schlecht.
Besonders die gallischen Hahnenkämme.
Hole der Teufel die Herren Köche,
Die uns zerhacken und zerreißen,
Damit uns die Fremden besser zerbeißen,
Die uns zermörsern in unserer Schwäche.
Hole der Teufel die Lakaien,
Die uns servieren den Fressern, den zweien.
Sie können die größten Bissen vertragen,
Der gallische und der russische Magen.
Sie verdauen uns wie einen Sperling
Oder wie der Engländer seinen Weltplumpudding.
Denkt euch doch Frankreich so frikassiert
Und England so kreuz und quer tranchiert.
Eine schöne Statue so zerschlagen,
Dass jeder Steinklopfer sein Stück kann davontragen.
Soll Deutschland widerstehen der Zeit,
Braucht's außen und innen Unteilbarkeit.

Dieser wackeren Sprache fehlt in Hauptmanns Werk — nur die Tat. „Deutschland — dein Name ist Hamlet", kann man zu diesem Festspiel sagen. Wohl hörte man die Schlägel einen bravourösen Trommelwirbel schlagen, hörte Rapiere, Säbel, sah flimmernde Bajonette, sah ohn' Erbleichen die Guillotine, den Strohpopanz des deutschen Adlers, aber die Esse, in der ein Hammer auf dem Amboss funkenstiebend die deutsche Freiheit hämmerte, den sah keiner. Man kann Magnesiumlicht kommandieren, aber nicht vaterländische Genieblitze. — So ist es denn gekommen wie es wohl musste. Wer seinen Patriotismus in Festhallen füttert und päppelt, hat seine Enttäuschung bezahlt; wer mit einer durchaus nicht geschuhriegelten Phantasie Bühnenwerke in seinen eigenen Wänden geistigerweise inszeniert, wird sogar an dem verlästerten Festspiel eine Freude, aber nicht eine ungemischte, erleben, — kein Festspiel zwar — aber ein *Kammerspiel!* So hat sich Gerhart Hauptmann vielleicht nur im Raum vergriffen, der ihn nicht begriffen.

ZÜRICH E. KORRODI

□□□

DILETTANTEN, KÜNSTLER UND RADAUBRÜDER

Das Deutsche Theater schlief mit zwei überflüssigen Premièren in die Ferien. „Der Bund der Schwachen" von dem russisch-jiddischen Dichter Schalom Asch ist eine sentimental-kitschige Familienblatt-Ballade, „Kaiserliche Hoheit" von der holländischen Dichterin J. A. Simons-Mees ein stumpfes Provinzlustspiel. Diese Seichtheiten wurden durch ihre eigene Wertlosigkeit erledigt. Dagegen florieren die Naturtheater. Herr Axel Delmar, ein Patriot und Dilettant, beunruhigt schon das zweite Jahr die Umgebung von Potsdam, Er feiert die Freiheitskriege mit Szenen, die er „Marschall Vorwärts" nennt.

aber was darin Handlung, Konflikt wird, ist anrüchig und übel. Nur was historisch-anekdotenhaft, volkstümlich-drastisch bleibt, lässt man sich, wenn man alle Ansprüche niederlegt, gefallen, weil es nicht den Geschmack beleidigt. Als Ganzes ist das Freiluft-Unternehmen des Herrn Delmar bescheiden: es spekuliert nicht auf die Anerkennung der Kritik, sondern auf einen Orden des Kaisers. Anspruchsvoller tritt Herr Rudolf Lorenz auf, der am kleinen Wannsee seine Stätte aufgeschlagen hat. Er kommt literarisch und macht damit die ganze Naturtheaterbewegung lächerlich. Wenn das seine Absicht war, soll er gelobt werden. Denn das Naturtheater ist eine Erfindung von Leuten, die im Winter nichts leisten können und deshalb im Sommer, wo die kritische Kontrolle milder ist, aufzufallen hoffen. Die Dichtungen werden gefälscht, weil alles zerflattert und aus dem Zwang ins Zufällige aufgelöst wird. Die Schauspieler müssen verdeutlichen und der Pathetische besiegt den Sachlichen. Die Kritik entdeckt jedes Jahr im Naturtheater neue Talente, deren Nichtigkeit sich zeigt, sobald sie eine geschlossene Bühne betreten. Die Apostel des Naturtheaters, die angeblich die Wahrheit propagieren, propagieren die Verlogenheit. Sauer und Bassermann wären zwischen Gras und Büschen unmöglich, Christians und Bonn würden triumphieren. Es ist ein gehemmtes Indianerspielen. Herr Rudolf Lorenz, der den Mut hat, für seine Stümpereien mit dem Namen Joseph Kainz Reklame zu machen, gab unter anderem Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen", dessen ganze Wirkung, wenn man dem matten Werk überhaupt eine zugestehen will, in dem Kontrast von engem, geschlossenem Raum (Heros Turmgemach) und Meeresweite besteht. Ohne diesen Gegensatz, der die Sehnsucht Heros unverständlich macht, wird das Drama zur Parodie. Im Naturtheater, dem dieser Gegensatz widerspricht, ist es eine Parodie. Herr Lorenz suchte sich auch sonst die ungeeignetsten Sachen aus. Das leichte Geplauder in J. V. Widmanns „Greisem Paris" und „Lysanders Mädchen" verwehte der Wind.

Die Sensation aber ging nicht von Berlin, sondern von Breslau aus. Die Aufführungen von Gerhart Hauptmanns Jahrhundertfestspiel wurden inhibiert, weil der Kronprinz mit Niederlegung des Ausstellungs-Protektorates drohte. Alle rechtsstehenden Blätter und einige demokratische Rüpel fielen mit teutonischer Wut über den Dichter her. Die einen schrien: er beleidigt die Hohenzollern, die andern: er beleidigt das deutsche Volk. Aber selbst wenn Hauptmann beides getan hätte, könnte nicht scharf genug gegen das Verbot protestiert werden, weil es die geistige Freiheit niedertritt. In Wirklichkeit nun hat Hauptmann niemanden beleidigt. Er hat Friedrich Wilhelm III., die Königin Luise gestrichen und den deutschen Spießbürger nicht allzu glimpflich behandelt. Die dynastische und nationalistische Verbohrtheit ist in Deutschland schon so unheilbar, dass der nicht als Deutscher gilt, der nicht seine Königstreue und sein Volksgefühl bei jeder Handlung betont. Wir wollen uns freuen, dass Hauptmann nicht zu jenen aufreizend direkten Deutschen gehört. Sein Deutschtum ist so echt, tief und rein menschlich, dass es keiner Betonung bedarf. Es ist weniger Gesinnung als Beschaffenheit. Es ist nicht Gebärde, sondern Wesen. Von dieser selbstverständlichen Deutschheit ist auch das Festspiel. Es ist so deutsch, dass es die Marktschreier des Deutschtums gar nicht merken. Hauptmann durfte sehr wohl den Auftrag des Breslauer Magistrats annehmen, denn er ist deutscher als jene haarbuschigen Gesellen, die es ihm noch nachträglich

verbieten wollen. Die Behinderung dieser Dichtung aber hat ein Gutes. Sie führte den Liberalen gerade in dem Augenblick, als auch sie im Rausche des Kaiserjubiläums untergingen, die Hohlheit der wilhelminischen Kultur vor, schärfte den Blick dafür, dass wir in fünfundzwanzig Jahren an technischen Gütern zwar gewonnen, an inneren aber verloren haben und weckte den Widerspruch. Es wurde eingehämmert, dass zwischen der Auszeichnung der Herren Ganghofer, Höcker und Lauff, die kaum noch die Dienstmädchen ernst nehmen, und der Verbannung Hauptmanns ein anderer als nur ein aktueller Zusammenhang bestehen müsse.

Künstlerisch hat man Hauptmann vor allem vorgeworfen, dass er eine stürmische Zeit durch die Form des Puppenspiels verkleinert habe. Diese Einkleidung aber erst ermöglicht die Distanz, schmerzlich-menschliche Züge und einen fast wehmütigen Humor. Es ist absurd, heute eine „Hermannschlacht" zu verlangen, wo wir mitten im Frieden leben. Erst wenn man ans Theater denkt, regen sich gegen das Puppenspiel Einwände. Der Arena, für die es bestimmt war, entspricht nur der neutrale Raum, den es verlangt. An sich aber wirken die Puppenszenen auf der intimen Bühne, die Massenszenen im Zirkus. Beide Teile wollen nicht zu einander passen und arbeiten sich entgegen. Hauptmann muss das gefühlt haben. Denn er wird an manchen Stellen unerträglich pedantisch, sucht zu unterstreichen und zu verdeutlichen. Diese schlimme Sendung hat der Götterbote Philistiades. Hauptmann genügt es nicht, dass Napoleon, als Knabe den Weltkreisel schlagend, in der Pariser Revolutionsmenge erscheint, der Pöbel schreit: „Vive l'empereur!" und, doppelter Hinweis, Philistiades erklärt: „Es ist eine Art Genieblitz, sozusagen ein weltgeschichtlicher Witz." Die historischen Figuren selbst sind matt, banal. Ihre Verse meistens nichtssagend. Auch wäre es wirksamer gewesen, wenn der Umschwung früher eingesetzt und wenigstens einige der Spießbürger mit fortgerissen hätte. Aber es ist eine Lüge, dass Napoleon verherrlicht wird. Je größer der Gegner, desto größer die Bewegung, die ihn fortspült. Es ist eine Lüge, dass Blücher verhöhnt wird. Und zum Schluss fasst Hauptmann alles zusammen, tilgt den Zwiespalt und lässt die Idee des Ganzen in ergreifenden Versen ausströmen. Dieses Ende ist herrlich. Alles Menschliche, was vorher in Mutterklage und Soldatennot hervorgebrochen war, alles Seherische, was in den Versen der Pythia und der Kriegsfurie glühte, leuchtet hier noch einmal auf, wenn Athene Deutschland das geeinte und befreite Volk unter einem Hymnus auf den Frieden und das Schaffende in den Dom führt. Ich bin nicht blind gegen die starken Mängel des Festspiels. Aber dieser flammende, ergriffene Schluss entwaffnet nicht nur diejenigen, die behaupten, Hauptmann habe diese Arbeit ohne innere Beteiligung geschrieben, er läutert das Ganze zum besten Festspiel, das wir seit Jahrzehnten erhalten haben.

Auch einem Toten ist jetzt übel mitgespielt worden: Richard Wagner. Emil Ludwig, ein verschwommener Dramatiker und oberflächlicher Essayist, witterte die Konjunktur und schrieb ein Buch gegen ihn: „Wagner, oder die Entzauberten". So wenig ich ein Wagnerianer bin, und so wenig ich zweifle, dass ein Rückschlag gegen ihn kommen muss, so energisch lehne ich dieses Pamphlet ab. Emil Ludwig geht wie ein rabiater Oberlehrer vor, der sein journalistisches Examen machen will. Pedantische Einwände legt er raffiniert hin. Er macht Jagd auf Widersprüche und blendet mit falschen Konsequenzen. Er weiß nicht, dass

der Gegensatz Leben—Kunst bei jedem Künstler eine Rolle spielt. Er tadelt — wahrhaftig: er tadelt — Wagners „Krampf", der doch auch Chaos war. Er schnüffelt nach Konzessionen, die Wagner leichthin gemacht habe, ist aber aufs höchste erbost, wenn Wagner seinen Wohltätern schroff begegnet. Was will Herr Ludwig also? Er will ein Gegner sein. So entwickelt er nichts, nimmt keinen Anlauf und fängt da an, wo er aufhören sollte. Die tadelnde Betonung steht am Beginn. Ihr weichen Gründe und Zusammenhänge. Nichts ist verankert. Was er lobt („Tristan"), wird als Ausnahme beiseite gestellt, während es ehrlich gewesen wäre, dieses Werk als die notwendige Vollendung der andern zu zeigen. Trotzdem Herr Ludwig so tut, als ob er alles auf eins zurückführe (eben aus jenem Krampf), wirbelt er alles durcheinander. Wenn Ludwig zu einem Zentrum durchgedrungen wäre, hätte er gesehen, dass Wagners Erlebnisse echt und groß sind, dass sie aber zu schnell nach außen treten, dass die Gebärde stärker wird als das Gefühl, dass die Kurve der Äußerung heftiger ist als der Anlass. Darin eine Tragik zu spüren, statt einer Unehrlichkeit, hätte mehr Scharfblick und literarisches Niveau bewiesen. Aber es ist immer gut, wenn die Maske fällt. Alle stilistischen Spiegelfechtereien nützen Herrn Ludwig nichts mehr. Er ist als Fehler ankreidender Schulmeister erkannt, der sich von seinen angestellten Kollegen nur durch seine Aufdringlichkeit unterscheidet.

BERLIN HERBERT JHERING

□□□

HEIMISCHE LIEDER

Einen neuen Begriff möcht' ich heute prägen: den des Feiertagskomponisten. Was so durchs Band die Komponisten sind, denen bedeutet ihr Werk das in die Töne umgesetzte curriculum. Was an Not drin schluchzte, was an Lust drin jauchzte, selbst die grauen Zwischentöne des Alltags, sie werden Melodien, denn für viele ist die Kunst das einzige Mittel, das Leben zu ertragen.

Dann gibts aber noch eine kleine Zahl: Feiertagskomponisten nenne ich sie. Die bedürfen zum Produzieren einer so starken Abstraktion vom Leben, dass sie nur von Zeit zu Zeit, gleichsam im Sonntagsgewande in die Werkstatt gehen. Aber ihre Kunst gibt dann einen vollen, reinen Klang. Denn sie liegt so sehr jenseits des Lebens, dass alle Härten und Nöte daraus gewichen sind. Wie ein Spiegel, der nur das Edelste kündet.

Solch ein Künstler ist *Friedrich Niggli,* von dem eine Garbe Lieder soeben hochwillkommen unter der Spreu des musikalischen Alltags erscheint[1]). Wer aus Beruf und Neigung — die beiden Begriffe decken sich ja nicht immer — die moderne Vokalliteratur verfolgt, der atmet ordentlich auf: da ist wieder einmal einer, der nicht originell erscheinen will, sondern sich bescheidet, geschmackvoll zu bleiben.

Das Melos von edlem, schönem Fluss. Die Deklamation trotz aller Feinfühligkeit schlicht und ohne rhythmische Überspitztheiten. Der Klaviersatz von feinem Klangsinn, nie Fratze des Orchesters.

[1]) *Zehn Lieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung* von Friedrich Niggli. Op. 8. Gebrüder Hug & Co., Leipzig und Zürich.

Heimische Lieder nannte ich sie. Ihrem Schöpfer waren die besten unserer Dichter gerade gut genug. Da finden wir Conrad Ferdinand Meyer zwiefach, Adolf Frey gar dreifach vertreten, sodann — besonders erfreulich, weil seine Bewertung zwischen der Bewunderung der Biographen und der Ablehnung der Zünftigen wie zwischen Scylla und Charybdis unterzugehen droht — Arnold Ott mit empfundenen Strophen.

Meyers „Zwei Segel“: über den geruhsamen Wellenachteln des Klaviers schwebt in gleichmäßiger Deklamation eine sehnsüchtig geschwellte Melodie. So wohlig, so friedlich: man muss etwa an das Brahmsische Lied „Auf dem See“ denken, um eine ähnliche Stimmung geklärtester Zartheit zu finden.

Diese stille Keuschheit des Empfindens, sie tritt uns auch in seiner Deutung von Meyers Hochzeitslied entgegen. In dem synkopierten Charakter der Begleitung malt sich Hangen und Bangen der jungen Seele. Leicht stilisiert glauben wir Orgelklang zu vernehmen; im Mittelsatz weicht er gebrochenen Akkorden des Klaviers, die sich im vorletzten Takt des Liedes auf eine — geistreich *darf* man hier nicht sagen — rätselhaft intuitive Art zur Kirche zurückfinden.

Die beiden Perlen der Sammlung aber sind nach meinem Urteil die beiden ersten Lieder Adolf Freys. In der „Zuflucht“, wo der Dichter überzeugende volkstümliche Töne fand, hüllt Niggli die Verse in ein holdes Dämmer wechselnder Dur- und Molltakte, dass wir das ewige Licht zu sehen vermeinen, wie es von den Schatten der Kapelle umlagert wird. Und im „Schlummerlied“ wiegt sich auf der leichten Achtelbewegung der linken Hand solch köstlich innige Melodie, dass wir beim Hören gläubige Kinder werden.

Das dritte der Freyschen Gedichte „Wildrosen“, ein trotziges Strophenlied mit kräftiger Steigerung, erscheint mir zu wenig typisch für Nigglis Schaffen. Vielleicht wird es den Publikumserfolg für sich haben.

Von tiefer Innerlichkeit erfüllt sind Arnold Otts „Gestirne“. Die weiten Akkorde verleihen dem Lied hymnischen Charakter und die sparsamen Modulationen wirken mit seltener Bedeutsamkeit.

* * *

Außer diesen drei Schweizern findet sich noch Hermann Hesse vertreten, den wir ja auch mit dem Herzen zu den Unsern zählen. „Der alte Landstreicher“ ist ein Genrebildchen mit diskretem Einschlag des Grotesken, „Der böse Tag“ ein Reiterstück voll rhythmischer Prägnanz und straffer Deklamation. Höher als diese beiden Lieder und das abschließende Trutzliedchen von Paul Heyse, das immerhin seiner Wirkung sicher ist, steht Detlev von Liliencrons „Tod in Ähren“: Niggli formt daraus ein Passionsbild von sehrender Herbe und mitleidvoller Güte.

* * *

Der Komponist hat seine Lieder weise und einsichtig unter die Sängerwelt verteilt: unten den Dedikanten gehts von der bescheidenen Schweizer Lerche bis zur königlichen Kammersängerin. Aber auch allen übrigen seien sie hiemit ans Herz gelegt.

LAUIALP HANS JELMOLI

□□□

ZÜRCHER KUNSTNACHRICHTEN

Wie in einer wirklichen und wahrhaftigen Weltstadt liegt in diesem Sommer in Zürich das Neueste vom Neuen vor uns ausgebreitet; kein Sensatiönchen bleibt uns erspart. Die Kunstsalons schießen wie Pilze aus dem Boden und übertrumpfen sich so, dass die *Schweizerische Turnus-Ausstellung,* die noch bis zum 10. August sichtbar ist, kaum beachtet wird.

Wenn ich nun von diesem Turnus spreche, so möchte ich alle so oft hier erwähnten Meister beiseite lassen und nur von den Jungen reden, deren Namen mir oder meinen Lesern neu sind, und nur jene nennen, welche auf die Entwicklung der Malerei einigen Einfluss haben dürften. Unsern anerkannten Meistern ist ja dadurch eine fast unverdiente Reklame erwachsen, dass Herr Joseph Clemens Kaufmann von Luzern nach einem alt Bundesrichter endlich auch einen Ausländer gefunden hat, der bereit war, gegen sie eine sich und ihn selbst hinrichtende Broschüre zu schreiben.

Zu entschiedener Künstlerschaft hat sich *Hermann Huber* durchgerungen, in dem es bis heute unsicher gärte. Seine beiden figürlichen Kompositionen entspringen zwar nicht jener anatomischen Kenntnis des Körpers, die ich im letzten Hefte als Kunstprinzip zu erörtern versuchte; sie sind rein aus Bogenlinien, die sich in der Schwebe halten, also rein aus der Arabeske konstruiert, und das ist auch ein Weg, um zu einer stark und groß wirkenden Einheit zu gelangen. Das gesucht Primitive, das Hubers erste Versuche kennzeichnete, hat er nun überwunden und ist zu Anmut vereint mit Kraft gelangt; man hat fast den Eindruck, als seien seine Figuren mit Musikbegleitung gemalt worden.

Aus dem kubistischen Lager, glaube ich, sind *Arnold Brügger* und *Otto Morach* entflohen. Ein französisches Städtchen von Brügger ist in bis ins Allerfeinste abgestuften braunen und grünen Tönen gehalten, in die sich etwas Rosa mischt; alles durch die schwarzen Umrisslinien zusammengehalten. Und die gleiche Eigenart zeigt wenigstens der eine seiner beiden Köpfe: Reichtum der Farbe, der sich klug darauf beschränkt, was zum Ausdruck der Form unerlässlich ist. Auch Morach ist besonders an der Form, zu meist an der Darstellung von Dachmassen gelegen; ein feines Schiefergrau ist der Hauptton, der in allen Tönen enthalten ist. Diese beiden Künstler haben eine große Sicherheit dessen erworben, auf das es bei malerischer Widergabe der Form ankommt; dazu eine neuartige Wiedergabe der Farbe, die einem gleich gefangen nimmt.

Ein anderes Künstlerpaar, das zwar schon letztes Jahr in Neuenburg auffallen musste, sind die Genfer *Maurice Barraud* und *Emil Bressler.* Auch bei ihnen das Problem: mit wie wenig Mitteln bring' ichs heraus? Nur handelt sichs bei ihnen weniger um die Form, als um Bewegung und Charakterisierung. Das eine Pastell von Barraud gibt fast mit der verruchten Schärfe von Pascin degenerierte Stadtkinder wieder; das andere hat schönen Linienrhythmus. Und Bressler versucht, mit nicht minderem Glück, durch Reduzierung auf rund und weich fließende Form Kraft zu erzeugen. *Gustave Buchet,* der ähnlichen Aufgaben nachgeht, ist eher frech als gut.

Zwei Radierungen von *Paul Bodmer,* liegender Mann und Wartezimmer, werden manchem wie aus dem Schreibhefte des kleinen Moritz vorkommen. Die Zeichnung ist durchaus nicht korrekter als bei einem kleinen Jungen,

und doch ist sie voller Gefühl, voll unerklärlicher Lebenswahrheit des Ausdrucks, der auf alle Einzelheiten verzichten darf.

Zum Schluss noch ein merkwürdiges Bild von *Gottfried Christen:* in einem roten Zimmer, bis auf das Muster der Vorhänge unbeholfen, mühselig und ehrlich gemalt, sitzt eine dicke Dame mit ihrem Töchterlein, gelblich beide, hart wie aus Holz geschnitzt. Bei aller Anfängerhaftigkeit von einem Wirklichkeitsfanatismus, vor dem man verdutzt steht. Unter den vielen Wegen, die junge Schweizerkünstler gehen, wieder ein fast ganz neuer, vor den man auch keine Verbottafel stellen möchte.

* * *

Im *Kunstsalon Neupert* an der Bahnhofstraße haben die *Futuristen* Marinettis ausgestellt. Was ich einst über diese Leute geschrieben habe (B. X. S. 286), möchte ich heute zum Teil wieder zurücknehmen. Ich weiß nicht, sind die Bilder bei Neupert nicht die selben, die ich einst in Berlin sah, aber heute kommen sie mir — ich sehe dabei ganz von der Unverständlichkeit ab — als Schmierer vor, und ich glaube, wenn Marinetti den ersten besten Handelslehrling beschwatzt, dass so Geschäfte zu machen seien, dass dieser das am Ende der ersten Woche auch kann. Mit einer Ausnahme immerhin: *Severini*, dessen großes Bild eines Tanzlokals von ordentlicher Arbeit und nach Grundsätzen, die man ja ablehnen mag, gebaut ist. Wenig Leute waren in der Ausstellung, als ich dort war; die Sensation ist zu Ende und mit ihr der Futurismus.

Im *Kunstsalon Wolfsberg* ist gegenwärtig in einer spanischen Ausstellung *Anglada* mit sechs großen Bildern vertreten, Anglada, dessen Werke vor zwei Jahren auf der Internationalen in Rom mein Entzücken waren, Anglada, den man fast nie zu sehen bekommt und der doch so unendlich viel höher zu bewerten ist als Zuloaga, Villegas, die beiden Zubiaurre und wie diese spanischen Ausstellungsreißer alle heißen. Leider wird er in seiner Wirkung von zwei jungen Malern mit der Cézanne-Palette stark beeinträchtigt, von *Sunyer* und *Othon Friesz*. Aber dem verhaltenen Feuertemperament des Hidalgos, wie es sich in jedem Gesicht und jeder Bewegung ausspricht, der festlichen Art seines Vortrags, wie es sich selbst bei einem so prosaischen Gegenstand wie dem Geflügelhändler zeigt, vermögen sie doch keinen Abbruch zu tun. Wie viel anders müsste das aber im gedämpften Licht eines reichen Saales wirken, der gerade das Gegenteil eines schmucklosen, scharf und hart beleuchteten Ausstellungsraumes sein sollte, wie sie die moderne Kunst verlangt.

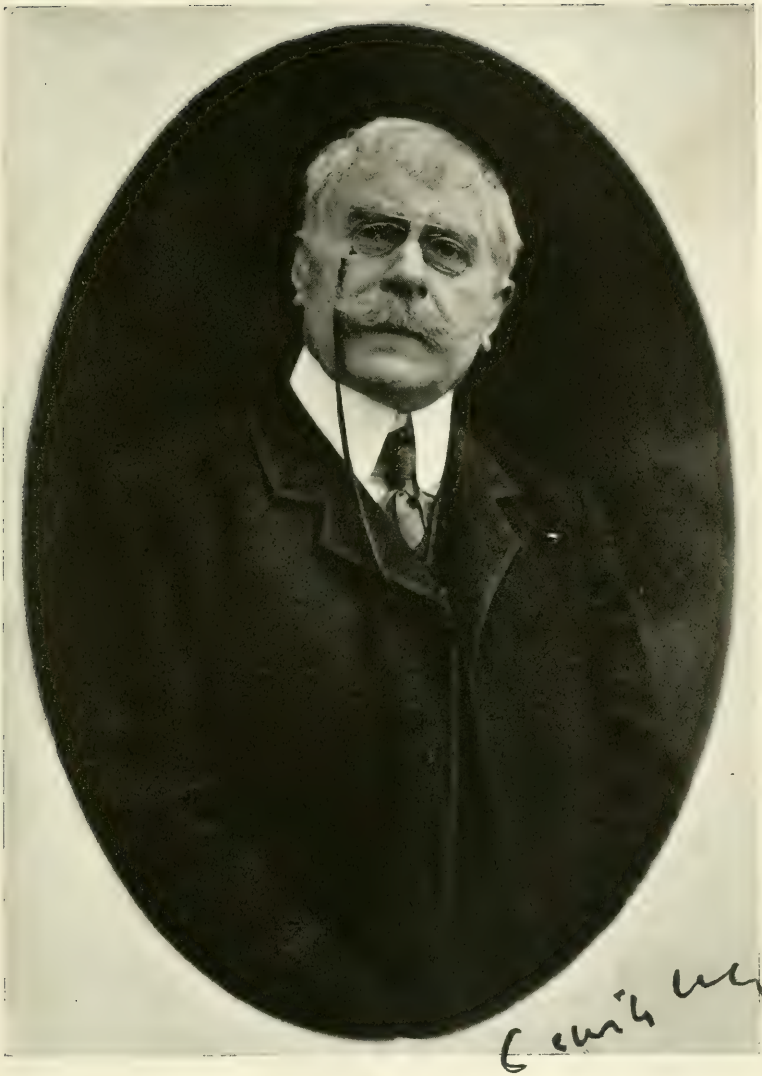
Die *Moderne Gallerie* an der Bahnhofstraße zeigt einen Raum voll Bilder *Camille Pissarro's* und gestattet so einen Einblick in die Entwicklung dieses klugen und maßvollen Impressionisten, der mit vollem Recht heute immer höher eingeschätzt wird.

ZÜRICH ALBERT BAUR

□□□

Vor einigen Tagen wurde in *Chur* eine *Kantonale Gewerbeausstellung* eröffnet, die eine besondere Erwähnung verdient, weil ihre ganze Anlage beweist, dass auch in kleinen Verhältnissen die Durchführung eines künstlerischen Planes möglich ist. Besonders sei auf die Raumkunstabteilung mit duftigen Arvenholzzimmern und den Saal der Bündner Künstler hingewiesen.

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750



LA SVIZZERA FARÀ DA SE

Zweimal hat vor kurzem der Bologneser Professor Giorgio del Vecchio über die ladinischen Talschaften des Bündnerlandes und ihre untergehende Sprache geschrieben, einmal mit dem Schafspelz in der ruhigen und vornehmen *Nuova Antologia,* einmal ohne Schafspelz in dem sehr klare Zwecke verfolgenden *Archivio per l'Alto Adige.* Das zweitemal legt er sich besonders für (oder gegen) das Münstertal ins Zeug, von dem er an zwei Stellen behauptet, dass es zwar politisch zu Graubünden, geographisch aber zu Italien gehöre, und dem nun überall wie einer ersten Etappe seine ganze Begeisterung geweiht ist.

Seine Philologie klappt merkwürdig mit der Strategie italienischer Offiziere zusammen; man darf sich nicht verschweigen, dass das eher für die Kriegslehre und ihre Wirkungen auf den Laien als für die friedliche Wissenschaft spricht.

* * *

Schon bei seinem Titel *Le valli della morente Italianità (Latinità* dürfte es bloß heißen) muss Del Vecchio wissen, dass er mit der Wissenschaft auf gespannten Fuß zu stehen kommt. Aus jedem Handbuch der romanischen Philologie, von den ältesten bis zu den jüngsten, kann er ersehen, dass man die romanischen Dialekte nie als zur italienischen Sprachgruppe gehörig, sondern stets als selbständiges Glied der großen lateinischen Sprachfamilie betrachtet hat; Ascoli, der größte der italienischen Linguisten, zeigt sich in seinen *Saggi ladini* nicht anderer Ansicht. Und gerade diese einstimmige alte Überlieferung beweist hier mehr als philologische Unterscheidungsmerkmale: sie beweist, dass nie ein Ge-

fühl der Zusammengehörigkeit mit Italien die Bündner bewog, gegen diese Trennung Berufung einzulegen.

Niemals haben sich die Rätoromanen als Eine Nation mit den Italienern gefühlt. So unrichtig es ist, ihre Sprache als italienischen Dialekt zu erklären, so unrichtig ist die Behauptung, sprachliche Verwandtschaft bedinge gleiche Nationalität. Für Nationalität waren von jeher und werden für immer nur gemeinsame Erinnerungen und der Wille zu gemeinsamer Zukunft maßgebend sein. Wenn daher Del Vecchio das Zurückgehen des Rätoromanischen als „una specie di abdicazione del carattere nazionale" oder kurz mit dem schönen Wort „snazionalizzazione" bezeichnet, so ist er entschieden auf einem Irrwege. *Ni Italians ni Tudaischs!* weder Italiener noch Deutsche, nennt sich die klar durchdachte und wissenschaftlich trefflich orientierte Entgegnung von Peider Lansel (erschienen im Verlag der *Fögl d'Engiadina),* die jedem Irredentisten klar beweist, dass der Rätoromane nicht das geringste Bedürfnis verspürt, sich von irgend einer großen Sprachgemeinschaft am Gängelband führen zu lassen. Die Kulturgemeinschaft, zu der er gehört und mit der ihn ein Jahrtausend gemeinschaftlich verlebter Geschichte verbindet, ist alt fry Rätien und weiterhin die Schweiz. Hier hat er von jeher Verständnis für seine besondere, auch sprachliche Eigenart gefunden. Nie hat man von der Schweiz aus versucht, seine Sprache zu unterdrücken; man hat im Gegenteil ihre wissenschaftliche Erforschung nach Kräften gefördert, und wenn Del Vecchio wüsste, wie viel deutsche Bündner aus bloßer Liebe zur Scholle, ohne den geringsten Vorteil davon zu haben, sich mit romanischen Studien abgeben, er würde nicht in der Bündner Regierung nach bösen „Pangermanisti" stöbern, die der romanischen Sprache ans Leben wollen.

* * *

Wenn nun Del Vecchio bloß kritische Gedanken über den Niedergang des Rätoromanischen äußern würde, könnten wir, so sehr uns die Schiefheit seiner Ansichten auch ärgern möchte, ruhig und sachlich mit ihm darüber reden. Aber leider tut er mehr.

Einmal fordert er die italienischen Schweizer im Bergell, Misox und Tessin auf, dafür zu sorgen, dass die sogenannte „Italianità" im Engadin und anderswo nicht mehr zurückgehe.

Mit andern Worten: er sucht auf Schweizer Boden Händel zu stiften. Und doch muss er, da er ja die Schweiz so gut kennt, um über sie zu schreiben, wissen, dass Duldsamkeit überhaupt und besonders Duldsamkeit gegen sprachliche Minderheiten ein oberster Grundsatz unseres Staatswesens ist. So haben wirs immer gehalten und wollen keinen Sprachenstreit leiden. Das macht den Engadiner zum guten Bündner, den Bündner zum guten Schweizer und den Schweizer zum guten Europäer. Und dass es ein Volk guter Europäer gibt, ist vielleicht unsere geschichtliche Mission. Darum soll sich Del Vecchio nicht wundern, wenn man ihn heute nicht gerade als einen Freund unseres Landes ansieht.

Und wenn er uns vollends die *Società Dante Alighieri* auf den Hals hetzen will, so soll er wissen, dass die Schweiz keine Einmischung ausländischer Vereine auf ihrem Boden duldet. „La Svizzera farà da se".

* * *

Wenn Del Vecchio nachfühlen will, wie man seine Einmischung in unsere Angelegenheiten bei uns auffasst, so möge er sich etwa vorstellen, die „Alliance française" verlange für die französischen Täler des Piemonts Unterricht und Schutz der französischen Sprache. Aber freilich, ein großes Land braucht sich nichts, ein kleines muss sich alles gefallen lassen. Darum macht sich der Heldenmut der Irredentisten gern an Österreich, wo sonst genug Streit ist, und an die kleine Schweiz, und lässt Frankreich mit Nizza und England mit Malta säuberlich aus dem Spiel.

Ob die Irredentisten wohl überzeugt sind, dass sie mit ihrer Tendenzphilologie und gewissen Zukunftskarten ihrem Vaterlande einen großen Dienst erweisen? Jedenfalls bringen sie ihre Regierung in nicht geringere Verlegenheit als die Alldeutschen die deutsche Regierung, wenn bei jedem Vertragsabschluss, sei es auch bei rein wirtschaftlichen Dingen, zuerst das Misstrauen beseitigt werden muss, das eine große, stets zum Krieg schürende Partei um sich verbreitet. Und schließlich wird es Italien auch nicht gerade angenehm sein, wenn man viele Leute, die italienischer Kultur sehr zugetan sind (und dazu rechne ich mich und viele Leser dieser Zeitschrift), beständig vor den Kopf stößt.

ZÜRICH ALBERT BAUR

CAMILLE LEMONNIER

C'est une bien grande perte que viennent de faire les lettres françaises de Belgique. Le plus haut chêne de la forêt est tombé. D'autres que Lemonnier, un Maeterlinck, un Verhaeren se sont imposés à l'admiration du monde entier par un génie plus vaste et plus original. Mais la personnalité de Camille Lemonnier s'auréolait d'une sorte de légende. Il apparaissait comme l'ancêtre, le chef vénéré, pour ne pas dire le créateur de cette jeune littérature qui naquit en Belgique un peu avant 1880, après que la nation, engourdie, eut vécu un demi-siècle d'une vie végétative, aux ronrons d'une béate prospérité matérielle et de la plus insipide poésie officielle. Lemonnier fut baptisé par Georges Rodenbach le „maréchal des Lettres belges". Lui-même qualifia de „Pâque littéraire" une première manifestation organisée en son honneur le 28 octobre 1888, à l'occasion de la publication de son vingt-cinquième volume et du procès de l'*Enfant du Crapaud*. D'autres manifestations devaient suivre: le banquet organisé par les *Jeune-Belgique* pour protester contre le refus systématique des commissions officielles d'accorder à l'auteur du *Mâle* le prix quinquennal de littérature, puis au lendemain du triomphal acquittement de Bruges. (Lemonnier s'était vu attraire devant la cour d'assises de cette ville pour avoir écrit l'*Homme en amour*); puis encore la manifestation organisée en 1903 pour célébrer la publication du cinquantième livre de l'écrivain (une quinzaine d'autres ont paru depuis); enfin la fervente manifestation populaire que la jeunesse littéraire de Belgique organisa en son honneur il y a trois ans, à Ixelles, sa commune natale.

* * *

Il s'est éteint doucement le 13 juin dernier, à l'âge de soixante-neuf ans, dans une clinique où il venait de subir une opération très grave. Le beau mâle roux, au cou bas et musclé, qui avait en lui quelque chose de la force du taureau, l'infatigable ouvrier que l'on vit 45 ans durant s'asseoir à sa table de travail, tous les matins, pour noircir de nombreuses pages, comme un laboureur trace des sillons; qui accepta d'un cœur joyeux, sans regimber, l'asservissement à la tâche quotidienne: on l'avait

vu tout-à-coup terrassé par un mal insoupçonné, dont le germe, à son insu, était en lui depuis longtemps. Et cela, au moment où un peu d'aisance lui était venue. Grâce à un petit héritage, il pouvait prétendre enfin à un peu de repos, lui qui, naguère encore, dans une allocution émouvante, redoutait pour sa vieillesse le sort de Bélisaire mendiant le long des routes.

Il n'est plus! tous ceux qui l'approchèrent, les écrivains jeunes et vieux que réchauffait la flamme de son juvénile enthousiasme, des milliers d'ouvriers, de bourgeois et d'artistes qui ont lu et relu ses livres les plus célèbres, les peintres d'avant-garde dont il encouragea les audaces, dont il exalta lyriquement le talent, tous pleurent un homme qui fut un des meilleurs parmi les meilleurs, un écrivain dont le labeur obstiné eut une valeur d'exemple admirable. La leçon de ce labeur continu qui fait penser à celui d'un Flaubert, d'un Balzac, d'un Zola, autres bénédictins laïques, on peut affirmer qu'elle fut pour beaucoup dans le succès final de notre renouveau littéraire. Jusque là, à côté d'une torpide littérature académique, on n'avait eu que des écrivains comme Wacken, Octave Pirmez, André van Hasselt qui faisaient plutôt figure d'amateurs. Un Charles de Coster, ignoré, méconnu, écrivait dans une mansarde misérable les *Aventures de Till Uylenspiegel*, livre qui mériterait d'être la Bible, l'Iliade de la Flandre et qui — n'est-ce pas triste à dire? — est peut-être plus connu en Allemagne qu'en Belgique. Mais Lemonnier, frère en esprit de Charles de Coster, homme de sa lignée et qui fut l'un des premiers à proclamer sa puissance, Lemonnier était là, qui osa. Il eut l'audace grande, déconcertante, stupéfiante dans ce pays, de vouloir vivre de sa plume et de gagner son pain quotidien en plaçant de la critique d'art, des romans et des contes et non de la cassonnade ou de la dentelle. Cependant que Paris l'accueillait, on le bafoua, on l'abreuva de sarcasmes dans son pays. Les officiels d'alors dénonçaient les audaces de son style coruscant, parlaient de l'immoralité de ses livres. (N'est-il pas hautement comique aujourd'hui de voir leurs successeurs de l'Académie de Belgique essayer de se l'accaparer, de faire croire qu'il était sur le point d'entrer dans cette institution décrépite?)

D'instinct, les „Jeune-Belgique", ardents et frondeurs, qui avaient de l'enthousiasme à revendre, se groupèrent autour de

ce déjà glorieux aîné qui, le dimanche après-midi, les accueillait fraternellement dans la petite maison de la chaussée de Vleurgat ornée de tableaux, de dessins, de sculptures de la jeune école belge. On se groupait autour de l'auteur du *Mâle* comme autour d'un drapeau.

Verhaeren a raconté l'émotion, la joie que lui causa la façon dont l'accueillit et l'encouragea Lemonnier quand, timide débutant, il lui apporta le manuscrit de son premier livre: *Les Flamandes.*

Le prétexte de l'entrevue? rappelait-il à Lemonnier en 1903. Mon livre *Les Flamandes* que je présentai à votre critique. Il fut jugé par vous balourd et violent. J'en conserve l'épreuve corrigée par votre expérience et à cette heure de bonnes pensées s'en allant vers vous, ces feuillets raturés sont là, devant mes yeux, sur la table, en ce lointain Ermitage du „Caillou qui bique" où ma santé se raffermit et s'épure dans l'air vivace et la solitude féconde.

Comme elle était hospitalière, votre petite maison de la chaussée de Vleurgat et elle sentait bon le travail, votre chambre où, parmi les journaux épars sur les fauteuils et les chaises, au milieu de vos livres tassés en ligne dans votre bibliothèque comme des rayons de pensées dans la ruche de votre cerveau, vous apparaissiez tel: un fervent ouvrier d'art, appuyé à votre table sur vos deux poings comme sur deux blocs de force et travaillant avec ferveur, comme jadis on priait! Ah! que de fois la bonne chambre m'a abrité. Que d'heures fières et douces j'y ai passées! Nous nous sommes dit des paroles claires et inoubliables qui restent imprimées, pareilles à des scels écarlates sur le solide parchemin de notre amitié.

Deux autres générations d'écrivains sont venues depuis et toujours, dans son amour de la lutte et de la nouveauté, Lemonnier accueillit cordialement les débutants, la jeunesse, non pas certaine jeunesse arriviste, compassée, dénigreuse, mais celle qui va de l'avant, qui est capable d'enthousiasme et d'audace. Il était pour elle le „grand camarade" au cœur chaud que fut Walt Whitman.

Quel silence, quel vide aujourd'hui dans le petit cabinet de travail tapissé de livres, de tableaux, de dessins, où l'on voit l'excellent portrait du maître qu'a brossé Emile Claus, son buste par Van der Stappen (il en est d'autres qu'ont signés Jef Lambeaux et Constantin Meunier), où l'on voit aussi, rangées dans un petit meuble charmant, toutes les œuvres du robuste ouvrier défunt, dans des reliures somptueuses et illustrées par les meilleurs artistes belges — volumes qui lui furent offerts lors de la

manifestation organisée en son honneur à l'occasion de la publication de son cinquantième livre.

Levé tôt, le maître s'asseyait à la petite table de travail, dans une élégante toilette d'intérieur. Il avait l'air, avec ses cheveux courts et rabattus, ses blondes moustaches conquérantes, de quelque colonel de l'Empire, immortalisé par le pinceau de Gros ou de Gérard.

De temps en temps, après avoir noirci quelques pages d'un cahier écolier, l'écrivain se levait, passait dans la chambre voisine et de là pouvait jeter un coup d'œil sur des jardins touffus, laisser entrer en lui les souffles embaumés et ravigorants. Toujours il sentit le besoin, pour œuvrer, de se rapprocher de la nature.

Et c'est une image suggestive que celle de Lemonnier écrivant son *Mâle*, couché sur le ventre, dans un verger de Groenendael, au „cœur frais de la forêt". Il semblait qu'il voulût laisser entrer en lui, dans son corps et dans son œuvre, toutes les forces saines de la terre. Dans un poème qu'il lui a dédié, Verhaeren a exalté ainsi son œuvre:

> Ton art robuste et sain est comme un char qui bouge,
> Traîné par des bœufs noirs — et ton *Mâle* et ton *Mort*
> Flambent dans ta moisson de cette lueur rouge
> Qu'allume le grand style aux livres qui vivront.

* * *

Né à Ixelles le 23 mars 1844 d'une mère flamande et d'un père, avocat, d'ascendance italienne, il débuta dans les lettres en faisant la critique des Salons de 1863 et de 1866.

Ses parents voulaient le faire entrer dans ce que Maeterlinck appelle le „cimetière du droit". Mais il n'y parvinrent point. Le jeune écrivain passa deux années au gouvernement provincial du Brabant. C'est alors qu'il fit paraître ses premiers contes: *Nos Flamands* et *Croquis d'automne*.

Sa jeunesse timide avait été profondément impressionnée et influencée par la présence, à Bruxelles, de ces proscrits de l'Empire qui payèrent l'hospitalité de la Belgique en exerçant sur elle la plus salutaire influence intellectuelle.

Dans les souvenirs pittoresques qu'il a réunis dans son livre: *La Vie Belge*, Camille Lemonnier nous a laissé un vivant tableau des mœurs de ces exilés de 1851.

„Les premiers proscrits du coup d'Etat: Hugo, Quinet, Girardin, Deschanel, Laussedat, Hetzel, Charras avaient, dit-il, pris contact avec la vie bruxelloise au *Lion belge*, à la *Mort subite*, au *Grand Café* — le petit séjour de la proscription, selon le mot de M. Wauwermans qui consacra un livre intéressant aux réfugiés. — Plus tard, on alla *à l'Aigle*: quelquefois Hugo, qui écrivait *Napoléon le Petit*, y consommait, en dînant, un verre de faro supplémentaire, ce qui portait l'addition à un franc et vingt-quatre centimes. Un petit nombre de proscrits et d'amis des proscrits se réunissant, l'après-midi, dans une taverne, *Prince of Wales*, au fond de l'étroite rue Villa-Hermosa."

Ah! cette rue Villa-Hermosa dont Baudelaire fit chanter le nom dans un de ses poèmes en prose: il y a cinq ans elle évoquait encore toute la poésie du vieux Bruxelles. Aujourd'hui, le quartier est saboté par les travaux gigantesques de la gare centrale et du métropolitain. Seule, la façade espagnole du vieil hôtel Ravenstein met encore dans un paysage urbain qui enchanterait un Pennell ou un Brangwyn, la délicatesse ouvragée d'une châsse. Un curieux livre sur les proscrits français à Bruxelles, dû à Saint-Ferréol, raconte gravement que le cabaret de la *Mort subite*, qui existe toujours à une autre adresse, portait ce nom à cause de la mauvaise qualité des consommations qu'on y débitait. Les bons *farocrates* bruxellois frémissent d'indignation en lisant une telle imposture. Quant à la taverne du *Prince of Wales*, voici comment la décrit Lemonnier:

> Derrière une cour d'entrée se joignaient deux pièces, l'une très petite, et qui avec son plafond enfumé et bas, avait l'air d'une cabine de navire, l'autre, plus grande, décorée de paysages cynégétiques. C'était l'une des trois ou quatre tavernes anglaises que possédait Bruxelles: les brasseries allemandes ne sévissaient pas encore.

Là, trônait Charles Baudelaire, rasé de frais, les cheveux en volute derrière l'oreille, en escarpins vernis, un col de chemise mou, d'une impeccable blancheur, dépassant le col d'une longue houppelande, „l'air à la fois d'un clergyman et d'un commédien". Il y rencontrait Bancel, Ranc, Hetzel, Deschanel, son éditeur Poulet-Malassis, Willem Bürger (Thoré), les deux Stevens: Alfred, peintre de fines élégances du deuxième Empire, et son frère Joseph, l'animalier, évocateur attendri, compatissant, des pauvres chiens

de trait. Un jour, quelqu'un amena Proudhon qui vivait pauvrement avec sa petite famille, dans une maison d'Ixelles, sous le nom de „M. Dupont, professeur de mathématiques". Plusieurs fois, on vit également dans cette taverne, parmi les proscrits, Dickens qui, avec l'humour qu'on savoure dans les *Pickwick Papers*, mimait d'étonnantes histoires.

Plus tard, beaucoup plus tard, dans cette même taverne du *Prince of Wales*, les „Jeune-Belgique" enthousiastes devaient se réunir bien des fois autour de Paul Verlaine qui, après avoir longtemps habité à Mons „le meilleur des châteaux", commis-voyageait chez nous, selon l'expression de Laurent Tailhade, en éloquence française. Les réfugiés de 1851 finirent par s'assurer à Bruxelles une tranquille aisance.

„La surveillance *vétilleuse* de la Sûreté publique s'était ralentie. Il y eut bien un réfugié rancunier, d'ailleurs obscur, qui, ayant imaginé d'appeler son chien Magnan et sa chienne la Montijote, faillit soulever un orgage."

Pascal Duprat et Challemel-Lacour donnèrent à Bruxelles des cours publics. Madier Montjau professait à la fois à Bruxelles et Anvers, Bancel enseignait la littérature à l'Université Libre. Durand de Gros, grand précurseur, trop longtemps méconnu, de l'anthroposociologie et des sciences psychiques, faisait quelques conférences sur ses premières recherches scientifiques avant de partir avec Cantagrel pour l'Amérique où il devait publier son premier livre sous le nom de Dr. Philips. Emile Deschanel, le père du président actuel de la Chambre française, l'auteur du *Romantisme des classiques*, „aux lèvres de qui on voyait voler l'abeille antique" lançait en Belgique un genre nouveau: la conférence, qui depuis . . .

Vers la même époque, Alexandre Dumas venait s'établir dans un charmant petit hôtel du boulevard de Waterloo où Hugo, Arago, Esquirol, Béru, Noël Parfait, Van Hasselt étaient les convives habituels. Lemonnier approcha ces gens; on devine quelle saine surexcitation leur fréquentation devait exercer sur son esprit.

Il était fixé à Profondeville quand lui parvinrent les échos du tonnerre de Sedan. Il se rendit sur le champ de bataille après

le désastre et, en des pages qui donnent l'épouvante, longtemps avant la *Débâcle* de Zola, il évoqua les *Charniers* de Sedan et de Bazeilles.

Ce livre vient d'être réédité et restera comme un formidable réquisitoire contre la guerre, un réquisitoire qui est dans les faits mêmes, dans la réalité rendue fidèlement et non dans de creuses déclamations.

Quand l'apaisement se fut fait, il écrivit ses *Contes flamands et wallons*, puis revint à Bruxelles qu'il ne quitta que pour de courts séjours à Paris. L'histoire de sa vie se confond avec celle de ses livres et n'est marquée par d'autres incidents que les manifestations organisées en son honneur et de ridicules poursuites qui aboutirent, devant la cour d'assises de Bruges, à un acquittement auquel applaudirent tous ceux qui entendent sauvegarder la liberté de l'artiste.

* * *

Voici les titres de ses principaux romans: un *Coin de village;* en 1881, son *Mâle* immortel; en 1882, le *Mort*, puis encore *Thérèse Monique;* en 1885, l'*Hystérique;* en 1886, *Happe-Chair;* en 1888, *Madame Lupar;* en 1890, le *Possédé;* en 1892, la *Fin des Bourgeois;* en 1893, *Claudine Lamour;* en 1894, l'*Arche;* en 1895, la *Faute de Mme Charvet;* en 1897, l'*Ile vierge;* en 1898, *Adam et Eve,* puis l'*Homme en amour;* en 1900, *Au cœur frais de la forêt;* en 1901, le *Vent dans les Moulins*, le *Sang et les roses* et les *Deux Consciences;* en 1902, le *Petit Homme de Dieu;* en 1903, *Comme va le ruisseau;* en 1904, le *Droit au bonheur;* en 1905, l'*Amant passionné* et *Tante Amy;* en 1906, l'*Hallali;* en 1907, *Quand j'étais homme,* puis la *Chanson du Carillon* (1912).

On a dit que de nombreuses influences peuvent se discerner dans ces œuvres: à commencer par celle du naturalisme, sans compter celles de Cladel et de Goncourt, du symbolisme, d'Ibsen et même celle de Saint Georges de Bouhélier, le jeune chef du mouvement naturiste. Avide de nouveauté, il se laissait entraîner par tous les courants littéraires. Il n'importe. Dans l'ample série de livres qu'il nous laisse, il est quelques œuvres maîtresses, d'une indiscutable originalité et qui resteront à coup

sûr: Un *Mâle,* le *Mort,* le *Petit Homme de Dieu,* adorable évocation de la vie mystique d'une petite ville flamande, l'*Ile vierge,* au *Cœur frais de la forêt,* certains contes et même cette frêle *Chanson du Carillon* qui, dans ses meilleures parties, a la délicatesse d'une arachnéenne dentelle de Bruges, la ville où le récit est situé. L'un des romans qui portent le plus l'emprunte du naturalisme et qui ont été les plus discutés, c'est *Happe-Chair.* Les gens qui jugent sans avoir lu, pourront se méprendre sur sur le sens de ce titre. „Happe-Chair", c'est l'industrie, c'est la machine, c'est la mine, c'est le formidable minotaure moderne qui dévore les vies humaines sans répit, à Seraing ou au Borinage, au noir pays du fer et du charbon. Dommage qu'il y ait *Germinal,* dit-on trop facilement. Lemonnier a prouvé par des dates et des documents que *Happe-Chair* fut écrit avant l'œuvre épique du maître de Médan. Au lendemain de sa mort, j'ai reçu à ce sujet une lettre curieuse que je crois intéressant de citer. Elle est d'un ingénieur bien counu en Belgique:

Tout ce que vous dites de notre glorieux écrivain est vrai. Certains détails pourraient cependant être rectifiés pour celui de ses disciples et admirateurs qui voudra écrire sa vie et apprécier son œuvre.

J'ai eu l'honneur et le bonheur de recevoir chez moi, à Couillet, près Charleroy, en 1882, 83 et 84, Camille Lemonnier et Constantin Meunier. J'étais alors ingénieur aux usines de Couillet.

J'ose dire que c'est à ce moment, au cours des nombreux entretiens que nous eûmes, le soir, sur la terrasse de ma petite maison de Couillet, que l'illustre Constantin Meunier trouva le chemin qui devait l'immortaliser.

Je crois pouvoir affirmer que c'était à Couillet et non ailleurs que le célèbre „Happe-Chair" fut conçu et mis sur pied.

L'exemplaire que j'en possède et qui est précédé d'une longue, affectueuse dédicace de Camille Lemonnier en fait foi.

L'ingénieur de „Happe-Chair" est un de mes amis . . . qui me ressemblait comme un frère. Le directeur Marosquin est le bon, l'excellent M. Maroquin dont le nom a été légèrement déformé et dont le caractère a été, pour les besoins du roman, tout à fait dénaturé, car c'était, je le répète, le meilleur homme de la terre.

J'ai envoyé à Camille Lemonnier et à Constantin Meunier des foules de notes, que l'on retrouvera peut-être dans leurs papiers.

Il va de soi que, pour ce qui me concerne personnellement, je n'attache aucune importance à ces détails. Mais ils peuvent sans doute intéresser celui que tentera la monographie de notre maître immortel et, pour cela je me tiens, s'il le juge utile, à son entière disposition.

Veuillez agréer, Monsieur, l'assurance de mes sentiments dévoués et distingués.

Victor Tahon

Lemonnier a beau avoir écrit *Happe-Chair*, il fut avant tout un sylvain, un rustique.

Il aimait par-dessus tout, a dit M. Lindenlaub dans le *Temps*, la liberté sauvage de la nature et les primitifs qu'elle produit et nourrit dans ses retraites, forestiers, braconniers, dont il fit son „mâle" et sa fille des bois. Si l'on essayait une définition de cette force un peu trouble, mais d'une rare et intarissable vigueur, on peut dire qu'il aima d'un même amour sensuel et frémissant les mille êtres de la forêt, depuis la mousse et le brin d'herbe jusqu'à la bête et l'homme de la terre, et pareillement les mille vocables qui s'agitent et qui bruissent dans les feuilles du dictionnaire. C'étaient pour lui comme les deux faces de la nature, ce pullulement des êtres vivants sous le ciel et des mots dans les livres.

On dira que son style de coloriste, trop chargé, hérissé de néologismes, souffre de cette recherche du terme rare si visible déjà dans l'œuvre des Goncourt. Ce n'est pas de sa langue que Veuillot aurait dit qu'elle est aussi „bien râclée que le canal de l'Ourcq". Il n'en reste pas moins qu'on admire souvent dans les meilleures pages de Lemonnier une splendeur verbale étonnante qui est loin de la clarté et de la concision de Voltaire et d'Anatole France, mais qui, périodiquement, empêche la langue de s'appauvrir et de se dessécher. Et d'ailleurs, si l'on veut avoir sur la prose qu'écrivait Lemonnier, l'opinion d'un des plus purs stylistes de l'heure présente, qu'on nous permette de citer encore ces quelques lignes, très peu connues, que Maeterlinck inscrivait en manière de dédicace sur un livre offert à Lemonnier lors de la manifestation de 1903:

Camille Lemonnier est peut-être, de tous les écrivains actuellement vivants, celui qui connaît le mieux la valeur et la vertu secrète des mots innombrables comme les vagues de la mer. Il les possède tous, depuis ceux qu'emploient, dans l'existence quotidienne, le paysan, l'ouvrier, la femme, le médecin, l'homme politique, jusqu'à ceux qui se cachent, comme des joyaux ignorés mais nécessaires, au fond de tous les arts, de tous les métiers, de toutes les sciences, de toute la vie enfin. Nul, en ce moment, je pense, n'a au même degré le don infaillible et suprême d'appeler les choses par leur nom; et ce nom, sous sa plume, par un prestige qui lui est propre, prend toujours une beauté à la fois ornementale et profonde, une sorte d'éclat topique, qu'il n'aurait pas ailleurs. C'est là, selon moi, parmi toutes les autres qui concourent à faire de lui l'un des grands écrivains de ce temps, la qualité la plus distincte et maîtresse de son œuvre. Il est, au royaume du verbe, le berger qui mène le troupeau le plus vaste, le plus divers, le plus docile et le plus magnifique.

Camille Lemonnier a écrit une superbe monographie de sa terre natale: la *Belgique* est un cantique magnifique de ce grand

lyrique de la prose, à la louange de ce pays si divers dont il était l'un des rares à résumer toutes les tendances, à comprendre toutes les nuances sentimentales.

On lui doit encore de nombreux ouvrages de critique d'art sur Courbet, Constantin Meunier, Alfred Stevens, Emile Claus, Henri de Braekeleer, etc. Sa critique d'art, selon le vœu de Flaubert, était „à base de sympathie". Volontairement, Lemonnier faisait le silence sur les médiocres ou sur les défauts d'une œuvre dans laquelle on trouvait l'accent d'une vigoureuse personnalité, d'un tempérament original. Par contre, quels mots lyriques, chatoyants et riches il savait trouver pour chanter les maîtres de son esprit et de son cœur. Il emprunte à Rubens, à Delacroix, à Millet, à Courbert, leurs lignes et leurs couleurs mêmes. Pour les tout petits, pour les enfants qu'il adorait, ce bon géant a écrit six livres de belles histoires où il y a toute la Bonté, toute la Joie et toute la Douleur humaines.

Il a fondé des revues, collaboré aux journaux et périodiques de son pays, au *Journal*, au *Figàro*, à *Gil-Blas*, à *Comœdia*. Tout de suite, les Français le saluèrent comme l'un de leurs pairs. „Venez! lui écrivait Daudet, vous serez le bienvenu!" Et Flaubert lui disait, quels „rugissements" de bonheur il avait poussés en lisant *Un Mâle* dans la forêt de Fontainebleau. Cette cordiale sympathie des écrivains français et surtout des écrivains naturalistes, Léon Cladel l'exprimait dans la lettre que voici, écrite à Lemonnier le 27 mai 1883:

Cher ami,

Que je regrette de ne pouvoir être des vôtres dimanche! S'il m'avait été permis d'assister à la fête, je vous aurais toasté à peu près en ces termes: Je bois à Camille Lemonnier, *l'honneur des lettres françaises de Belgique;* cette expression est de moi; je la revendique . . . Gaulois du Sud-Ouest, je bois à mon confrère et ami Gaulois du Nord-Est de la France. Vivent les lettres françaises! et que, dans la République des Lettres, il y ait des rivaux, mais pas d'ennemis! Tel est mon souhait.

Voilà des mots réconfortants qu'il est bon de rappeler aux „Français du dehors", au moment où quelques *nationaleux*, méconnaissant l'une des plus nobles traditions françaises, parlent de reconduire aux frontières ceux qu'ils appellent les métèques de la littérature.

A la même date, Emile Zola écrivait aux écrivains de la *Jeune-Belgique* la lettre que voici:

Mon cher confrère,

J'aurais été très heureux de témoigner publiquement à Camille Lemonnier ma vive sympathie littéraire. Cependant, j'avoue que j'aurais peut-être hésité à le faire dans la circonstance présente. Toute ma vie, j'ai protesté contre les prix littéraires.

On n'a pas couronné Lemonnier. Eh bien! tant mieux pour lui; je l'estime heureux d'avoir échappé à l'estampille gouvernementale, voilà tout. Pourquoi donc vous êtes-vous révoltés et avez vous manifesté, lorsque l'honneur de votre ami est de rester à l'écart, original et fort?

C'est ainsi que Lemonnier restera dans la mort et la gloire. Bientôt, par les soins du journal *Le Soir* de Bruxelles et de l'Association des Ecrivains Belges, un monument aux lignes simples et puissantes perpétuera, au cœur de la forêt qu'il a tant aimée, qu'il a magnifiquement chantée, la mémoire de ce fier écrivain, „honneur des lettres françaises", à qui la Belgique doit en grande partie la belle efflorescence littéraire dont elle donne depuis vingt-cinq ans le spectacle.

BRUXELLES LOUIS PIÉRARD

□□□

„La vie de l'homme nous offre dans toutes ses manifestations un gaspillage effroyable d'efforts et d'existences. Qui sait? Aucun de ces efforts n'est perdu peut-être; mais, pour croire au progrès intégral, on est obligé de mettre, pour ainsi dire, l'éternité dans son jeu. Pour le progrès linguistique, il n'en va pas autrement: l'histoire du langage offre l'image d'une dépense insensée de formes linguistiques: ce n'est qu'une succession de ruines et de reconstructions.

„Une seule chose ne peut être niée: l'aspiration de l'homme vers le mieux, sa foi dans la perfectibilité de toutes choses. Cette foi est inlassable, elle renaît après toutes les déceptions et toutes les chutes. La philosophie est une preuve admirable de cet instinct indéracinable: depuis que l'homme s'est mis à penser, les philosophes ne cessent d'édifier des systèmes qui tous semblent nous ouvrir les portes de l'infini et de l'éternité, et qui le lendemain sont anéantis par des systèmes opposés; mais chaque fois, la poussée vers la vie et la croyance reprend un nouvel essor. Malgré ses chutes et ses perpétuels recommencements, l'homme continue sa route, le regard fixé vers des cimes supraterrestres. Les atteindra-t-il un jour? Ce n'est pas à nous de repondre."

Le Langage et la Vie CH. BALLY
Genève, Atar 1913

□□□

DIE NÄCHSTENLIEBE

EIN ERDACHTES GESPRÄCH VON PAUL ERNST

*

Sapricius, ein Praetor. *Secundus,* ein jüngerer Beamter des Sapricius. Zeit der Christenverfolgungen.

Sapricius (nervös-hypochondrisch): Junge Leute können so etwas noch nicht beurteilen; sie hören das Wort, aber kennen nicht die Sache, welche mit dem Wort gemeint ist.

Secundus: Wie? Wenn die Christen von Nächstenliebe sprechen, so meinen sie etwas anderes wie Liebe? Habe ich nicht selber gesehen, wie sie diese Nächstenliebe ausüben —

Sapricius: Du hast Handlungen gesehen, welche als Liebeshandlungen gedeutet werden können und auch wirklich gedeutet werden. Aber das scheint mir wenig zu beweisen; denn die Deutungen, die wir den Ursachen unserer Handlungen zu Teil werden lassen, oder wenn du lieber willst, unsere Motive, können ja doch ein Selbstbetrug sein.

Secundus: Ich sah nirgends so forschende Psychologen wie bei den Christen.

Sapricius: Ein schlimmes Zeichen für die Richtigkeit ihrer Deutungen. Man psychologisiert erst dann, wenn man sich im Unrecht fühlt.

Secundus: Und du selbst —

Sapricius: Vielleicht aus demselben Grunde. Ich habe als Beamter die Pflicht, die Christen zu Opfern für die anerkannten Götter zu veranlassen; das Gesetz ist gegeben in der Annahme, dass es zwar eines jeden Sache sei, ob er an die betreffenden Götter glauben will oder nicht, aber dass der offizielle Kult nötig für den Bestand der Gesellschaft ist. Vielleicht habe ich gedacht, dass dieser Grund doch nicht der richtige sein kann, denn die Juden, welche doch den anerkannten Göttern auch nicht opfern wollen und ihren Judengott gleichfalls für den einzigen Gott halten, lässt man in Ruhe. Ich bin zwar Beamter, habe das Gesetz nicht gemacht, und bin nur verpflichtet, es auszuführen; aber vielleicht

habe ich doch Gewissenszweifel gehabt und deshalb psychologisiert: weshalb ist eigentlich ein solches Gesetz erlassen?

Secundus: Ach, und du meinst, die Christen sind Heuchler, ihre Nächstenliebe ist nur eine fromme Verstellung, und deshalb hasst man sie?

Sapricius: Deine Psychologie ist schlecht, mein Freund. Für eine Heuchelei geht man nicht in den Tod — Heuchelei ist außerdem sehr selten.

Secundus: Aber was dann?

Sapricius: Hast du nicht gedacht, dass die Nächstenliebe für den Menschen doch eigentlich unmöglich ist? Wenigstens für den Menschen, wie wir ihn kennen —

Secundus (verlegen): Ach —

Sapricius: Ich glaube ja nicht gerade, dass sie von vielen Christen wirklich ausgeübt wird, aber sicher wird sie es von einigen, und jedenfalls ist sie eine Forderung an alle.

Secundus: Also du gibst selbst zu —

Sapricius: Aber wie ist es denn möglich, dass sie von einigen geübt, von allen verlangt wird? Was ist das für eine Religion, in der das möglich ist? Hier liegt der Haken. Ein jeder Mensch muss sich selber behaupten, das ist das Natürliche, anders kann kein Lebewesen existieren. Der letzte Tagelöhner kann nur dadurch leben, dass für ihn er selber das Wichtigste auf der ganzen Erde ist. Den Nächsten mit seinen Interessen muss ich erdulden, denn er hat die Macht, die Duldung zu erzwingen; ich kann freundlich und gütig gegen ihn sein, wenn meine Umstände genügend gut sind, dass ich ihm von meinem Reichtum abgeben kann, ohne mich selber allzusehr zu schädigen; ich gewinne dann sogar einen Klienten, habe auch selber ein befriedigendes Gefühl, weil ich meine Macht gezeigt habe. Aber wie kann ich ihn lieben wie mich selber? Wie kann ich ihm den linken Backen bieten, wenn er mir einen Streich auf den rechten gibt, ihm auch noch den Mantel lassen, wenn er mir den Rock nimmt? Ich negiere ja die Bedingungen meiner Existenz.

Secundus: Meiner äußeren Existenz.

Sapricius: Meiner äußeren Existenz? Du sprichst das Wort aus, vielleicht hast du es gar nicht selber verstanden, junger Mann.

Ja, die Bedingungen meiner äußeren Existenz. Denn der Christ glaubt in seinem Wahnwitz noch an eine metaphysische Existenz; die ist ihm allein wichtig. Ich rede hier nicht von den Mythen, welche unter diesen Leuten umgehen: von Auferstehung des Leibes, jüngstem Gericht, ewigem Leben und ähnlichem; nur von dem, was diesen Mythen zu Grunde liegt: von dem Glauben an eine metaphysische Existenz und an ein Leben in Gott. Muss ein solcher Glaube nicht jeden andern Menschen erbittern, zu ihrem Todfeind machen?

Secundus: Wie? Kann dir nicht gleichgültig sein, was andere glauben?

Sapricius: Es kann mir alles gleichgültig sein, was sie glauben, außer diesem Einen. Denn mit diesem Einem negieren sie ja meine eigene Existenz.

Secundus: Aber wenn du nur an eine äußere Existenz glaubst, was kann dir das ausmachen, wenn Andere noch an eine andere glauben?

Sapricius: Weil meine äußere Existenz, die ich allein habe, denn ich glaube nur an sie allein, dann eben wertlos wird.

Secundus: Weil Andere sie für wertlos halten?

Sapricius: Alle Dinge haben ja ihren Wert nur dadurch, dass die Anderen an ihren Wert glauben. Was nutzt dir Geld unter Wilden, Ruhm unter Ignoranten, Gesundheit unter Kranken, Weisheit unter Narren?

Secundus: Aber du lebst doch nicht unter Christen, sondern der Christen sind nur wenige, und unter diesen sind die, welche es ernst meinen, wiederum wenige.

Sapricius: Es genügt, wenn Einer sagt: was du hast, ist wertlos.

Secundus: Dann müsstest du ja die Ansicht des Einen für richtig halten; in diesem Fall aber wäre doch die Folge, dass du selber Christ würdest?

Sapricius (im Ton des Vorgesetzten): Wir haben nun lange genug geplaudert, gehe an deine Arbeit.

Secundus (geht).

Sapricius (für sich): Er ist ein Christ, ich sehe es. (ihn zurückrufend): Du hast die beiden letzten Jahre den öffentlichen Opfern zum Numen des Kaisers nicht beigewohnt.

Secundus: Ich — meine Gesundheit — ich war in ärztlicher Behandlung — es ist so zugig auf dem Opferplatz — das ärztliche Zeugnis muss bei den Akten sein.

Sapricius: Ich habe es gesehen. Natürlich musst du das Opfer nachträglich verrichten.

Secundus: Es ist ja nur eine Zeremonie —

Sapricius: Ich weiß, aber es ist eine besondere Verfügung gekommen, weil zu viele heimliche Christen unter allerlei Vorwänden das Opfer unterlassen haben.

Secundus: Und wann befiehlst du?

Sapricius: Der Priester ist jetzt draußen, wir können gleich gehen.

Secundus: Man soll Gott mehr gehorchen wie den Menschen. Ich bin ein Christ.

Sapricius: Die Folgen sind dir bekannt?

Secundus: Ich bin römischer Bürger; man kann mich zum Tode verurteilen, wenn schon mir das Gesetz gegen die Christen nicht rechtmäßig ergangen zu sein scheint, aber man kann mich wenigstens nicht foltern.

Sapricius: Du bist im Irrtum. Man nimmt an, dass die Personen, welche nicht opfern wollen, nicht ganz zurechnungsfähig sind und durch köperliche Schmerzen zur Besinnung gebracht werden können. (Er klingelt; *zwei Wachen* treten auf.) Secundus ist ins Untersuchungsgefängnis abzuführen. (Die *Wachen* wollen mit *Secundus* abgehen; *Sapricius* ruft nochmals): Secundus.

Secundus: Was befiehlst du?

Sapricius: Ich bin doch dein Nächster, Secundus. Liebst du deinen Nächsten?

Secundus: Mein Herr hat am Kreuz gesagt: Gott, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.

Sapricius (nach einer Pause): Weißt du noch nicht, was eure Liebe ist? Sie ist Verachtung. Und wunderst du dich noch, wenn alle Menschen euch hassen? Ich kann meinem Mörder vergeben, aber ich kann nicht dem Mann vergeben, der mich verachtet.

Secundus: Deine Hände zittern, Sapricius, meine Hände sind ruhig.

Sapricius: Fürchtest du nicht Folter und Tod?

Secundus: Ich fürchte sie, aber schon du, Sapricius, würdest deine Furcht bezwingen können, aus bloßer Eitelkeit, damit die Leute nicht deine Furcht sehen; wie viel mehr werde ich sie bezwingen können, der ich diese Eitelkeit auch habe und außerdem noch weiß, dass dieses äußere Leben ja bedeutungslos ist gegenüber dem anderen Leben.

Sapricius: Ja, vielleicht ist bei deinen Ansichten weniger Mut nötig wie bei meinen.

Secundus: Ich glaube auch.

Sapricius: Aber wie kannst du mich denn dann verachten?

Secundus: Ich habe mir dein Wort von der Verachtung überlegt. Du bist im Irrtum, Sapricius. Ich achte dich nicht weniger wie mich selbst; aber wir Christen denken, der Mensch, wie er sich selber erscheint, mit seinen Wünschen, Leidenschaften, Hoffnungen und Ängsten ist nicht so wichtig wie ihr denkt; er ist ein Wesen, welches kommt und weiß nicht woher, geht und weiß nicht wohin, und dabei immer denkt, dass es Zwecke und Ziele hat; diese Zwecke und Ziele liegen alle in dem Raum „weiß nicht" beschlossen, sind also unwichtig; wichtig ist nur das Woher und das Wohin, das aber ist Gott. Aus dieser Gleichgültigkeit gegen das in dem Raum „weiß nicht" Beschlossene ergibt sich naturgemäß unsere Nächstenliebe, ergibt sich auch unsere Furchtlosigkeit.

Sapricius: Du liebst also deinen Nächsten wie dich selbst, weil dein äußeres Leben dir eben so gleichgültig ist wie das seine? Du verachtest nicht die anderen Menschen?

Secundus (lächelnd): Du sagtest vorhin von den Juden, welche gleichfalls euern Göttern nicht opfern; die Juden aber sind es doch, welche alle Andersgläubigen verachten, weil sie sich im Besitz eines besonderen Gutes wähnen; dennoch verfolgt ihr die nicht, sondern findet sie nur lächerlich; es muss also den Christenverfolgungen, so weit sie nicht politische Gründe haben, doch etwas anderes zugrunde liegen wie deine geglaubte Verachtung.

Sapricius (klingelt; sein *Stellvertreter* erscheint; zu dem Stellvertreter): Ich übergebe dir hiermit meine Geschäfte, bis der Kaiser etwas weiteres verordnet. (Zu den Wachen): Führt mich mit in das Untersuchungsgefängnis, ich bin gleichfalls ein Christ.

□□□

DIE ZIELE DER ÄRZTLICHEN SEELENFORSCHUNG

(Schluss.)

Die inneren Zusammenhänge der psychoneurotischen Erscheinungen liegen nun aber auf Gebieten, die unserer alltäglichen Beobachtung nicht ohne besondere Schulung zugänglich sind; sie wurzeln vor allem in der treibenden Kraft unseres Seelenlebens, in den Gefühlen, der Affektivität. Wie wir beim fahrenden Schiffe von der ganzen emsigen Räderarbeit der Maschine kaum mehr wie eine leichte Erschütterung spüren, wenn wir auf Deck stehen, so entzieht sich oft die Arbeit der Affekte größtenteils unserem Bewusstsein, und wir erkennen sie erst, wenn wir ins Unbewusste hinabsteigen. Bei diesen Studien hat uns die Hypnose sehr wesentliche Dienste geleistet und tut es heute noch, denn sie stellt den einfachsten Weg dar, wie wir uns unter teilweiser oder gänzlicher Ausschaltung des Wachbewusstseins mit unbewussten psychischen Zentren in Verbindung setzen können. In diesem Zustande ist es am leichtesten, direkt auf die Affektivität eines Menschen einzuwirken, ohne die oft unzugänglichen Bahnen des bewussten Denkens in Anspruch zu nehmen. Eine derartige direkte Einwirkung auf das Gefühlsleben bezeichnen wir als Suggestion.

Von der Beschäftigung mit dem Hypnotismus ausgehend setzen nun in der neuesten Zeit Forscher ein, die das verdienstliche Werk zu unternehmen suchen, die Gesetze der unbewussten psychischen Erscheinungen näher zu untersuchen. Die Bestrebungen knüpfen an die Arbeiten französischer Psychologen und insbesondere an die Namen Breuer und Freud an, der der Richtung den Namen der „Psychoanalyse“ gab. In Zürich liegt bekanntlich zurzeit ein Brennpunkt dieser, leider auch außer der fachwissenschaftlichen Welt heiß umstrittenen Bestrebungen. Der eine Teil dieser Forscher will Affekte, die sich im Unbewussten im Anschluss an schwere Erlebnisse irgend welcher Art aufgestaut haben sollen, in einem Zustand ganz leichter Hypnose ins Bewusstsein bringen; durch das hierbei zustandekommende Frei-

werden der Gefühle soll das psychische Gleichgewicht in derartigen Fällen wieder hergestellt und damit die Heilung erreicht werden. Der andere Teil dieser psycho-therapeutischen Richtung, und an ihrer Spitze Freud selbst, geht weiter und will die Grundlage der psychoneurotischen Störungen in einer falschen psychischen Entwicklungsrichtung, insbesondere der Affektivität, suchen, die bis in die früheste Kindheit zurückliegt.

Von der gewiss richtigen Annahme ausgehend, dass auch in den tieferen Schichten des seelischen Lebens nichts zufällig sei, werden die verschiedensten Äußerungen des Unbewussten, insbesondere auch der Traum, zur Durchforschung herangezogen. Die Ausdrucksarten des unbewussten Geschehens weichen von dem Ablauf der seelischen Erscheinungen im Wachbewussten wesentlich ab. Wer seine eigenen Träume im Gedächtnis behalten hat, weiß das ohne weiteres. Infolgedessen werden auch die Forschungsmethoden, die wir für diese Richtung anwenden müssen, andere sein wie die zu den bisherigen psychologischen Untersuchungen gebräuchlichen. Irrtümer sind bei jeder neuen Arbeitsmethode, die nicht unter der beständigen Kontrolle des Experimentes gehalten werden kann, möglich, ja sogar wahrscheinlich, ohne dass dadurch etwas für die generelle Unrichtigkeit der Arbeitsrichtung bewiesen wäre. Ebenso wenig kann die Anschauung und Arbeitsmethode Freuds und seiner Anhänger mit einer Ablehnung der vielleicht überstarken Betonung des sexuellen Momentes abgetan werden, wenn diese auch in der Praxis für manche Kranke eine besondere Vorsicht rechtfertigt. Das Widerspiel zwischen den zum Teil allzu begeisterten und in maßlose Extreme sich versteigenden Vorkämpfern einer neuen Richtung und einer konservativen, stellenweise verständnislos zurückweisenden Mehrheit der Wissenschaft kann für die Erforschung der Wahrheit nur nützlich sein. Als unrichtig aber muss es bezeichnet werden, Anhänger für neue Anschauungen, die bei der offiziellen Wissenschaft noch wenig Anklang finden, in jenen Kreisen zu suchen, die mangels des nötigen Rüstmaterials zu einer Kritik nicht fähig sind und dem guten Kern einer Sache mehr schaden als nützen. — Wenn auch die Wege solch neuer Forschungen manchmal in Schlangenlinien führen, so liegt doch das Ziel aller dieser Bestrebungen klar vor den Augen: Unsere Kenntnis von den seelischen Vorgängen bei

den Psychoneurosen soll vertieft werden. Die Zeit wird auch in diesen Dingen das Korn von der Spreu sondern.

Wenn, wie erwähnt, die Vorgänge bei den funktionellen seelischen Erkrankungen meist nur quantitativ von den normalen psychischen Erscheinungen verschieden sind, so muss uns die tiefere Erforschung dieser pathologischen Zustände die wertvollsten Ergebnisse für die Kenntnis des gesunden Geisteslebens ergeben. — Der wissenschaftliche Fortschritt ist aber auch auf diesem Gebiete das beste Mittel, um die vorteilhaftesten Heilungsbedingungen kennen zu lernen. Die Zahl der zu Psychoneurosen disponierten Menschen ist äußerst groß. Es muss unser Ziel sein, nicht nur die Störungen des seelischen Gleichgewichts zu heilen oder zu bessern, sondern insbesondere sie verhüten zu lernen. Wenn die seelische Verschiedenheit zwischen den einzelnen Menschen auch sehr groß ist, so werden wir doch mit der Zeit durch die wachsende Erfahrung die allgemein gefährlichsten und konfliktreichsten Momente kennen und umgehen lernen.

Die Vorbeugung ist der sozial wichtigste Teil der Heilkunde, und so muss auch die psychische Hygiene der höchste Gesichtspunkt der ärztlichen Seelenforscher sein; dabei ist zu berücksichtigen, dass das erwachsene Individuum psychisch für sich allein anders reagiert, wie der in der Entwicklung stehende Mensch und besonders wie eine Masse von Personen. Diese Unterschiede müssen deshalb genau untersucht und berücksichtigt werden.

Von besonderer Wichtigkeit ist hier das Studium der seelischen Entwicklung der *heranwachsenden* Menschen. Über die Art der Ausbildung der intellektuellen Fähigkeiten, die beste Anordnung der einzelnen Lerngebiete, die Ermüdung und ähnliche Erscheinungen hat uns die pädagogische Psychologie bereits sehr brauchbare Resultate geliefert, und es ist zu erwarten, dass sie die weiter nötigen Aufklärungen auch ohne Mitwirkung speziell des Arztes zu geben imstande sein wird. Es wird aber wohl allgemein anerkannt, dass unsere heutige Jugendbildung zu sehr intellektualistisch ist, und dass das Gefühlsleben darüber vernachlässigt wird. An einer Methodik zur erzieherischen Beeinflussung der Affektivität fehl es noch durchaus, und es ist heute ganz dem nicht allzu häufigen Geschick des Lehrers oder der Eltern überlassen, ob in dieser Richtung der richtige Weg gefunden wird.

Die Affekte gerade lassen sich einstweilen in ihren feineren Abstufungen noch nicht genügend experimentell fassen, und ihre bewusste Beobachtung und Wertung ist ohne die Gefahr beständiger Täuschung äußerst schwierig. Zur Erfassung dieser Feinheiten in der Seele des Kindes bedarf es des praktisch geschulten Auges. Wer gelernt hat, die gröberen Unterschiede der Affektivität, wie sie sich in krankhaften Zuständen aussprechen, zu beobachten, wird hier am leichtesten zu einigermaßen sicheren Resultaten kommen. Es dürfte dabei vorteilhaft sein, von der Beobachtung des seelisch, insbesondere inbezug auf das Gefühlsleben kranken Kindes auszugehen. Hier wird es gerade dem Arzte leichter, von den Eltern wie von dem kleinen Patienten selbst genauere Auskunft zu erhalten; denn der Gesunde hat, ob er nun jung oder alt ist, eine instinktive Abneigung dagegen, sein innerstes Gefühlsleben einem andern Menschen als dem, von dem er Hilfe erwartet, zu eröffnen. Dieser Teil der psychiatrischen Durchforschung des Kindesalters ist heute noch kaum in den Anfängen vorhanden und zwar aus praktischen Gründen. Das psychisch abnorme Kind kommt mit wenigen Ausnahmen nur dann in Beobachtung eines spezialistisch gebildeten Arztes, wenn es intellektuell schwachsinnig ist; sonst bleibt es in der Obhut der Familie oder der Schule. Man findet sich mit seinen Gefühlsstörungen so gut wie möglich ab, ohne einen genaueren Einblick in ihre Entstehung und ihr Wesen zu erhalten.

Wenn wir die psychiatrische Forschung aus den Mauern der Irrenanstalten, in die sie bis jetzt zum größten Teil eingeschlossen war, hinausverlegen, wird es uns möglich sein, diese wichtige Arbeit an die Hand zu nehmen. Um nur einige Beispiele anzuführen wird es nötig sein, vielfach bei Kindern, die ethische Defekte zeigen, genau zu untersuchen, was davon die Folge einer ererbten Anlage und was der Einfluss des Milieus ist, wie diese verschiedenen Ursachen wirkten und wie sie zu beseitigen sind. Aus diesen Studien wird sich dann hoffentlich mit der Zeit eine feste Grundlage der Moralpädagogik ergeben. Es ist wohl nicht nötig darauf hinzuweisen, dass heute gerade hier sehr wesentliche Lücken bestehen. Viel größere Schichten der Bevölkerung wie früher stehen nicht mehr unter dem Einfluss der religiösen Morallehre. Wir sehen noch keineswegs, dass die Lücke, die hierdurch

frei geworden, ausgefüllt wird. Die Entwicklung einfach zurückzuschrauben wird wohl aus vielerlei Gründen auf diesem Gebiete ebenso wenig möglich sein wie auf anderen. Der neue Weg muss, entsprechend unserer ganzen Kulturentwicklung, im Einklang mit den heutigen Lebensanschauungen stehen; eine genaue Kenntnis der Entwicklung und der Beeinflussbarkeit der ethischen Seite des Gefühlslebens wird wesentliches beitragen, um hier die richtige Spur zu finden.

Ein anderer Punkt, wo wir inbezug auf die Beeinflussung der kindlichen Affekte noch sehr im Dunklen sind, ist die Entwicklung der sexuellen Gefühle. Wir besitzen bei weitem noch nicht genügend psychologische Erfahrung, um zu entscheiden, in welchem Alter eine sexuelle Aufklärung des Kindes angebracht ist. Wir wissen aber aus der ärztlichen Erfahrung, wie unendlich viel Unglück, auch innerhalb der Gesundheitsbreite, durch falsche Richtungen verursacht wird, die dieser in unseren sozialen Verhältnissen mächtigste Trieb einschlägt. Wir sehen, dass zum Beispiel eine Unmenge Menschen unter einem unbegründeten psychischen Druck leiden und für eine oft lange Reihe von Jahren in ihrer geistigen Entwicklung dadurch gehemmt werden, dass sie gewisse leichtere Abweichungen von der normalen Sexualbetätigung (am häufigsten die so sehr verbreitete Onanie) als schwere moralische Schuld empfinden. Andere werden durch falsche, aber vermeidbare Einwirkung auf ihre Sinnlichkeit und das Fehlen einer entsprechenden Hilfe in perverse Richtungen getrieben, die ihr ganzes Lebensglück untergraben. Die unvollständige Durchforschung der Entwicklung des Sexualtriebes verhindert uns einstweilen, in diesem Punkte pädagogisch und vorbeugend einzuwirken. Es dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen, dass der psychologisch gut gebildete Arzt der beste Beobachter und Helfer auf diesem Gebiete der Erziehungslehre werden könnte.

Die Berufswahl wirft Probleme auf, die heute vielfach dem Zufall überlassen sind, und das weder zum Vorteil des Einzelnen noch der Gesellschaft. Es ist in der Tat oft bei einem Individuum gar nicht möglich, in der Pubertätszeit schon zu bestimmen, für welche Berufsrichtung eine Anlage am besten geeignet ist; eine systematische Forschung in dieser Richtung müsste Regeln finden können, nach der sich, natürlich nicht ohne Ausnahme, die

spätere Entwicklung einer noch unfertigen Individualität einigermaßen voraussehen ließe; wie viel Unglück könnte vermieden werden, wenn den Eltern in der so überaus wichtigen Frage eine auf genaue Kenntnisse sich stützende Hilfe des Psychologen zur Seite stehen könnte?

Aber auch im Leben des Erwachsenen gibt es eine Unmenge Fragen und Konflikte, die typisch bei den verschiedensten Menschen wiederkehren und die durch eine systematisch-psychologische Betrachtungsweise richtiger und leichter gelöst werden könnten. Es sei hier an die seelischen Probleme erinnert, die sich im ehelichen Zusammenleben ergeben. Wer als Arzt Gelegenheit hat, tiefer in die Beziehungen von Gatten hineinzublicken, der weiß, wie viel Fehler inbezug auf die gegenseitige Einwirkung der Gefühle hier gemacht werden; sie wären oft vermeidbar und könnten auch später wieder gut gemacht werden, wenn der richtige sachverständige Rat, so lange es Zeit ist, zur Stelle wäre. Auch hier griff früher in ganz anderem Maße wie heute, oft mit intuitivem Verständnis, der Geistliche oder der erfahrene Hausarzt ein, der ja heute auch immer seltener wird. — In die gleiche Kategorie gehört die wichtige Frage, in welchem Maße die geistige oder auch die körperliche Berufsarbeit von Zeiten der Erholung zweckmäßigerweise unterbrochen werden sollte. Es wäre zu prüfen, inwieweit diese freie Zeit zu körperlicher Kräftigung und inwieweit zu anregender geistiger Arbeit, die außerhalb des Berufslebens liegt, benützt werden sollte. Der Einfluss der Kunst auf unser seelisches Leben sollte studiert und in ganz anderem Maße systematisch ausgenutzt und befördert werden wie heute. Schließlich wäre die Wirkung der verschiedenen Genussmittel zu untersuchen, die chemisch auf unser Gehirn wirken, und es wäre die beste und am wenigsten schädliche Art dieses Einflusses festzustellen.

Der psychischen Hygiene des einzelnen Menschen wäre nun als ebenso wichtiges, wesentlich andersartiges Gebiet die Untersuchung des seelischen Verhaltens einer größeren Zahl von Individuen oder der Gesamtheit eines Volkes zu untersuchen. Als pathologisches Vergleichsmaterial könnte hier bei den nicht seltenen Fällen eingesetzt werden, wo krankhafte Seelenzustände durch ihre starke Suggestivwirkung auf gesunde Glieder einer großen Menge übertragen werden (Massenpsychosen). Ich erinnere

an die von Stoll so trefflich beschriebene Verzückungsepidemie in dem Zürcher Dorf Buch im Jahre 1819, an die Kreuzigung in dem benachbarten Wildensbuch aus dem Jahr 1823 und an viele Sektenbewegungen aller Zeiten. Es ließen sich ja hiefür eine Menge Beispiele aus jeder Epoche der Geschichte anführen. Besonders demonstrativ sind die Fälle, wo eine Menge von Menschen unter dem Einfluss einer besonders starken Idee eigentliche Verbrechen begehen, zu deren Ausführung jeder von ihnen allein nie gekommen wäre. Wir wissen heute schon, dass eine Mehrzahl von Menschen in der gleichen Konstellation anders seelisch reagieren wie der Einzelne; aber genauere Gesetze dieser Abweichung könnten erst durch eingehende und vielfache Untersuchungen festgestellt werden, zu denen heute nur — wenn auch wertvolle — Anfangsstudien vorliegen.

Wenn auch die wirtschaftlichen Faktoren im sozialen Leben besonders stark wirken, so darf doch neben ihnen die Bedeutung der seelischen Anlage und des psychischen Einflusses der Umgebung nicht unterschätzt werden. Die soziale Frage ist nicht nur eine Brotfrage, und manche Ausgleichung bedauerlicher Gegensätze könnte unterstützt werden, wenn wir die Faktoren der Massenpsychologie dabei besser kennen und berücksichtigen würden.

Der Hang, den die Mehrzahl der Menschen auch außerhalb des Religiösen zum Mystischen hat, ist in seinen Wurzeln noch nicht genügend erforscht. Er verdichtet sich in der Masse zu gefährlichen Erscheinungen. Es ist bekannt, dass gerade jetzt wieder in unseren großstädtischen Bildungszentren ein Anwachsen der tollsten abergläubischen Vorstellungen besteht, das eine Gefahr für den ruhigen Fortgang unserer Kulturentwicklung werden kann. Über die Gründe der bedauerlichen Erscheinung sind wir nicht genügend orientiert; ihre Durchforschung wäre aber für die Beförderung der Volksbildung und Aufklärung wichtiger, wie manche unserer heute zum sozialen Wohl getroffenen Einrichtungen, die bei der wohltätigsten Absicht ihr eigentliches Ziel verfehlen.

Aus einer genaueren Verfolgung dieser Gesichtspunkte heraus könnten vielleicht auch manche auffallenden Erscheinungen im politischen Leben eine Erklärung finden. Gerade für ein rein

demokratisches Staatswesen müsste die Aufdeckung aller psychologischen Wirkungen, die zum Beispiel bei Abstimmungen mitspielen, überaus lehrreich sein; es könnte ferner untersucht werden, ob und welche neuen, speziell wohl gefühlsbetonten Kräfte durch die angestrebte Stimmberechtigung der Frauen wirksam würden.

Es wurden hier einige der Ziele angeführt, zu deren Erreichung besonders der psychologisch gebildete Arzt, der weniger von der Theorie ausgeht, dafür aber mit dem Leben in engster Fühlung steht, geeignet wäre. Ich glaube gezeigt zu haben, dass die angeführten Gesichtspunkte von größter Wichtigkeit sind, und zwar nicht nur für die rein wissenschaftliche Erkenntnis, sondern direkt für die Fortentwicklung des Einzelnen und der Gemeinschaft. Dieses erst am Anfang seines Ausbaus stehende Lehrfach kann nicht besser bezeichnet werden wie „Medizinische Psychologie". Es wird zusammenarbeiten mit jenem Seelenforscher, der sich des Rüstzeugs der philosophischen Richtung und des experimentellen physiologisch-psychologischen Laboratoriums bedient, aber es wird nie die Fühlung mit der möglichst exakten Beobachtung am lebenden und vor allem am kranken Menschen verlieren. Die psychiatrische Klinik muss der Stützpunkt dieser Forschungsrichtung werden, ohne dass dadurch die Förderung der Fürsorge für die Geisteskranken oder andere von ihr zu pflegende Wissenszweige (anatomische, physiologische etc.) Einbuße leiden. Durch diese veränderte Auffassung wird auch die Psychiatrie ihre Stellung im Kreise der Wissenschaften wesentlich verändern. Sie war vor noch nicht langer Zeit ein medizinisches Nebenfach, das in der Hauptsache die richtige Beobachtung und geeignete Versorgung der internierungsbedürftigen Geisteskranken behandelte. Das Gehirn ist nun aber doch das höchste Organ, das wir besitzen; auf ihm beruht unsere ganze Kulturentwicklung. So ist es eine Forderung der nächsten Zukunft, dass die psychiatrische Klinik aus den Mauern der Irrenanstalt befreit werden muss, um in erster Linie ein Forschungsinstitut zu werden, das dafür arbeitet, Mittel zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit und zur Vermeidung der Störungen des menschlichen Gehirns zu finden.

Einen äußerst wichtigen Bestandteil dieser Aufgabe bildet natürlich auch der klinische Unterricht der Studierenden. Wer

bis vor kurzem sich der Psychiatrie widmen wollte, der musste in den meisten Fällen seine Tätigkeit auf den relativ engen und manche Schattenseiten mit sich bringenden Wirkungskreis einer Irrenanstalt beschränken. Tritt diese Disziplin auch praktisch in das Leben hinaus, so werden sich neue Wirkungsgebiete erschließen, die manchen tüchtigen Mitarbeiter anziehen werden, der früher fern geblieben wäre. Aber auch die Gesamtheit der heranzubildenden Ärzte muss immer tiefer psychologisch geschult werden, damit sie die überaus häufigen seelischen Ursachen von scheinbar andersartigen Krankheitszuständen erkennt; und in steigendem Maße muss sie darin geschult werden, auch körperlich Leidende psychisch in richtiger Weise anzufassen. Wie das Gehirn eine hervorragende Stellung unter den Organen unseres Körpers einnimmt, so wird die medizinische Psychologie mit ihrem sozialen Brennpunkt, der psychischen Hygiene, für alle andern Zweige der „Universitas literarum" von steigender Wichtigkeit werden und wieder umgekehrt von deren Ergebnissen Nutzen ziehen. Von der ärztlichen Seelenkunde sollte schon heute jeder werdende Geistliche, Jurist oder Lehrer wenigstens etwas auf sein Wirkungsgebiet mitnehmen. Je mehr dieses Forschungsgebiet ausgebaut wird, desto inniger wird der Zusammenhang werden.

Die praktischen Vorschläge für die Beförderung dieser Entwicklung bestehen vor allem in dem Wunsch nach Ausgestaltung der psychiatrischen Kliniken und nach einer Erleichterung der wissenschaftlichen Arbeitsmöglichkeiten. Es müssen psychiatrische Polikliniken geschaffen und zweckentsprechend organisiert werden, wo leichtere und insbesondere psychoneurotische Kranke behandelt und studiert werden können.

Überblickt man alle die Forschungsrichtungen, die im vorhergehenden nur angedeutet werden konnten, so kann das gesteckte Ziel in dem Wunsche zusammengefasst werden: möge die Zukunft in dem Psychiater nicht mehr den Irrenarzt, sondern den Seelenforscher und Seelenarzt sehen.

ZÜRICH (Burghölzli) HANS W. MAIER

□□□

EINST IN AFRIKA

Vor vielen Jahren habe ich diese Episode erlebt. Die ich einst im Innern Afrikas traf, sind jetzt gestorben oder in alle Welt verstreut.

*

Meine Dienstzeit als Krankenschwester ging zu Ende. Zwei Jahre Westküste sind für eine Frau mehr wie genug, waren es vor allem unter den dazumaligen primitiven Verhältnissen; mein Ersatz traf ein; ich konnte den nächsten Dampfer besteigen.

Vom östlichen Küstenende auf der Hängematte mit meinen schwarzen Trägern in der Hauptansiedelung eingetroffen, betrachtete ich liebevoll die neuerbaute Landungsbrücke, das hervorragendste Ereignis der Kolonie. Schon fühlte ich, wie mir der kahle, rotbraune Küstensand mit seiner Unzahl blitzschnell huschender Eidechsen und erdfarbener Krabben unter den Füßen brannte, fühlte, wie ich müde war der symmetrisch gepflanzten Agaven, der in der Seebrise wiegenden Kokospalmen, der wild blühenden Kakteen, müde der weißen Europäerhäuschen und ihrer bald alkoholisch jovialen, bald fiebrig gereizten Bewohner, ja müde auch der Negerhütten und der schwarzen, dumm-schlauen Gesichter. Ich sehnte mich von ganzem Herzen nach allem, was alt und ehrwürdig ist, nach beschaulichen Greisen und Greisinnen und nach Europens uralter Kultur. Ja, sehnsüchtig, auch malariamüde, wartete ich auf den monatlich erscheinenden Heimatdampfer — doch da zeigte sich plötzlich, dass irgendwo ein Versehen vorgekommen war. — Hatte dies ein unzuverlässiger schwarzer Bote, einer vom weißen Schreibertross, vielleicht der wenigen hohen Beamten einer, oder gar der Gouverneur der kleinen Kolonie selbst auf dem Gewissen — ich weiß es nicht — auf jeden Fall machte es dessen Stellvertreter, einem blonden, schmalbrüstigen Juristen, große Sorgen. Auf einer Station im Hinterlande wartete nämlich, wie er mir mitteilte, eine Polizeimeistersfrau auf Schwesternhilfe, hatte wohl, richtiger gesagt, umsonst gewartet, war, wer weiß unter welchen Umständen, vielleicht schon Mutter geworden, denn die vor ihm liegende Bitte, vier Wochen alt, kam erst jetzt wieder zum Vorschein.

„Wahrscheinlich ist es zu spät," sagte der blauäugige, noch gänzlich unafrikanisierte Assessor, „aber man soll mir nicht nachsagen, dass ich eine deutsche Frau im Stiche ließ. Darf ich Sie bitten, Ihren rechtmäßigen Urlaub um einen Monat hinauszuschieben? Dorthin kann ich nur jemand senden, der das Land kennt."

Am nächsten Morgen schon standen zwanzig Träger zu meiner Verfügung. In aller Eile waren sie in den nächstliegenden Negerdörfern zusammengetrieben worden. Mit Feldbett, Klappstuhl und -Tisch, Petrollampe und Provisionskiste zog ich ins Hinterland. Fünf Tagereisen weit. Ein schwarzer Polizeisoldat, meinem weiblichen Kommando gehorchend, sorgte für den einigermaßen geordneten Marsch der Kolonne, denn der Europäer reiste dazumal in einer Hängematte, an Querhölzern von vier Negern getragen, während hinter und vor ihm die Schwarzen sein Gepäck, sorgfältig in Traglasten verteilt, auf ihren Wollköpfen balanzierten.

Stundenlang schaute ich in schwermütiges Palmengrün; stundenlang sah ich träumend in blütenreiches Gebüsch, das, den mühsam ausgehauenen Weg säumend, nach tropischer Pflanzensitte Frucht und Blüte zugleich trug. Oft wanderte ich, eingelullt vom eintönigen Trällern meiner Schwarzen, durch weite Grasländer, deren mattgrüne Flächen von armseligen Laubbäumen und immer wiederkehrenden rotbraunen, über mannshohen Termitenkegeln unterbrochen waren. Zuweilen gab es ein Idyll. Dann ruhten wir im Schatten riesengroßer Baumgruppen, die unter hohem Astwerk grasbedachte Negerhütten bargen. Tiefer im Innern und ferner der verdurstenden Küste rauschte von Zeit zu Zeit ein Bach an uns vorbei; und endlich, nahe am Ziele, stiegen ganz leise und wundersam die von blauem Licht umträumten Profile grüner Bergketten empor. Eine Fata Morgana! Ein himmlisches Bild! Nachdem ich zwei Jahre an der dürren, heißen, malaria- und dysenterieverseuchten Küste verbracht hatte.

Ich war einsam und stolz wie ein alter Afrikareisender; hingegen kindlich und unwissenschaftlich wie nie einer gewesen ist. Vier Bilder blieben mir wie kleine Märchen in der Seele haften: Eine schneeweiße Orchis auf einem mürben Baumast — der Traum eines Toten, dann ein feines, smaragdgrünes Schlänglein, das meinen Schritten enthuschte, ein karmoisinroter Schmetterling,

der vor mir funkelte wie das Diadem einer Glücksfee, und am vierten Tage die düstere Nähe eines gigantischen Affenbrotbaumes, dessen graue, qualvoll gekrümmte Äste ein Heer fliegender Hunde wie unerlöste Geister umkrächzte.

Freilich: die Ruhestunden in den von der Regierung errichteten Lehmhütten, die Moskitos, die in gefangener Luft stets den Weg unter das Netz fanden, waren kein Traum, sondern bittere Wirklichkeit.

Am sechsten Morgen kam mir ein schneidiger Reiter entgegen. Ein subalterner Geist konnte dies nicht sein. Die elastische Gestalt, schlank wie eine Gerte, lenkte ein kräftiges Tier.

„Schwester, seien Sie willkommen in meinen Landen!" rief er mir entgegen. „Friedrikchen, allerdings, ist schon da. Es ging glaub' ich, alles recht nett. Aber Polizeimeisters freuen sich doch, wenn Sie kommen."

Hinter ihm erschien zu Fuß ein zweiter Europäer, doch stämmiger, breiter, schwerfälliger und strahlend wie die Mittagssonne.

Wir stiegen die Serpentinen eines ansehnlichen Hügels empor. Vier einfache Holzhäuser mit Veranden bildeten auf seiner Höhe die Station. In der Mitte stand die wenig ansehnliche Junggesellenwohnung des Bezirksamtmanns, daneben ein sogenanntes Gerichtshaus, rechts ein langes Gemäuer für die schwarze Dienerschaft und in den vierten luftigen, von laubschweren Grenadillien umrankten Holzkasten bogen wir selbst ein. Zu Hunderten hingen die milchweißen Blüten mit dem schwermütigen Violett ihres Innern an Brettern und Balken. — Wie wuchernde Passionsblumen! — Und welches Glück barg doch ihr grüner Mantel! —

Schaaren von Eingebornen standen vor dem Hause.

„Sie haben alle noch kein weißes Kind gesehen," erklärte erregt der glückliche Vater. Ja, ich erfuhr: bis Frau Schramgke kam, auch keine weiße Frau. Die katholische Mission auf dem gegenüberliegenden Berge bestand aus zwei Paters.

„Jetzt hat sich 's Gerücht verbreitet," erzählte der Polizeimeister hastig; er war offenbar seit der Geburt Friederikchens ständig im Freudentaumel. Rasch schien er auch heute seine dienstlichen Pflichten erledigt zu haben. — Ja, der Chef war nach-

sichtig. — Immer von neuem erstürmte der überglückliche Vater sein eigenes Haus.

Ich saß bei der Wöchnerin. Obschon etwas müde, wollte die große, starkknochige Frau alles, alles erzählen. Ach, so lange hatte sie kein weißes, weibliches Wesen mehr gesehen.

„Ich hab' gestern schon wieder Brot gebacken," fing sie atemlos an, „Sie wissen, mit Palmwein, wir bekommen ihn frisch aus 'em Busch. Ja, frisch muss er sein. Wissen's, sonst geht's nit auf. Nit in die Höh'!"

Ja, und das Kind war ohne weiteres gekommen.

„Wir haben noch en Pater gerufen, der was davon versteht," sprudelte Frau Schramgke weiter, „und en alt Negerweib, das auch viel weiß — und dann noch so en Art bekehrten Negerdoktor!"

Plötzlich erscholl im Nebenzimmer der Radetzky-Marsch — schrill — schmetternd — lustig. —

Ich vernahm bewundernde Grunzlaute aus der vor dem Hause versammelten Volksmenge.

„Unser neuer Gramophon," unterbrach sich Frau Schramgke. „Mei Mann is rein doll drauf. — Und wissen's," fuhr sie eifrig weiter, „den Nabel, sag' ich Ihne, den Nabel, den hat der Negerdoktor großartig behandelt! Ich sag' Ihne, gleich fiel die Gschicht ab!"

Drüben schmetterte „Die Wacht am Rhein". Aber Schramgke kam eilig, er hatte offenbar doch noch durch die dünnen Bretterwände gehorcht, und beim Nabel, wie ich auch später sah, beteiligte er sich stets.

„Ja, großartig, Schwester! Sehen Sie, so machte er's," und, das Blütenblatt einer schwermütigen Passionsblume verknutschend, demonstrierte er. —

Noch quoll sein Redefluss, da trat schon wieder, schüchtern kauderwelschend, Amysanto, der schwarze Boy, heran: Häuptlinge wollten das Kind sehen. — Da kamen sie auch schon, wie die drei Weisen aus dem Morgenlande, mit Wollhaaren und wulstigen Lippen. Sie bestaunten, benickten und begrinsten das kleine Wunder gutmütig. Dann stellte sich der Eine, die Schultern von einer blauen Toga umschlungen, in Positur und fing an irgend

etwas zu fragen. Die beiden andern horchten neugierig. Langes Kauderwelschen.

Da — plötzlich stieß Schramgke eine helle Lache aus und wollte sich vor Vergnügen den Bauch halten.

„Jesses, Jesses, Maria! Nu meinen die Kerls, du hätt'st grad wie 's Kind auch noch 's Grammophon kriegt!"

Die glückliche Doppelmutter wollte sich ausschütten vor Lachen. Aber so en Bisschen fühlte sie sich doch geschmeichelt. Da lag Ansehen drin! Einmal berühmt, warum sollte sie nicht noch berühmter werden? Schramgkes hielten Cour in Afrika, es war nicht zu verkennen.

Ein Muttergottesbild, ein Öldruck, hing an der Wand und sah milde herab auf unser kindliches Treiben, und eine zweite Madonna, ihm gegenüber, schaute mit gefalteten Händen klagend zum Himmel empor.

Ich setzte mich auf die Veranda, die Mutter sollte schlafen; der Polizeimeister wurde zum Dienst gerufen.

Das war der erste Morgen. Ein buntes, grelles Farbenspiel.

Am zweiten Tag, als Frau Schramgke schlummerte, saß ich wieder auf der Veranda. Es war Gerichtstag.

Der afrikanische Bezirksamtmann hat nicht nur die Verantwortung für Weg und Steg, für Anbau und Erträgnisse des Landes, Ausnutzung der schwarzen Arbeitskräfte und vieles andere, ihm unterliegt vor allem die Rechtsprechung. An der Küste drängte sich mir oft die Empfindung auf, das primitive Land werde außer von Malaria, Dysenterie und Typhus auch von Juristerei verseucht. Doch in diesen Dingen ist mein Urteil kindlich und unmaßgeblich. Wohl aber darf ich betonen, wie mir im Hinterlande klar wurde, welch machtvoller Einfluss dem natürlichen Innenkaliber eines ganzen Menschen entströmt, und welch reife Früchte gesunder, humorvoller Menschenverstand zeitigt. Schon auf der Reise, als ich kleine, weiße Frau mit zwanzig Schwarzen, mutterseelenallein, mir unbekannte Gebiete durchwanderte, fühlte ich, dass die Disziplin meiner Kolonne mit jeder Tagereise ins Innere eher wuchs als abnahm. Dort am Ziele musste ohne Zweifel die ausgeprägte Persönlichkeit residieren, deren machtvolle Hand ich fühlte.

Dass es kein grausamer Meister, sondern nur ein konsequenter Herr war, sah ich jetzt von Tag zu Tag immer mehr.

Ich war Zeuge langer Verhöre und Verhandlungen, endloser Geduldsproben. Später erschienen verurteilte Bösewichte. Irgendwo regnete es gesunde Hiebe. Kettengefangene wurden zur Arbeit kommandiert.

Während ich noch saß und träumte, stieg ein seltsamer Zug die geschlungenen Hügelpfade empor. Wie in bachantischem Rausche trugen singende Männer ein schwarzes Weib unter einem Baldachin. Langsam wiegte und wogte diese dunkle, doch bunte dionysische Welle heran. Eile hatten sie nicht. Sachte und singend schritten sie vorwärts. Dann kamen sie näher. Und wie die wilden Fluten der See des Sturmes Dämon in geregelter Tollheit besingen, begleitete die Schar mit rhythmischem Johlen ihre innere afrikanische Lust.

Der Zug machte Halt. Der Hängematte entwand sich ein schlankes, grinsendes, schwarzes Weib und sah um sich.

„Maria, schöne Negerkönigin, was wünschest Du?“ hörte ich das komische Pathos des Bezirksamtmanns. Das Weib deutete nach der Kinderstube.

„Dachte ich mir's doch, du bist neugierig, willst Friederike sehn,“ fuhr Herr von Riemar lustig weiter, „ziehe hin in Frieden!“

Ich musste lachen. Doch Schramgkes fühlten sich diesmal nicht sehr geschmeichelt.

„Wissen Sie,“ sagte nachher der Polizeimeister, „unsereins ist gut katholisch und dies Sündenweib nennt sich Maria! Mir nichts, dir nichts Maria — und — hat — ich kann Ihne net sage wie viel Männer!“

„Zähl' sie doch mal,“ sagte Frau Schramgke. Aber der Polizeimeister wies sie mit einem Blick in ihre europäischen Schranken zurück.

Am nächsten Abend bat mich Herr von Riemar zu einem Spaziergange. Wir gingen durch Versuchsplantagen an Kakao-, Zimmtbäumchen und Kaffeesträuchern vorbei, um die Baumwollpflanzungen zu erreichen, in denen des Landes Zukunft schlummerte. Dann weiter neben wassertragenden Schwarzen zu einer Quelle im Busch. Mein Begleiter erzählte mir von den gewaltigen

Markttagen der Eingebornen, die hier im Innern abgehalten würden.

Einige Minuten später standen wir vor der magern, kostbaren Quelle, über der in einem Felsblock ein Bronzemedaillon mit dem Profil Bismarcks prangte.

„Es hat viel Überwindung gebraucht," erzählte lachend Herr von Riemar, „ehe sich die schwarze Gesellschaft an dieses Bildnis gewöhnen wollte. Erst kamen sie unaufhörlich, schickten wahre Deputationen und flehten um schleunige Wegnahme. Nachdem ich ihnen jedoch mit vieler Mühe klar gemacht hatte, dass Bismarck kein böser, sondern ein guter, starker Gott sei, gaben sie sich zufrieden, um mir später treuherzig mitzuteilen: sie könnten nun doch nicht mehr an ihn glauben — denn mehr Wasser gäbe es seither auch nicht. — Ja, und Sie sahen Maria, den schwarzen Schrecken der katholischen Mission. Sie ist in der Tat weit und breit die einzige Negerkönigin. Ich glaube dank einer alten Tradition im Stamme. Es gibt sonst hierzulande nur Häuptlinge. — Ach Gott, auch sie machte mir zu schaffen." Herr von Riemar warf den im afrikanischen Dienst ergrauten Kopf lustig zurück. „Eines Tages, Gott weiß warum — ich weiß es nicht — nennt sich dies Scheusal: Maria. Mir vollkommen rätselhaft, wie sie zu diesem Namen kam. Ja, die Mission — die Mission beschwert sich sogleich — ist außer sich — und ich armer, geplagter Bezirksamtmann soll dem Frauenzimmer Raison beibringen. Ja, was sollt' ich denn tun, dem Bezirksamt macht sie keine Schwierigkeiten." Er lachte herzlich.

Ich genoss in vollen Zügen die reine Luft des Hinterlandes und fühlte mich weit erhaben über die fiebernde, sensationslüsterne Küstenklatschatmosphäre. Schneeweiße, hochstenglige Blumen sprossten im Gebüsch und da und dort eine lilafarbene Blütenkerze, die mich bezauberte. Vor dem glutroten Sonnenball, der sich sachte nach Westen senkte, tanzten noch gelbe und blaue Schmetterlinge.

Wir durchquerten in der Tiefe den Marktplatz, der noch immer mit brodelnden Weibern, nackten Kindern und Kalebassen voller Gewürze, Yams, Mais, Erdnüsse und andern Reichtümern besäet war.

Zwischen den rotbraunen Negerhütten flatterten kleine Hühner, trotteten schwarze Schweine und kurzbeinige Ziegen. Eine aus Laterit kindisch geformte Fetischfigur ließ mich einen Augenblick zaudern. Der Popanz war mit Federn, Blättern und Blumen geschmückt. — Wer weiß — vielleicht betet der Neger darin symbolisch zum ewig Unerforschlichen. Solch ein verziertes, selbstverfertigtes Monstrum war mir stets ein Rätsel. Aber welche Götzen verfertigen wir nicht in Gedanken! Beten sie an und verlangen von andern dasselbe! Ich warf einen letzten, milden Blick zum Fetisch hinüber.

Von irgend welchen neu erschienenen Büchern plaudernd, stiegen wir langsam wieder zur Höhe. Da bannte ein scharfes: „Halt!" meinen Schritt. Gerade vor unsern Füßen kroch ein großer, schwarzer Skorpion über den gelben Fußpfad. — Fürwahr ein schlechtes Omen. — Auch sollte ich noch eine Tragödie erleben.

AARAU GERTRUD HUNZIKER

(Schluss folgt.)

□□□

EIN LIED ZUM WEIN

Tief im Becher wogt der Lichter Glanz,
Goldne Kreise wirft er durch den Wein;
Mädchen, muss man da nicht glücklich sein —
Tanze, Liebste, denn im Wein liegt Tanz.

Trinke aus und schließ die Augen zu —
Hörst du, wie er leise in dir klingt
Und den Alltag stille aus dir singt;
Lausche in dich, denn im Wein liegt Ruh'.

Träume steigen aus dem Purpurrot,
Leise wird das Leben ausgewischt,
Und ein Licht ums andere erlischt.
Hüte dich — im Weine ruht der Tod.

SALOMON D. STEINBERG

VEREINFACHUNG
DER
STAATSVERWALTUNG UND ERLEICHTERUNG DER STAATSLASTEN
(Schluss)

Der eigentliche Kern des Landschaftsrechtes ist das innere, und dieses hat zum hauptsächlichsten Gegenstand das Landwirtschaftswesen. Der Staat hat hier wohl seine Aufgabe erkannt, die in der Fürsorge, in der Abwendung von Gefahren und Schädigungen, in Aufmunterung und Förderung besteht. Aber das Vorgehen erscheint nicht immer planmäßig. Die Probe ist bald gemacht, wenn, wie das auch für andere Zwerge der Verwaltung und für diese im ganzen lehrreich wäre, mit dem Plane des theoretischen Rechtes verglichen würde, was in der Praxis besteht und geleistet wird; es würde sich bald ergeben, was noch zu tun wäre oder was zuerst getan werden sollte. Nicht dass alles auf einmal oder von heute auf morgen anders gemacht würde; Rom ist auch hier nicht in einem Tage erbaut worden. Wir denken nicht an Maßnahmen, die in die Kompetenz des Bundes fallen, wie es namentlich die sehr streitige Frage der Schutzzölle zu Gunsten der Landwirtschaft ist, sondern nur an die kantonale Politik, der das Landwirschaftswesen im übrigen (abgesehen vom Subventionsgesetz des Bundes) noch überlassen ist. Nun sollte man meinen, das erste wäre, sich der Not der kleinen Landwirte anzunehmen. Viehveredlung und Viehprämierung ist gewiss etwas schönes und löbliches, aber zuerst muss die nötige Viehhabe da und gesichert sein. Es heißt das Pferd beim Schwanze aufzäumen, wenn der Staat oben anfängt und zuerst oder ausschließlich für rassiges und prämierbares Vieh sorgt, eine Sorge, die mehr den Wohlhabenden und Reichen zukommt. Zuerst sollen doch alle bestehen können, und es ist der Einbruch jeder Existenz für das Gemeinwesen selbst eine und unter Umständen doppelte und dreifache Einbuße: ein Verlust an Steuerzahlern und vielleicht noch eine Last der Armenversorgung, wo nicht gar der Strafjustiz. Mit dem Konkursrecht ist es nicht mehr getan; es ist lediglich rechtsstaatlich, sorgt nur

für die Gläubiger; es sollte aber für den Schuldner selbst gesorgt werden, und zwar um ihn womöglich vor dem Falle zu bewahren, jedenfalls nicht völlig verderben zu lassen, sondern wieder aufzustellen. Und das nicht seiner Person zulieb, sondern im Interesse des Gemeinwesens. Der Kanton Zürich hatte einmal einen kleinen Anfang mit der Sorge für die kleinen Viehbesitzer durch staatliche Unterstützung von Viehleihkassen gemacht, ist davon aber bald wieder zurückgegangen; über den Grund schweigen die öffentlichen Akten.

Die umfassendste und ausgiebigste Hilfe wäre von der Kantonalbank zu erwarten, und diese ist auch recht eigentlich zu dem Zwecke gegründet worden, um den kleinen Leuten überhaupt und den kleinen Landwirten speziell Geld und Kredit zu verschaffen, die sie von Privatbanken nicht oder unter erdrückenden oder unerschwinglichen Bedingungen erhalten. Eine Kantonalbank hat auch leichter wirtschaften als andere; sie lebt vom Kredit des für ewig und unversinkbar erachteten Staates, während andere sich den Kredit erst durch ihre Führung erwerben müssen und ihn trotz aller Sorgfalt in außerordentlichen Zeiten einbüßen können, wie sich erst jüngst beim Balkankriege wieder gezeigt hat. Die Kantonalbank bekommt daher das Geld billiger und könnte es auch billiger hergeben. Aber sie hat ihren Zweck mehr und mehr aus den Augen verloren. Noch im Kantonalbankgesetz von 1883 war vorgesehen, dass, wenn der Reservefonds, in welchen die Gewinne zunächst zu legen waren, eine bestimmte Höhe erreicht habe, durch Gesetz über die weitere Verwendung der Gewinne verfügt werde, in der Meinung, dass sie zur Herabsetzung des Zinsfußes und zur Anlageerweiterung dienen sollen. Laut dem neuen Bankgesetz dagegen vom Jahr 1902 — es ist, wohlgemerkt, in der Zeit der Finanzmisère erlassen worden — ist nun die Beschlussfassung über diese Verwendung dem Kantonsrat vorbehalten, mit der Direktive, den überschüssigen Gewinn dem Staat zuzuhalten. Diesem sind denn sofort für das Jahr 1903 drei Viertel Millionen zugeteilt worden, und seither hat er so nicht weniger als gegen vier Millionen bezogen. Er hat also das Geld, das eigentlich den kleinen Leuten gehörte, an sich genommen, und so könnte man fast sagen, er hat sich auf deren Kosten bereichert. Um so mehr ist Sparsamkeit am Platz, um

dem Volke zu geben, was des Volkes ist, und zugleich dem Gründungszweck der Bank getreu zu bleiben. Auch in dieser Beziehung also heißt es, zu den Anfängen zurückkehren!

Aber auch bei der Fürsorge für die Landwirtschaft hat der Staat so wenig als möglich selbst und unmittelbar einzutreten, sondern die privaten Kräfte anzuleiten, zusammenzuführen und erst nötigenfalls finanziell zu unterstützen. Dadurch erzielt er, wie anderwärts, wo er so vorgeht, nicht nur den Vorteil, sein Geld so gut und lang als möglich zu sparen, sondern er weckt und belebt die private Initiative und die ihr entspringenden Vorzüge individueller Kraft und Selbständigkeit, ohne die es kein Leben und keine Kultur gibt.

Namentlich kommt in der Landwirtschaft das Genossenschaftswesen zur Geltung, das heute im Vordergrund auch des wissenschaftlichen Interesses steht. Hier gilt es, die gemeinsamen Anstalten und Anlagen zu übernehmen und die Nachteile der Einzelwirtschaft darin zu überwinden, weiter vielleicht noch diese sonst zu kräftigen und zu heben. Hier böte gerade für kleine Landwirte die Vereinigung den Vorteil größerer Kreditwürdigkeit, um desto eher das für den Bedarf an Viehhabe und andern Betriebsmitteln nötige Geld zu erlangen. Im übrigen können hier die einzelnen Arten landwirtschaftlicher Genossenschaften, die Feld-, Flur-, Zuchtvieh- und Versicherungsgenossenschaften nicht durchgangen werden. Es wäre nur noch auf die Produktions- und Konsumgenossenschaften als die besondere Form zu verweisen, den teuren Zwischenhandel abzudanken und dem Produzenten den ungeschmälerten Lohn seiner Arbeit zu verschaffen. Jedenfalls aber hat der Staat sich dieser Verbände anzunehmen, sie ins Leben zu rufen, wo sie nötig sind und noch fehlen, und sie zu unterstützen, soweit es zu ihrem Fortkommen unumgänglich erscheint.

In diesem Sinn hat der Kanton Zürich schon 1882 ein Flurgesetz erlassen, das sich allerdings noch auf die Flurpolizei, das heißt die Bekämpfung landwirtschaftlicher Schädlinge, das Erste und Notwendigste der Landwirtschaftspolitik, beschränkte. Neuestens aber, 1911, ist es durch ein vollständiges Landwirtschaftsgesetz ersetzt und ergänzt worden. Dem Umfang nach also erscheint hier die zürcherische Gesetzgebung vollkommen, und

was die Beurteilung des Inhaltes betrifft, ist von folgenden Grundsätzen auszugehen. Polizeiliche Bestimmungen sollen nicht in eine Reglementiererei aller Tätigkeit, auch derjenigen, die nur den Einzelnen angeht, ausarten, sondern sind nur am Platz, soweit das Gebahren auch für andere nachteilig oder schädlich ist, und auch nach dieser Seite darf den Bürgern in ihrem gegenseitigen Verhältnis immer noch ein Stück Verträglichkeit zugemutet werden. Dieser Grundsatz sollte übrigens nicht nur für die landwirtschaftliche, sondern für alle Polizei gelten, und es lohnte sich, darnach einmal die ganze Polizeigesetzgebung zu durchgehen, um bei Gelegenheit alle weitergehenden Vorschriften gleichmäßig wegzulassen und dadurch der Bewegungsfreiheit der Einzelnen mehr Raum zu geben. Die pfleglichen Bestimmungen aber im Landwirtschaftswesen, die sich auf die positive Einrichtung der Wirtschaft beziehen, sind, soweit überhaupt ein gemeinsames Recht notwendig oder vorteilhaft erscheint, durchaus Genossenschaften zu überlassen die es nach dem Bedürfnis ihres Kreises gestalten können; der Staat braucht ihnen dafür nur die nötige Macht zu verleihen. Hier gilt, was schon als Standpunkt des ersten Gesetzes bezeichnet worden ist: möglichste Freiheit in der Organisation mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Interessen und Anschauungen.

Beiden Anforderungen nun wird das neueste zürcherische Gesetz prinzipiell gerecht; was zu wünschen bliebe, wäre vielleicht folgendes. Der Staat könnte seinem unmittelbaren Eingreifen noch eine größere Reserve auferlegen, was sich zum Teil in der Vollziehung nachholen ließe. Weiter hätten für den Streitfall Bezirksrat und Bezirksgericht ganz bei Seite gelassen und dem richtig erkannten Grundsatz gemäß Fachgerichte eingeführt werden dürfen; man hätte die Aufgabe freien Vereinigungen oder Abordnungen der Genossenschaften übertragen dürfen, durch die auch sonst die ständige kantonale Kommission mehr ersetzt werden könnte. Die Selbstverwaltung ist stets beliebter als die staatliche und genießt mehr Vertrauen; der Staat tritt den Einzelnen eben als Gebieter gegenüber, während ein Kollegium von Seinesgleichen als freundlicher Berater erscheint. Zum dritten sollte die Unentgeltlichkeit des Unterrichtes nicht auf Fachschulen, keinenfalls auf eine oberste Lehranstalt, wie es der Strickhof in seiner Art ist, erstreckt,

sondern durch ein rationelles (klassenmäßiges) Gebührensystem ersetzt werden, das nicht nur dem Staat einen weitern Ersatz böte, sondern auch seine Leistung gewichtiger machte; was etwas kostet, erscheint immer auch mehr wert. Im ganzen aber ist das neueste zürcherische Landwirtschaftsgesetz nach Inhalt wie nach Umfang vorzüglich, eine Ehre und ein Verdienst für die Urheber, und es wäre nur zu wünschen, dass auch die übrige Gesetzgebung, wo es noch fehlt, sich zum gleichen Stand erhöbe.

Um der größeren Berücksichtigung der Landschaft im ganzen mehr Nachdruck zu geben, wäre eine Vereinigung aller Interessenten zu bilden, eine *Landpartei*, wie es solche im Lauf der Geschichte auch schon gegeben hat. Was wollen die politischen Parteien: Konservative, Liberale, Demokraten — von den Sozialdemokraten nicht zu reden, die auf eine umgekehrte Staatsordnung ausgehen — noch besagen, nachdem ihre eigentliche Aufgabe erfüllt ist und die Staatsform und Verfassung des Staates sich festgesetzt hat? Sie sind ihrem Ursprung und Zwecke nach rechtliche Parteien, haben als solche sozusagen ihren Lebensinhalt verloren, sind öde und unfruchtbar geworden, wie die Erfahrung zeigt. Nun handelt es sich hauptsächlich oder ausschließlich um die Ordnung der Wirtschaft. Um Demokratie, gewiss, aber um vorzugsweise wirtschaftliche Demokratie, wie schon bemerkt wurde. Wie die Arbeiter zur Wahrung ihrer Interessen sich zu Vereinen und Parteien zusammenschließen, so dürfen es auch andere tun, die durch gemeinsame Angelegenheiten verbunden werden, und so sollen es auch die Landschafter. Es wird dadurch kein Gegensatz zu den Städten und im besondern zur Hauptstadt geschaffen, jedenfalls keiner, der über das Maß der politischen Antagonien hinausginge oder gar in gegenseitige Feindschaft ausartete; im Gegenteil. Politische Parteiung bedingt auch eine Differenzierung, und doch waren politische Parteien von jeher für jedes freie Staatsleben nicht nur als Notwendigkeit, sondern als eine Wohltat anerkannt, und nur das Übermaß an Parteileidenschaft oder Parteiherrschaft, ein Missbrauch ihres Wesens, wurde beklagt, der nicht notwendig vorkommen muss, und wo er auch immer vorkommt, der Sache selbst nicht das Urteil spricht. Für die Landschaft handelt es sich nur darum, durch eine ihr eigentümliche Partei zu erkennen zu geben: wir sind

auch da, so gut wie die Arbeiter oder die Stadt, und verlangen den uns zukommenden Teil der Berücksichtigung. Dadurch wird nur das Verhältnis und die Bedeutung der Interessengruppen zu einander festgestellt und abgeklärt, und eine Einseitigkeit in der Pflege des Staatslebens vermieden, wie sie eintreten muss, wenn ein Teil, so viele Interessen ihm gemeinsam sind, aufgelöst und nicht organisiert ist. Und speziell das Verhältnis von Stadt und Land zu einander würde gewinnen, statt Schaden zu nehmen. Es ist ganz falsch, wenn, so oft ein Wunsch der Landschaft verlautet, er als eine Äußerung des Gegensatzes oder gar der Feindschaft gegen die Stadt ausgegeben wird; das zeugt nur davon, dass die Stadt nicht gewohnt ist, andere Interessen außer ihr anzuerkennen. Die Stadt selbst gewinnt im Gegenteil, wenn sich ihr gegenüber das Land in seinem Stand zu erkennen gibt, nicht um sie zu befehden, sondern nur um sich nicht selbst bei Seite schieben zu lassen. Die Stadt würde dadurch über eine andere Art Wirtschaft belehrt und an ihr vielleicht ein Beispiel nehmen; namentlich aber könnte durch die Kooperation von Stadt und Land der richtige Ausgleich zwischen ihnen zustande gebracht werden, zum Heil Beider und des Ganzen.

V.

Eine volkstümliche Rechtspflege gipfelt in dem Satze: „rasch und billig", und das ist nicht nur für das Volk, sondern auch für den Staat das zukömmlichste. Ein gewesener Oberrichter hat erklärt, die Gerichte seien nicht da, um Recht zu sprechen, sondern zu entscheiden. Das sollte ein Spass sein, enthält aber die ernste Wahrheit, dass es nicht darauf ankommt, eine Streitsache nach dem Rechte, das ja immer zweifelhaft sein kann, um- und umzulegen, sondern einmal abzutun. Dass damit nicht nur den Parteien gedient ist, sondern auch dem Staat, liegt auf der Hand; für beide ist ein rasches Verfahren jedenfalls billiger. Also schon in der Raschheit liegt Billigkeit. Dann aber wird diese noch für sich und extra gefordert, allerdings nur zugunsten des Volkes, nicht des Staates. Dem Staat möchte die Rechtspflege also noch so teuer anliegen, wenn sie nur schließlich für das Volk, die Prozessführenden, billig ist, und das kostspieligste für ihn ist in

jedem Fall, mag die Rechtspflege dabei wie immer eingerichtet sein, die Unentgeltlichkeit. Die Unentgeltlichkeit der Rechtspflege, seinerzeit ein sozialpolitisches Postulat, ist denn vom Programm abgesetzt worden, wie überhaupt die Unentgeltlichkeiten seither nicht weiter vermehrt worden sind. Aber auch eine für den Staat billige Rechtspflege kann es, wenn sie darnach eingerichtet wird, auch für das Volk sein, und dann ist, wie mit der Raschheit, beiden geholfen.

Nun sind Billigkeit und Raschheit nicht bloße Volkswünsche oder allgemeine Interessen des Staates, sondern im Kanton Zürich zu einem Grundsatz der Verfassung von 1869 (Art. 59) erhoben worden, der also seine Vollziehung verlangt. Es handelt sich nur um das Wie. Auch in dieser Beziehung gibt die Verfassung selbst Direktiven. Einmal sind in dem kleinen Abschnitt der Verfassung über die Rechtspflege, der die Organisation der Rechtspflege nicht selbst angibt, wie es früher der Fall war und anderwärts geschieht, sondern sie dem Gesetz überlässt, die vertragsmäßigen Schiedsgerichte besonders hervorgehoben. Solche sind auch vor allem aus geeignet, den Streit rasch und billig zu erledigen und namentlich den Staat zu entlasten. Nun war die Einrichtung auch im Kanton Zürich vorher nicht unbekannt, sondern noch im frühern Rechtspflegegesetz ausdrücklich vorgesehen. Aber das auf die neue Verfassung folgende hat nichts weiter getan, als jenen Abschnitt sozusagen unverändert nach Stellung und Inhalt hinüberzunehmen. Das war offenbar nicht der Sinn der Verfassung, sonst würde sie nicht ausnahmsweise auf diese Institution ausdrücklich hingewiesen haben.

Statt dessen hätten die Schiedsgerichte in den Vordergrund gestellt werden sollen, in der Meinung, dass erst, soweit solche von den Parteien nicht vorgesehen oder gewünscht werden, die amtliche Rechtpflege in Aktion tritt, ähnlich wie bei der Armenpflege und der Verwaltung im weitern der Staat oder das Gemeinwesen nur einzutreten hat, soweit nicht durch die Privaten, die Beteiligten selbst, vorgesorgt ist. Wenn sich die Privaten bei der Selbstbesorgung überhaupt besser befinden, ihr mehr vertrauen, so gilt das von Streithändeln noch ganz besonders. Und auch wo Schiedsgerichte nicht vertragsmäßig und von vornherein vorgesehen sind, sollten die Parteien auf diese Art des Austrages

noch aufmerksam gemacht werden, bevor der Fall auf die Mühle der langsamen und teuren Staatsrechtspflege geschüttet würde. Nicht nur Gottes Mühlen mahlen langsam . . . . Zuerst vertragliche Schiedsgerichte, wo solche bestellt sind, dann vor den Friedensrichter, und von diesem soll noch zur nachträglichen Bestellung eines Schiedsgerichtes aufgefordert werden, und erst wenn die Parteien davon auch dann nichts wissen wollen, soll der Streit in den Hochofen der Rechtsschmiede geschoben werden.

Zu diesem Zwecke und auch sonst sollten die Friedensrichter eine weit größere Bedeutung erhalten, nach Art der englischen. Namentlich müssten sie auf die Beilegung von Streitigkeiten nachdrücklich hingeleitet werden; ja sie dafür zu prämieren lohnte sich, werden dadurch doch die Parteien vom Streite schnellstens erlöst und der Staat vor Kosten bewahrt. Die Friedensrichter selbst aber sollen darin ihre Hauptaufgabe sehen, wie schon der Titel sie darauf verweist, den Ziegel nicht einfach mechanisch weiterbieten, sonst braucht man sie überhaupt nicht. Auf die Art der Erledigung kommt es nicht an, wenn nur erledigt wird und so rasch als möglich — „die Gerichte sind nicht da, Recht zu sprechen, sondern zu entscheiden", sogar die amtlichen Gerichte. Die Zivilprozessordnung ist auch nicht für die Wissenschaft da, um ein Lehrstück für sie abzugeben, sondern für das Volk. Die Wahrung des objektiven Rechts kann einer letzten Instanz, Revisionsinstanz oder was immer vorbehalten werden, worüber nachher noch ein Wort.

Für die weitere Gerichtsorganisation sodann enthält die Verfassung auch noch eine Direktive, die Empfehlung von Geschwornengerichten auch für die Zivilrechtspflege, offenbar im Interesse einer volkstümlichen Rechtspflege. Nun ist durch das seitherige Rechtspflegegesetz die Organisation allerdings zum Teil etwas vereinfacht worden. Einmal durch Abschaffung der Kreisgerichte oder Zunftgerichte, wie sie früher hießen, einer Instanz zwischen Friedensrichter und Bezirksgericht. Zwei Mittelinstanzen waren allerdings zu viel; ob aber mit den Kreisgerichten nicht der unrechte Zahn ausgezogen worden ist? Jedenfalls waren diese volkstümlicher, standen dem Volke in jeder Beziehung näher, kosteten wenig und hatten schon wegen der größern

Dezentralisation weniger Geschäfte, konnten sie also auch schneller erledigen.

Vergleicht man damit die Bezirksgerichte, so weisen sie in keiner Beziehung einen Vorzug auf. Was für ein Heidengeld vor allem kosten sie! gegen eine Million bei einer halben Million Einwohner, wohl die teuerste Justiz der Welt. Ein Privater würde das Geschäft gerne zur Hälfte übernehmen und es nicht schlechter besorgen. Und wie lange ziehen sie die Prozesse bei sich hin! Das ist freilich nicht zu verwundern, wenn nach der Maxime jenes alten Gerichtschreibers gearbeitet wird, die Urteile müssten so begründet sein, dass ein Handwerksbursche, wenn er eines auf der Straße finde, es verstehen und sich sagen müsse, es sei recht. Abgesehen davon, was ein Handwerksbursche mit einem gefundenen Papier anfängt — haben schon die Parteien zu viel an den Erwägungen eines Urteils und sehen nur auf das Dispositiv. Das bisherige Gesetz ist aber weniger darauf ausgegangen, die Rechtspflege volkstümlicher, als sie (man möchte fast sagen gegenteils) wissenschaftlicher zu machen, in Misskennung seiner Aufgabe und auch des Auftrages der Verfassung, und hat den Zweck erst nicht erreicht. Gelehrter sind die Bezirksgerichte, nach ihrer Zusammensetzung zu schließen, auch heute nicht, selbst in den Städten nicht, so lange alle möglichen Bewerber, wenn sie nur zur Partei gehören, darin aufgenommen und dafür Leute vom Fach, die ihre Examina hinter sich haben, draußen gelassen werden. Und wenn gar unfertige Rechtskandidaten examinierten Doktoren und Anwälten vorgezogen werden, so wirkt das wie eine Staatsprämie auf die Lodderigkeit. Die gelernten Juristen wenden sich dann privaten Betrieben zu, die sie besser zu schätzen wissen und wieder um so mehr gewinnen. Aber es geht bei andern Beamtungen auch so, und alle Parteien machen es gleich, nicht zu ihrer Ehre. Und immer noch wird die Zahl unserer Richter vermehrt, statt einmal genau zu prüfen, ob sich nicht die Unsumme von Schreibereien vermindern und dadurch Zeit und Personal ersparen ließe, zum Vorteil der Rechtssuchenden wie des Staates. So bureaukratisch die Verwaltung geworden ist, die Rechtspflege ist es nicht weniger. Aber die Prüfung müsste nicht den Advokaten und Richtern selbst überlassen werden, sonst heißt es, den Bock zum Gärtner machen, oder eine Krähe . . .

In andern Staaten wäre es unerhört, die Organisation der Rechtspflege durch die Beteiligten selbst treffen zu lassen; dafür sind die Justizministerien und ihre Räte da, und auch bei uns gäbe es wohl noch unparteiische Sachverständige.

Sodann sind zur Vereinfachung der Organisation die Einzelkompetenzen eingeführt worden, beim Friedensrichter und beim Bezirksgerichtspräsidenten. Darin liegt aber etwas Gewaltsames. Die Einzelkompetenz eignet sich nur für die Verwaltung, und auch hier nur zum Teil, namentlich für die Befehlgebung, für die Justiz aber ganz und gar nicht. Sie bietet anerkanntermaßen einen geringern Rechtsschutz als das Kollegialgericht und ist daher nur als Notbehelf anzusehen, der je bälder desto besser ausgelöst wird. Sie ist denn auch auf die geringen Streitsummen, auf die Bagatellgerichtsbarkeit beschränkt worden. Das ist aber ein sehr relativer Begriff: für einen armen Teufel bedeuten ein paar Franken mehr als Tausende für den Reichen, und doch muss er also mit der minderwertigen Gerichtsbarkeit vorlieb nehmen. Zu alledem ist die Abgrenzung nach Streitsummen mechanisch, willkürlich und wird der innern Verschiedenheit der Streitwerte nicht gerecht. Darin liegt also in jedem Betracht ein Nachteil gegen die frühere Einrichtung.

Jedenfalls war im Rechtspflegegesetz von 1875 noch keinerlei Ziviljury zu finden, außer wenn das Handelsgericht dazu gerechnet werden wollte, das aber schon seit dem Verfassungsgesetz von 1865 besteht. So war also auch nach der zweiten Direktive der Wunsch der Verfassung unerfüllt geblieben. Erst 1896 sind die gewerblichen Schiedsgerichte nach bekannten Mustern und mit einem Verfahren eingeführt worden, das um nichts besser ist, als das der allgemeinen Gerichte. Heute jedenfalls wären Fachgerichte und nach allen Seiten am Platz, wo die Richter zugleich Experten sind und es keiner besondern Expertisen mehr bedarf, die die Prozesse am meisten verschleppen und verteuern, den Advokaten aber darum gerade willkommen sind.

Anderseits ist die Rechtspflege seit 1869 noch dadurch verwickelter geworden, dass dem Obergericht ein Kassationsgericht vorgesetzt wurde. Das auch aus dem falschen Bestreben, die Rechtspflege wissenschaftlicher zu machen. Das Kassationsgericht ist an oberster Stelle der Justiz, was der Bezirksrat in der Mitte der

Verwaltungsorganisation: das fünfte Rad am Wagen. Es geht über das Verhältnis eines Kantons, diskreditiert das Obergericht und kostet dafür immer noch gegen 8000 Franken. Auch weiß man gelegentlich nicht, woher die Leute nehmen und verfällt auf Advokaten, die dann als Kassationsrichter über den Oberrichtern stehen, ein ganz unleidliches Verhältnis. Also ein Doppel des Obergerichtes, statt dass dieses seinerseits vereinfacht worden wäre. An Stelle der Appellation, die den ganzen Fall auch nach dem Tatsachenmaterial neu behandelt, genügt die Revision mit der Aufgabe, lediglich auf das Recht zu sehen und allfällige Rechtsverletzungen in Urteilen der untern Instanz zurückzuweisen. Statt einem Obergericht als Appellationsgericht also ein Revisionshof, und nichts weiter. Aber die Advokaten wollen das nicht, sie verlören dabei, und auf sie kommt es an. So hat das Obergericht bereits auf fünfzehn Mitglieder vermehrt werden müssen, kostet an die 300,000 Franken, und so wird es weiter gehen, bis das Volk selbst etwa mit einer Initiative durchgreift. Es konnte sich sogar fragen, ob man auch nur das Obergericht als zweite Instanz für alle Fälle beibehalten wollte, nachdem 1874 das Bundesgericht ständig geworden ist, und nicht diesem in Prozessen, denen der Weg dahin offen stand, den zweiten Entscheid vorbehalten sollte; an einer Oberinstanz genügt es doch, und es braucht nicht mehr drei oder vier, wie zu heiligen Reichszeiten. Aber es ist als ob man im Kanton Zürich alles nicht kompliziert und kostspielig genug machen könnte.

Was das Rechtspflegegesetz an wirklicher Volkstümlichkeit gebracht hatte, war die Freigebung der Advokatur. Aber gerade damit ist man seither wieder abgefahren, durch das Rechtsanwaltsgesetz von 1898. Es mag ja zugegeben werden, dass diese neue Freiheit einige Auswüchse erzeugt hatte. Aber so wenig man eine Freiheit wegen des möglichen Missbrauches abschafft, so wenig hätte es hier geschehen sollen; es sind bloß die Auswüchse zu stutzen. Es kam die Winkelagentur auf. Dieser ist aber der Anwaltsstand ohnehin überlegen, und sie hätte sich noch durch das Approbationssystem in ihre Schranken weisen lassen, ohne dass wieder eine förmliche Kaste aufgerichtet worden wäre. Auch schießt die Bedingung der Wissenschaft wieder über das Ziel der Rechtspflege hinaus, und darauf kommt es jedenfalls nicht

an, dass der gelehrte Anwalt die Sache dem Richter besser auf der Tranchierplatte vorzulegen versteht, so dass dieser sich weniger bemühen muss. Es gibt allerdings Richter, die das vorziehen, und deshalb sich den Advokaten geneigter zeigen als einer unverbeiständeten Partei; die sogenannten Advokatenrichter, mit Ehrennamen. Und wenn die Richterwahl Behördenwahl ist und der Advokat in dieser Behörde sitzt, so bildet sich unter Umständen noch ein weiteres Verhältnis, das den Ruf der Unabhängigkeit des Richterstandes nicht bessert. Nun haben wir also wieder eine besondere Klasse von Advokaten wie von Ärzten, was das Rechtsuchen jedenfalls nicht volkstümlicher gemacht und unbestreitbar sehr verteuert hat. Der einzige Fortschritt des Rechtsanwaltsgesetzes ist, dass nun auch Frauen die Advokatur ausüben können, ein Fortschritt von so geteiltem Ansehen, dass darüber besonders abzustimmen war. Sie hätte ihnen aber auch geöffnet werden können, ohne anderseits den Beruf zur Kaste abzuschließen.

Zur Zeit liegt das bisherige Rechtspflegegesetz in Revision, und zwar erscheint es nun in einer Trilogie. Die Gerichtsorganisation, auf die es hier hauptsächlich ankommt, ist schon 1911 ausgegeben worden, nun kommt der Zivilprozess daran, und den Schluss des Gesetzesdramas wird der Strafprozess bilden. Aber die Revision besteht in der Hauptsache nur in einer Konsolidierung und Neuausgabe des bisherigen Gesetzes und seiner Novellen und hat sich keines großen Zuges oder eines Fortschrittes zu rühmen, am wenigsten im Sinn der Volkstümlichkeit; im Gegenteil ließen sich einige neue Künsteleien feststellen. Insofern also ist die ganze Revision leeres Gepränge, und man hätte die Mühe und Kosten einer Gesetzesarbeit sparen können. Die Arbeit daran dauert bald zwanzig Jahre, und so hat der Berg eine Maus geboren.

Kosten unsere Gerichte ein unverhältnismäßiges Geld, heute jedes Jahr gegen zwei Millionen, so gibt man es dafür den Prozessparteien um so billiger. Allerdings ist es nur demokratisch, wenn den kleinen Leuten das Rechtsuchen möglichst leicht gemacht wird, bis zur Unentgeltlichkeit; dafür sollte nach oben aber um so mehr dafür bezahlt werden. Aber das Maximum der Staatsgebühren beträgt nach wie vor dreihundert Franken,

auch wenn der Streitwert in die Hunderttausende und Millionen geht. Das reimt sich schlecht mit den so sehr gesteigerten Unkosten des Gerichtswesens, und es ist nicht zu verwundern, wenn bald eine ganze Million am Staat hängen bleibt, die er sich so leicht und ohne Verletzung der Billigkeit ersetzen lassen könnte. Und wenn durch höhere Gerichtsgebühren das Prozessieren abnähme, so würde es dem Lande jedenfalls nicht schaden und hinwieder nur die Unkosten für den Staat verringern.

Rechnet man alle die unnötigen, vorzeitigen oder überflüssigen Ausgaben zusammen, wie bald wären die Defizite gedeckt, um nie wiederzukehren!

* * *

Und nun, mein verehrter Herr Kantonsrat, Regierungsrat, Referendumsbürger, oder in welcher Stellung immer Du Einfluss auf die Staatsverwaltung habest:

Lies wohl dies Büchlein oft und viel,
Und tu' nicht stets das Widerspiel!

CASPAR SCHEIDT

□□□

KRIEG UND VOLKSWIRTSCHAFT

Die moderne Nationalökonomie hat sich erst in den letzten Jahren systematisch mit dem Krieg befasst oder vielmehr mit den ökonomischen Wirkungen, die von ihm auf die Volkswirtschaft ausgehen. Werner Sombart beschäftigte sich letzthin mit dem Problem; in seinem Buche [1]) hat er eine Fülle interessanter Feststellungen gebracht. Ob er damit dem ganzen gewaltigen Stoffgebiet vollends gerecht wird, ist freilich eine andere Frage. Das Hauptgewicht legt der Verfasser richtigerweise auf die tatsächliche Abschätzung des Militäraufwandes. Was kostet der Unterhalt, die Bewaffnung, Beköstigung und Bekleidung der Heere, welches sind die Wirkungen des Schiffbaues auf die nationale Produktion? Das Buch von Sombart will vor allem als historische Leistung gewürdigt sein; es bringt eine Menge geschichtlicher Daten über den Kriegsaufwand bei, allein die Bedeutung des Krieges für die moderne Volkswirtschaft tritt nicht in dem Maße in Erscheinung, wie es wünschbar gewesen wäre. Es fehlen auch die vergleichenden statistischen Zusammenstellungen, es fehlt eine Aufarbeitung des Zahlenmaterials, die uns vor Augen führt, was der Militarismus der Großmächte für ungeheure Opfer von der Nation fordert.

Im Kapitel über den Schiffsbau wird diese Vorstellung am ehesten lebendig. Da zeigt uns Sombart die enorme Bedeutung des Schiffsbaues für das Wirtschaftleben. Der Schiffsbau ist der Zerstörer der Wälder in Eu-

[1]) *Krieg und Kapitalismus.* Druck von Humblot, Leipzig 1913.

ropa geworden. Eisenindustrie und Schiffsbau seien letzthin Kinder, die der Krieg gezeugt hat, und diese beiden Gewerbe vor allem stellten die hohen Ansprüche an die Holzproduktion. Die Klagen über die zunehmende Holzknappheit gehen auf das sechzehnte Jahrhundert zurück. Aus der Zerstörung, die der Krieg schafft, steigt neuer schöpferischer Geist empor: der Mangel an Holz und die Notdurft des täglichen Lebens drängten auf die Auffindung oder die Erfindung von Ersatzstoffen für das Holz hin, drängten zur Nutzung der Steinkohle als Heizmaterial, sie drängte zur Erfindung des Kokesverfahrens bei der Eisenbereitung. Dass dieses aber die ganze großartige Entwicklung des Kapitalismus im neunzehnten Jahrhundert erst möglich gemacht habe, stehe außer allem Zweifel. Auch hier, glaubt Sombart, in diesem entscheidenden Punkte, scheinen unsichtbare Fäden die merkantilen und die militärischen Interessen eng miteinander zu verknüpfen.

Nur für die frühkapitalistische Epoche behauptet Sombart die überragende Bedeutung des Militarismus. Später mischen sich tausend andere Bestandteile hinein, später werde der Gang des Wirtschaftslebens durch tausend andere Triebfedern ebenso stark, wenn nicht stärker, bestimmt als durch militärische Interessen, die einen beherrschenden Einfluss nur bis zum Beginn der hochkapitalistischen Zeit ausüben. Das sei nun aber gerade das Entscheidende, weil eben in dieser Zeit der Charakter des modernen Kapitalismus seine Grundprägung erhielt. Den Nachweis wollte Sombart vor allem leisten, dass der Krieg viel unmittelbarer als die Kolonien am Aufbau des kapitalistischen Wirtschaftssystems beteiligt ist, weil er die modernen Heere geschaffen hat und die modernen Heere wichtige Bedingungen kapitalistischer Wirtschaft erfüllen sollten. Die Bedingungen, die hier in Betracht kommen, sind: die Vermögensbildung, der kapitalistische Geist und vor allem ein großer Markt. Als ein Verdienst Sombarts kann es bezeichnet werden, gerade in der jetzigen Zeit der enormen Kriegsrüstungen die Tragweite der Zusammenhänge zwischen Volkswirtschaft und Krieg nachgewiesen zu haben.

* * *

Eine vielbeachtete Studie über die *Volkswirtschaft der Schweiz im Kriegsfall* hat der Generalsekretär der Schweizerischen Nationalbank *Dr. Adolf Jöhr* (Verlag Kuhn & Schürch, Zürich) geschrieben; das Werk erlebte bereits eine zweite Auflage. Die Bedeutung des Buches ist vor allem darin zu suchen, dass es eine solid fundierte Gruppierung des Tatsachen materials bietet und auch dem *Laien* den Stoff nahebringt.

Damit soll nicht gesagt sein, dass es der Arbeit an eigenen originalen Betrachtungen fehle; solche sind zahlreich in das gut verarbeitete Material eingeflochten und man kann dem Verfasser wohl an den meisten Stellen zustimmen. Dank der Einhaltung einer strengen Systematik ist es Dr. Jöhr trefflich gelungen, den umfangreichen Stoff zu meistern, eine Fülle von Einzeltatsachen beizubringen und so das Bild zu einem wohlabgerundeten zu gestalten. Der vorwiegend orientierende Charakter der Arbeit hat dazu geführt, dass allerlei Elementartatsachen berücksichtigt werden mussten, die bei rein wissenschaftlicher Bearbeitung ohne weiteres in Wegfall kämen. Das Buch von Jöhr wird dadurch besonders nützlich, dass es dem Leser zeigt: wie waren die Verhältnisse und der Stand der schweizerischen Volkswirtschaft im Kriege von 1870/71 und wie würden sich die Verhältnisse in

einem Zukunftskrieg gestalten. Über die Zustände im Jahre 1870/71 gibt uns Jöhr ein wohlgelungenes Bild; nirgends fand sich bisher eine Gesamtdarstellung. Diese ist ihm geradezu mustergültig gelungen. Wohl konnte er sich dabei auf Denkschriften stützen (F. Mangold: Die Bank in Basel, P. Gygax: Die Bank in St. Gallen, C. Keller: Die Krisis des Jahres 1870 usw.); Alle diese Arbeiten haben jedoch die Frage mehr nach der banktechnischen Seite behandelt, Jöhr hingegen bietet ein abgeschlossenes Bild davon, wie es damals um die schweizerische Volkswirtschaft stand. Die Ergebnisse der Studie werden in neue Schlussthesen zusammengefasst. Man wird dem Verfasser zustimmen können, wenn er sagt, das schweizerische Geld- und Bankwesen sei heute unendlich viel besser auf die Erschütterung einer Kriegskrisis gerüstet als im Jahre 1870.

ZÜRICH PAUL GYGAX

□□□

DAS SONNENLAND

Ein Gipfel war er bestimmt, der liebe Hans Hoffmann, wenn er auch sein Haupt nicht im Wolkendunste barg. Freilich mühte er sich vergeblich damit ab, sorgfältig behauene Granitblöcke zum festgefügten geschichtlichen Roman aufeinanderzutürmen, und seine Verse klingen da am besten, wo sie eigne oder allgemein menschliche Schwächen mit scharfen Geißelhieben treffen; aber keiner trete mir seiner Tante Fritzchen zu nah, die ihre überquellende Herzensgüte hinter einem stachligen Äußern schamhaft versteckt und den kategorischen Imperativ der christlichen Allerweltsliebe mit dem Recht auf einen tüchtigen Hass so wacker abtrumpft. Und welcher deutsche Erzähler kündet die Freuden und Leiden des Gymnasiallehrers mit so warmem Verständnis wie der Dichter des „Gymnasiums von Stolpenburg"? Unsern Primanern allerdings, denen Hoffmanns Landsmann Eduard Engel diese feinen, das Innerste der Schulmeisterseele durchleuchtenden Novellen zu erbaulicher Lektüre empfiehlt, möchte denn doch das Sensorium für derart subtile seelische Konflikte mangeln. Fest wurzelt Hans Hoffmann in seiner pommerischen Heimat, deren „klägliche Öde" sein Herz doch nicht erstarren ließ. Und doch seufzt er gelegentlich: „nur meine Augen wollen hier verschmachten!", aber flugs schnürt er sein Bündel, verlässt, wie sein Eberhard von Wildberg in den Bozener Märchen, „das frostige Land seiner Jugend, steigt über die Alpen ins Etschtal, wo die Gefilde mit südlichem Sonnenschein begnadet sind", und hier, wo schon Paul Heyse reiche Ernte eingeheimst, bindet er sich eine bunte Garbe wunderhübscher Legenden, Märchen und Gedichte. Zweimal hat er auch an dem Eiland der Phäaken angelegt, und mit liebenswürdiger Freude erzählt er uns, dass sich die modernen Korfioten von den homerischen ruderliebenden Phäaken, die sich ja vor allem in der Kunst eines eleganten Faulenzens rühmlich hervortaten, in keiner Weise lumpen lassen.

Ein warmer, vergnüglicher Humor waltet in Hans Hoffmanns meisten Erzählungen; er versöhnt den Dichter mit seinem unmusischen Hinterpommern, „wo nur ein einziger Gott, Jupiter Pluvius, herrscht", er verklärt ihm die göttliche Faulheit seiner Phäaken, er zeigt ihm aber auch einen protestantischen Pfarrhof im märkischen Sand in homerischem Glanz und würzt ihm

eine Sonntagsfahrt auf der beschaulichsten der Kleinbahnen, der der Berliner Witz den freundlichen Namen „die stille Pauline“ verliehen hat.

Mit verstehendem und verzeihendem Lächeln redet Hoffmann von den Schwächen der Menschen; er weiß, dass ein kleines Fehlerlein auch dem Trefflichsten Herzensbedürfnis ist, und wäre es auch nur etwa „ein kleines Hausneidchen, wie es jedem Christenmenschen zu ruhiger Beschäftigung gegönnt ist als ein mäßig knurrender Schoßmops, der niemanden heftig anbellt, noch weniger ans Beißen denkt“. Eichendorffs mannhafter Kampfruf: „Krieg den Philistern!“ hallt durch Hoffmanns ganze Dichtung;

das Luder ist so feig korrekt, ihn kann der Teufel selbst nicht fassen!

knirscht er einmal ingrimmig; aber er weiß auch, dass man „dieselbe Gesinnung aus Hochmut, Beschränktheit und Froschnatur, oder aber aus Reinheit haben kann“. Jegliches Tugendathletentum ist ihm im Grunde seiner Seele zuwider; ihm selbst ist's in seiner bewussten Unvollkommenheit wohl genug, und mit mitleidigem Bedauern blickt er auf die Mustermenschen herab, die in all ihrer blitzblanken Tugend lediglich das satte Bewusstsein eigener Vortrefflichkeit mästen:

Welch glücklich Leben muss das sein,
Stets Lob zu ernten bei Groß und Klein,
Lächelnd zu opfern jederzeit
Behäbiger Selbstzufriedenheit!
Vielleicht zwar mag ich sie doch nicht beneiden;
Doch eins ist sicher: ich kann sie nicht leiden.

Die mit Ironie gepaarte Weltfreude hat Hans Hoffmann mit Gottfried Keller gemeinsam, dem er einmal seine Referenz machte, ohne dass es zu einem innigen persönlichen Kontakt zwischen den beiden Dichtern gekommen wäre: „ich schied von ihm,“ erzählt Hoffmann selbst in einem Aufsatz über Wilhelm Raabe, „nach einigem hingequälten Verweilen in etwas verprügeltem Seelenzustande“; dagegen müssen sich Briefe Kellers an ihn in seiner Mappe finden. — Ohne Zweifel hat Hans Hoffmann von Keller viel gelernt; Kellers Legendenstil mag er den weichen Wohlklang der Sprache seiner Märchen abgelauscht haben; seine schönste Dichtung dieser Art, die Legende „Die heilige Kümmernis“, hat er dem Zürcher Meister zum siebzigsten Geburtstag auf den Tisch legen dürfen. Nur feiner, bewusster, kultivierter klingt Hoffmanns Sprachmelodie als die Kellers; er weiß seinen Satz so zu biegen, die einzelnen Teile so zusammenzufügen und mit schmückendem Beiwerk zu füllen, dass er, jede Ecke und Kante meidend, in behaglichem Fluss seinem Ziele zustrebt. Eine Probe? Aber schlürfen Sie die Sätze mit andächtig kostender Zunge in sich hinein, wie ein Glas duftenden Rheinweins: „Und wo sie nun auf einem Tanzfest sich zeigte, was sie fortan gern tat, und sich munter umherschwang, da gab es des Jubels die überschwängliche Fülle und taumelnder Seligkeit, hinterher aber in den Nächten viel Seufzer und Sehnen und das schmerzliche Rasen ungestillten Verlangens.“ Oder: „Als Gottvater diese Worte sprach, rissen die Wolken um ihn her auseinander und zerstoben in namenlose Fernen vor dem Donner seines Mundes, da er doch flüsterte und raunte; und der Donner seines Mundes war auf der Erde vernehmbar als ein weites Schweigen des Entsetzens.“ — Läutet nicht das Zauberglöcklein der poetischen Prosa nur noch im Tanzlegendchen so voll und rein? Und doch hat Hans Hoffmanns Art und Kunst kaum etwas Epigonenhaftes; er umkreist nicht als bescheidener Trabant nur mit erborgtem Lichte leuchtend den glänzen-

deren Planeten; er zieht seine Bahn als kleineres, aber nicht minder eigenartiges Gestirn, das gelegentlich einen Strahl eines andern hascht und in neuer, wundervoller Brechung zurückwirft.

Die ganze stufenreiche Skala der verschiedenen Töne seiner Dichtung erklingt in Hans Hoffmanns nachgelassenen vollendeten und unvollendeten Märchen und Novellen, die Carl Schüddekopf in Zeitungen und Zeitschriften und im Arbeitszimmer des Dichters selbst eingefangen hat[1]). Nachgelassenes? Bruchstücke? Rümpfen Sie, bitte, die Nase nicht! denken Sie nicht an die dürren Späne und Schnitzel, die übereifrige Gelehrtengründlichkeit in den Werkstätten großer Toter zusammenzuscharren und zu unerfreulichen Haufen zu schichten pflegt! In diesem Buche steht nichts, was uns nicht seines Geistes Hauch verspüren ließe; Mären wie das grandios-schaurige Harzmärchen „Goslar" oder das ulkige Capriccio „Der Forschungsreisende" bleiben auch als Torsen wertvolle Dokumente für die packende Stimmungskunst und den geistvollen Übermut eines begnadeten Erzählers. Ein alter, morscher Mann kann diese Geschichten nicht geschrieben haben; nur die Dichtung des innerlich Jungen kennt den wuchtig hämmernden Pulsschlag großer Leidenschaft, der in der Novelle „Der Dolch" und im einen und andern Märchen pocht; nur der unverbrauchten Jugendfrische ist die ausgelassene, mitunter selbst zu einem lustigen Purzelbaum aufgelegte Laune und daneben die wunderbar zarte Stimmung eigen, die den Märchen Glanz und Farbe verleihen. Da und dort entzückt ein süperber Einfall: so stellt Hoffmann den Teufel als Verwalter eines Standesamtes für die Hässlichen oder als liebegirrenden Freier vor, der freilich den Schweif vorsichtig in der Rocktasche birgt, oder er lässt einen naturwissenschaftlich gebildeten Zwerg irgendwo im Wald einen Strohhut und einen Strickbeutel finden und daraus in feierlichem Kathederton mit dem Finger an der Nase die scharfsinnigsten Schlüsse auf die mutmaßliche Art der Wesen ziehen, denen diese Gegenstände gehören. Einmal gelingt ihm auch, freilich als Nachhall einer früheren Wendung, ein feines Bonmot: „Sie lernte es immer besser, dass kein Mensch anders kann, als den lieben, dem er wohltut."

Das erste Märchen vor allem, das dem ganzen Band den Namen gegeben, gehört zum Duftigsten, was die deutsche Märchenpoesie seit Mörike gezeitigt hat; der magnetische Rapport wirkt in der traumhaft-verklärten Welt dieser Dichtung rein poetisch, nicht im geringsten krankhaft, wie etwa in Storms seltsamer Altersnovelle „Ein Bekenntnis". Die Seele der jungen Gräfin Gerhildis schwebt, während der Körper regungslos an der Seite des Gatten liegt, durch die Einsamkeit der Wälder und Obstgärten. Eines Tages reitet ein Gast durchs Burgtor, der Ritter Zeno, aber er und Gerhildis erschrecken beide, wie sie sich grüßen: sie haben sich im Sonnenland ihrer Träume schon gesehen, und das scheint ihnen schweres Unheil zu verheißen. Doch der Hausherr zwingt den Gast zum Bleiben. Da meldet ihm am nächsten Morgen der Torwart, Zeno und Gerhildis haben beim Mondschein das Schloss gemeinsam verlassen, und doch hat der Schlaflose die ganze Nacht auf dem Antlitz des schlummernden Weibes nach huschenden Träumen gespäht, und Zenos Waffenknecht hat seinen Herrn geruhsam schnarchen hören. Am folgenden Morgen aber berichtet der neue Wächter dasselbe, und wie die beiden selbst starken Eisenbanden vor den Türen

[1]) *Das Sonnenland* und andere Erzählungen aus dem Nachlass von Hans Hoffmann. Zweite Auflage. München und Leipzig bei Georg Müller.

trotzen, geht Graf Eckart, selber die Wacht am Burgtor zu halten. Um Mitternacht öffnet sich das hohe Tor lautlos, und schwebenden Ganges gleiten Frau Gerhildis und Ritter Zeno an dem Erstarrenden vorbei; jählings stürmt er den Liebenden nach, die sich eng umschlungen halten und ihn mit großen, stummen Augen anblicken, stößt Gerhildis das Schwert ins Herz und spaltet Zeno den Schädel. „Deutlich sah er die grässlichen Wunden; allein die Getroffenen sanken nicht zur Erde, sondern beide Gestalten hoben sich auf und schwebten in der Mondeshelle weiter und weiter und entschwanden seinen Blicken als ein weißschimmerndes Wölkchen. Verstört betrachtete er sein wuchtiges Schwert: und siehe, es blinkte licht und war rein von allem Blute." Zu Hause aber findet er Zeno gespaltenen Hauptes auf dem Lager, und im ehelichen Gemache liegt Gerhildis mit durchbohrtem Herzen.

Wie so manchem andern großen Erzähler hat Julius Rodenbergs „Deutsche Rundschau", wo man noch heute, wie Keller dem Freunde Storm schrieb, „immer sicher ist, gute Musik zu hören und feine Weinlein zu trinken", auch Hans Hoffmann eine Heimstatt gewährt; hier ist nach dem Tode des Dichters die muntere und geistvolle Stammtischplauderei „Vox populi" erschienen, die Hoffmanns Lieblingsthema: die unkurierbare Sündhaftigkeit und daneben die Seelengüte des Menschen illustriert. „Es ist nicht anders, wir sind allzumal Sünder!" konstatiert der Landgerichtsrat Meinecke, ohne deshalb selbst besonders peinliche Gewissensbisse zu verspüren, und wenn die Stimme des Volkes, das Schwurgericht, in sittlicher Entrüstung den sozialistischen Brandstifter von aller Schuld freispricht, weil er durch seine Tat seine und seiner Braut Ehre vor dem reichen Wüstling gerettet hat, so heuchelt sie im Grunde genommen sich selbst ein Maß von Tugend vor, das sie gar nicht besitzt. Così fan tutti. Heuchelei aber ist borniert oder feig.

Noch ein zweites hasst Hans Hoffmann: das geistige Beharrungsvermögen der Menge, der für göttlich gilt, was grau vor Alter ist.

> Ich sehe Brauch und Sitte Überliefrung lutschen.
> Vor tausendjährgem Unsinn Ehrerbietung rutschen,

grollt Harpalyke in Spittelers Olympischem Frühling; aber wehe dem, der der Macht der Tradition zu widerstehen wagt! seiner harrt das Schicksal des jungen Nix im Märchen „Der Väter Satzung", der dem ererbten Glauben, dass der Nix den Glanz der Sonne außerhalb des Wassers nicht auszuhalten vermöge, in seiner verzehrenden Sehnsucht nach Licht und Wärme straflos trotzt, aber als Frevler von Seinesgleichen verstoßen wird und an seiner Einsamkeit langsam zugrunde geht.

Im Kern seines Wesens war Hans Hoffmann wohl Pessimist, wie so mancher humoristische Dichter. Einer so tiefen Natur musste jener fadenscheinige Optimismus fremd bleiben, der die ganze Welt mit rosigem Guss überzuckert; aber dem Künstler war es gegeben, sich *seine* Welt, sein Sonnenland zu schaffen, wo „aller Wesen unharmonische Menge" nicht mehr „verdrießlich durch einander klingt", wo die Schönheit herrscht und — das befreiende Lachen. Wie ein Abschiedswort Hans Hoffmanns selbst klingen Anna Ritters Verse, die den Band würdig präludieren:

> Ich komme heim aus dem Sonnenland.
> Ich bin den ganzen blühenden Tag
> In lauter Schönheit gegangen.

ZÜRICH MAX ZOLLINGER

LE RÉVEIL DE L'ESPRIT NATIONAL EN FRANCE

(CARNET D'UN SPECTATEUR)

Je ne crois pas qu'en France l'opinion publique, cette dominante dans la gamme des idées, se manifeste aussi souvent qu'en Suisse, et avec autant de succès. En Suisse, la médiocre étendue du pays, ses institutions et ses mœurs démocratiques font que les pouvoirs publics sont plus enclins ou plus obligés qu'ailleurs à se laisser conduire par la voix du peuple, qui est, comme chacun sait, la voix de Dieu. Et comme la crainte de Dieu est, pour le politicien, le commencement et même la totalité de la sagesse, les hommes d'Etat suisses répondent plus volontiers à l'appel de cette voix quelquefois tyrannique, parfois salutaire.

En France, pour des raisons contraires, l'élu se sent très distant de l'électeur, et quand il y a des comptes à rendre au peuple-roi, le quart d'heure de Rabelais s'écoule, sans qu'on y prenne garde dans une envolée d'éloquence. Mais si l'opinion publique parle moins souvent, elle parle plus haut, car les sentiments longtemps contenus explosent plus bruyamment.

Les contradictions de l'opinion y sont plus apparentes aussi, de sorte que Jaurès qui, il y a un an, était salué à Bordeaux d'acclamations formidables, ne recueillerait aujourd'hui que des sifflets et des outrages.

On a prétendu, à une époque de luttes religieuses, que la France oscillera toujours entre le cléricalisme et l'anticléricalisme. Cette affirmation reçoit un singulier démenti puisqu'on voit pratiquer actuellement la politique d'apaisement prêchée naguère par M. Briand. Mais on pourrait tout aussi bien affirmer aujourd'hui que la France oscillera sans cesse entre le nationalisme et l'internationalisme. Il est certain que le pacifisme antimilitariste, après avoir connu de beaux jours, est en forte baisse, tandis que le réveil de l'esprit national se manifeste de façon indéniable.

Témoin de cette houle sur la mer changeante de l'opinion, j'ai noté sans passion ces palpitations de l'âme française. Qu'on ne prenne les lignes qui suivent que comme des instantanés de moments fugitifs de l'histoire contemporaine, sans y chercher aucune intention de louange ou de blâme. Cependant, sans vouloir tirer des conclusions ou une morale des événements, on ne peut s'empêcher de constater la fuite, ou plutôt l'alternance rapide des idées collectives, et combien les foules évoluent vite, plus vite même que les individus, quelque paradoxale que semble cette assertion. Ainsi, pour parler de l'expression la plus criante de l'internationalisme, où est M. Hervé et son fameux fumier dans lequel il plantait le drapeau? Est-il allé rejoindre en exil le roi Pataud qui fut maître de la lumière et des ténèbres de Paris? . . .

Dans quelques années, quand la ferveur patriotique aura été satisfaite et qu'une autre vague l'aura couverte et remplacée, on regardera avec curiosité peut-être ces tableaux de la vie publique à Bordeaux pendant ces derniers mois :

* * *

Place Pey-Berland, devant la Cathédrale; quatre heures de l'après-midi. — Des placards tricolores ont invité les patriotes à venir conspuer à la sortie de son cours, M. Ruyssen, „honte de l'Université".

M. Ruyssen, professeur de droit et pacifiste notoire, est allé donner une conférence en Alsace, sous les auspices d'une société allemande, pour y prêcher l'entente franco-allemande. Il n'a pas craint de répudier toute idée de revanche, c'est-à-dire de reprise par la force des pays annexés en 1871.

Les membres de l'Action française peuvent être contents: la place Pey-Berland est noire de monde, de „patriotes" accourus à leur appel. Il y a plus de spectateurs que d'acteurs, bien sûr. Les rues aboutissantes sont barrées; sur la place, des gendarmes à cheval circulent sans cesse pour empêcher la formation de cortèges. Aimez-vous les agents? on en a mis partout.

M. Ruyssen ne paraît pas en scène: la semaine passée, les patriotes lui ont fait une conduite de Grenoble à la sortie de son cours, et toutes les mesures sont prises pour qu'il puisse rentrer incognito à la maison. Là, il n'y sera pas tranquille du reste, et des fanatiques iront, au nom de la Patrie outragée, déposer des ordures dans sa boîte aux lettres.

Cependant la manifestation ne présente encore aucun caractère d'émeute. Une élégante dame dit à son fils, jeune étudiant qui l'avait invitée en lui promettant un spectacle avec coups et blessures au programme: „Je m'en vais; cela ne se dessine décidément pas aujourd'hui." Délicieuse naïveté d'une mondaine pressée.

Je m'approche de quelques groupes réunis sur le trottoir et où l'on discute; je recueille ces propos: „Permettez . . . Ruyssen a raison . . . Tant que l'Allemagne . . . C'est indigne qu'un professeur français . . . Monsieur, vous n'êtes qu'un gamin! . . ."

Ceux-ci sont des spectateurs et non des manifestants. En général on blâme M. Ruyssen d'avoir mal choisi son moment pour parler d'entente, alors que l'Allemagne renforce ses armements; qu'il n'appartient pas à un Français de prêcher en Alsace le renoncement à l'ancienne patrie et de briser le rêve du retour à la France . . .

Là-bas, au fond de la place, des huées montent, des sifflets éclatent. Des militants socialistes se sont massés pour contre-manifester: „Vive Ruyssen! A bas la calotte! Hou! Hou!" clament-ils en cadence. Les camelots du roi ripostent, tandis que les commerçants, apeurés, ferment en hâte les volets de leurs magasins. Les deux groupes sont là, en présence, montrant une égale ardeur, une même exaltation. Les Idées-Forces vont-elles précipiter ces hommes les uns contre les autres, ces étudiants contre ces ouvriers sur le parvis de la cathédrale?

Au moment où retentit l'Internationale, les nationalistes brandissent un drapeau tricolore qu'ils ont réussi à dissimuler jusqu'ici. Les agents de police, comme une sombre muraille mouvante, se mettent en marche. Autour du porte-drapeau se serrent ses partisans. Un agent veut enlever l'emblème qui peut provoquer l'effusion du sang, mais les jeunes gardes se passent le drapeau de main en main. Je le vois s'incliner comme un fétu qui va être englouti par l'eau, mais bientôt il se redresse victorieusement au-dessus de ces têtes échauffées et de ces mains tendues. La ba-

garre est déchaînée. Les sifflets font rage. D'immenses huées accompagnent le flot des manifestants qui roule.

Entr'acte. — Deux agents emmènent un petit jeune homme de bonne famille. Son vêtement est déchiré, son faux-col pend, lamentable; il est nu-tête. Qu'importe: son visage est rayonnant, car il va être conduit au poste, et demain son nom sera dans tous les journaux. Pour un peu il embrasserait ces braves agents, instruments aveugles de sa gloire future, bien qu'ils l'aient cueilli un peu rudement. C'est ainsi que devaient être les martyrs chrétiens, et leur face illuminée n'avait sans doute pas d'expression plus suave et plus joyeuse.

Un jeune garçon s'écrie: „Il y a longtemps qu'à Bordeaux on n'a pas rigolé autant que cela!" Madame, belle madame, qui tout à l'heure manifestiez votre chagrin de ne rien voir venir, que n'êtes-vous restée? Voici du sang à terre, du sang humain . . .

La manifestation s'éloigne et s'éparpille. Le commissaire de police du quartier soupire de satisfaction. Il ôte son écharpe et la met dans sa poche: qu'on se cogne plus loin, cela ne le regarde plus.

* * *

Le Jardin Public, à dix heures du soir. — Le concert militaire touche à sa fin. On attend avec impatience *Le Rêve passe*, marche chantée. C'est un tableau militaire en trois couplets dont les spectateurs fredonnent le refrain avec les soldats. On applaudit frénétiquement, et le chef de musique est obligé de faire recommencer.

J'ai vu le même enthousiasme accompagner les retraites militaires du samedi, rétablies par M. Millerand. La veille du Quatorze-Juillet ce fut du délire: Filles et garçons précédaient la troupe, bras-dessus bras-dessous. Parmi la nuée indispensable des gamins, des couples à l'air heureux, des enfants portés sur les bras ou sur les épaules de robustes ouvriers. Ces prolétaires paraissent tout aussi „conscients" que ceux enrôlés sous le drapeau rouge. Tout cela ne marche pas, mais court en une poussée joyeuse, comme si la troupe allait à la frontière. Je note ce diagnostic: Fièvre patriotique, 40 degrés; tendance au chauvinisme. Actions de la Société Jaurès et Cie tombées à zéro. La Banque du Pacifisme suspend ses paiements et ferme ses guichets.

Voici la composition d'un programme de concert public donné le quatorze juillet par une musique de régiment: Après l'indispensable *Marseillaise: Marche lorraine, Au Pays lorrain, Carillon lorrain, Fête militaire, Scènes alsaciennes, Chant du départ.*

Ce choix de morceaux n'est point dû au hasard. Il n'étonnera certes pas ceux qui savent que depuis un ou deux ans l'Alsace a ses entrées dans la littérature, le théâtre et le music-hall.

Malgré tout, pas le moindre petit général Boulanger à l'horizon. Une tentative de dictature militaire sombrerait dans le ridicule. Décidément, ce patriotisme est vaillant et sain sans être querelleur.

* * *

Au cercle Gambetta, un publiciste alsacien, M. Hinzelin, donne une conférence sur *L'Ame et l'Esprit de l'Alsace et de la Lorraine.* Le président, après avoir salué la présence des éminents députés et sénateurs

qui . . . que . . . etc., fait allusion au service de trois ans. Applaudissements. Le conférencier viole à son profit la consigne donnée par Gambetta: „N'en parlons jamais, pensons-y toujours!" Il en parle beaucoup, certes, mais y pense-t-il parfois? Il se borne à raconter des anecdotes destinées à montrer le germanisme impuissant et bafoué en Alsace. Les traits pleuvent sur Guillaume II et sur ses fonctionnaires. L'assistance, composée de personnes admises sur invitation, est en joie. En somme, patriotisme de pacotille qui exciterait bien vite une foule à crier: „A Berlin, à Berlin!" Je pense, par contraste, à l'enquête loyale et brillante que vient de publier M. Georges Bourdon, du *Figaro*, après avoir interrogé les hommes marquants de l'Allemagne sur les relations franco-allemandes. Quand on a lu ce livre, il est difficile de croire à la légende de l'Ogre allemand que les caricaturistes nous ont dessiné ne mangeant que de la choucroûte avec des petits Français dedans.

Du reste, en écoutant le peuple, en tramway, dans la rue, il n'est pas rare d'entendre parler de guerre prochaine, inévitable: „Il faudra que cela éclate un jour, et que les comptes se règlent. Puisqu'„ils" le veulent . . ." L'empereur allemand est devenu pour le peuple le symbole du pangermanisme agressif. Les manifestations personnelles de Guillaume II, colportées, dénaturées souvent, ont fait du souverain une sorte de guignol-croquemitaine: „Ah! ce Guillaume, qu'il y vienne donc!" Et j'entendais cette déclaration rassurante d'un charpentier: „Il n'y viendra pas, car si nous f. . . les Prussiens à bas, alors plus de Guillaume!" Lors du jubilé de l'empereur, le journal le plus important de la ville a reproduit un seul article de la presse allemande: celui du *Vorwärts*. On aurait pu traduire avec plus de soin et de complaissance la mentalité allemande en cette mémorable circonstance. Cependant des centaines (de sujets) de „Guillaume", employés de commerce, gagnent en toute sécurité leur vie à Bordeaux, et personne n'aurait l'idée de les molester.

* * *

Ce n'est pas qu'il n'y ait quelque écume sur la vague nationaliste qui passe: L'autre dimanche, Carpentier, le champion de boxe s'exhibe devant plus de 10,000 spectateurs. Le soir, ses amis — lézards qui se chauffent au soleil de sa gloire — le mènent à l'Alhambra. A son entrée, l'orchestre du music-hall interrompt un couplet joyeux et attaque la *Marseillaise*. Les petites femmes de la Revue restent la jambe en l'air, une partie des spectateurs se lèvent pour acclamer ce chef d'Etat nouveau style, tandis que les autres maugréent contre cette déification intempestive.

Dernier symptôme: M. Jean Richepin sera candidat à la Chambre. Le farouche auteur des *Blasphèmes*, mué en conférencier des *Annales*, se sent une irrésistible vocation de représentant du peuple. Il a confié à un rédacteur du *Temps* qu'ayant voué un culte à Napoléon, il sera napoléonien, mais point bonapartiste. Qu'on se le dise, et qu'on se réjouisse de voir M. Richepin, héraut de la renaissance nationale, emboucher la trompette épique restée sans titulaire depuis Victor Hugo!

BORDEAUX WIELAND MAYR

□□□

EIN ITALIENISCHER NOVELLENBAND

Vor kurzem wies in einem zürcherischen Blatte Fräulein Baragiola, die den Lesern dieser Zeitschrift nicht vorgestellt zu werden braucht, auf einen Band Novellen von einem der jüngern italienischen Schriftsteller, *Mario Puccini*, hin. Die Anzeige weckte die Begier, selber mit diesem Band Bekanntschaft zu machen. Als Ferienlektüre begleitete er mich in die Berge. Es sei gestattet, ein paar Worte zu diesen Novellen zu äußern.

La Viottola lautet der Titel. „Vom Wege ab" ließe er sich übersetzen. Zehn Novellen vereinigt der Band; die größte, *Lisetta*, nimmt den vierten Teil der 230 Seiten ein. Noch eine zweite ist von beträchtlichem Umfang, die „Kleinen Siege". Beide geben für mein Empfinden zugleich mit den besten Begriff von dem starken Talent des Verfassers. Lisetta schildert das Los eines kräftigen, strotzenden Bauernmädchens, das, als vaterlose Waise in einem Kloster auferzogen, erst der Arbeit auf dem Lande, bei ihrer Mutter, sich widmet und dabei in eine Liebschaft mit einem Bauernsohn hineingerät, die aber zu keinem legitimen Ende führt, da der Vater des Liebhabers nichts von einer Verbindung mit dem armen Mädchen wissen will und den Sohn nach Amerika schickt. Enttäuscht und getäuscht nimmt Lisetta eine Stelle als Magd in Rom an. Ihr heißes Blut treibt sie einem andern Mann in die Arme, der ihr auf die Ehe Hoffnung macht, sie aber dann skrupellos sitzen lässt. Sie kommt um ihre Stelle und fällt nun in ihrer völligen Ratlosigkeit einem ruchlosen Weibe in die Hände, das sie auf den Weg der käuflichen Liebe leitet. Meisterhaft ist dieses allmähliche Heruntergleiten geschildert, sachlich, mit grausamer Logik; aus dem Einzelfall wird ein typisches Geschehen. Ergreifend, wie Schritt um Schritt das Versinken des armen, guten Mädchens, das seiner Sinnlichkeit nicht Herr wird, geschildert ist. Unwillkürlich denkt man an Maupassant.

Und der Name des großen Franzosen stellt sich bei der Lektüre des Bandes immer wieder ein. In der Art zum Beispiel, wie in die Misère und Vulgarität menschlichen Erlebens und Geschehens komische Lichter hineinblitzen; wie der Eindruck des Tragikomischen erweckt wird. Da ist unter anderm eine Novelle *Ribellione postuma*, eine Bauerngeschichte, die sich jederzeit auch in der normännischen Bauernwelt Maupassants abspielen könnte. Eine Bäuerin wird zum drittenmal Witwe. Bei ihren Ehen hat sie sich stets stark von materiellen Interessen leiten lassen und darum lieber die Hand einem Alten gereicht, der etwas hat, als einem Jungen, der nur ihren sinnlichen Wünschen genügt hätte; freilich auch auf deren Befriedigung hat sie deshalb nie verzichtet und sich aus Nebenwegen, um ihre Lust zu büßen, nichts gemacht. Ihr dritter Mann hat darum gewusst. Eifersüchtig bin ich nicht, hatte er zu seiner Frau gesagt; mach' ganz nach deinem Willen; ich lasse dich frei; nur dass ich dich dabei nicht ertappe! Und nun ist er tot und das Testament wird eröffnet. Jetzt aber kommt seine Rache. Die Frau soll all seine Habe erben, jedoch unter der Bedingung, dass sie ihrem Liebhaber, einem jungen Taugenichts, den die Witwe durchaus nicht zum Gatten haben möchte, heirate und dessen alte, gebrechliche Mutter ins Haus nehme. Geht sie auf diese Bedingungen nicht ein, so soll das Spital der Gegend in die Erbschaft eintreten. So rächt er sich, und die Wütende mag nun zusehen, wie sie es halten will. Diese Szene der Testamentseröffnung ist von einer unübertrefflichen Komik; man atmet die Luft der ächten Komödie.

Noch eine Geschichte ist da von solch grausamer Komik. *Il ritmo*, „Der Rhythmus", lautet ihr Titel. Ein Mann erzählt seinem Freund sein Ehepech. Drei Schwestern, die, stets gleich gekleidet, durch ihren eleganten Zusammenklang — man kann es nicht anders nennen — ihn wahrhaft entzückt haben, sind sein Verhängnis geworden. Im Grunde ist er in diese weibliche Dreiheit verliebt, aber schließlich: heiraten kann er doch nur eine. So wählt er eine. Aber nun zeigt es sich, dass diese, losgelöst aus dem Dreiklang, der ihn berückt hat, das trivialste Wesen der Welt ist, mit dem er es auf die Dauer schlechterdings nicht aushalten kann. So trennt er sich von ihr. Aber er braucht die Drei nur wieder auf der Straße zu sehen in ihrem harmonisch sich wiegenden Ensemble, so flammt seine Leidenschaft wieder auf: *Io le amo disperatamente;* er liebt sie alle drei; aber sein Glück hat er verscherzt. Jeder Novellist darf Puccini um diesen Fund beneiden.

In den „Kleinen Siegen" wird uns ein Musiker vorgeführt, der in einem toskanischen Nest als *maestro di musica* als Leiter einer Harmoniemusik amten soll. Er ist todunglücklich über sein Los. Aber seine tapfere Frau hilft ihm über das Schwierigste hinweg. Und nach und nach erobert er sich eine angenehme Stellung, und sein Name wird in der Gegend immer bekannter als Dirigent und auch als Komponist; und schließlich ergattert er sich sogar den Cavalieretitel. Aber über diesen kleinen Siegen geht doch das Beste in dem Musiker zugrunde. Indem er immer mehr an seinen kleinen ländlichen Erfolgen Genüge findet, entgleitet ihm die große künstlerische Schaffenskraft. Und es ist ausgezeichnet, wie Puccini gerade dieses Versickern der eigentlichen Begabung des Musikers zum Bewusstsein bringt. Nicht nur der Künstler aber schläft in dem Musiker ein, auch als Mensch wird er kleiner, und sein letzter Erfolg, der darin besteht, dass er den Einzigen in der Ortschaft, der an seiner Begabung als Musikleiter noch immer zweifelt, den Schulmeister, aus seinem Amte wegbringt, somit künftig völlig unangefochten in seinem kleinen Ruhm sich spiegeln kann, gerade dieser letzte Erfolg bedeutet seine tiefste ethische Niederlage. Das ist mit einer feinen Ironie, einer grausamen Sachlichkeit geschildert, wie sie nur einem echten Psychologen zu Gebote stehen.

Diese vier Novellen scheinen mir die Höhepunkte des Bandes zu bilden. Aber auch in den andern findet man eine durchaus eigenartige Erfindung und eine Kunst des knappen dramatischen Erzählens, die dem Talent des Italieners ein glänzendes Zeugnis ausstellen. So stellt das Ganze ein Buch dar, das jedem Freunde moderner italienischer Novellistik durchaus empfohlen werden darf. Der Band erschien in der *Collezione economica di romanzi e novelle* in Ancona bei Giovanni Puccini & Söhne. Gut gedruckt kostet er — zwei Lire. In deutschen Landen würde er sich auf das Doppelte stellen.

ZÜRICH H. TROG

DEUTSCHE LYRIKER DES 19. JAHRHUNDERTS

Dieses Buch[1]) ist eine so reiche poetische Lebensäußerung und ein so wertvolles Geschenk an die Jugend, dass man es mit einer wahren

[1]) Für schweiz. Mittelschulen ausgewählt von Dr. Fritz Enderlin und Dr. Esther Odermatt, Professoren an der Höheren Töchterschule Zürich unter Mitwirkung ihrer Fachgenossen an der Anstalt. Verlag des Kontors der Höheren Töchterschule. Zürich 1913.

Erregung gespannter Aufmerksamkeit betrachten und durchsuchen muss. Aus dieser Notwendigkeit stammen die folgenden Gedanken und kritischen Meinungen.

„Das Buch," so sagen die Herausgeber, „will die Jugend nicht bloß mit einer Reihe schöner Gedichte bekannt machen, sondern ihr bedeutende künstlerische Persönlichkeiten erschließen". Dabei galt es, ästhetische und pädagogische Rücksichten zu nehmen und tunlichst zu vereinigen. Die Aufgabe ist trefflich gelöst, das Resultat eine feine Läuterung der Schönheit ohne Schwächung ihres Glanzes. Ein erhebender Beweis auch wieder für die untadelige ethische Beschaffenheit der großen Poesie! Um solche handelt es sich mit einigen verschwindenden Ausnahmen in diesem Buche, das mit fünfzehn Gruppen ihrer jeweiligen Gedichte Eichendorff, Uhland, Heine, Lenau, A. von Droste, Hebbel, Leuthold, Mörike, Storm, Keller, Meyer, Frey, Lienert, Spitteler und Liliencron vertritt.

Ich muss die Gewalt dieses dichterischen Gesamtchors unbesprochen lassen und kann die Fülle und Verschiedenheit der Kulturwerte, Weltanschauungen, Landschaftsbilder, Volksgeschicke und Dichterlose, die teilweise so interessante Sonderung der Ausdrucksformen und Gefühlsweisen nach nord- und süddeutsch, deutsch und schweizerisch nicht aufzeigen, wie sie hier, alles in allem genommen, die Lebenskenntnis und Seelenkunde und das künstlerische Gefühl den Jugendformen und von Grund aus bestimmen können. Es würde zu weit führen. Die Wahl der Dichter ist untadelig. Die Aufnahme Fontanes unterblieb wohl mit Rücksicht auf den Raum.

Die einzelnen Gedichtgruppen sind mit Sorgfalt, Liebe und künstlerischem Bedacht geordnet. Es zeigt sich das Bestreben, etwas von der Seele der Dichter in die Art zu legen, wie die Gedichte sich ablösen. Das Charakterbild ist tunlichst gerundet. Einige der Eingangsgedichte (vergleiche bei Mörike, Storm, Spitteler) wirken prologartig, nicht wenige handeln vom Liede, wobei die Dichter ihres eigenen Liedes Wesen und Herkunft fein und liebreich bewegt andeuten. Aufs reizendste fügt sich hier Lienerts „Nüd schöinres as wänns dimmred" ein. Man wünschte in der Reihe der Leitgedichte Kellers, „Am Himmelfahrtstage 1846" zu begegnen. Es ist schön, wie zum Beispiel bei Uhland die Landschaft sich lenzzart meldet, aufblüht, fromme Menscheneinfalt und Treue aufnimmt, wiegt und zur Ruhe bettet, sich romantisch umfärbt und mit dem Schwertklang und Minnesang der alten Zeit füllt und wie die zarte Empfindung des Dichters selbst („Droben stehet die Kapelle") mit der Herzhaftigkeit seiner alten kecken kontrastiert. Auch die Gedichte Mörikes sind vorzüglich geordnet. Sein Gesamtbild wogt und spielt mit süßer Heftigkeit, und doch darf jeder Ton, sei er beschaulich, wehmütig, heiter, selig schwärmend, mit Weile anschlagen vibrieren und verklingen. Mich wundert, ob der Feuerreiter als der arme Eiferer gegen die Elementargewalt der Leidenschaft schon der Jugend kenntlich gemacht werden könne; bewirkt nicht der Sinn, so bewirkt das Symbol eine unvergleichliche Gemütsbewegung. Schade, dass nicht genau in der Mitte der Sammlung Mörike, „als auf einer Feuerleiter", diese fieberhafte Schönheit aus dem in Erhabenheit beginnenden und in einzig-schwäbischer Schalkheit endigenden Idyll heraussteigt!

Auch Storm steht prächtig da. In Absätzen, die ein melodisch schwellendes und sinkendes Leben und Kolorit zeigen, durchläuft er seine Gebiete,

und zwar so, dass er von der Heride und grauen Stadt am Meer in die blitzende Frühlingsbucht auf- und von dieser mit dem Gang des Jahres in die tiefste Herbstschwermut niedersteigend, über Jubel und Klage der Liebe hinweg und durch das Familienglück hindurch am Schlusse zu seinem gewaltigsten Stoffe, dem Schmerz um Schleswig-Holstein, vorgedrungen ist. Wenn noch „Sie halten Siegesfest, sie ziehn die Stadt entlang" aufgenommen wäre, so würde die vaterländische Schwermut Storms, Kellers „Wegelied" und Freys „Du bist das Land" in einem noch helleren Glanz heben.

Die Auswahl der Gedichte ist bei Eichendorff, Uhland, Lenau, Heine Hebbel, Leuthold, Mörike, Storm, Meyer, Keller und Lienert vorzüglich. Es könnte bei Meyer statt des „Kaiserlichen Schreibens" eine Ballade wie „Die Gaukler", „Haruns Söhne", „Mit zwei Worten", „Der Stromgott", „Kaiser Sigmunds Ende" oder „Der Rappe des Komturs" stehen. „Das kaiserliche Schreiben" zeigt den Dichter nicht in seiner vollen Kraft. Auch gegen die Wahl der „Sterbenden Meduse" habe ich ein, natürlich nicht künstlerisches, Bedenken. Das Gedicht übt eine quälend dämonische Wirkung aus. Nun sind ja gerade bei Meyer so viele Stücke zu holen, die mit ihrer Serenität für den Genuss durch die Jugend wie geschaffen sind. Gewiss gehörte ein mythologisches Gedicht in das Lesebuch; wären nicht „Der tote Achill", „Der Musensaal" oder „Nächtliche Fahrt" passend gewesen? Es scheint mir, der Musensaal wäre ein Gegenstück zu Freys „Kindern der Muße" gewesen, da beide mit so hohem Bildungswert Götter und Genien umspielen. Beide zeigen weltumfassende Grazie schweizerischen Geistes.

Ich möchte das mit viel Einsicht und Liebe gegebene Bild Gottfried Kellers nicht antasten und betrachte die folgenden Bemerkungen als durchaus unmaßgeblich. Das Gedicht „Melancholie" ist für junge Leser etwas schwer verständlich. Allerdings soll ja gerade bei Keller die Schönheit und Inbrunst der Trauer hervorgehoben werden, aber, wo der Raum für sein Bildnis beschränkt ist, bedürfte es vielleicht seines offiziellen Bekenntnisses zur Melancholie nicht; auch seine hoffnungsreichen, getrosten Gedichte sind zu tief, als dass der Untergrund des Schmerzes verborgen bliebe. Und dann sollten nur Gedichte, die ihm kein anderer nachmachte, in einer so kleinen Sammlung stehen: „Jung gewohnt, alt getan" *könnte* von anderer Herkunft sein. Hier war es ja eine Konzession ans Jugendbuch, und Lehre (hohe Lehre!) ist allerdings eine der speziellen Gaben Kellers. In großer Herrlichkeit finden wir sie in „Ufenau" und ein Wort, wie wir es kellerischer ethisch für das Ohr nicht wünschen können („Heiter leuchte, Frühstern guten Strebens, Lass mich treu in deinem Scheine gehn!") steht in „Jugendgedenken". Einige Sommerfarben und ein wenig Romantik wäre zu der Sammlung hinzuzuwünschen. Beispiele: „Sommernacht", „Zur Erntezeit I", „Via Mala", „Gegenüber", „Fahrende Schüler", „Gruß der Sonne". Vielleicht irre ich mich mit der Ansicht, dass der Idealgehalt von „Am Ufer des Stromes", wiewohl Keller selbst im Gedichte einen Jüngling zum Hörer macht, nur von Alternden voll erfasst werden kann. Bei Frey galt es hervorzuheben: die Bildkraft und Glut, vermehrt durch visionären Zustrom, die Klassik der Darstellung und Sprache, den Wohllaut, überhaupt die ungewöhnlich starke Durchdringung der Poesie mit den Schwesterkünsten, die Kunst der Ballade und des sangbaren Liedes, das Temperament, die große Vielseitigkeit, das innige Verhältnis zur schweizerischen Heldenzeit und ihre künstlerische Bewältigung im Sinne des schweizerischen Genius. Alle diese Werte zeigen

sich in der hier getroffenen Auswahl. Doch hätte die Wirkung noch etwas gekräftigt werden können. Eine Gruppe vaterländischer Gedichte leitet ein. Sie umfasst und zeigt Lobpreisung und erhabenes Gelübde, Zug der Ahnen durch die Augusthöhenfeuer, die Härte und Treue, die hitzige Kampflust, das Todesgrauen der Heldenzeit. Die dem Dichter eigene Orgeltönigkeit, Sprachgewalt, Bildstärke und vollkommene Psychologie der alten Schweizer tritt hervor. Das Bollwerk seiner vaterländischen Balladenkunst trotzt aus den lyrischen Gründen des Buches empor. Die Totenfahrt der Helden geht durch ein starkes Abendrot. Bilder ekstatisch umflammter Not und Treue bezeichnen überhaupt den Dichter:

Und herrisch stapft der Trommelschlag
In den feuergoldnen Oktobertag!

Diese Verse stehen in dem Gedichte „Die Bestattung des Dreibündengenerals.[1]) Mit großem Rechte wäre der Platz von „Themis" diesem kaum 20 Zeilen längeren Stücke überlassen worden. Eine mannhafte Schar, vom Kriegselend, dem ihr tapferer Wille trotzt, gezeichnet — markanter kann die Bedeutung Freys der Jugend überhaupt nicht eingeprägt werden.

In der ersten Gruppe hätte auch *statt* oder lieber *neben* „Brandolf von Stein" „Zinnentanz" stehen sollen. Es ist malerischer und konzentrierter und, da der Untergang nicht nur mannhaft, sondern mit dem altschweizerischen wilden Humor erlitten wird, ein Wegweiser zum heroischen Gehalt der Freyschen Dichtung. Der von den Helden überwundene Schmerz ergreift uns um so tiefer, als wir ihre Lebensgüter ihnen noch einmal nahen und entschwinden sehen.

Die Totentänze sind gut gewählt. Nur lässt sich darüber nachdenken, ob nicht einer von ihnen noch einer — dann außerschweizerischen — Ballade hätte weichen sollen. Das „Flämmchen" z. B. der „Hut des Richters!" „Der Feldherr" führt ja freilich auch in die Welt der fremden großen Historie, nach der eben die Jugend doch auch immer begehrlich ausblickt. Der Raum von „Themis" wäre auch der „Engelmesse" zu gönnen gewesen, und stärker und charakteristischer als „Abschied" hätten „Am Rüsthaus" oder „Gewitterende im Gebirg" gewirkt. Die Lieder folgen sich fein ausgewählt mit schöner Steigerung der seelischen und musikalischen Werte. Die Unterbrechung durch das volksliederartige „Wildrosen", dessen Kolorit und Gehalt so jung blühen, ist reizvoll und wohlangebracht.

Bei Spitteler ist die Auswahl nicht ganz glücklich und nicht ergiebig genug. Der Glanz seiner Kolorite, die wunderbare Durchsichtigkeit seiner Symbolik, sein epischer Idealklang kommen zur Geltung („Die Blütenfee"), desgleichen seine Plastik („Die Glockenjungfern"), sein Künstlerleidenspathos („Berufung"), seine Inbrunst und Innigkeit („Der Traum vom lieben Gott"). Was nicht oder nicht ganz hervortritt, ist sein Pessimismus, seine extramundane Richtung, sein anklagender Zorn. Die überoriginellen unter den Glockenliedern, „Die Nachzügler", „Die Vogelscheuche im Himmel", „Die Betzeitglocke" und auch „Ein Bildchen" aus den „Schmetterlingen" beanspruchen zu viel Raum; zudem verlangen sie, einer spielenden Laune entsprossen, als Hintergrund das volle Lebenswerk Spittelers; dem Neuling können sie das Bild des Dichters leicht verzerren. Unter den Balladen dagegen sind manche geeignet, zum Dichter des Olympischen Frühlings zu

[1]) Zuerst in dieser Zeitschrift erschienen. B. 7, S. 659 (15. Febr. 1911).

führen. In unser Buch hätte „Die tote Erde" gepasst. Die eifrige Jugend ist bereit, dem Paradoxen an ihrem Schlusse zuzustimmen, mit ihrem Überschuss an Glück verträgt sie es auch.

Mit etlicher Zusammenrückung bei Liliencron und der Droste wäre Raum für eine größere Zahl Spittelerscher Balladen gewonnen worden. „Kommissionsfriede", die Städtebildchen im Buche apart vervollständigend, „Die Mittagsfrau", „Das Kostmaidlein", „Aurora", „Der besiegte Herzog", „Hausspruch" lagen bereit. Und warum fehlen „Der Wanderer" und „Die Schneekönigin"? Das nordische Märchenlicht ist doch der Jugend teuer. Zugegeben, dass „Berufung", Spittelers Hauptthema, die Leidenswilligkeit und Treue des Künstlers, mit zusammengeraffter Kraft behandelt. Manche unter den „Literarischen Gleichnissen" hätten es nur etwas leichter verständlich getan.

Es spricht für Liliencron, dass er als letzter in einer so illustren Dichterreihe noch einmal neu und ganz eigenartig entzückt. In der Tat sind sein Schwung, seine Tiefe und seine Süßigkeit groß genug, dass man ihm, der Leichtsinn mit Tiefsinn mische, dilettantische Trübungen oft seiner lautersten Poesie übersehen kann. Seinem so jungen Ungestüm folgt doch die Jugend rückhaltlos. Die Auswahl unter seinen Gedichten ist sehr schön, dichterisch mitfühlend getroffen. „Pidder Lüng" und „Der Blitzzug" dürften das erste als zu brutal und das zweite als zu wenig stark poetisch, und in Ansehung des kostbaren Platzes weggeblieben sein. Zum Gesamtbild des Dichters gehören sie allerdings.

Auch die Auswahl bei Anette von Droste ist gut und dankenswert. Im dichterischen Sinne ist sie vielleicht um zwei bis drei Stücke zu reich, während in menschlich-ethischer Beziehung der Kundgebungen einer Droste freilich nie zu viel sind. Wir sehen sie nur nicht gerne mit stilistischen Ungewandtheiten oder auf Rechnung ihrer Zeit zu setzenden Empfindsamkeiten vor das scharfe Urteil der heutigen Jugend gebracht. Die Anwesenheit der übrigen Gedichte kann nicht herzlich genug begrüßt und gebilligt werden. Welch' ein Rhythmus in den Äußerungen dieser Frauenseele! Welch' ein Reichtum! Und was für Einsamkeiten, was für Ereignislosigkeiten und Gebundenheiten konnte dieser Reichtum abgewonnen werden! Das mag die heutige Jugend, deren Geschicke und Lebensmöglichkeiten so gegenteilig sind, nachdenklich machen. Es war doch auch das Stilleben und war die Beschränkung, in denen entstehen und geschehen konnten: diese Versunkenheit und Hingabe, diese Herausarbeitung des Gefühls, diese Inbrunst der Abschieds- und Trennungsschmerzen, diese Treue an den Toten, diese Behorchung der eigenen Seele wie der Naturseele, dieses Phantasiespiel, diese Leidenschaft der Heimatliebe.

Gewissensernst, Reinheit und Feuer der Impulse, großherziger Mitteilungsdrang, Adel des Bekenntnisses, eine Bändigung der zauberisch verschlungen sich überstürzenden Gedanken durch eine Sprachkraft, die in Anbetracht der Entstehungszeit dieser Poesie nicht genug bewundert werden kann, sind wohl dazu angetan, die Jugend ethisch und ästhetisch zu schulen.

ZÜRICH ANNA FIERZ

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750

DIE EINIGUNGSVORSCHLÄGE ZUM FABRIKGESETZENTWURF

Die sogenannte Einigungskonferenz hat also Beschlüsse gefasst. Bevor wir uns aber dazu äußern, gestatte man uns ein Wort zum Vorgehen. Wir möchten zum voraus Verwahrung dagegen einlegen, dass später der Bundesrat in der Bundesversammlung einfach Ratifikation dieser Einigungsbeschlüsse verlange. Die öffentliche Meinung und die Bundesversammlung müssen nach wie vor uneingeschränkt ihre Vorschläge machen können, stehen sie nun auf dem Boden der Einigungskonferenz oder nicht.

Unseres Erachtens war der Gedanke der Einigungskonferenz weder gut noch notwendig. Durch ihre bloße Ernennung hat der Bundesrat den Mitgliedern dieser Kommission den stillschweigenden Auftrag gegeben, sich in der Mitte zu finden. Das ist aber gerade ein Eingehen auf jene Taktik, die die Arbeiterführer so oft bei Streiken mit Erfolg angewendet haben und wogegen man sich auch schon verwahren musste: recht viel verlangen, man kann dann etwas markten und sich in der Mitte finden lassen. So gibt sich der unverschämtest Fordernde noch den Schein der Billigkeit. Das Recht liegt aber nicht immer in der Mitte zwischen Gut und Böse. In der Mitte liegt meist die Halbheit. Wirklich, fast möchten wir glauben, der Vorschlag der Konferenz sei dem Bundesrat in sehr schlauer Art zugeraunt worden. Wir müssen wenigstens hoffen, dass er sich der Tragweite nicht voll bewusst gewesen sei.

Und nun zu den einzelnen Fragen: Der Vorschlag bezüglich des Decompte und schließlich auch der Kündigungsbedingungen

mag angehen. Wir wollen nur zwei Sachen näher besprechen, nämlich die Vorschläge über das Bußenwesen und die Arbeitszeit.

Die Vertreter des Gewerkschaftsbundes haben also in der Bußenfrage grundsätzlich nachgegeben, sie lassen jetzt Bußen wieder zu. Sie verlangen also für sich wohl das Kompliment der Billigkeit. Sie haben sich dagegen zugestehen lassen: Bußen sind nur zulässig zur Aufrechterhaltung der Fabrikordnung. Wie großmütig! Als ob Bußen je einen andern Zweck gehabt hätten. Dann kommen aber gleich eine Menge Vorbehalte. Die Buße sei nur zulässig, wenn sie in der Fabrikordnung speziell vorgesehen sei. Wenn also ein Arbeiter einmal eine besondere Untugend betätigt, die der Fabrikleitung noch kaum begegnet ist, dann soll keine Buße möglich sein. Und es wird ein ewiges Rechten sein, ob ein Vergehen unter einen Punkt der Fabrikordnung falle oder nicht. Dass die Buße bei der Ausfällung gleich mitgeteilt werde, ist ja richtig. Offenbar zu weit gehen aber heißt es, wenn verlangt wird, dass Bußen über 25 Rappen vom Fabrikinhaber oder dessen Stellvertreter unterschriftlich und mit Begründung mitgeteilt werden müssen. Das könnte zu einer ganz unmöglichen Schreiberei führen. Das ist Pedanterie oder Bureaukratie bester Art. Wer weiß, wie es in einem intensiven Fabrikbetrieb rasch vorangehen muss, wird nicht der ohnehin angestrengten Betriebsleitung noch solches Schreibwerk aufnötigen, Fabrikinhaber und Betriebsleiter haben wahrlich anderes zu tun, als 30-räppige Bußen unterschriftlich zu bestätigen, Bußen, die doch ohnehin nur im Interesse der Gesamtarbeiterschaft verhängt und wieder verwendet werden. In Wirklichkeit würde man einfach jede Buße über 25 Rappen verunmöglichen, also das Disziplinarmittel gegenüber leichtsinnigen und flegelhaften Leuten ganz aus der Hand geben. Und noch eins: Jener Schreibebrief, welcher dem Arbeiter eine kleine Buße von vielleicht 30 oder 40 Rappen schriftlich mitteilen und begründen soll, dürfte sehr oft nur als Anlass zu allerlei Verunglimpfung und Heruntermachung des Fabrikinhabers dienen. Man soll nicht jeden Augenblick wegen Kleinigkeiten mit der eigenhändigen Unterschrift des Fabrikinhabers aufrücken.

Zur Frage der Arbeitszeit möchten wir uns auch noch äußern; man ist hierüber besonders in den Kreisen der Textilindustrie und vorab der st. gallischen Stickereiindustrie beunruhigt und geradezu unzufrieden. Die Einigungskonferenz „beschloss" den Zehnstundentag. Die Verhältnisse liegen nun so, dass man in den genannten Industrien vorzugsweise mit Maschinen arbeitet, die vom Arbeiter meist keine körperliche Anstrengung fordern. Nur Überwachung und gelegentlich Behebung einer kleinen Störung, zum Beispiel Wiedereinführung eines gerissenen Fadens. Wir sprechen besonders von den neuen Automaten-Stickmaschinen. Diese sehr teuren Maschinen leisten also eine Arbeit, die genau proportional ist mit der Arbeitszeit: sie müssen ausgenützt werden können, und eine halbe Stunde mehr im Tage ist da von sehr großer Bedeutung. $10^1/_2$ Stunden sind das mindeste, was die Stickerei noch behalten muss. Denn eine halbe Stunde mehr bringt genau 5 % Mehrleistung, vielleicht gerade das, was noch nötig ist, damit ein Betriebsgewinn bleibt.

Und ist überhaupt eine Herabsetzung der Arbeitszeit so nötig? Nein. Seit dem Bestehen des derzeitigen Fabrikgesetzes hatten die Industriellen doch nicht die Tendenz, möglichst an der obern zulässigen Grenze zu bleiben, so dass die Volksgesundheit jetzt etwa schlechter daran wäre als vor 30 oder 40 Jahren. In den körperlich anstrengenden Betrieben der schweren Industrie ist die Zeit freiwillig reduziert worden. Aber in den saubern Industrien, wie zum Beispiel der Stickerei, dort, wo man in hohen, geräumigen Lokalen, vier Meter hoch und mehr, arbeitet; wo Zentralheizung und Ventilation fast die Regel sind; wo die Arbeiterzahl im Verhältnis zum Raum gering ist, ein Arbeiter auf 30 bis 40 Kubikmeter Luft; wo schon im Interesse guter Arbeit hohe Fenster mit viel Lichteinlass bestehen; wo also die günstigsten Bedingungen für Leben und Gesundheit herrschen: da sollte man auch einen andern Maßstab anlegen. Lasse man der Sache den Lauf wie bisher; die Arbeiter sind dabei bis jetzt nicht schlecht gefahren. Dass sich kein schlesisches Weberelend wiederhole, dafür sorgen die Verhältnisse, der gesunde Menschenverstand und, wenn man will, auch die politische Reife unseres Volkes.

Die fortschreitende Beschneidung der Arbeitszeit erleichtert sodann der schweizerischen Textilindustrie die Stellung auf dem

Weltmarkt keineswegs. Im Gegenteil. Auch das Ausland besitzt Maschinen wie wir, in Voralberg, in Sachsen, in Böhmen, in Frankreich, in Italien, in Amerika. Und wenn es seine Maschinen mehr laufen lassen kann als wir, wird es billiger liefern und wir werden noch mehr an die Wand gedrückt werden. Man vergesse nicht und sei auch nicht zu stolz zu überlegen: unsere schweizerische Industrie war vielleicht bis vor zwanzig oder zehn Jahren als Qualitätsindustrie im ersten Range. Seither ist sie zwar nicht zurückgegangen, aber die mit uns konkurrienden Länder haben auch große Fortschritte gemacht, so dass der Abstand relativ kleiner geworden ist. Schon auf ansehnlicher Höhe stehend, war es für die Schweiz schwer, den gleichen Abstand voran einzuhalten. Also Vorsicht im Dekretieren von sozialen Schutzgesetzen! Es könnte sonst sein, dass wir vor lauter Volksgesundheit einmal kaum mehr zu essen hätten.

Der vorliegende Entwurf zum Fabrikgesetz hat jetzt schon geschadet. In der Ostschweiz gibt es jetzt schon Leute mit mittlerem Vermögen, 40 000 bis 50 000 Franken, die ihr Geld lieber nicht mehr in schweizerische Industrien legen, wo man doch an kein Ende sehe in den nächsten Jahren, sondern in ausländische Unternehmen; die Gelegenheit ist ja so leicht zu finden. So treibt man die Leute dazu, unserer Volkswirtschaft direkt in den Rücken zu schießen. Geld, das dank der Tatkraft schweizerischer Unternehmer verdient werden konnte, wird jetzt in ausländische Konkurrenzunternehmen gesteckt. Deutsche, Engländer und Franzosen fühlen hierin viel nationaler als wir, die wir uns auf unsere Unvoreingenommenheit immer noch viel zu gute tun.

Doch ich schweife ab. Ich will nur betonen, dass zu solch fundamentaler Revision des Fabrikgesetzes doch kein dringender Anlass vorliegt. In sozialer Gesetzgebung soll der Staat eingreifen, wo Mißstände vorliegen. Er soll uns schützen, aber nicht dem Leben voraneilen wollen; denn dieses macht sich oft ganz anders, als man jetzt denkt. Darum soll er schon gar keine Bestimmungen aufstellen, die erst in zehn Jahren in Kraft treten sollen.

FREIBURG C. F. KEEL

□□□

WÜNSCHE UND RICHTLINIEN FÜR DAS SCHWEIZ. BIBLIOTHEKWESEN

Mit Reformgedanken für den gegenwärtigen schweizerischen Bibliothekbetrieb vor die große Öffentlichkeit zu treten mag mancherorts als eine Langweilerei des Publikums, mancherorts vielleicht auch als ein überflüssiges „aus der Schule schwatzen" angesehen werden. Jedenfalls ist diese Studie nicht geeignet, die Captatio benevolentiae des Lesers von vornherein sich zu sichern. Und doch! Was wir mit unseren Darlegungen erreichen möchten, ist eben ein vermehrtes Interesse der weiteren Kreise; wir wünschten für unsere wissenschaftlichen Hilfsinstitute wie für unsere Volksbibliotheken dieselbe Beachtung, die unsere Hochschulen und Museen vor einem größeren Forum gefunden haben. Heute mehr denn je wird die wissenschaftliche wie die Bildungsbibliothek zum wichtigen Kulturfaktor einer Stadt und einer ganzen Gegend; ihr Stand wird mit Recht als ein Gradmesser des geistigen Lebens ihrer Umgebung betrachtet.

Unsere städtischen und kantonalen Bibliotheken, vor allem die wissenschaftlichen, vermögen den an sie gestellten Anforderungen vielfach nicht mehr zu genügen; ihre Organisation entstammt oft einer Zeit, die weit rückwärts liegt; ihre Räume gewähren bei dem Andrange der Bücher nicht mehr die gewünschte Aufnahme; oft auch entbehrte eine neuzeitliche Reorganisation weitblickender Direktiven; man begnügte sich mit der augenblicklichen Abhilfe eines schreienden Übelstandes. Kleinheit und Zersplitterung wiegen vor. Das dem Schweizer eigene Bedürfnis, in kleinen Verhältnissen die großen nachahnen zu wollen, hat gerade bei den Gründungen und Erweiterungen unserer Universitäten und damit auch bei denjenigen unseren Universitätsbibliotheken arg mitgespielt. Wo in aller Welt finden sich auf einem so kleinen Fleck Erde so viele Hochschulen und wissenschaftliche Institute? Es gereicht das unserem Lande gewiss zur Ehre — aber die Konsequenzen kosten uns schwere Opfer. Ja wir können bereits mit Bestimmtheit eine Zeit voraussehen, in der das eine oder andere Institut der wissenschaftlichen Konkurrenz infolge Geldmangels unterliegen wird; die Anforderungen steigern sich von

Tag zu Tag, während die Mittel relativ geringer eingeschätzt werden müssen. Immer mehr wird es daher auch hier gelten, auf eine zweckmäßige Zentralisation und Reorganisation hinzuarbeiten, wenn unsere Bildungsanstalten wirklich noch nutzbringend wirken sollen. Die Zeit der Selbstgenügsamkeit ist vorüber; hier wie im wirtschaftlichen Leben gilt es, durch Arbeitsteilung und Verschmelzung unserer bibliothekarischen Mittel und Kräfte uns zu zweckmäßigerer Verwertung der Büchereien zu konzentrieren.

Unsere Studie zerfällt in drei Teile. Der *erste* behandelt Behörden und ihre Stellung im Gemeinwesen. Wir sehen heute von einer Besprechung dieser Fragen ab, sie haben bereits eine einlässliche Erörterung im „Bund" vom 26. Mai 1913 erhalten. Die dort aufgestellte These geht dahin, dass es erwünscht sei, staatliche Bibliothekzentralen zu besitzen, also Bibliotheken, die die kleinen und größeren Vereinsbibliotheken in ihre Verwaltung aufnehmen: diese sollten vom Staate und nicht von Korporationen verwaltet werden. Ihre Kommissionen sollten klein und fachmännisch sein, nicht wie vielfach heute mit bloßen Bücherkommissionen verwechselt werden. In der fachmännischen Vertretung sind die hauptsächlichsten Interessentenkreise und weniger die politischen Behörden zu berücksichtigen.

An *zweiter* Stelle stehen Personal- und Organisationsfragen, an *dritter* Vorschläge für die Benutzung und Sammeltätigkeit. Zuletzt endlich kommt der Verkehr zwischen den Bibliotheken und dem Verein Schweizerischer Bibliothekare zur Sprache.

Der Bibliothekarenstand darf bei uns füglich noch ein werdender Stand genannt werden. Wir müssen also vielleicht mehr als anderwärts den Berufsangehörigen Gelegenheit geben, gemeinsame Interessen zu erörtern, Programmarbeit aufzustellen, um diese schließlich auch allgemein zur Anerkennung zu bringen. Es ist für unsere Bibliotheken von größter Wichtigkeit, dass der bibliothekarische Nachwuchs derart ausgebildet wird, dass man in Zukunft die Vorsteher unserer Anstalten nicht mehr dem Gelehrtenstande oder gar den Liebhaberkreisen einer Stadt oder eines Kantons zu entnehmen braucht, sondern dass die Bibliothekleiter aus dem wissenschaftlichen Bibliothekarenstande der ganzen Schweiz für eine Neubesetzung in Betracht fallen. Für den wissenschaftlichen Bibliothekbeamten soll abgeschlossene

Hochschulbildung unerlässlich werden. Wir hoffen damit auch an den größeren Stadt- und Kantonsbibliotheken geschulte wissenschaftliche Kräfte zu erhalten. Diese bloßen Wünsche von heute lassen sich immer mehr der Verwirklichung näher bringen, wenn die heute noch ziemlich lose Vereinigung der schweizerischen Bibliothekare einen festeren Charakter annimmt, wenn einmal dessen Vorstand ein gewisses Beratungsrecht in Besetzungsfragen auszuüben vermag.

Für die innere Organisation besitzt die vielumstrittene Frage der Arbeitszeit stets eine grundlegende Bedeutung.

Eine achtstündige *Arbeitszeit* für intensive Bibliothekarbeit wird sich niemals empfehlen; sie wird in Wirklichkeit auch nicht eingehalten, das heißt, die der Bibliothek gewidmete Arbeit beschränkt sich auf eine niedrigere Stundenzahl, während der Rest mit Privatarbeit ausgefüllt wird. Hier wie in vielen staatlichen Beamtungen gibt sich die Kommission mit acht Sesselstunden zufrieden. Sie erzieht, ich möchte sagen, fast gewaltsam einen sogenannten „gemütlichen Betrieb". Sie bedenkt nicht, dass sie bei kürzerer Zeit ein volleres Programm erzielen könnte, vorausgesetzt dass tüchtige Kräfte ihr zur Verfügung stehen, dass ein Mann, der ausschließlich für seinen Beruf lebt, oft eben auch zu einer Zeit arbeitet, da die Komission schon längstens Bibliotheksfragen vergessen hat. Ja das Reglement sieht nur selten einen Unterschied zwischen der Anstellungszeit des Dieners und des Bibliothekars vor. Eine neue zeitliche Einteilung für wissenschaftliche Arbeit an der Bibliothek — und dazu gehört heute Alles was den geistigen Betrieb eines solchen Institutes ausmacht —, kann kaum auf Schwierigkeiten stoßen. Die Arbeit als solche wird nur gewinnen und die Besucher können deswegen den Lesesaal nach wie vor von 9—12 und 2—7 Uhr benützen. Das mit der Aufsicht im Lesesaal betraute Personal erhält spezielle Dienststunden. Wenn wir für den wissenschaftlichen Beamten eine sechsstündige Arbeitszeit einführen wollen, müssten wir aber auch vom Bibliothekar verlangen, dass er sich auch außerdienstlich mit Bibliotheksfragen beschäftige und sich weiterbilde, ähnlich wie der Lehrer von Amtes wegen dazu angehalten ist. Wir sollen von unsern Doktoren verlangen dürfen, dass sie dann und wann bibliothekarische Preisaufgaben lösen, ab und zu in wissenschaft-

lichen und populären Blättern die Öffentlichkeit für die Bibliothek interessieren.

Was die *Anstellungsdauer* betrifft möchten wir auch in schweizerischen Landen eine Altersgrenze eingeführt sehen. Der Vorteil langjähriger Angestellter ist zweifelsohne für die Bibliothek von großer Tragweite; gute Orientierung und Routine kann nur durch die Jahre erlangt werden; doch wird auch für den tüchtigsten Arbeiter eine Zeit kommen, da seine Kräfte nachlassen und seine Dienste für die Anstalt nur von mehr zweifelhafter Güte sein werden. Solange nun die Kantone keine staatliche Pensionsfonde besitzen, wird selbstverständlich die Versuchung nahe liegen, einen im Amte ergrauten Beamten möglichst lange darin zu belassen. Da die Gehalte ohnedies sehr dürftig sind, wird es wohl den wenigsten Beamten möglich gewesen sein, für die alten Tage zurückzulegen; der alte Angestellte sieht sich also gezwungen, entweder auf sein Einkommen zu verzichten oder, was die Regel ist, bis an sein seliges Ende auf dem Posten zu verharren. Für bejahrte Staatsangestellte wird man sich schließlich auch bei uns entschließen müssen, Pensionen einzuführen. Sie allein gestatten einen gesunden und arbeitsfreudigen Nachschub. Versicherungen, Studienprämien, Zulagen aller Art kennen nur die wenigsten Anstalten, und doch gehören auch diese wohltätigen Institutionen zu den Forderungen der Zeit.

Nebenbei sei noch ein Vorschlag beigefügt, der sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen da und dort ebenfalls bewähren dürfte. Es kommt oft vor, dass durch das Anwachsen der Bücherei Personen, die ihrer früheren Aufgabe völlig genügten, den neuen Verhältnissen nicht mehr gewachsen sind. Statt diese ungenügend qualifizierten Beamten in der einmal bekleideten Stellung zu belassen würde man doch viel zweckmäßiger handeln, wenn man solche Leute an einen Posten stellt, der bei der gleichen Dotierung ihre Arbeit nützlicher zu verwenden gestattete. Der Fall tritt häufig beim Personal von Lesesälen ein, in denen nach früherer Ansicht bloßes Hilfspersonal verwendet wurde, das nach heutiger Auffassung aber unbedingt durch Bibliothekare oder Assistenten ersetzt werden muss. Der Dienst im Lesesaal darf überhaupt nicht mehr einer Person überbunden werden, sondern er soll abwechslungsweise organisiert sein, so dass in größeren

Instituten jeder wissenschaftliche Bibliothekar Gelegenheit findet, während einiger Zeit einerseits die Bedürfnisse des Publikums kennen zu lernen, anderseits die gewünschte wissenschaftliche Auskunft zu erteilen. Die Auskunftei darf nicht das Privileg des Bibliothekleitenden sein; er soll erst dann in Funktion treten, wann seine Mitarbeiter versagen. Der Grundsatz, dass der Obere nur solche Arbeit verrichten darf, die nicht auch ein Unterer zu bewältigen vermag, hat auch hier seine Gültigkeit.

Die Bibliothekare der wenigsten Kantons- und Stadtbibliotheken beziehen einem Gehalt von 4—5000 Franken. Hier entsprechen die Gehalte denjenigen der in leitender Stellung sich befindenden Staatsbeamten. Ähnlich verhält es sich um die Entlöhnung der übrigen Angestellten dieser Institute. Merkwürdige Anschauungen über die Verwaltung von öffentlichen Instituten liefern einige Stadt- und Kantonsbibliotheken, in denen bei einer Anstellung von drei bis vier Personen der leitende Bibliothekar einen Gehalt von 600—1000 Franken bezieht. Derselbe muss also noch im Schulfache oder anderswo tätig sein, um ein Existenzminimum erreichen zu können. Sein Hilfspersonal ist bisweilen sogar verhältnismäßig besser besoldet. Wir haben hier speziell die Bibliotheken von St.-Gallen, Schaffhausen, Sitten, Solothurn, Chur ins Auge gefasst. Wäre es da nicht an der Zeit, in solchen Städten eine verantwortliche Bibliothekarstelle mit einem Diener zu schaffen und diesem ständigen Amte auch die Verwaltung der verschiedenen, oft nicht geringen Vereinsbibliotheken anzuvertrauen? Die zahlreichen Sportelerträge, die aus diesen Verwaltungen flössen, würden sicherlich einen ordentlichen Beitrag an das wenigstens auf 3—4000 Franken angesetzte Honorar ausmachen. Das ganze Bücherwesen des Kantons läge in den Händen einer verantwortlichen Beamtung, statt wie gegenwärtig zersplittert und verhältnismäßig unfruchtbar einem sehr geringen Interessentenkreise ungenügende Dienste zu leisten.

Unser Postulat von sechsunddreißig Wochenstunden für das wissenschaftliche Personal, von siebenundvierzig für das Bureaupersonal dürfte heute allgemeinen Wünschen entsprechen, die übrigens an manchen Bibliotheken auch anerkannt worden sind. Die Ansätze für wissenschaftliche Kräfte, die mit den übrigen Entlöhnungen der kantonalen wissenschaftlichen Angestellten im

Einklang stehen, sollten sich für Bibliothekaren im Rahmen von 4—6000 Franken, für Assistenten von 2—4000 Franken bewegen, während die Leiter der Hochschulbibliotheken jedenfalls einen Gehalt von 6—8000 beanspruchen dürften. Für das technische Bureaupersonal glauben wir mit Ansätzen von 2—4000 Franken einstehen zu müssen, für Hilfskräfte mit einem solchen von 1500—3000 Franken. Diese Zahlen und Ansätze richten sich natürlich nach der zu erfüllenden Arbeit und nach den Ortsverhältnissen; sie lassen eine proportionale Steigerung zu, die sich den Zuwachsverordnungen der einzelnen Kantone anzupassen hätten. Unsere Gehaltsansätze sind den Normen der eidgenössischen Beamten an der Landesbibliothek entnommen; sie stellen sich immer noch weniger günstig als die der Berufsgenossen in den Nachbarländern. Ein *gleichzeitig* bei sämtlichen Behörden von *sämtlichen* bedeutenderen schweizerischen Bibliotheken eingereichtes Gesuch um Regelung dieser Frage, dem auch einheitliche, im Sinne unserer Vorschläge durchgeführte Organisationsentwürfe beigelegt würden, dürfte von Erfolg begleitet sein. Das Postulat wird dringend, wenn wir nicht unsere Bibliotheken in Zukunft minderwertigen Berufsgenossen ausliefern wollen, Männern, die im praktischen Leben nicht für tauglich befunden wurden oder die Vermögen genug besitzen, um für billiges Geld in sicherer Stelle untergebracht zu werden.

Auch *Rang-* und *Titelfragen* können für unsere Verhältnisse von Bedeutung sein. Die Verwaltung unserer größeren schweizerischen Institute umfasst eine ansehnliche Zahl von wissenschaftlichen Beamten, technischen Hilfskräften, Schreibern und Dienern, die alle unter einem gemeinsamen Oberhaupte stehen, das sich bald Direktor, bald Oberbibliothekar, bald erster Bibliothekar, bald Stadtbibliothekar nennt. Schon die bunte Abwechslung dieser Titel lässt auf die Buntheit der Organisation schließen. Eine Ausnahme für den Vorsteher der Landesbibliothek, die eine Organisation für sich bedeutet, halten wir für berechtigt. Im übrigen brächte die Regelung der Titulaturen gegenüber dem Auslande eine orientierende Gleichstellung; denn heute noch kann der Vorsteher einer der wichtigsten Bibliotheken des Landes, der den Titel erster Bibliothekar führt, de nomine mit dem zweiten technischen Beamten einer andern Hochschulbibliothek, der eben-

falls diesen Titel führt, verwechselt werden. Wir sind weit entfernt, spanische Hofetikette einführen zu wollen; aber bessere graduelle Einteilung erscheint uns auch im Interesse der Gleichstellung einzelner Beamtengruppen zu sein.

Warum könnten also nicht sämtliche Vorstände von Hochschulbibliotheken Oberbibliothekar (directeurs) genannt werden, diejenigen der kleineren Institute Stadt- oder Kantonsbibliothekare? Ihnen im Range gleich ständen der erste und zweite Bibliothekar einer Hochschulbibliothek, während der dritte und vierte wie auch die besoldeten Assistenten und die unbesoldeten Volontäre eine weitere Klasse für sich bilden würden. Weitere Gruppen bilden die technischen Hilfskräfte, die Schreiber und Diener.

Der *leitende Bibliothekar* gehört ausschließlich der Bibliothek an. Er darf nicht, wie es bisher oft der Fall war, zum Schaden des Institutes eine Reihe von Nebenämtern besitzen oder gar Universitätslehrer sein. Man wähle den tüchtigsten aus den Berufsgenossen des Institutes; findet sich darunter keine führende Kraft, dann dürfte wohl andernorts in der Schweiz ein gut qualifizierter Bibliothekar in Betracht fallen.

Damit wollen wir freilich nicht die Behauptung aufstellen, dass der Bibliothekleiter der Zukunft ein ausschließlicher Statistiker und Organisator sein soll, im Gegenteil. Es soll ebenso das Bestreben eines jeden Bibliothekars sein, über ein möglichst encyklopädisches Wissen zu verfügen; Einseitigkeit möchten wir von vornherein ausgeschaltet wissen, sie findet sich leider noch ziemlich oft in unseren kleinlichen Verhältnissen. In den meisten Fällen hängt dieser Zustand damit zusammen, dass manche unserer Bibliothekvorstände ausgesprochen wissenschaftliche Spezialisten sind, die ihr Interesse eben nur zu gerne ihrer Spezialität schenken. Und doch gibt es kaum einen Beruf, in dem man bei richtigem Verständnis und bei guter Organisation ein so abwechslungsreiches Pensum erledigen kann. Prinzipielle Ordnungsfragen sind in manchen unserer Anstalten noch unentschieden; die wissenschaftliche Ausbeute, die ebenfalls zum Teil in den Bereich des wissenschaftlichen Bibliothekars fällt, fehlt bei uns vollständig; die künstlerische Seite des Buches wird kaum gewürdigt, — ich kenne Bibliothekare, die nicht einmal mit den graphischen Verfahren vertraut sind —; viele Kataloge sind veraltet, viele Sammlungen

nur fragmentarisch; kurz, wir könnten noch eine lange Reihe von wünschenswerten Aufgaben anführen, die wenigstens für drei Bibliothekgenerationen eine interessante, nützliche und abwechslungsreiche Arbeit böten. Statt dessen wird bei uns das Bibliothekariat vielfach für gewöhnliche Kassaverwaltung, tägliche Korrespondenz und banale Auskunftei benutzt; die beste und meiste Zeit muss Nebensächlichkeiten gewidmet sein. Besitzt der leitende Bibliothekar von Haus aus nicht die nötigen bibliothekarischen Eigenschaften, so geht sein Verständnis für die übrigen wichtigeren Bibliothekarbeiten bald verloren; er geht in den von der Kommission als hinreichend befundenen, mehr administrativen Obliegenheiten vollständig auf.

Ausleihe- und Benutzungsverhältnisse lassen sich bei uns nur durch lokale Vorschriften regeln. Sie hängen vor allem von der Besuchszahl, den Bibliothekräumen, bereits bestehenden Einrichtungen usw. ab. Ein Fehler, der noch recht häufig hier zum Ausdruck kommt, liegt in der zu wenig präzisen *Arbeitsteilung* der Beamten. Dienstpersonal wie Bibliothekbenutzer kennen wohl die allgemeinen Bestimmungen und Reglemente; über Kompetenzen, über zeitliche Einteilung ihrer Arbeit herrscht vielfach Unklarheit. Eine Art von Diarien, die das Arbeitsprogramm des Jahres und die regelmäßig wiederkehrenden Aufgaben des gesamten Personals enthalten, würden auch für unsere Institute von großem Nutzen sein.

Die unglückliche, von der Verwaltung herübergenommene Idee der Stundenabsitzung fördert einen lethargischen Betrieb. Ich habe mich an in- und ausländischen Instituten überzeugen können, wie sehr der freie Intellektualismus besser arbeitet als das übliche Bureaubrüten, bei dem der wissenschaftliche Angestellte wie der Kopist, einer Uhr gleich, täglich fast mechanisch im Verlaufe einer bestimmten Stundenzahl einige hundert Zettel abschreibt oder einreiht. Kein Mensch bekümmert sich um ihn, er hat seine Arbeit und diese dauert auf Wunsch ein ganzes Leben!

Dann aber sollen wir auch dahin trachten, dass nicht Kontrollen und mechanische Arbeiten allein die Tagesaufgabe eines Bibliothekars ausmachen; gemeinschaftliche Nachforschungen und wissenschaftliche Studien fördern das Interesse und erhöhen den Ruf der Anstalt. Die Einrichtung kleiner Ausstellungen macht ihr

neue Freunde, eine rege Sammeltätigkeit vermag ihre wertvolle Bestände zu sichern. Kurz, es braucht nur der verständigen Anregung, um in die toten Bücherhallen rastlos pulsierendes Leben zu bringen. Die individuelle und praktische Arbeitsverteilung bedingt freilich eine tüchtige Leitung, die ihr Personal kennt und Wissen genug besitzt, um selbständig disponieren zu können. Hier zeigt es sich, ob der Leitende auf der Höhe seiner Aufgabe steht und nicht im gewissenhaften Buchführen und in einer stets gefälligen Korrespondenz untergeht. Hieher gehört auch die oft beobachtete Doppelspurigkeit in der Bibliothekorganisation ein und der selben Stadt, ja, ein und des selben Besitzers. Wir haben zum Beispiel im Bundeshaus eine Reihe kleinerer Bibliotheken, die sämtlich auf eigene Rechnung und Verantwortung ihre Bücher kaufen. Mit Recht frägt man sich, ob es nicht angezeigt wäre, diese Ankäufe gemeinsam durch einen Fachmann an Hand von Wunschlisten der Departemente besorgen zu lassen. Die Eidgenossenschaft würde sich jährlich ein gutes Stück Geld ersparen und die Lektüre der Beamten würde dadurch gewiss keinen Schaden leiden. Ähnlich verhält es sich in den Städten mit dem Verkehr der einzelnen Bibliotheken unter sich. Nur dadurch, dass ein verantwortlicher Leiter die Fäden der gesamten Organisation in seiner Hand vereinigte, wäre es möglich, einen vorteilhafteren und sparsameren Betrieb einzuführen. Ja, in den kleinern Bibliotheken brächte diese Organisation sogar die Möglichkeit, die nötigen Mittel zur Schaffung eines eigenen ausschließlichen Bibliothekariates aufzutreiben. In den großen Städten unterstände vielleicht dem Oberbibliothekar auch ein Bibliothekar, der sich ausschließlich mit den Schul- und Lehrbibliotheken zu befassen hätte.

Eine bloße mechanische Erledigung der laufenden Arbeit verurteilen wir an jeder Bibliothek; sie bedeutet für uns einen Mangel an Initiative, der, wie bereits gesagt, einem der Zukunft entgegen arbeitenden Institute von wesentlichem Nachteil ist. Gerade weil bei uns mancherorts auf diesem Gebiete viel gesündigt worden ist und noch wird, sollten wir alles daran setzen, unsere produktive Tätigkeit mit aller Energie zu erhöhen. Ein gutes Mittel hiefür besitzen wir in den obligaten gemeinsamen wöchentlichen oder sogar täglichen Programmbesprechungen. Die wertvollen Morgenstunden, die für gewöhnlich in administrativen Neben-

beschäftigungen, die ebensogut von einem Sekretariat besorgt werden können, aufgehen, kämen der Bibliothek zu gute. Gegen die vielen störenden, meist recht überflüssigen Besuche empfiehlt es sich, Sprechstunden oder -Tage einzuführen. Der Wunsch nach einer gemeinschaftlichen systematischen Arbeit benimmt der Direktion keineswegs die Autorität; im Gegenteil, sie stärkt das vielfach geschwächte Zutrauen und Ansehen. Eine Direktion, die in stiller Abgeschlossenheit sich dem Auge des Personals entzieht, begeht nach meiner Ansicht einen schweren taktischen Fehler.

Ist der *Personalaustausch* unter den einzelnen Kantonen schon bei der Anstellung von Bibliothekaren in leitender Stellung wünschenswert, so wird er es noch mehr bei der Besetzung von Subalternposten. Wir besitzen in der Schweiz verhältnismäßig wenige große Institute; an ihrer Spitze einstens zu stehen, sollte das Endziel der Karriere jedes schweizerischen Bibliothekars bedeuten. Um zu diesem Berufsabschluss zu gelangen, scheint es mir nötig, dass der Kandidat an verschiedenen Orten Dienst getan hat. Ein derartiges stufenweises Vorrücken hat für die bibliothekarische Erfahrung viele praktische Vorteile. Bisher verhielt sich die Sache sehr einfach. Man übergab mit Vorliebe einem Stadtbürger oder Hochschullehrer des Institutes die Leitung, während die übrigen Bibliothekare gewöhnlich ihr Leben lang in der selben Stellung blieben — mochten sie noch so tüchtig sein. Ebenso wichtig scheint mir der Austausch junger Kräfte zwischen der deutschen und der französischen Schweiz. Auch der mittlere und untere Bibliothekdienst erhielte damit gewiss besseres Personal. Ist eine eigentliche Schule nicht möglich, dann verlange man wenigstens eine einjährige Lehrzeit im eigenen Institute. Zürich bietet uns mit seiner künftigen Zentralbibliothek vielleicht auch eine einzig günstige Gelegenheit, junge Bibliothekare heranzubilden. Ein Lehrstuhl für Bibliothekwesen an der dortigen Hochschule dürfte als eine zeitgemäße Neuerung begrüßt werden. Bei einer Bewerbung sollte also in Zukunft stets eine interkantonale Konkurrenz angestrebt werden. Ausschreibungszirkulare, die an sämtliche Bibliotheken des Landes versendet würden, hätten hier wohl am meisten Aussicht auf Erfolg. Wir müssen aus bibliothekarischen Interessen den schweizerischen Bibliothekaren wenigstens die Gelegenheit zu einem aussichtsreicheren Avancement schaffen;

sie ist bei den heutigen Verhältnissen nur möglich, wenn wir uns auf eine interkantonale Basis stellen.

Wir kommen zu den *Reformbedürfnissen gegenüber den Besuchern.* Sind einmal Organisation und Verwaltung neugestaltet, dann greift die produzierende Kraft von selbst ein; sie wird Abhilfe schaffen und den Forderungen der Zeit aus eigenem Antriebe gerecht werden. Im Vordergrunde stehen hier die *Katalogfragen.* Wir besitzen darüber eingehende Studien von Dr. H. Escher, der diese 1912 im Zentralblatt für Bibliothekwesen (Jahrgang XXX, Heft 7/8) veröffentlicht hat. Ein allgemeiner Wunsch geht nach einem schweizerischen Generalkatalog. Ein Ausschnittbeispiel zur Einsichtnahme in die beabsichtigte Redaktionsweise wird, wie zu hoffen ist, an der schweizerischen Landesausstellung in Bern 1914 vorgeführt werden. Das Ergebnis der bisher angestellten Untersuchung führt Dr. Escher zur Ansicht, dass es nötig sein wird, nach Möglichkeit Rücksicht gegenüber den großen Nachbarn walten zu lassen, und dass wir bei der Abfassung unseres Generalkataloges „nach dem Gesetze des Parallelogramms der Kräfte vorgehen und eine Mittellinie ziehen müssen". Die Redaktion wird sich also der in den meisten Bibliotheken bestehenden Praxis anschließen, so weit sich das ohne Inkonsequenz tun lässt. Der schweizerische Inkunabelnkatalog ist bereits in Arbeit genommen und dürfte in nicht allzu ferner Zeit erscheinen. Zwei weitere Forderungen sind zum Teil bereits erfüllt. Wir besitzen ein Verzeichnis der 1912 in den schweizerischen Bibliotheken aufgelegten laufenden Periodica und Serienpublikationen, bei dem wir allerdings sehr ein Sachregister vermissen. Die schweizerischen Einblattdrucke haben ebenfalls ihre Aufnahme in den Heitzschen Frühdruckpublikationen gefunden. Diesen Veröffentlichungen wird sich hoffentlich wohl bald auch der schweizerische Handschriftenkatalog anreihen. An den meisten Bibliotheken erscheinen heute gedruckte Zuwachskataloge. Dort, wo man mit Rücksicht auf falsch verstandene Sparsamkeitsgründe auf eine Fortsetzung verzichtet hat, möchten wir eine Wiederaufnahme dieser Verzeichnisse sehr befürworten.

Wir müssen überdies von jeder Bibliothek eine genaue detaillierte Rechenschaft über die Erwerbe erwarten, sonst wird ein rationeller, im richtigen Verhältnisse zu Bedarf und Mitteln geleiteter Ankauf immer mehr ein Ding der Unmöglichkeit. Eine Kontrolle

auf ein bloßes Eingangsregister mit Titel, Preis- oder Geschenkangaben und Bibliotheksignatur genügt nicht. Bibliothekar wie Besucher sollen wissen, was für Werke alljährlich in den einzelnen Gebieten angeschafft wurden. Wenn im Jahresbericht bei der Theologie zum Beispiel ein jährlicher Zuwachs von nahezu tausend Drucksachen steht, ist mir nicht im geringsten gedient; ich möchte wissen, welche grundlegenden Werke gekauft worden sind, wie viel und welche Bücher der liberalen theologischen Richtung, wie viel der strengen Observanz, wie viele in den verschiedenen Literaturen der Religionen; — erst dann gibt sich der gewissenhafte Bibliothekar zufrieden, erst dann aber interessiert sich auch die theologische Öffentlichkeit mehr um die Bestände. Besitzen wir einmal derartige gedruckte Kataloge der Neuerscheinungen, dann ersparen wir uns auch viel Zeit an Zettelschreiben; die gedruckten Zettel lassen sich auch für die Nachschlagkataloge verwenden, ja es wird vielleicht mit der Zeit möglich, in allen Anstalten einen Fachkatalog anzulegen. Mancherorts muss man bei uns noch viel Arbeit darauf verwenden, einen einheitlichen Hauptkatalog auszuarbeiten. Mit der Abfassung des Generalkataloges erhalten wir eine günstige Gelegenheit, die großen Fehler früherer Redaktionen auszumerzen. Eine Kollationierung sämtlicher Titel während des Erscheinens des Generalkataloges dürfte hier für alle schweizerischen Bibliotheken angezeigt sein. In den größeren Druckstädten wäre bei diesem Anlasse eine ausführliche Bibliographie der älteren lokalen Druckwerke sehr erwünscht. Mit einer Neubearbeitung von G. E. Hallers Bibliothek der Schweizergeschichte würde der schweizerischen Geschichtsforschung ein großer Dienst geleistet; die eidgenössische Literatur des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ist uns nur sehr fragmentarich bekannt und ist dem Forscher oft nur schwer zugänglich.

So ließe sich noch eine Fülle von Anregungen bringen. Wir glauben aber; damit für heute schon mehr als genug des Guten getan zu haben. Möge der Leser diese Fachstudie mit Nachsicht prüfen, möge sich sein Interesse unseren dem öffentlichen Leben immer näher rückenden Bibliotheken auch immer mehr zuwenden. Nur wenn die Allgemeinheit ihre tatkräftige Mithilfe uns schenkt, werden wir auch in der Schweiz ein gedeihliches Aufblühen der Bibliotheken erleben.

BERN C. BENZIGER

EINST IN AFRIKA

(Schluss.)

Krankenschwestern sind menschenähnliche Gebilde, vom alten Europa zum Wohle aller Gesellschaftsklassen produziert. So gab ich mir Mühe, mich in die Tagesinteressen, Familienverhältnisse, Erinnerungen und Zukunftsträume des Unteroffizierspaars einzuleben; denn, obschon meine Persönlichkeit außerordentlich entbehrlich war, sollte ich auf höheren und allseitigen Wunsch in der gesunden Luft des Hinterlandes bleiben, wo ich besser Quartier fand als an der Küste. Ach, und Frau Schramgke hatte mir jeden Tag so viel zu erzählen, oft recht bedenkliche Geschichten, denn anders als in meinem malte sich die afrikanische Welt in ihrem Kopfe. Klipp und klar zeigte sie mir stündlich, welch kohlrabenschwarze Pfeile Eros, der arme griechische Knabe, im Interesse der weißen Zivilisatoren zu verschießen hatte. Kam ich von einer einsamen botanischen Exkursion zurück, denn ich eilte täglich zwischen fünf und sechs nach Blumen und Schmetterlingen, fand ich sie oft in trautem Gespräche mit einem ansehnlichen Negerweibe, welches, wie sie mir dann mitteilte: „Auch schon mehr g'sehn hat, als der Schweinemarkt von sei'm Dorf." Vom Kirchturm konnte man allerdings nicht reden, denn Kirchtürme gab's nicht.

Eines schönen Tages wurde beim Bezirksamtmann und bei Schramgkes Besuch erwartet. Bei Herrn von Riemar war es ein Fachmann, der die Gesteinsarten des Hinterlandes, ich glaube auf Goldadern, untersuchen sollte; bei Polizeimeisters ein Kollege von der äußersten Nordgrenze, der seinen Europaurlaub antrat. Beide konnten nur diesen von der Regierung gut unterhaltenen Weg benutzen, kreuzten sich auf unserer Station, wurden selbstverständlich beherbergt und bewirtet, auf Wunsch Tage, ja Wochen lang, denn die afrikanische Gastfreundschaft, von jedem dazumals in dem herberg- und hotellosen Lande als Selbstverständlichkeit geübt und angenommen, ging ins Grenzenlose.

„Schwester," sagte Schramgke, „nu werden Sie was sehen und hören: der Polizeimeister Fricke kommt. Der nimmt's Maul grandig voll und dabei krümmt er keinem Moskitos en Beenchen. Ich sag' Ihne, 's sanfteste Lamm! Aber aus der Kartoffelfall' pulvert's nur so!"

Dann sah er mich schlau und wichtig zugleich an: „Wissen Sie, aus dem Fricke seinen Kisten geb' ich Ihne en schönes Abschiedsgeschenk, ein's das sich gewaschen hat. Wissen Sie," und er zog die Achseln ein wenig höher: „Ethnographika! Ja, die gibt's noch dort hinten."

Ethnographika, dies Wort, ich habe es beobachtet, sprechen alle Unterbeamten leidenschaftlich gern aus. — Aber ein Abschiedsgeschenk — und erst noch aus fremden Kisten —; es wurde mir unbehaglich.

„Haben Sie ja keine Bange," fuhr der Polizeimeister unbeirrt fort, „Fricke wehrt sich immer wie en angeschossene Zibetkatze, der Kerl vernagelt sein Zeug wie toll, aber ich hab' en gutes Stemmeisen und zuletzt, wenn alles nichts hilft, gibt er immer klein bei. Wissen Sie, Schwester, im Grund ist's nämlich en Lamm."

Ich wollte remonstrieren, da kam die stolze Mutter, das schlummernde Kindchen im Arme.

„Du, Mann," fing sie an, „den Fricke wolle mer tüchtig einseife. Weißte, der hat so en Schlägelchen gehabt, nu kann er keinen Wein vertragen ohne blödsinnig Zeug zu reden. Den will ich mit sei'm große Schwatzmaul tüchtig reinlege."

In diesem Augenblick ertönte die Stimme des Bezirksamtmanns. Der Polizeimeister rannte, rannte so schnell er konnte, eifrig und devot wie immer, denn Disziplin gab's auch im afrikanischen Hinterlande.

Am Abend erschien Herr von Riemar. Er bat mich zu einem kleinen Spaziergange und lud, wenn sein gelehrter Gast eingetroffen wäre, zu einem simplen Diner auf luftiger, umwucherter Pergola ein.

„Am schönsten wär's," er deutete auf den einzigen Riesenbaum, der die Gegend überragte, „wir könnten zu dritt dort oben tafeln — weit — weit — über der Trivialität der Welt." Er lächelte: „Über der Menschenmisère."

Abends saß ich auf Schramgkes Veranda zwischen zwei Polizeimeistern, von denen der eine die Spuren des Schlaganfalls noch auf der linken Gesichtshälfte trug. Die beiden Unteroffiziere überboten sich in dienstlichen Wichtigkeiten. Dann aber gab's

auch Busch- und Jagdabenteuer zu erzählen, und wie man den Häuptlingen imponiert, teils durch scharfsinnige Gerechtigkeit — aber dann auch durch's Auftreten. Das war für die Damen! Leicht stotternd brachte Fricke den Knalleffekt doch immer zur richtigen Zeit heraus — und — er blieb ängstlich dezent.

Ich betrachtete mit Vergnügen seinen langen, struppigen Rübezahlkopf mit den etwas gnomenhaft verzerrten Gesichtszügen und schaute träumend über seine Schultern in den weiten afrikanischen Busch, der sich unter dem Silberglanz eines magischen Mondscheins ausbreitete. Dort in der Ferne stiegen wie Feuerlilienkränze die Lohen der Buschbrände empor. Doch rechts verflutete die stille, klare Märchenwelt, deren burleske Verkörperung mir Fricke augenblicklich wurde, in zartes, nebelhaftes Dunkel.

Da goss ihm plötzlich Frau Schramgke Wein ins Wasserglas. Es half nichts, sie machte eben ihr Witzchen.

„Auf mei Wohl und auf Friederikche sein's müssen's trinken!"

Fricke wehrte sich verlegen.

„Was, nit emal trinke können's und protzen drauf los! Auf mei Wohl müssen's trinke, so schickt sich des!"

Der gute Kerl trank. Er wollte sich nicht lumpen lassen. — Sein Kopf wurde röter. — Er stotterte bereits bedenklich — und — ich fühlte genau — war nicht mehr im geringsten orientiert.

„Jetzt kommt's Gequassel und der Blödsinn!" lachte die Frau verschmitzt zu mir herüber.

Ja und es kam — leider nicht blödsinnig genug — aber es wurde mir peinlich.

Fricke stützte plötzlich die müde Stirne und fing an tief zu grübeln — irgend etwas schien er vergessen zu haben — das wollte nicht mehr in seinen schweren Kopf zurück. Er besann sich und besann sich — es schien umsonst — mit glasigen Augen schüttelte er sein hilfloses Haupt. — Da fiel ihm offenbar sein treuester Freund, ein kleines, schwarzes Notizbüchlein ein. Mit unsichern Händen holte er es aus der Westentasche, blies liebevoll ein Stäubchen vom glänzenden Wachstuch — legte das Kleinod auf die weiße Tischdecke und fing an, sorgfältig und umständlich zu blättern. Alles war sauber liniert, bis ins kleinste rubriziert, dann nummeriert und zierlich reingeschrieben.

Endlich Seite dreiundzwanzig — da schien es zu sein.

„Hier lies, Schramgke, damit ich's nicht vergesse."

„Lies doch selbst," lachte sein Kollege, „wenn de noch kannst," und nagte an seinem dicken Hühnerbein weiter.

„Also dein — früheres, schwarzes Weib — Schramgke — hat jetzt mei Nachfolger übernommen. Er sagt, 's wär g'sund," Fricke stotterte es bewundernd, „hingegen ich glaub net . . ."

Ein Schmerzensschrei unterbrach ihn. Seine Nachbarin wand sich totenblass auf ihrem Stuhle — krampfhaftes Schluchzen — ich musste ihr rasch beispringen und sie eilends zu Bett bringen. Die ganze Nacht gabs Aufschreie und Gestöhne.

Am nächsten Morgen fand ich sie bleich und leblos im Bette liegend — dann fings von neuem an.

„Schwester," schrie sie zuletzt, „wie wenn der Kerl Hühner zähle müeßt, wie wenn er 's Vieh verrechne tät, treibt er's mit seim lästerliche Notizbuch! Der Hund!"

„Aber Sie hat er ja nicht verrechnet," sagte ich etwas geärgert, „beruhigen Sie sich doch."

Nicht möglich. Die Kissen, krampfhaft zusammengeballt, erstickten von neuem ihr krampfhaftes Schluchzen. Drei Wochen waren seit der Geburt vergangen. Friederikchen lächelte in seiner großen Bierkiste; sie war so liebevoll vom Vater zurechtgezimmert worden. Ja, alles wurde bis gestern nur zum Wiederschein der strahlenden Freude, die so warm und lebendig vor zwanzig Tagen ins Haus zog. Jetzt dieser Rückschlag! — Ich sah nachdenklich in die Üppigkeit der tropisch wuchernden Passionsblumen, welche das Haus umrankten. Bleich, traurig lief der Polizeimeister herum. Immer wieder, wenn ihn der Dienst frei ließ, kam er, die Frau zu beschwichtigen, ihr zuzureden. Es nützte nichts. Sie schluchzte, grollte, giftelte. Auch das Grammophon hatte gute Ruhe. Die Wacht am Rhein war ein überwundener Standpunkt.

Als Schramgke mal wieder zur Frau lief, hörte ich den Chef ärgerlich rufen: „Der Teufel hol' die Frauen in Afrika, ein verheirateter Beamter ist nur ein halber Beamter." Im Grunde war es auch so. Fricke, der auf der Treppe saß, meldete mir wichtig diesen Ausspruch des Vorgesetzten, dann sagte er traurig: „Ich hab' mich so gefreut, nach langer Zeit mit weißen Frauen zusammen zu sein, eine durchlauchtige Ehr' ist's mir gewesen, und jetzt ist alles futsch! Sie hätt' mir halt kein' Wein einschenken sollen."

Den nächsten Abend saß ich unter der laubumwucherten Pergola des Bezirksamtmanns, rechts ein Gentleman, links ein Gentleman, nur der Rahmen blieb afrikanisch. Von bunten Tüchern malerisch umschlungen, servierte die schwarze Dienerschaft. Die übliche Petrollampe in der Mitte des Tisches war von glänzenden Käfern, roten und gelben Motten, Schmetterlingen und fliegenden Ameisen umworben.

„Platsch," hörte ich plötzlich neben mir, Herr von Riemar zog einen kleinen fliegenden Hund aus dem Suppenteller und beförderte ihn mit einer eleganten Geste ins Buschwerk.

Auch ich zog ein rätselhaftes Etwas aus der Suppe, zu näherer Bestimmung fehlten mir die zoologischen Kenntnisse. Dann zog das Aroma des Weines einen großen Nachtfalter in unsere Nähe. Grau, mit leuchtend roten Unterschwingen umkreiste er uns lautlos, wie ein stiller, heidnischer Zauber. — Enger und enger zog er seine seltsamen Schlingen.

„Weinsegler," nenne ich ihn, lächelte Herr von Riemar, „er gibt dem feinsten Trunk noch einen gewissen Rhythmus." Langsamer und langsamer umschwebte er uns; wie ein dunkler, schwermütiger Traum streifte er unsere Häupter.

„Er verlässt uns nicht mehr," sagte der gelehrte Herr neben mir versonnen und schaute mit seinen bebrillten Augen dem sich wiegenden Zauber nach. Schwermut lag plötzlich im warm erleuchteten Grün der Sträucher, und hinter ihnen huschte sie leise über den mondbeglänzten Rasen. Wir sprachen, ich weiß nicht mehr warum, vom griechischen Altertum. Dann war der Bann gebrochen, Englands Kolonialpolitik kam an die Reihe. Einem feinen Disput hatte ich zuzuhören und er bildete den Übergang zur anregenden Besprechung des kleinen Schutzgebietes selbst.

Bald zog ich mich zurück, um nach Friederikchen zu sehen. Die Kleine hatte sich heute etwas mausig gemacht.

Am Morgen verlangte Frau Schramgke sofort nach mir; beruhigt hatte sie sich noch kein bisschen.

„Was haben's beim Chef g'sprochen?" frug sie neugierig, „und was gegessen?"

Ich erzählte, um sie abzulenken, was mir just einfiel. Wohl manches, das über ihren Horizont ging.

„So, von deutscher G'schicht habe sie g'sproche und de Engländer ihrem Kolonisiere. Ja, des ist freilich was anderes, als dem Fricke sein' Dreck!"

Plötzlich, ich hörte den müden Tritt des Polizeimeisters auf der Treppe, sagte sie überlaut: „Wartens nur, ich meld' alles dem Chef, mei ganz Schmerz sag' ich dem Chef; des is ein feiner Mann und hat kein' Notizbücher."

„Aber en schwarzes Weib hat er!" polterte der Polizeimeister, „der wird dich mit dei'm undienstlichen G'stöhn schön heimschicken!"

„Was sage Sie dazu, Schwester?" fragte hämisch die arme Frau.

Es war mir wirklich einerlei. Seine Reden und Manieren waren waren die eines Gentlemens; sein Wirken das eines tüchtigen, ehrenhaften Mannes. „Katholischer Pater bin ich, Gott sei Lob und Dank, nicht," antwortete ich etwas unvorsichtig, „und brauche mich deshalb über anderer Leute Lebensführung und Ansichten nicht aufzuregen."

„Siehste, Mann, dem Pater Schenkelmeier werd' ich's sage. Des is der richtige Ort!"

Unwillkürlich sah ich zur Wand hinauf, zu den beiden Marien. Mild senkte die eine die Augen hernieder, erschreckt und klagend schlug sie die andere empor.

Der Pater kam. Wie er sprach, weiß ich nicht. Großer Erfolg war erst nicht zu verzeichnen.

Abends darauf saß ich wieder am grünen Hang bei den Schmetterlingen; da erschien oben am Rande Schramgkes weiße, breite Gestalt.

„Darf ich en Augenblick zu Ihnen kommen, Schwester?" sagte er bittend.

Er setzte sich neben mir ins Gras und die Blicke seiner weit auseinanderliegenden Augen irrten zuerst in der Landschaft herum.

„Schwester," fing er dann an, „Sie denken gewiss, dass ich en schlechter Mensch bin. Nun — nun —" seine Stimme war unsicher, „der Pater Schenkelmeier sagt, 's wär en Fehler gewesen, vielleicht war's einer — ich weiß nicht, wie die's machen — aber mei Frau sollt verzeih'n und vergessen. Sie hat ja auch eben verziehn, aber wissen Sie, weil sie sagt, vergessen könnt sie's

doch net so recht, so sprechen Sie vielleicht am besten mit ihr. Sie hat immer gern aufg'wärmt, auch beim Essen, und jetzt sitzt's so tief drin, dass es net zum Aushalten ist. Und wissen Sie, Schwester, ich hab' mei Frau g'holt, so bald ich g'konnt hab', aber so'n lange Brautzeit — ich sage Ihne — das ist 's Verfluchteste, was 's in Afrika für en Mann gibt!"

Er stützte den Kopf in beide Hände und seufzte nochmals: „'s sitzt so tief drinn!"

Selbst über Frau Schramgkes schlechtes Aussehen etwas beunruhigt, musste ich dies zugeben. Ja, sie war fahl, gelb, und ich dachte unwillkürlich an jene Kindbettneurosen, wo ein Wort in den ersten Tagen des Wochenbetts genügt, einen Rattenschwanz quälendster Zwangsvorstellungen hervorzurufen, die sich wie spitze Nägel in's Gehirn bohren. Aber es ging ihr ja schon so gut. Anderseits kam mir ihre gänzliche Vernichtung, nachdem sie von andern so viel kohlrabenschwarze Moritaten erzählt hatte, denn doch etwas komisch vor.

„Nicht wahr, Schwester, Friederikchen ist gesund?" fing der Polizeimeister wieder an. „Nicht wahr?" Es zuckte um seine Mundwinkel. Ja, darüber dachte er ernst.

Gewiss, es war ein schönes, kräftiges Mädchen mit tadellos reiner Haut.

„Sehen Sie, Schwester, wegen mir braucht 's Friederikelchen in kein' Nervenheilanstalt, in kein' Narrenhaus, in kein' Kaltbaderei, in kein' Gehirnaufweichungsort, in kein' Knochenfraßabteil. Wegen mir kann sich's emal seines Lebens freuen, wie g'sund Leut sich freuen können. Das ist mehr wie tausend Väter in Afrika und millione Väter in Europa von sich sage können!"

Vor uns lag wieder der langsam sich senkende, glutrote Ball der afrikanischen Sonne. Noch blaute im Süden und Norden der Himmel, doch die Umrisse der Bäume und Sträucher wurden immer schärfer und schärfer. Ein paar Ölpalmen und hohe, üppige Bambusstauden gaben bald ein zierliches Schattenspiel. Feurige Gluten, ganz kurze Dämmerung, plötzliche Finsternis, das war das Scheiden des Tropentages.

Schramgke starrte, beschaulich vor sich hin redend, in die scheidende Sonne und schien, müde der ehelichen Szenen, dem leuchtenden Gestirn, ohne viel dabei zu denken, von allen An-

staltsschattierungen zu erzählen, wo 's Friederikelchen seinetwegen nicht hin musste. Und die Sonne antwortete dem besorgten Vater mit ihren schönsten Strahlen. Wenigstens schien es fast so.

Dann sprang er auf und seufzte schwer. Langsam schritten wir dem Hause zu. „Wo ist eigentlich Fricke?" fragte ich, um abzulenken. Der Polizeimeister deutete in einen Lagerraum. Richtig, da saß er, ausdauernd und fest auf seinen vernagelten Kisten. Der arme Kerl! Ihm mochte bei allem Schmerz vom geplanten Abschiedsgeschenke ahnen.

Friederikchen schrie, wie wenn's am Messer steckte. Natürlich, die ewige Aufregung, das Gifteln und Grollen hatten die Milch verdorben. Die Mutter weinte. Ich setzte mich neben sie, da fing sie wieder an zu jammern über „des G'sindel, was sich Mann nennt".

„Machen Sie jetzt Schluss, Frau Schramgke," sagte ich begütigend, „es ist wegen der Milch."

„Ich lass mer scheiden," entgegnete sie trotzig, „oder vielmehr ich reis' nach Europa."

„Erstens sind Sie katholisch und können sich nicht scheiden lassen," sagte ich gemütlich, „zweitens ist 's Friederikchen kerngesund und ich würde das Scheiden den Frauen überlassen, deren Kinder dank dem Vater keine Aussicht haben, gesund zu werden. Ihrer sind genug in Afrika und Millionen in Europa."

Sie hob den Kopf und musterte liebevoll ihr lutschendes Kindchen. „Meinen Sie," sagte dann Frau Schramgke herablassend, „'s wär auch en Standpunkt." Ja, auch da drinn konnte Ansehn und Auszeichnung liegen. Und das war die Hauptsache.

Wieder bat mich Herr von Riemar zu einem kleinen Spaziergang. Er wollte mir eine besonders üppige Baumwollplantage zeigen und dann noch die Zwischenkulturen. — Ich weiß nicht mehr wie, aber wir kamen auf Häckel zu sprechen.

„Ein mutiger, tapferer Mann," sagte mein Begleiter.

„Ihr religiöses Bekenntnis?" fragte ich indiskret.

Er machte einen Augenblick halt. In den herben, scharf ausgemeißelten Zügen lag etwas Feierliches und die Hand auf dem Herzen sprach er mit Ernst: „Mein Prophet ist Bismarck,

meine Religion heißt: Ein mächtiges Deutschland unter den Hohenzollern!"

Ein alter Neger, der vor seiner Hütte saß, grinste uns gutmütig entgegen. Als wir zurückkehrten, hörte ich von ferne Frau Schramgkes Stimme: „Amysanto, du schwarzes Rindvieh, wo treibst dich rum? Wann willst du endlich dein Brot backen?" Als wir näher kamen, stand sie in vertraulichem Gespräch mit zwei Negerweibern.

„Schade," sagte mein Begleiter, „sie ist eine brave, tüchtige Frau, doch so sehr hoch steht ihr Geistesniveau nicht über dem der Negerweiber. Leider hat sie, die Klatschsucht zu befriedigen, keine Rassengenossin. Der Mohr soll zur weißen Frau aufsehen, wie zu einem höhern Wesen, und der Mohr tut es auch, denn das ist ihm angeboren. Sonst — ja sonst — ich muss gestehn — gibts eine burleske — eine drollige Psychologie."

Endlich rückte der Tag meines Abschieds heran. In der Umgebung wurden Träger requiriert, eine stattliche Kolonne. Auf diese Weise mochte Maria, die schwarze Bachantin, von meiner Abreise vernommen haben. Als ich schwesterlich meines Weges zog, tauchte plötzlich ein trunkener Zug vor mir auf, und in wilden, rhythmischen Lauten umjohlte mich afrikanische Lust.

Und wie einst der Falter mit schwermütigem Grau und brennendem Rot uns magisch umwoben hatte, umkreiste mich hier noch zum letztenmal ein seltsamer, heidnischer Reigen. Ich weiß nicht warum, aber dunkel und schwermütig klang er mir in die Ohren, schwermütig wie das afrikanische Busch- und Palmengrün.

Still, unbehelligt trottete ich meines Weges; der schwarze Polizeisoldat schritt in gehorsamem Phlegma treulich neben mir über die saubern, vom Europäer geglätteten Straßen; die Träger trällerten eintönige Weisen, ohne den Befehlen zu widerstreben.

Ich war längst am andern Ende der Welt, als mich eines Tages ein Brief aus Westafrika erreichte. Darin stand unter anderm: Frau Polizeimeister Schramgke, die Sie, so viel ich weiß, kannten, ist kürzlich gestorben; man sagt, am Gallenfieber. Der Mann macht den Eindruck, wie wenn er einem schweren Auto-

mobilunglück entronnen wäre. Friederikchen ist gesund und bleich, doch für Afrika immerhin noch blühend. Aber eine Schwester Schramgkes soll aus besondern Gründen Nonne werden. Richtige katholische Nonne! Wissen Sie warum?

„Auch das noch!" dachte ich bei mir selbst.

AARAU GERTRUD HUNZIKER

□□□

REFORMATIONSLIED

aus der Oper „Die Schweizer" von HANS JELMOLI

Wir wollen ha'n das lautre Wort,
Wie's Gott der Herr geschaffen,
Und nicht verschnitten und verschnorrt
Von Schreibern und von Pfaffen.

Wir wollen steh'n mit unsrer Sünd'
Vor unserm Gott mit Bangen;
Uns kann, da wir doch Sünder sind,
Kein Papst das Heil erlangen.

Wir wollen bau'n auf Christi Blut
Und nicht auf Ablasszettel:
Zum Teufel mit der Römerbrut
Und mit dem römischen Bettel!

Wir wollen freie Schweizer sein
Und nur den Herrgott ehren;
Dem schlagen wir den Schädel ein,
Der's länger uns will wehren.

Auf, Brüder, frisch das Schwert zur Hand,
Lasst uns das Heil erwerben —
Kommt uns zu Hilf durch's ganze Land,
Zu siegen oder sterben!

KONRAD FALKE

BEBEL

August Bebel hatte eine selten gute Presse. Auch die Blätter der deutschen Feudalaristokratie, die zeitlebens kein gutes Haar an dem roten König ließen, fanden weiche, versöhnende Worte. Zürichs Bevölkerung ist dem toten Bebel mit innerer Anteilnahme gegenübergestanden und seine letzte Fahrt vom Schanzenberg bis hinaus zum Friedhof hat der Bourgeoisie wie vielleicht nie vorher zum Bewusstsein gebracht, was für einen Machtfaktor die internationale Sozialdemokratie heute bedeutet. Man muss auch gesehen haben, wie Tausende und Abertausende an der aufgebahrten Leiche im Volkshaus vorbeidefilierten, um eine richtige Vorstellung von der Verehrung zu erhalten, die Bebel bei den proletarischen Massen genoss. Es ist buchstäblich wahr, was Bebels Parteigänger im Wiener *Kampf* bei seinem siebzigsten Geburtstag behaupteten: Bebel gehört der Internationale, seine Macht reicht weit über Deutschlands Grenzen, in allen Industriegebieten der Welt ahmt proletarische Agitations- und Organisationsarbeit sein Beispiel nach, in allen Kultursprachen sprechen seine Schriften zu zahllosen Arbeitern.

Das Geheimnis der fast beispiellosen Volkstümlichkeit Bebels darf darin gesucht werden, dass die deutsche Sozialdemokratie durch ihn und mit ihm diesen meteorhaften Aufstieg genommen hat. Bebel war bescheiden genug, auch der gewaltigen wirtschaftlichen Expansion Deutschlands einen guten Teil an dem Wachstum der Partei zuzubilligen.

Dem großen Parteiführer haben seine heftigsten Gegner persönlich nichts anhaben können, er stand zeitlebens rein da, er war die menschgewordene Ehrlichkeit. Hans von Gerlach, ein Volksparteiler, der ihn aus nächster Nähe kannte, sagte von Bebel, keine größere Infamie sei denkbar, als ihn als Lügner und Verleumder hinzustellen, wie es eine gewisse Presse der Rechten tat. Er erblickte in jedem Angriff gegen seine Taktik eine Gefährdung der Parteiinteressen. Das gab seinem Auftreten eine ungeheure Wucht. Das allein hätte aber nicht genügt, um ihm das Herz der Masse jahrzehntelang zu sichern. Nur der bildhafte Sozialismus vermag in die Seele des Proletariers hinienzuwachsen. Mit abstrakten Definitionen hat noch keiner die Masse besessen;

der ehemalige Handwerksmeister wusste, dass nur die anschauliche Vorstellung die Masse gewinnt.

Bebel hatte auch vor den Akademikern der Partei voraus, dass er selbst Arbeiter war, die Nöten des Kleinhandwerkerstandes und das Arbeiterschicksal am eignen Leibe kennen lernte, den beständigen Kampf um die kleinbürgerliche Existenz, die Aussichtslosigkeit für Millionen von Arbeitern, je zum selbständigen Betriebsinhaber emporsteigen zu können. Er sah die gewaltige, großartige kapitalistische Entwicklung unter dem Gesichtswinkel des durch sie bedrohten Kleinmeisters an, und diese Betrachtungsweise kehrt selbst in späteren Flugschriften und Vorträgen wieder. Als Bebel in die politische Arena stieg, waren nicht konservative Großgrundbesitzer seine heftigsten Widersacher, sondern die Vertreter des damals noch überwiegend rein manchesterlich orientierten Liberalismus. Die konservative Partei hatte lange vor der liberalen ihr sozialpolitisches Programm, das in der praktischen Politik freilich mehr auf dem Papier blieb. Bismarck und sein Kreis spielten die Arbeiterbewegung gegen Nationalliberale und Fortschritter aus; in Österreich war es die feudale Partei, der verfassungstreue Großgrundbesitz, der für die Ausbildung der Fabrikgesetzgebung wirkte. Die Konservativen wussten, dass sie den manchesterlichen Liberalismus ins Herz treffen konnten, wenn sie ihm die Arbeiterverhältnisse bei liberalen Fabrikanten vorhielten. Auch die wirtschaftliche Überzeugungstreue des Nationalliberalismus, der, wenn es sich um den Staatseingriff zu Gunsten der Arbeiter handelte, ein Feind des Staates war, ein Freund aber, sobald Schutzzölle und Staatssubventionen für Bahnen in Frage standen, wurde in grelle Beleuchtung gerückt.

Der konservative Reformeifer hat indessen nicht lange vorgehalten. Der Begründer der Kreuzzeitung, Hermann Wagner, erklärte nicht ohne Bitternis, die große Masse der Konservativon hätte für sozialpolitische Fragen noch absolut kein Verständnis; sie ständen, wie sich Präsident von Gerlach ausdrückt, „mit der Front nach dem Mist, mit dem Rücken gegen den Staat".

Bebels Einfluss auf die deutsche Sozialdemokratie kann im einzelnen hier nicht geschildert werden. Die Frage nur soll gestellt werden: war der Vielgefeierte eigentlich ein superiorer Kopf? Bismarck sagte einst: „Was hat denn der Bebel gemacht? Sein

Lebenlang im Reichstag gesessen und geredet. Na, und nun kann er reden!" Nun, etwas mehr hat Bebel schon getan. Er war ein Organisator großen Stils und auch gar kein übler parlamentarischer Taktiker. Nicht seine geistige Überlegenheit sicherte ihm bis in die letzten Jahre die Führung — unter den Hundertzehn gibt es einige sehr feine Köpfe — das Geheimnis dieser langen Führerrolle war in der Tradition begründet. Er hatte die Partei hoch gebracht, für sie gelitten, und die Masse hätte es nicht geduldet, wenn der alte mit einer guten Portion Rücksichtslosigkeit ausgestattete Kämpe durch einen jüngeren Akademiker ersetzt worden wäre. Seine Halbbildung stand Bebels Lebenserfolg keineswegs im Wege; im Gegenteil, sie nützte ihm. Einen Bebel, der nicht auf die Instinkte der Masse eingegangen wäre, einen kritischen, abwägenden Kopf hätte die Masse nicht verstanden. Sie wollte einen Draufgänger, einen Temperamentsmenschen, der es tausendfach aussprach, an alle Wände schrieb, dass die heutige Gesellschaftsordnung den Besitzlosen knechtet, ausbeutet, entehrt. Das hat Bebel bis in seine letzten Tage getan. Noch vor wenigen Monaten schrieb er in den von Freiherrn von Paungarten herausgegebenen Äußerungen zum Eheproblem, es gebe keine Lösung ohne Umgestaltung der Eigentums- und Erwerbsverhältnisse.

Bebel ist sein Leben lang ein Verneiner gewesen, ein Verwalter des geistigen Betriebskapitals, das Karl Marx hinterlassen hat. Zu einer wahrhaft großen Auffassung konnte er sich nie durchringen; wenn er ernstlich gewollt hätte, so wäre ihm gelungen, mit der bürgerlichen Linken in Preußen die Herrschaft der Demokratie vorzubereiten. Aber freilich, der Marxismus fühlt sich wohler bei dem Bestehen der Two nations.

Es soll hier nicht von Bebels unrühmlichem Kampf gegen die Führer des revisionistischen Flügels gesprochen werden, gegen jene feingebildeten Leute, welche die überkommenen Lehrsätze des Marxismus den Anforderungen einer neuen Zeit und dem Stande der ökonomischen Forschung anpassen möchten. Das ist ja gerade die Tragik der Sozialdemokratie, dass sie praktisch bei der Mitarbeit am Staatsganzen in Deutschland nur untergeordnet in Erscheinung tritt. Seit Jahren rufen die Revisionisten: „Heraus aus dem toten Geleise." Eine aktionsfähige Mehrheit gegen die Reaktion ist so lange ausgeschlossen, als die Sozialdemokratie

an einer Taktik festhält, die der Reaktion das politische Übergewicht geben muss. Wo ist der Einfluss der vier Millionen Stimmen, die sozialdemokratisch wählen, der 110 Reichtagsmandate zu erkennen? Ein badischer Revisionist, Wilhelm Kolb, schrieb einst: „Die Angst vor der politischen Mitverantwortlichkeit spielt uns einen Streich um den andern, die Reaktion aber ist zufrieden und hegt die Hoffnung, dass wir noch recht lange uns von solcher Theorie leiten lassen. Jene Regierung des Klassenstaates und seiner Einrichtungen hat also nur den Erfolg, damit wir uns selbst politisch isolieren und damit den Konservatismus immer wieder zum ausschlaggebenden Faktor machen."

Es ist allerdings richtig, wenn Kautsky sagt, dass es unter den Revisionisten wie unter den Marxisten stets sehr verschiedene praktische Tendenzen gegeben hat. Die gemeinsame Abneigung gegen des Marxismus schweißte bei den Revisionisen Freihändler und Schutzzöllner, Verfechtung der Abrüstung und der Flottenpolitik, Freunde und Verächter des Liberalismus zu einer Phalanx zusammen. Dem Chaos der Meinungen entspricht keineswegs ein Chaos der Praxis. Die Partei, meint Kautsky, sei in den letzten Jahren einheitlicher geworden, als sie je war; aber sie wurde es wohl nur deshalb, weil den Revisionisten, so lange der alte Bebel auf der Kommandobrücke stand, jede Aussicht auf einen positiven Erfolg fehlte. Ein demokratisches Blatt schrieb bei seinem siebzigsten Geburtstag, der Grund, warum Bebel niemals im eigentlichen Sinne ein großer Politiker gewesen, ist, dass er sich von den theoretischen Zwirnsfäden binden ließ. Er wollte so etwas wie den Vollstrecker spielen.

Die bürgerlichen Vertreter der Sozialreform können nur mit gemischten Gefühlen an den verstorbenen Sozialistenführer zurückdenken. Er hat zwar die ungerechten Worte von der *einen* reaktionären Masse nicht kolportiert, aber im Grunde genommen liefen die meisten seiner Reden darauf hinaus, dass die bürgerliche Gesellschaft samt und sonders blutwenig für die bedrückten Volksschichten zu leisten vermöge. Wohlmeinende und tatkräftige Sozialreformen hat Bebel mitleidig belächelt. Er forderte von ihnen alles oder nichts, einen vollständigen Bruch mit der bürgerlichen Tradition. Im Kasino Außersihl sprach er einst von jener Art Idealisten, die immer noch eine Hälfe der alten Eierschale

herumtragen und sich nie ganz davon befreien können. „Leute der Halbheit, die sich nie ganz auf die Höhe der Situation zu schwingen vermögen und die meinen, man könne der Gesellschaft mit halben Konzessionen helfen."

Alle Erörterungen darüber, ob eine radikale Änderung des Kurses mit Bebels Ausscheiden erfolge, sind vorderhand belanglos. Ein solcher Frontwechsel vollzieht sich nicht von heute auf morgen; auch die innerpolitische Lage Deutschlands ist an einem solchen Umschwung wesentlich beteiligt. Für den Kenner deutscher Verhältnisse kann kein Zweifel bestehen, dass die Überwindung der konservativ-klerikalen Reaktion, die Deutschland als Kulturstaat und in der Wirtschaftspolitik ins Hintertreffen gestellt hat, ohne das Zusammengehen von Liberalismus, Demokratie und Sozialdemokratie nicht möglich ist. Ein früherer Manchestermann, der spätere Führer der deutschen Freisinnspartei, der hochtalentierte Theodor Barth, hat diesem Zusammengehen das Wort geredet und gesagt, dass ein fortschrittliches Deutschland sich auf die Millionen der Arbeiterheere stützen müsse.

ZÜRICH PAUL GYGAX

□□□

HIRTENFEUER

Sieh' unter den Eichen drüben die Flamme werden und wehn!
Dort wollen wir uns lagern, o Seele, und wollen uns recht verstehn.

Die weißen Herden weiden die hellen Hügel entlang;
Vor unseren zwei roten Hunden, da sind die Wölfe bang.

Und horch, was die Flamme singt: In Erd' und Gestein gebannt,
In Strom und Berg und Wald — so fest ist keine Wand:

Ich tanze hervor und bin vom eigenen Atem verweht —
Ich ruh' in ewiger Ruh'; ich bin, was vorübergeht.

O Seele, du Tänzerin auch, der Flamme durch Traum und Tag —
Vom Hirtenfeuer da glüht, da leuchtet die Asche nach.

Über weiße Herden gehen die Sterne den goldenen Gang;
Vor unseren zwei roten Hunden, da sind die Wölfe bang.

VICTOR HARDUNG

□□□

SULLY PRUDHOMME

(AVEC LETTRES INÉDITES)

Les quelques pages que je consacre ici à Sully Prudhomme n'ont pas la prétention d'être une „étude"; il faudrait pour cela un volume entier, et je ne songe pas à ajouter un livre à tous ceux qu'on a déjà publiés sur ce grand sujet. Je désire simplement signaler à nos lecteurs de langue allemande l'œuvre très noble d'un poète peu connu hors de France. A nos lecteurs français j'apporte quelques lettres inédites; elles furent adressées, avec beaucoup d'autres, à une amie, confidente intellectuelle, qui ne veut pas être nommée. Je dois à cette amie bien mieux encore que des „documents inédits": un trésor de purs souvenirs . . .

L'œuvre de Sully Prudhomme a plus d'un rapport avec le programme de cette revue; elle tend, à travers des conflits douloureux, à une synthèse de la science et de la vie, à une harmonie de la raison avec le cœur. Cette rencontre n'est pas fortuite. Depuis vingt-cinq ans je suis de ces „amis inconnus" sur lesquels le poète de *Justice* a exercé une influence constante et profonde, et qui, aujourd'hui, retrouvent, entre les feuillets de ses livres, leur jeunesse enfiévrée, leurs angoisses, et les raisons de leur discipline. „A ses vers sont attachés des moments inoubliables de leur vie intérieure". (G. Paris).

I.

La meilleure introduction à une lecture de Sully Prudhomme, c'est l'étude de son ami intime, Gaston Paris, parue en octobre 1895 et janvier 1896 dans la *Revue de Paris* et plus tard dans le volume *Penseurs et poètes.* On lira ensuite l'excellent ouvrage de M. Zyromski: *Sully Prudhomme* (Colin, 1907) et enfin celui de M. Hémon: *La philosophie de M. Sully Prudhomme* (Alcan, 1907)[1]).

[1]) Je cite encore deux ouvrages allemands: Karl, *Sully Prudhomme, eine psychologisch literaturgeschichtliche Studie* (Leipzig, Gronau 1907, et Brangsch, *Philosophie und Dichtung bei Sully Prudhomme* (Berlin, Felber 1911). Pour la bibliographie plus complète, voir Lanson: *Manuel bibliographique* p. 1284 (Hachette 1912).

Je résume en peu de lignes les faits essentiels de la biographie: né à Paris en 1839, de santé délicate, Sully Prudhomme[1]) avait deux ans lorsque son père mourut; élevé par sa mère dans le deuil, puis malheureux dans la solitude morale de l'internat, il étonna ses camarades par sa précocité intellectuelle; quoique poète déjà (et romantique) il se passionnait surtout pour les mathématiques et allait entrer à l'Ecole polytechnique lorsqu'une ophtalmie le força à orienter sa carrière dans une autre direction; il essaya de l'industrie, puis il fit du droit, sans enthousiasme, et se voua enfin entièrement à la poésie et à la méditation philosophique. Un grand amour, malheureux; la guerre de 1870; une cruelle maladie (paralysie partielle de la partie inférieure du corps); et surtout la lutte intime avec le Sphinx de la destinée, ce sont les faits essentiels pour qui veut comprendre le caractère et l'évolution de sa poésie. Elu à l'Académie française en 1881, lauréat du prix Nobel en 1902, aimé et vénéré par une élite, mais étrangement dédaigné par les critiques et poètes d'une école nouvelle, Sully Prudhomme mourut le 7 septembre 1907.

II.

La critique aime à distinguer chez Sully Prudhomme deux poètes différents: l'un est élégiaque et dit sa vie intime en des pièces assez courtes; l'autre expose en de grands poèmes son système philosophique et les découvertes de la science moderne. Cette division est en partie arbitraire; elle méconnaît l'unité de l'œuvre qui seule explique la mélancolie poignante du poète élégiaque.

En effet, les expériences personnelles (enfance endeuillée, maladie, chagrins d'amour) ne suffisent pas à expliquer cette

[1]) Le nom du poète demande une remarque expresse. Il s'appelait en réalité René-François-Armand Prudhomme, mais toutes ses œuvres sont signées Sully Prudhomme. Sully est un surnom „devenu inséparable de son nom" (G. Paris). C'est que, grâce à une comédie de Henry Monnier, *Grandeur et décadence de Joseph Prudhomme* (1852), ce nom était devenu synonyme de bourgeois sot et prétentieux; il eût été dangereux de le mettre sur un volume de vers. C'est donc une erreur formelle que de nommer notre poète Prudhomme, ainsi que le font plusieurs ouvrages et catalogues allemands, et même l'*Anthologie des poètes français* de Walch et le *Répertoire* de Thieme.

tristesse, ni surtout le triomphe final de la sérénité. Il y a à cela des raisons plus profondes et plus générales.

Je ne puis donner raison à M. Zyromski quand il écrit: „Sully Prudhomme s'est libéré sans effort de l'esprit romantique". Je crois au contraire à une persistance de l'esprit romantique, en conflit avec le positivisme scientifique; d'où une douleur nouvelle que seul Vigny avait déjà connue.

On aura beau dire et beau faire: par action ou par réaction, le romantisme est à la base de toute la littérature du XIXe siècle. Flaubert écrivait à George Sand, en 1866: „Enfin nous étions des romantiques d'un ridicule accompli, mais d'une efflorescence complète. Le peu de bon qui me reste vient de ce temps-là." Et le 3 février 1873 il lui écrivait encore: „Votre vieille ganache romantique et libérale vous embrasse tendrement". Zola a fait quelque part un aveu identique; et Taine, grand admirateur de Musset, aimait à citer ces vers de *Don Paez:*

> Oh! dans cette saison de verdeur et de force,
> Où la chaude jeunesse, arbre à la rude écorce,
> Couvre tout de son ombre, horizon et chemin,
> Heureux, heureux celui qui frappe de la main
> Le col d'un étalon rétif, ou qui caresse
> Les seins étincelants d'une folle maîtresse!

Sans doute, depuis quelques années, le romantisme a une mauvaise presse; on ne veut plus en voir que les exagérations ou les petits côtés; on exhume les poètes les plus médiocres pour voiler en quelque sorte la gloire des plus grands; leurs inepties documentent la „neurasthénie romantique". Avec cette méthode il serait aisé de démolir toutes les écoles littéraires; ce n'est plus de l'histoire, c'est de la politique tendancieuse; et l'éreintement du Romantisme se rattache à la campagne systématique dirigée contre la Révolution et contre J.-J. Rousseau.

Le Romantisme, une maladie? soit, si la jeunesse est une maladie. Il a eu de la jeunesse l'exubérance, la force tumultueuse, l'angoisse et l'enthousiasme[1]). Tout en réagissant contre

[1]) Zyromski cite le mot de Gœthe: „Le classique, c'est le sain; le romantique, c'est le malade". Que Gœthe, né en 1749, ait parlé ainsi, c'est compréhensible, surtout si l'on songe au romantisme allemand. Mais nous avons de bonnes raisons pour sentir et penser autrement.

lui, le réalisme n'en fut pas moins une continuation ; le Romantisme portait en lui tout le XIXe siècle; Vigny en est une preuve, et M. Zyromski a parfaitement raison de rapprocher Sully Prudhomme de Vigny.

Sully Prudhomme a adressé à J.-J. Rousseau des vers dont je détache deux strophes significatives. En parlant de la Muse:

> Elle salue en toi le premier qui sut rendre
> Aux yeux pour la campagne un regard attendri,
> Au cœur l'intime accent que tout cœur peut comprendre,
> La chair et la couleur au langage amaigri.
> — — — — — — — — — — — — — —
> Car si tu n'as pas eu les divines ressources
> Du murmure des vers pour endormir tes maux,
> Des poètes futurs tu fécondas les sources
> Par de nouveaux tourments et des soupirs nouveaux.
>
> *(Le Prisme)*

L'„intime accent que tout cœur peut comprendre", c'est la sensibilité romantique, qui est la moitié du génie de Sully Prudhomme. D'autre part, né en 1839, l'année même où commençait à paraître le *Cours de philosophie positive* de Comte, et contemporain de Flaubert, de Taine, de Zola, Sully Prudhomme ne pouvait se soustraire aux idées de son époque; sa forme intellectuelle le portait même aux sciences exactes, au positivisme. En 1865, lorsqu'il publia les *Stances et poèmes*, ses amis furent pris d'une grande émotion. Gaston Paris le dit: „Notre génération allait-elle voir proclamer celui que nous regardions comme son poète?" mais, après les *Epreuves* (1868) et les *Solitudes* (1869) „nous comprîmes qu'il n'emboucherait pas, comme nous avions pu le croire un instant, la trompette qui nous mènerait au combat". La tristesse, le découragement dominaient; cela s'explique en partie par la débilité physique, par le manque de volonté agissante, mais surtout par le conflit que je viens d'indiquer: la sensibilité idéaliste en lutte avec l'intellect positiviste. Toute sa vie Sully Prudhomme cherchera, avec angoisse, la synthèse de ces deux forces, synthèse que nous cherchons aujourd'hui encore, avec plus de chances de réussir.

Qu'il s'agisse de la nature éternelle et indifférente, des amours qui passent, ou de l'âme qui s'affirme sans preuve, tous les désespoirs et tous les rêves romantiques se retrouvent chez Sully

Prudhomme, mais sous une forme nouvelle, fortement concentrée, sans rhétorique, d'une précision analytique qui a quelque chose de scientifique. Tout le monde connaît *le Lac* de Lamartine et la *Tristesse d'Olympio* de Victor Hugo. Voici un motif semblable en trois petites strophes :

Ici-bas tous les lilas meurent,
Tous les chants des oiseaux sont courts;
Je rêve aux étés qui demeurent
Toujours . . .

Ici-bas les lèvres effleurent
Sans rien laisser de leur velours;
Je rêve aux baisers qui demeurent
Toujours . . .

Ici-bas tous les hommes pleurent
Leurs amitiés ou leurs amours;
Je rêve aux couples qui demeurent
Toujours . . .

(Stances et poèmes)

Qu'on relise de Musset la *Lettre à Lamartine* et l'*Espoir en Dieu* et qu'on médite ensuite ces deux petites pièces:

LES YEUX

Bleus ou noirs, tous aimés, tous beaux,
Des yeux sans nombre ont vu l'aurore;
Ils dorment au fond des tombeaux
Et le soleil se lève encore.

Les nuits, plus douces que les jours,
Ont enchanté des yeux sans nombre;
Les étoiles brillent toujours
Et les yeux se sont remplis d'ombre.

Oh! qu'ils aient perdu le regard,
Non, non, cela n'est pas possible!
Ils se sont tournés quelque part
Vers ce qu'on nomme l'invisible;

Et comme les astres penchants
Nous quittent, mais au ciel demeurent,
Les prunelles ont leurs couchants,
Mais il n'est pas vrai qu'elles meurent.

Bleus ou noirs, tous aimés, tous beaux,
Ouverts à quelque immense aurore,
De l'autre côté des tombeaux
Les yeux qu'on ferme voient encore.

(Stances et poèmes)

L'AME

J'ai dans mon cœur, j'ai sous mon front
Une âme invisible et présente:
Ceux qui doutent la chercheront,
Je la répands pour qu'on la sente.

Partout scintillent les couleurs,
Mais d'où vient cette force en elles?
Il existe un bleu dont je meurs,
Parce qu'il est dans les prunelles.

Tous les corps offrent des contours,
Mais d'où vient la forme qui touche?
Comment fais-tu les grands amours,
Petite ligne de la bouche?

Partout l'air vibre et rend des sons,
Mais d'où vient le délice intime
Que nous apportent ses frissons,
Quand c'est une voix qui l'anime?

J'ai dans mon cœur, j'ai sous mon front
Une âme invisible et présente.
Ceux qui doutent la chercheront,
Je la répands pour qu'on la sente.

(Stances et poèmes)

On pourrait multiplier les exemples; partout on retrouverait ce mélange inextricable du doute et de l'affirmation, de la science et du sentiment. C'est ainsi que le poète dit à la Grande Ourse:

Tu n'as pas l'air chrétien, le croyant s'en étonne,
O figure fatale, exacte et monotone,
Pareille à sept clous d'or plantés dans un drap noir.

Ta précise lenteur et ta froide lumière
Déconcertent la foi: c'est toi qui la première
M'as fait examiner mes prières du soir.

(Epreuves)

Au Romantique, les claires étoiles étaient un regard de Dieu; à Sully Prudhomme, elles disent les lois éternelles de la matière. Il y a là une sobriété d'expression et une acuité de pensée inconnues en 1830; mais il s'y mêle un accent personnel et une émotion que les Parnassiens réprouvaient. Et pourtant les histoires de la littérature mettent Sully Prudhomme au nombre des Parnassiens! Cela s'explique par la forme, par le côté scientifique et philosophique de son œuvre; c'est une erreur néanmoins, une simplification excessive. Voici deux fragments de lettres où le poète est très net:

„Le *Parnasse* proprement dit est un recueil de poésies publié par Alphonse Lemerre et auquel ont contribué des poètes qui ne se doutaient pas du tout qu'un jour ils seraient tous rangés pêle-mêle dans une même Ecole portant le nom de ce recueil. Il est vrai, plusieurs d'entre eux avaient une préoccupation très accentuée de la façon du vers; ils en soignaient l'harmonie et la rime avec beaucoup de zèle, mais ce n'a pas été un programme et tous les autres étaient différemment doués et inspirés. C'est M. Xavier de Ricard qui a principalement poussé Lemerre à faire cette publication, et ce poète était sans doute curieux du style, mais non moins soucieux de la pensée.

Quant à moi, je suis toujours demeuré tout à fait indépendant, et l'on commet une grave erreur en m'enrôlant parmi ceux de mes confrères qu'on a nommés depuis *parnassiens*. Je n'ai de commun avec eux que la forme classique des vers et le respect de la consonne d'appui, dont l'emploi est du reste bien antérieur au présent siècle. Il serait impossible de rapporter mon inspiration à aucune école . . ."

Ailleurs il parle de Leconte de Lisle, autour duquel on groupe généralement les Parnassiens; à propos de divers poèmes présentés à un concours de poésie de l'Académie, il écrit:

„Leconte de Lisle et moi nous ne nous entendons guère dans nos appréciations de la valeur poétique des ouvrages de ce genre. J'essaie de bien entrer dans sa pensée, je n'y réussis pas comme je le voudrais. Ce qui l'intéresse, c'est la nature à l'état sauvage et brute, atroce, et belle seulement de la naïveté de ses appétits; par exemple il représentera volontiers une femme de chef barbare arrachant le cœur du vaincu pour l'offrir palpitant à son mari, et je ne sais s'il ne se complaîrait pas à montrer ce cœur rôti par cette mégère pour le régal du vainqueur. Il est certain qu'il y a une beauté propre à la nature farouche, une beauté plastique. Je ne le conteste pas. Leconte de Lisle aime, non pas seulement la sauvagerie, mais bien encore la plus haute élégance de la forme, surtout ce qu'il y a de typique et de simple dans la nature; les mœurs homériques, dans ce qu'elles ont de noble et de virilement naïf le captivent. Je n'y vois pas d'objection. Mais ce n'est pas dans les choses primitives qu'il faut chercher, à mon avis, de quoi satisfaire l'âme moderne, je parle de l'âme affinée par les conquêtes d'une civilisation prodigieusement développée dans tous les sens. La grâce n'exclut pas du tout la complexité, car elle suppose la variété; une poésie gracieuse datée d'aujourd'hui est antipathique à Leconte de Lisle; je m'imagine que le goût qui préside à la toilette d'une femme élégante de nos jours lui est absolument étranger; il ne doit admirer que la tunique grecque pour la noblesse de ses plis ou le sayon d'un chevrier pour la rudesse de ses poils. Toute délicatesse dans l'expression lui semble mièvrerie; un vers coulant au bout duquel la rime s'épanouit naturellement comme la fleur même de ce vers, lui semble insipide. Pour lui plaire on ne gagne rien à effacer l'art dans une œuvre en le poussant jusqu'à le rendre indiscernable du naturel; il paraît aimer que l'art se montre toujours, à la condition de réussir toujours. Un cœur moderne me semble beaucoup plus curieux à analyser que celui d'une brute où l'instinct et l'appétit dominent aveuglément, ou que celui d'une

belle esclave dont le rêve est fait du souvenir très simple de sa hutte natale. Je ne veux pas être dupe de la perspective des âges. Briséis ne pouvait pas avoir les mains propres, non plus que la fameuse Hélène; malgré les aiguières, un fond de graisse de mouton devait demeurer incrusté dans le bout des doigts qui saisissaient les viandes. Rien en réalité ne devait être plus grossier qu'un Ajax. C'est en les dégageant de leur croûte réelle que l'imagination fait de ces êtres-là des types de haute élégance capables de tenter le ciseau d'un Phidias. Je tâche de comprendre l'esthétique de Leconte de Lisle, car il a fait des vers admirables tels qu'il n'y en a pas de plus achevés dans notre langue; je trouve qu'il ne s'assimile pas le tempérament d'autrui et prétend imposer à tous la loi du sien . . ."

Ces derniers mots sont à méditer par ceux qui croient encore à „l'objectivité" du Parnasse!

Infiniment sensible, et pourtant épris de certitudes scientifiques; analyste impitoyable, et pourtant respectueux du mystère des âmes, Sully Prudhomme est une individualité très à part; c'est avec Pascal, c'est avec Vigny qu'il a les affinités les plus profondes. Donc pas d'„école"; mais une fraternité intellectuelle et morale; la même souffrance devant les mêmes problèmes qui reparaissent derrière les „solutions" de même que l'horizon infini reparaît derrière les cimes conquises.

De Sully Prudhomme je ne veux dire ici ni les amours, ni les angoisses philosophiques, ni d'autres douleurs encore; c'est dans ses vers qu'il faut les connaître et les revivre. Constatons simplement que son pessimisme va d'abord grandissant, jusqu'au désespoir, des *Epreuves* aux *Solitudes* et des *Solitudes* aux *Vaines Tendresses* (1875). La vie humaine ne serait-elle vraiment qu'un triomphe inexorable de la force brutale? L'idéal des âmes ne serait-il qu'une illusion? Au moment où la froide science semble avoir dissipé cette illusion, une réaction vigoureuse se produit.

Il y a à cela une raison générale, patriotique: la France, vaincue en 1870, s'est relevée comme par miracle; d'où lui sont venues ces énergies nouvelles? Et il y a une raison plus particulière: les intellectuels positivistes ont-ils peut-être leur part de responsabilité aux désastres de 1870? N'ont-ils pas maintenant à expliquer, à légitimer, à encourager cette résurrection d'un peuple républicain qui ne *veut* pas disparaître? N'y aurait-il pas une vérité supérieure aux certitudes de la science? Toutes ces questions, que Sully Prudhomme s'était déjà posées, réapparaissent devant lui, sous un jour nouveau; il les reprend en une série

de poèmes, *Les Destins, Le Zénith, La Justice* (1878), *Le Bonheur* (1888), qui sont un crescendo de courageux optimisme.

Dans *Les Destins* l'homme disait déjà à la nature:

> Ne mesurant jamais sur ma fortune infime
> Ni le bien, ni le mal, dans mon étroit sentier
> J'irai calme, et je voue, atome dans l'abîme,
> Mon humble part de force à ton chef-d'œuvre entier.

Dans *Le Zénith*, cette noble ambition se précise encore:

> Non! de sa vie à tous léguer l'œuvre et l'exemple,
> C'est la revivre en eux plus profonde et plus ample,
> C'est durer dans l'espèce en tout temps, en tout lieu,
> C'est finir d'exister dans l'air où l'heure sonne
> Sous le fantôme étroit qui borne la personne,
> Mais pour commencer d'être à la façon d'un dieu!
>
> L'éternité du sage est dans les lois qu'il trouve;
> Le délice éternel que le poète éprouve,
> C'est un soir de durée au cœur des amoureux!
> Car l'immortalité, l'âme de ceux qu'on aime,
> C'est l'essence du bien, du beau, du vrai, Dieu même,
> Et ceux-là seuls sont morts qui n'ont rien laissé d'eux.

Dans cette évolution de Sully Prudhomme, qui va du pessimisme à l'optimisme, il y a évidemment, tout au fond, une question de „tempérament", d'intuition, qu'on ne saurait expliquer à des esprits d'une autre catégorie. A la petite communauté que constituent les lecteurs de *Wissen und Leben*, toute explication serait superflue; nous nous sommes unis précisément parce que nous avons cette confiance du poète, parce que pour nous l'histoire, malgré ses brutalités, est un triomphe de la volonté, de la conscience humaine, supérieure aux lois physiques. Pour nous l'histoire est une *création* toujours renouvelée. On peut fort bien s'émanciper de tous les mythes chrétiens, de toutes les révélations, et *constater* pourtant (sans en savoir l'origine) cette force intime qui entraîne l'humanité vers un idéal de justice et de bonté. C'est ici, dans la franche acceptation de ce mystère, que l'idéalisme se heurtera toujours au positivisme; et c'est ainsi que Sully Prudhomme se heurta à Taine. Il écrit:

„Je suis allé hier voir Gaston Paris et j'ai rencontré chez lui ses visiteurs ordinaires, Taine entre autres, et Boissier; de Vogüé et Leroy-Beaulieu (Anatole) y sont venus aussi, puis un Anglais et des gens que je ne connais pas. Les relations professionnelles de Gaston sont très éten-

dues. Il connaît beaucoup d'Allemands, ses anciens condisciples d'Heidelberg où il a suivi les cours de l'Université [1]), mais il ne leur rend pas leurs visites, depuis la guerre. On a traité des questions très intéressantes; Taine a critiqué la *Déclaration des droits de l'homme*, et je l'ai défendue en principe. Il prétend qu'on ne peut rien édicter de général et d'abstrait touchant les principes de la législation, que chaque peuple exige une constitution adaptée à son caractère, qu'il n'y a pas de droit également applicable aux Français et aux sujets du roi de Dahomey. Je réponds que la seule qualité d'hommes donnée aux uns et aux autres leur confère à tous un fond de droit commun, très large, il est vrai, mais néanmoins précis et respectable. Un homme ne naît pas esclave d'un autre homme, par exemple; voilà un principe de droit universel qui peut entrer dans une déclaration des droits de l'homme. Taine réplique: les sujets du roi de Dahomey ne l'entendent pas ainsi, ils lui reconnaissent parfaitement le droit de les faire obéir et de les tuer. — C'est possible, mais il ne s'agit pas de savoir si tous les hommes, quelle que soit leur culture, se font la même idée du droit; il s'agit de savoir s'il existe un droit primordial commun à tous, qu'ils le connaissent et en usent, ou qu'ils l'ignorent et le négligent. J'ai toujours admiré la *Déclaration des droits de l'homme*; c'est l'acte par lequel a été dégagée pour la première fois, de toutes les altérations que les tyrannies ont fait subir à la nature humaine, la véritable essence de l'homme, sur laquelle se fondent ses droits inaliénables . . ."

On reconnaît là celui qui a dit dans *La Justice*:

> Le respect de tout homme est la justice même:
> Le juste sent qu'il porte un commun diadème
> Qui lui rend tous les fronts sacrés.
> Nuire à l'humanité, c'est rompre la spirale
> Où se fait pas à pas l'ascension morale
> Dont les mondes sont les degrés.

Je sais bien que, dans l'œuvre de Sully Prudhomme, *La Justice* est le poème le moins heureux; la pensée philosophique n'y trouve souvent qu'une expression froide et prosaïque; malgré quelques strophes émues, l'ensemble est trop schématique; mais le poème demeure intéressant en tant qu'une étape de l'évolution morale, et comme préparation au *Bonheur*. La Dédicace pose nettement le problème: „La raison et le cœur sont divisés. Ce grand procès est à instruire dans toutes les questions morales; je m'en tiens à celle de la justice. Je voudrais montrer que la justice ne peut sortir ni de la science seule qui suspecte les intuitions du cœur, ni de l'ignorance généreuse qui s'y fie exclusivement; mais que l'application de la justice requiert la plus délicate sympathie pour l'homme, éclairée par la plus profonde

[1]) Erreur; G. Paris étudia à Bonn et à Gœttingue, mais non à Heidelberg.

connaissance de sa nature; qu'elle est, par conséquent, le terme idéal de la science étroitement unie à l'amour."

A ne constater que les „faits", la justice ne règne nulle part sur la terre: les espèces entre elles, les individus d'une espèce entre eux, les Etats entre eux, et les individus dans l'Etat, tous les êtres n'obéissent qu'à l'instinct égoïste, au besoin ou à des lois imparfaites et inefficaces. Et si, dans l'univers, la matière est à peu près identique, on ne saurait admettre qu'elle ait constitué quelque part un monde meilleur. L'univers est soumis à des lois fatales, excluant la justice qui suppose la liberté. Et pourtant le poète constate un autre fait: c'est que la conscience rend l'homme responsable devant la loi morale. D'où vient cette voix qui s'oppose à la fatalité? Mystère. Elle permet du moins de conclure que l'homme, degré suprême dans l'échelle des êtres, a créé la notion de justice, et que, par une lente évolution vers le Divin, il tend à réaliser la justice dans la Cité. Si puissantes que soient la matière et la critique analytique, elles ne peuvent rien contre la conscience, contre la dignité humaine. „Le sentiment de la dignité, inconcevable si tout n'est que force aveugle, implique la liberté en dépit de tous les raisonnements. Il est la vraie base de la moralité prise dans son sens le plus haut, et il est le gage que cette moralité n'est pas illusoire" (G. Paris). On reconnaît ici Pascal: „Mais quand l'Univers l'écraserait, l'homme serait encore plus noble que ce qui le tue . . . toute notre dignité consiste donc en la pensée . . ." et le Vigny de la *Bouteille à la mer*. Et c'est bien le seul rocher solide dans l'océan de nos incertitudes. „*Comment fais-tu les grands amours — Petite ligne de la bouche?*" Si des lèvres de chair cueillent sur d'autres lèvres le baiser de l'amour et celui du pardon, pourquoi les instincts obscurs ne se transformeraient-ils pas en idéal moral? Que d'autres parlent de „miracle" et de „révélation", nous dirons avec plus de respect: mystère. Nous ne sommes point chassés d'un paradis, déchus d'une divinité: nous y montons. Et le chœur chante:

Un jour les cœurs, tous envahis
Par le grand flux d'amour qui monte,
De s'être si longtemps haïs
N'auront plus que surprise et honte.

Il nous semble que le présent
N'offre que rapine et carnage;
Toujours pourtant il en surnage
Un nouveau dogme bienfaisant.

Toujours les causes magnanimes
Ont leur triomphe, lent ou prompt:
Fumés par le sang des victimes,
Les oliviers triompheront.

Dans l'évolution de Sully Prudhomme, il faut dégager un fait essentiel: tant qu'il fut pessimiste, il analysa surtout ses douleurs personnelles. Disons mieux: tant qu'il analysa ses douleurs personnelles, il demeura pessimiste. Une lueur d'espérance grandit pour lui avec l'idée de solidarité. C'est par là qu'il se différencie, de plus en plus, des Romantiques et des Parnassiens[1]). Parlant des artistes en général, j'ai écrit ailleurs ces mots qui ne s'appliquent à nul autre mieux qu'à Sully Prudhomme: „Créature périssable, soumise aux innombrables contingences de son temps, l'artiste pénètre en martyr volontaire jusqu'au fond de sa douleur; il y trouve l'humaine fraternité“[2]). Désormais il ne voit plus, dans l'homme, l'individu, mais l'être social; et si tout à l'heure il donnait comme idéal la justice, dans la Cité, maintenant il s'élève d'un degré encore, il trouve le bonheur dans le sacrifice, c'est-à-dire dans la loi de travail et de douleur librement acceptée. C'est son dernier poème, *Le Bonheur* (1888).

Sur terre Faustus et Stella ont été séparés par un obstacle insurmontable; ils se retrouvent dans un monde supérieur, affranchis de toute contrainte, de tout effort. Leur amour semble réaliser le plus beau des rêves terrestres; mais cette félicité même engendre une sorte de satiété; la vie sans désir perd de son prix; à l'inquiétude vague qui pénètre les deux amants vient s'ajouter un cri, cri d'angoisse, parti de la terre, et qui monte de cieux en cieux. Faustus et Stella décident de renoncer à leur bonheur pour porter aux hommes la certitude d'un monde meilleur. L'ange de la mort les emporte sur son aile; quand ils arrivent sur la terre, l'humanité est morte, et la nature brute a

[1]) M. Zyromski l'a fort bien dit, et me semble avoir vu mieux que tout autre l'idée de foi et de discipline chez Sully Prudhomme. Je ne saurais trop recommander la lecture de son livre, surtout dans sa deuxième partie.

[2]) *Lyrisme, épopée, drame,* p. 230.

reconquis tout ce que notre civilisation lui avait arraché. Faustus et Stella décident alors de recommencer la vie humaine, avec tous ses risques . . . „Ils ont compris qu'il n'y a pas de joie sans souffrance, qu'il n'y a pas de dignité sans sacrifice, et que le sentiment du bonheur ne peut être que celui d'une halte momentanée dans un chemin qui mène à un but toujours entrevu et jamais atteint" dit Gaston Paris, à qui le poème fut dédié.

Le bonheur n'est dû qu'à l'effort.

C'est la conclusion de Sully Prudhomme; et ces mots, si simples en apparence, contiennent une synthèse en raccourci: à la révolte individualiste des Romantiques ils opposent la discipline; au déterminisme déprimant des positivistes ils opposent le libre consentement. „Faire de nécessité vertu" est une expression de la sagesse pratique; la sagesse plus haute d'un Sully Prudhomme réussit à dégager de la nécessité la liberté même. Dans le domaine moral, l'homme qui prend conscience de la loi la domine en s'y soumettant; elle n'est plus un cercle fermé, elle est la spirale ascendante. Se connaître soi-même, savoir où l'on va, c'est remplacer peu à peu le *devoir* par le *vouloir*. Parvenu à ce triomphe de la volonté par le sacrifice altruiste, le poète avait atteint le degré suprême de *sa* poésie; il ne voulut point se répéter ou revenir à des confessions personnelles. Il se tut, comme poète[1]); jusqu'à sa mort (7 septembre 1907) il ne fut plus qu'un être de bonté, et un directeur de conscience pour les amis, connus et inconnus. Même disparu, il est encore notre guide le plus sûr vers la lumière d'une foi nouvelle.

III.

Il n'a pas que des amis; parmi les „jeunes" (ou ceux qui le furent vers 1890) plusieurs ont réagi; cela se comprend; c'est dans la règle et ne signifie pas grand chose pour la valeur durable d'une œuvre; mais la réaction contre Sully Prudhomme

[1]) Les poésies sont éditées chez Lemerre; en 5 volumes in-12⁰ ou 4 volumes in-8⁰; il faut y ajouter un volume posthume, *Epaves*. L'œuvre en prose a paru en partie chez Lemerre, en 3 volumes in-8⁰. En outre, chez Alcan: *La vraie religion selon Pascal, Psychologie du libre arbitre,* et *Le lien social*. Enfin, récemment, *Lettres à une amie* (Mme E. Amiel) 2 volumes in-8⁰.

a été particulièrement brutale ou dédaigneuse. M. Charles Morice, rendant compte de mon livre *Lyrisme, épopée, drame*, le résume et l'éreinte en quelques lignes, disant entre autres: „que voulez-vous qu'on fasse de l'opinion d'un critique . . . qui ne soupçonne pas Villiers de l'Isle-Adam, Rimbaud, qui admire passionnément Dumas fils et Sully Prudhomme?" Voilà des raisons probantes. Or, c'est à M. Morice, sauf erreur, que je dois d'avoir lu, il y a longtemps, Villiers de l'Isle-Adam et Rimbaud, car c'est vers 1892 que j'achetai son livre si suggestif *La littérature de tout à l'heure*. On y lit à la page 249, en note: „M. Sully Prudhomme n'est pas un poète. Des trois actes qui décomposent l'action esthétique (Pensée, Idée, Expression) il n'accomplit que le premier. Même il l'accomplit très insuffisamment, ses abstractions se maintenant toujours dans les vieilles généralisations. Quant au poète sentimental qui est l'autre face de ce poète philosophe, je pense qu'il a déjà rejoint dans l'ingrate mémoire des hommes les faiseurs de romances du premier Empire, et Reboul, et Dupaty; ses tendresses sucrées, sirupeuses, sont vaines, en effet, et cet amant eut sans doute toujours la tête chenue". Cela est grossier; et, depuis l'étude de G. Paris (1895) jusqu'à aujourd'hui Sully Prudhomme n'a pas à se plaindre de l'ingrate mémoire des hommes; mais il est vrai qu'il y a des réserves à faire, et G. Paris les a faites avec une franchise entière. Nous regrettons que le poète soit demeuré si obstinément fidèle à une prosodie vieillie; que la précision de son analyse laisse si peu de place à la rêverie, à la suggestion; que sa poésie scientifique, si hardie d'intention, voisine trop souvent avec la prose; mais c'est là la rançon de certaines qualités. Dans une lettre inédite, Sully Prudhomme se jugeait lui-même en ces termes:

„La fausse modestie m'est aussi odieuse que la vanité, dont elle est d'ailleurs une forme assez maladroite. Je vous demande si, de bonne foi, vous ne trouvez pas méridionalement outrées les épithètes dont use X . . . à mon égard (pour ne parler que de lui)? N'est-ce pas évidemment excessif? Est-il donc étonnant que je ne livre sa lettre qu'avec un peu d'hésitation? Si vous êtes juste (et, certes, vous l'êtes) vous vous mettrez à ma place et vous reconnaîtrez qu'il n'y a pas besoin d'affecter la modestie pour trahir quelque gêne à évoquer de pareilles lettres des archives de la flatterie confraternelle. J'ai trop pratiqué mon art pour n'en pas connaître à la fois les ressources et les difficultés; je me rends parfaitement compte du parti que j'ai tiré des unes et de la résistance que j'ai rencontrée dans les

autres. Nul mieux que moi ne peut mesurer la distance qui sépare mon œuvre de mon idéal et savoir combien souvent j'ai été humilié par mon impuissance aux prises avec mon aspiration. Je sais exactement ce que je vaux en tant que poète et l'on me fait beaucoup plus de plaisir quand on analyse mes qualités avec justesse que quand on me loue sans discernement en bloc. Je n'ignore pas qu'un éloge de confrère à confrère est, neuf fois sur dix, un prêt usuraire et qu'il est plus facile à donner qu'à motiver. Il faut entendre, ou plutôt il *faudrait* entendre toutes les réserves sournoises, toutes les réticences ambigues qui accompagnent cet éloge quand il n'est pas formulé devant celui qui en est gratifié! Et lors même qu'il est sincère, peut-on oublier que le goût littéraire est sujet à se transformer du tout au tout en un quart de siècle? Je me rends cette justice que j'ai accepté toutes les règles de la versification classique, augmentées des récentes exigences de l'oreille pour la rime, sans chercher aucune facilité, en compensation, dans la suppression des hémistiches ni dans les rejets; je suis très fier de cela. Je me rends encore cette justice que j'ai tenté, souvent avec succès, l'expression des états d'âme profonds et intimes dans mes poésies personnelles et que j'ai essayé, mais avec beaucoup moins de bonheur, l'introduction de la pensée philosophique dans la rêverie poétique. Voilà ce que je revendique très hautement et avec confiance, mais je ne me suis pas satisfait moi-même dans ces entreprises au point de concevoir de l'orgueil. Je sais où le bât me blesse. Voilà exactement l'état de ma conscience de poète. Je souffrirais d'être méconnu, je ne sais pas me féliciter d'être surfait. Je désire être simple, mais il devient difficile de l'être quand on se sent estimé trop au dessous ou trop au dessus de sa valeur ..."

Laissons passer encore quelques années. Je serais étonné si bientôt d'autres „jeunes" ne saluaient pas en Sully Prudhomme un précurseur, non point dans sa forme, mais dans sa pensée et dans l'ambition de sa poésie[1]).

Pour que ces pages ne dépassent pas les limites d'*un* article, je me suis borné à une esquisse du poète, très incomplète et pourtant plus malaisée à faire qu'une longue étude.

L'œuvre philosophique, qui compte plusieurs volumes, est de premier ordre par sa profondeur et sa clarté. Elle n'aboutit pas à un „système" proprement dit, puisque Sully Prudhomme

[1]) G. Paris remarque, avec beaucoup de justesse, que Sully Prudhomme n'a pas que des symboles à l'ancienne manière, c'est à dire expliqués et peut-être trop clairs, mais qu'il a aussi des symboles purement suggestifs, ouvrant le plus large espace à l'interprétation; ainsi *Déclin d'amour* (dans les *Solitudes)*; et il ajoute: „Ne fût-ce qu'à cause de cette pièce, nos symbolistes devraient regarder Sully comme un maître et un précurseur." Et voilà précisément, par une psychologie bien connue, la raison principale de leur animosité. Sully Prudhomme touche à eux, et les dépasse à certains égards, mais par une méthode toute différente. Il ouvre une brèche dans leur système exclusiviste; ça ne se pardonne pas. Ce sujet serait à reprendre en détail.

n'a jamais voulu „conclure"; dans son ensemble elle n'en a pas moins une tendance assez nette. Tous les problèmes que le poète avait affrontés, déjà dans ses brèves poésies, puis dans ses poèmes, sont repris ici avec une rigueur et une prudence toutes scientifiques: l'origine de la vie terrestre, le libre arbitre, les causes finales, la notion du mystère, les rapports de l'éthique et de l'esthétique, la dignité humaine, le devoir social . . . Un disciple et ami, M. Camille Hémon, a coordonné ces idées en un livre admirable de clarté et d'impartialité. C'est à ce livre que je renvoie mes lecteurs. Ici, je ne veux discuter que la dernière page de M. Hémon; la voici:

Le drame psychologique qui s'est déroulé, sans se dénouer, dans sa conscience n'est guère moins saisissant que ceux d'où sont sorties des pages comme celles de *Faust* et des *Pensées*. C'est par là que l'œuvre philosophique de M. Sully Prudhomme est un véritable symbole de l'esprit du siècle où elle a été produite. Il semble que quelque chose meure et que quelque chose naisse dans notre conscience moderne. Les progrès foudroyants de la connaissance scientifique, en révélant à la pensée humaine ses ressources, lui ont aussi tracé son domaine limité hors duquel ce que la naïve imagination des hommes d'autrefois avait rêvé s'est évanoui sans retour . . . Mais en même temps que la science nouvelle, l'éthique des temps nouveaux commence à poindre, faisant naître d'immenses espérances de justice et de vérité — ceci remplacera cela. La transition s'opèrera-t-elle sans crise et sans souffrance? Non! La pensée affranchie par la logique positiviste garde encore la nostalgie des mythes poétiques, des paradis, des credo, de tout ce qui fut pour elle l'Absolu adoré, révéré, formulé ou figuré. La conscience, encore tout imprégnée de la morale chrétienne, s'efforce d'en garder tout l'esprit sans les dogmes et s'étonne de la trouver, cette foi si aimable et si humaine, trop peu conforme à la vérité scientifique, base de l'éthique future. Conscience et raison, fidèles encore à leurs habitudes héréditaires, s'évertuent d'un commun accord à garder sa poésie au réel, sa divinité à l'être, son sens religieux au devoir; et pour se donner encore l'illusion des certitudes passées en attendant la certitude à venir, elles inventent des paradis point trop surnaturels, un Dieu point trop personnel, une poésie point trop mensongère. Mais la critique dénonce les sophismes et les fraudes, ruinant pas à pas ces fragiles constructions de rêve et de logique pure; chacun de ses démentis coûte une douleur nouvelle au malheureux penseur qui tient par tous ses instincts au passé, par tout son génie à l'avenir. Cependant la vie va son train, faite de compromis et d'affirmations provisoires toujours légitimes lorsque moralement elles sont bienfaisantes; le philosophe, comme les autres, „vit avant de savoir le secret de la vie", parce qu'il faut vivre. Il vit bien, il en a la conscience pure et satisfaite, mais il n'en est pas plus heureux, n'ayant pas la paix intellectuelle. La poésie s'éteint en lui, non qu'il la trahisse et cesse de lui rendre un culte; mais ce n'est plus le temps de rêver. Et c'est pourquoi, à l'issue de ce douloureux XIXe siècle,

l'œuvre philosophique de M. Sully Prudhomme est bien un symbole: celui de l'agonie de la Poésie et de la Foi mystique frappées au cœur par la Science grandissante."

Je ne sais si M. Hémon maintiendrait aujourd'hui cette conclusion écrite en 1907. Pour moi, je n'ai plus cette confiance en la „logique positiviste"; et la „Science grandissante" me semble être, chez plusieurs, un Absolu aussi révéré et aussi problématique que celui des Credo. Où sont donc ces „progrès foudroyants de la connaissance scientifique"? Je vois bien et j'admire certaines conquêtes: la télégraphie sans fils, l'aéroplane, mais je n'y vois aucun rapport avec les causes finales; les graphiques de la psychologie expérimentale sont d'une certaine utilité pratique, mais ils n'ont pas fait avancer la morale d'un seul pas. Bien plus: chez plusieurs d'entre nous, qui avons été déterministes, il y a une réaction spontanée, irrésistible, contre le positivisme.

Entendons-nous bien: le nombre et la qualité de ceux qui réagissent ne prouvent nullement que nous ayons raison, mais prouvent du moins que la vérité scientifique est loin d'être faite; en outre: bien que la question morale nous préoccupe vivement, ce n'est pas le besoin d'une morale-gendarme qui nous pousse à réagir; non, notre mentalité est assez scientifique pour accepter une preuve, *quelles qu'en soient les conséquences,* quand cette preuve est faite; mais celle du déterminisme est encore à faire.

Nous constatons que le progrès moral de l'humanité est dû en partie à la science, mais davantage encore à des intuitions d'un ordre tout différent. Ces intuitions n'étaient-elles que des mythes bienfaisants? Dans leur forme, sans doute; mais dans leur fond? cela n'est point encore prouvé. Nous constatons encore que la Science (si vieille déjà) n'est point en progrès constant; qu'elle a ses erreurs de méthode, ses exclusivismes dogmatiques et souvent ses impasses. Et nous croyons enfin qu'aujourd'hui précisément, la science, en tant qu'elle étudie l'homme, se trouve dans une impasse d'où il faut la faire sortir; partie du concept matérialiste, elle a, nous semble-t-il, confondu des phénomènes d'ordres différents et appliqué aux uns une méthode qui ne convient qu'aux autres. De là son information unilatérale, qui donne l'illusion d'une preuve. Quand la curiosité aura changé d'objet et de méthode, elle verra se renouveler des problèmes

qu'on croyait résolus[1]). Et ce ne sera ni la première fois dans l'histoire, ni la dernière.

Les positivistes seraient-ils peut-être gênés, à leur insu, par une crainte identique à celle qui paralyse tant de croyants? Ceux-ci redoutent dans la science, et ceux-là redoutent dans l'intuition, une atteinte au système qui fait leur paix intérieure. La noblesse de Sully Prudhomme est précisément de n'avoir jamais reculé devant l'angoisse; c'est en la traversant qu'il a trouvé la sérénité.

Il nous apprend à ne pas conclure, à ne jamais fermer notre âme à de nouvelles possibilités, à distinguer toujours la science qui prouve de la foi qui crée. Ce n'est pas un recul de la foi; c'est une ascension, où, grâce aux progrès de la science, la foi s'ennoblit sans cesse. De ces deux sœurs qui semblent ennemies, l'aînée sera-t-elle remplacée jamais par la cadette? Ce serait, comme dans le *Bonheur*, la vie figée dans la certitude. Si l'homme *savait*, goûterait-il encore la tendresse sacrée en baisant les yeux d'une femme et le front d'un enfant? L'amour est un acte de foi. On peut espérer néanmoins que les deux sœurs, sans se confondre, se réconcilieront un jour, quand la science aura enfin reconnu que l'humanité, patiente créatrice de liberté, trouve dans sa conscience, et non ailleurs, la loi suprême.

L'œuvre poétique et philosophique de M. Sully Prudhomme est donc bien un symbole; non pas de hier seulement, mais de demain aussi; non pas de l'agonie de la poésie et de la foi, mais de l'espérance humaine qui sans cesse reprend son envol de la vérité acquise à la lumière qu'on devine.

Commentant la parole de Pascal: „Le cœur a ses raisons que la raison ne connaît pas", Sully Prudhomme a dit:

> L'esprit fait le savant, le cœur seul fait l'apôtre,
> Et sans lui le génie est grand sans majesté.
> Ne séparons jamais ce sens divin de l'autre,
> Car on n'a jamais cru ce qu'il a contesté.
>
> *(Epaves)*

ZURICH E. BOVET

□□□

[1]) La psycho-analyse me semble être un de ces changements d'orientation; elle en est encore à ses débuts, souvent périlleux; mais elle compte déjà des succès certains, inattendus, grâce à une méthode toute nouvelle.

THOMAS MANN:
DER TOD IN VENEDIG

Wie doch jeder Dichter in seinen Werken einmal eine Fläche zum Spiegel poliert, um lächelnd zu beraten, wie viel er seinem Publikum von sich selbst vorteilbedacht verrate! Narzissos vor dem Schreibtische! Solch prüfender Blick überraschte vielleicht Thomas Mann mit der produktiven Erkenntnis, dass der Künstler wahrscheinlich doch nicht Narzissos in ephebenhafter Schönheit sei, weil die Übung den jedwede Kunst Übenden lädiert. Hätte Thomas Mann es nicht gewusst, die Pallas Athene Ovids würde ihn belehrt haben, dass sie die Flöte verrachte, weil sie das Gesicht verzerrt: Ars mihi non tanti est, valeas mea tibia!

Nein, der Held dieser Novelle, der Dichter Aschenbach, ist kein Narzissos, wohl aber das Bild übereinander photographierter literarischer Zeitgenossen, ein Bild, in dem Thomas Manns Typus wahrscheinlich seelebestimmend blieb. Der Dichter *unserer* Tage! Ikonographisch nicht mehr zu verwechseln mit dem Byrontypus, dessen eitle Locken alles wiegen, weil der Ruhm noch keine Locke wiegt; nicht zu verwechseln mit dem Stutzer Theophile Gautier, dessen rote Weste — seine persönliche Lizenz, aber nicht die Erlaubnis für die andern war; nicht zu verwechseln mit dem Revolutionsdichter der Vierziger Jahre, der in würdig gepflegtem Barte und reckenhafter Statur Parlamente zieren wollte; nicht zu verwechseln mit dem forschen Realismusprotzen, der, einen Glimmstengel auf den Lippen und einen erlebnisreichen Schlapphut auf scheitellosem Kopfe, sich in der Rangliste der Gesellschaft vor Verwechslung schützt. Thomas Manns vorgeschobener Dichter dürfte darin moderner Dichter sein, dass er seinen innern Beruf eher in einer neutralen Gesellschaftsmaske verbirgt. Ja sogar die Bügel einer Goldbrille schneiden ihm an der Wurzel der Nase ein; denn dieser Gustav Aschenbach empfindet immer Sehnsucht „in den heilig nüchternen Dienst seines Alltags“ zurückzukehren, und da er auf zarten Schultern viel Talent und Zucht trägt, opfert er wie ein Gelehrter die stärksten und würdigsten Stunden seines Tages der Arbeit. In-

brünstig gewissenhafte Morgenstunden! Ein Narr, der mehr gibt, als er hat. Aschenbach gibt mehr und wird dadurch gefeierter Dichter, der früh vom Schreibtische aus repräsentieren lernt. Wir sind an andere Vergleiche gewohnt: an den Dichter von Gottes Gnaden, der nur am Baume zu schütteln braucht und die Granatäpfel der Poesie sammelt, der den Taktstock anrührt und schon von den flutenden Stimmungen eines unsichtbaren Orchesters betört wird. Armer Aschenbach! Du bist ein verzwergter Flaubert, du gleichst dem heiligen Sebastian in der Kunst. Dein Schaffen ist eine große Passion, Vortäuschung von Energien. Man glaubt von der Höhe des zwanzigsten Jahrhunderts herab ein synthetisches Urteil über die erzählende Literatur unserer Tage zu hören, wenn man Thomas Manns Kasteiung liest: „Blickte man hinein in diese erzählte Welt, sah man: die elegante Selbstbeherrschung, die bis zum letzten Augenblick eine innere Unterhöhlung, den biologischen Zerfall vor den Augen der Welt verbirgt; die gelbe, sinnlich benachteiligte Hässlichkeit, die es vermag, ihre schwellende Brust zur reinen Flamme zu entfachen, ja, sich zur Herrschaft im Reiche der Schönheit aufzuschwingen; die bleiche Ohnmacht, welche aus den glühenden Tiefen des Geistes die Kraft holt, ein ganzes übermütiges Volk zu Füßen des Kreuzes, zu ihren Füßen niederzuwerfen; die liebenswürdige Haltung im leeren und strengen Dienste der Form; das falsche, gefährliche Leben, die rasch entnervende Sehnsucht und Kunst des geborenen Betrügers: betrachtete man all dies Schicksal und wieviel gleichartiges noch, so konnte man zweifeln, ob es überhaupt einen andern Heroismus gäbe, als denjenigen der Schwäche... Gustav Aschenbach war der Dichter all derer, die am Rande der Erschöpfung arbeiten, der Überbürdeten, schon Aufgeriebenen, sich noch Aufrechterhaltenden, all dieser Moralisten der Leistung, die, schmächtig von Wuchs und spröde von Mitteln, durch Willensverzückung und kluge Verwaltung sich wenigstens eine Zeitlang die Wirkungen der Größe abgewinnen. Ihrer sind viele, sie sind die Helden des Zeitalters.“ Erklärt der Dichter der Buddenbrooks, der um so vieles lieber die bröckelnde Spitze als die gesunde Basis einer Pyramide von Geschlechtern schildert, den eigenen Bankerott? Leichtfertige Kritiker bejahen die Frage, denn sie vergessen, dass „Königliche Hoheit“, „Fiorenza“, „der Tod

in Venedig" nur dem Gegenteil einer Insolvenzerklärung ähneln. Vielmehr wird durch dieses Bekenntnis klar, warum Thomas Mann sich der von ihm geschilderten erschöpften Kultur gegenüber behaupten kann. Weil er als „Moralist der Leistung" diesem Aschenbach überlegen ist, der vielleicht sein geistiger Vetter, vielleicht ein Herzbruder Hofmannsthals, gewiss aber die Erläuterung zu Goethes vorzeitigem Signalement unserer Dichter: Forcierte Talente. — Dieses forcierte Talent stellt Thomas Mann uns vor.

Zu Anfang der Novelle stehen sich drei Gestalten gegenüber kühl bis ans Herz hinan. Thomas Mann, Aschenbach, der Leser. Feindliche, aber sachliche Interessenten! Jeder wagt schließlich einen Schritt! Jetzt ein geheimnisvolles Experiment! Aschenbach und der Leser haben nur noch einen Blutkreislauf. Der Beherrscher dieses gemeinsamen Lebens ist Thomas Mann! Auch er schwingt sympathetisch mit. Dann eine kalte Trennung! Thomas Mann tritt aus dem Schatten seines Helden! Der Leser zieht sich fröstelnd zurück, und Thomas Mann und der Leser verabschieden sich „respektvoll erschüttert" bei Aschenbachs Tod! — Eine unaufdringliches Symbolik, die erst vom Ende der Novelle aus, also retrospektiv erkannt wird, bestimmt den Charakter der Dichtung. Wie vom Zufall hingepflanzt steht Aschenbach objektiv betrachtend vor einem Friedhofe. Auf dem betagten Fahrzeug, das seine Reiselust in Venedig beruhigen soll, entsetzt ihn der Anblick eines dem Tode verfallenen alten Stutzers, der sich mit Schminke und Perücke zum Jüngling zurückschwindeln will; die Gondel, die ihn in Venedig trägt, gleicht einer Bahre und düsterem Begräbnis. Venedig selbst, wieder einmal verseucht, atmet nicht bloß Lagunengeruch, sondern Karbolduft. In diesem todesschwangeren Bezirk schreitet aber der mythischen Ferne entrückt Eros mit der lodernden Fackel. Das zwingt den Wandrer still zu stehen. — Auf einigen Seiten der zartesten und luxuriösesten, aber zugleich geschmackvollsten deutschen Prosa, der man mit dem Gedanken an den hundertundfünfundsiebzigsten Paragraphen des Strafgesetzbuches Unrecht tut, schildert Thomas Mann, wie Aschenbach an dem zarten Gliederspiel und der Eurhythmie eines Knaben alle die Schönheitsgesetze erfüllter Form mit gieriger Wimper einsaugt und in inbrünstiglichen Gedanken empfindet. Thomas Mann hat

das Erlebnis seines Dichters einzig in ein letzte Formen erkennendes Auge verlegt. Kein Wort, kein Dialog baut eine Brücke zwischen dem Knaben und dem Dichter. Herrliche Augenweide ist alles. Da Thomas Mann derjenige deutsche Dichter ist, der alle Physiognomik seit Lavaters Tagen in verfeinerter Prägung eroberte, kann niemanden verwundern, dass hier ein novellistisches Wunder geschehen musste. Das silbrige Blau des Äthers, die wunderbare Landschaftsvedute wird nur angedeutet — um das Knaben willen, dem sie zur Folie dient; die Sonne leuchtet bloss, um den Flaum des Rückgrates dieses Knaben zu betonen, die feine Zeichnung der Rippen, die Kniekehlen mit bläulichen Geäder, das Haupt dieses Eros von gelblichem Schmelze parischen Marmors. Im Anblick dieses Bildwerkes überträgt Aschenbach die Schönheit in den Geist und formt „jene anderthalb Seiten erlesener Prosa, deren Lauterkeit, Adel und schwingende Gefühlsspannung binnen kurzem die Bewunderung vieler erregen sollten. Es ist sicher gut, dass die Welt nur das schöne Werk, nicht auch seine Ursprünge, nicht seine Entstehungsbedingungen kennt; denn die Kenntnis der Quellen, aus denen dem Künstler Eingebung floß, würde sie oftmals verwirren, abschrecken und so die Wirkungen des Vortrefflichen aufheben". Wann wird die zünftige Literaturgeschichte nicht nur von einem Wilhelm Dilthey, oder neuestens von O. F. Walzel über Erlebnis und Dichtung sich belehren lassen sondern auch von einem so tiefen Berater wie Thomas Mann? Eine exakte Darstellung des Künstlerrausches schreibt Thomas Mann. Der Leser, verführt durch die hingebungsvolle Wortkunst, taumelt mit, bis er, von robusteren, gesunderen Sinnen zurückgehalten, entdeckt, dass Aschenbach mit einer Flamme und einem Abgrunde spielt. Thomas Mann, der seinen Helden bis zur Preisgabe der Würde — merkwürdig genut genug bedeutet ein wilder Traum die innere Katastrophe — begleitet, oder am Narrenseil dieser Passion für den Knaben führen muss, straft Aschenbach mit der grausamen Pein, dass er, vor seinem Alter und der physischen Gebrechlichkeit schaudernd, die letzte Zuflucht in kosmetischen Künsten sucht, um auch sich zu verjüngen. Aber eine Coiffeurbude im Sonnenglast Venedigs ist kein Lukas Kranachscher Verjüngungsbrunnen. Was Hans Sachs so männlich hinnimmt:

Kain Kraut auf erd ist gewachsen
Heint zu verjüngen mich, Hans Sachsen

will Aschenbach betört leugnen. Ein haltungsloser Zusammenbruch! Der Gebrochene erkennt in dem Eros, der im Sande spielt und von einem Partner unterjocht wird, auf einmal — Thanathos mit der gesenkten Fackel.

Eine kurze Strecke vor dem Ende hat Thomas Mann ihn noch bemitleidet, am Schlusse sich von ihm so weit entfernt wie der Leser, der — sei es, weil es sich um eine staatlich nicht konzessionierte Dosis Erotik handelt, sei es aus Neugier an der pathologischen Erscheinung — den Niedergang miterlebt. Welch ein Ende! Man streift es, wenn möglich, nur mit einem Wort, etwa jenem kalten Satze: „Desselben Tages empfing eine respektvoll erschütterte Welt die Nachricht von seinem Tode." Und wirklich, die vielen Aschenbachs müssen an die eigene Brust schlagen, wenn sie sich fragen, warum es keine begeisterten Zeiten mehr gebe wie jene, da in Missolunghi eine Batterie mit siebenunddreißig Kanonenschüssen dem Schmerz über den Verlust des siebenunddreißigjährigen Lebens Lord Byrons Rechnung trug.

Wenn Thomas Manns Novelle ein Methusalemsalter der Wirkung erreichen könnte, würde sie wahrscheinlich als ein literarisches Kulturdokument gelten. Jetzt aber bedeutet sie in ihrer Liebe zur Wahrheit, in ihrem Mut und Takt, in ihrer erfüllten Form — ein Ergebnis der vornehmsten deutschen Erzählerkunst.

ZÜRICH EDUARD KORRODI

□□□

IRDISCHES GLÜCK

Ich bin ein Mensch, dem keinen Tag das Glück
Ununterbrochnen Stromes zugeflossen.
Was immer ich an Freuden auch genossen,
Sie ließen mich am End' allein zurück.
Es gibt kein Glück, es wär' nicht bald zergangen;
So licht die Blume glänzt, so welkt sie doch.
Besinne dich, mein Herz. Was willst du noch
Nach dieses Lebens falschem Glück verlangen?

Walther von der Vogelweide

Übertragungen von
: Max Nussberger :
(Frauenfeld, Huber & Co.)

□□□

SCHMUTZ

Es braucht so wenig, um in Misskredit zu kommen. Am leichtesten und verzerrtesten aber kommen natürliche Dinge in Verruf.

Der Schmutz zum Beispiel.

Stammt nicht aller sogenannter Schmutz von Mutter Erde? Und die ehren wir doch, weil wir samt und sonders aus ihr erblüht sind, nicht nur die Pflanzen. Weil wir ihre Söhne sind, so gut wie der Riese Antäus, den Herkules nur besiegen konnte, als er ihm die Füße von der kräftespendenden Mutter löste und hoch in der Luft die Knochen zerdrückte.

Es ist kein Bild, sondern eine wörtliche Wirklichkeit, wenn der Heimgekehrte aus dem Schiffe sprang und die Erde seiner Heimat küsste.

Die selbe Erde, die, millimeterbreit unter seinen Fingernägeln, ihn aus der Gemeinschaft der Gebildeten und der Wohlanständigen unnachsichtlich ausschloss.

Nichts schöneres, als wenn die reiche Haarflut der Geliebten durch schmeichelnde Finger gleitet. Ein einzelnes Haar der selben Geliebten aber in deiner Suppe, mein Freund — und du sprichst von Schmutz und Ekel. Wie sonderbar, dass ein Singular die ästhetische Schätzung des Plural so grimmig soll wandeln können. Müssen wir da nicht in unsere ästhetischen Werturteile misstrauisch werden?

Kinder haben noch ein natürliches Verhältnis zur Erde, zum Schmutz, wenn Sie wollen. Eltern nicht mehr. Daher die seit Jahrtausenden bestehende Divergenz zwischen beiden wegen Hals und Hand und Seife.

Einmal spielten Kinder mit dem Schmutz am Dorfweg.

„Was macht ihr da, meine Kinder," sagte der Pfarrer und blieb stehen.

„Eine Kirche, Hochwürden."

„So, so. Aber da fehlt ja noch der Pfarrer?"

„Ja, da hat uns der Dreck nimmer g'langt dazu," sagten die Kinder treuherzig.

Das sind leider die gleichen Kinder, die, einmal von den Reinlichkeitsfanatismen der Schulen und der Konvention durch-

tränkt, sich zu jenen grässlichen Haus- und Scheuerfrauen auswachsen können, deren maniakalische Seifenströme und ewige Staubwedel rücksichtslos das gemütliche Heim zerwaschen und zerstauben.

Es gibt eine aufdringliche Reinlichkeit, die schlimmer ist als ein verstaubter Hemdkragen. Aller Fanatismus ist eine Qual. Der Reinlichkeitsfanatismus mancher Frauen aber ist ein Unglück. Die ungetreue Frau ist auch eines, gewiss. Gegen sie aber kann man sich wehren. Sogar zur tragischen Größe mag der Mann daran emporwachsen. Was vermag er jedoch gegen den rohen fraulichen Fliegenwedel auszurichten, der ihm zu jeder Stunde über seine Papiere und seinen Schreibtisch fährt? Hilflos steht er vor den Fluten des epidemischen Reinemachens.

Mit dem hochnäsigen Anspruch eines ersten Kulturträgers tritt der Reinlichkeitseifer auf. Der geringste Versuch, ihn in Maß und Ziel zu dämmen, wird einem mitleidig als Minderwertigkeit ausgedeutet. Viel mehr Menschen leiden darunter, als man glaubt. Haben Sie schon solche blitzblanken Heimstätten betreten? Freundlich sind sie nicht. Der Geist der Wohnlichkeit wird täglich wütend weggescheuert und abgeschruppt. Gejagt wird er — im Zimmer herum, den Gang entlang, die Treppe hinab, zur Tür hinaus. Bitte, das ist nicht komisch, sondern traurig.

Absonderliche Wege geht dieser Hyperkultus. Ein adeliger Assessor war in drei Dutzend Vorträgen, die ich an seiner Seite anhören musste, intensiv damit beschäftigt, 35 von den akademischen 45 Minuten eines Vortrages seine Fingernägel unermüdlich zu beschneiden, zu plätten, zu polieren. Und das war nicht etwa ein Trottel, sondern ein intelligenter Mann. Aber sein Reinlichkeitsbazillus hatte die Hemmungen einer gesunden Unbekümmertheit um das Drum und Dran überwuchert und fing an, seinen Lebensinhalt in einer krampfhaften steten Sorge um blanke Fingernägel zu zerreiben.

Ich habe mich von ihm dadurch erholt, dass ich eine Zeit lang einem braunen Italiener vor der Hochschule zusah, wie er in schmutzigen Hosen, verstaubtem Gesicht und zerarbeiteten Händen seine Steine klopfte. Richtig erfrischend war das.

Ich weiß wohl: der selbe Italiener wird nach einigen Jahren deutschen Reinlichkeitseinflusses am Sonntag früh mit sauber

glänzendem Scheitel auf der Bank vor seinem Hause sitzen. Seine Backen werden brennen von fanatischen Abreibungen. Ein blitzender Stehkragen und ein knitterndes Weißblech vor der Brust werden ihn vollends verhunzen. Schade.

Das russige Gewand des Kaminkehrers galt sonst als Ehrenkleid. Auf dem Neubau vor meinem Hause stehen verstaubte Gestalten. Schmutz rundum und auf den Gesichtern. Mutter Erde hat sie bei ihrer Arbeit liebkost, hat ihnen Grüße zugespritzt. Wie aus der Erde geblüht, stehen sie da. Auch dem Waldpilz, der aus dem Boden bricht, haften Teile der Mutter an. Die schmutzigen Arbeiter schämen sich nicht, und der unverbildete Mensch sieht sie mit innigem Behagen. Der sauber gestrigelte Plebejer freilich hat das unbezwingliche Verlangen, mit Seife und Bürsten . . . Die Halb und Halben sagen immerhin, sie seien malerisch. Jedoch die Hand mögen sie ihnen nicht geben,

Wir haben uns ästhetisch verbiegen lassen in allem, was wir Schmutz heißen. Hätten sonst unsere Fräulein und Herrlein ein Grauen, die Arbeiterhand zu fassen, an der die graue Erde in unauslöschlichen Rinnsälchen sich festgesetzt hat? Dann und wann habe ich bei offiziellen Arbeiterjubiläen die rauschende Gemahlin des Direktors oder sein verlegenes Töchterlein dennoch solche Hände fassen sehen, weil's im Programm so stand — „generöshalber", sagt der Bruder Österreicher. Dass sie aber hinterher die eigene Hand am Taschentuch wischen, hat wirklichen und dauernden Ekel verursacht. Der freilich mit jenem Ekel nichts zu tun hat, vor dem man sich mit Handschuhen schützen kann.

Die Erdflucht hat man in Schmutzflucht umgetauft. Die Degeneration ist aber bloß bemäntelt. Die Erdständigkeit in jedem Sinn verloren hat der Großstädter. Ergötzlich ist es, wie mancher staubige Spuren auf seiner Gewandung mit Entsetzen entdeckt. Kommt's öfter vor, so setzt es ihn den Augen seiner Umwelt mehr herab, als wenn die selbe Umwelt ihn am hellen Tage in dem wirklichen Schmutz schlechter Häuser ein- und ausgehen sähe.

Ist es nicht seltsam, moralischen Schmutz vereinbarungsgemäß nicht zu sehen? Dazu hat sich die Gesellschaft ebenso verschworen, als sie empfindlich ist gegen das äußere Gewand. Und

was für Männer laufen heute oft mit der tadellosesten weißen Weste herum?

Die schlechtesten und die flachsten Menschen habe ich immer unter den blankgeputzten Leuten gefunden. Mit einer augenzwinkernden mitleidigen Verachtung belästigen diese Oberflächler den Unbekümmerten. Die glänzenden Gesichter gewisser Reiseonkels sehen aus, als seien sie bis zur ewigen Röte blank gerieben. Sie flößen mir kein Vertrauen mehr ein, seitdem ich ihre Männergespräche am Wirtstisch mit angehört habe. Welcher Schmutz sprudelte da aus ihren glatten Gesichtern. Was für kaltnasige Lumpen kann man gerade unter dem Geschlecht der besorgten Oberflächler, der brillanten Hemdkrägler und blähenden Oberhemdler entdecken. Die abgefeimtesten Hochstapler machen sich unser Vorurteil zu Nutze, von der äußeren Reinlichkeit auf die innere Anständigkeit zu schließen.

Kinder, deren junges Leben von reichen Eltern in die besorgteste Reinlichkeit eingekapselt wird, schätzen diesen Vorzug nicht. Es war kein Witz, dass sich ein solches Kind zu seinem Geburtstag wünschte, ein einziges mal mit bloßen Füßen durch den Straßenschlamm waten zu dürfen.

Selten nur noch bricht beim Erwachsenen der alte Erdinstinkt durch. Der Kulturmensch, über Land von einem Insekt gestochen, lässt sich vom Hüterjungen mit staunendem Wohlgefallen eine Erdschmutzschicht auf die schmerzende Stelle legen. Wie das kühlt. Mutter Erde saugt allerlei Gift aus wunden Stellen.

Es muss so ganz sinnlos nicht sein, wenn wilde Stämme ihren Körper täglich mit Erde reiben. Es ist sicher gesünder, als ihn mit künstlichen Schminken, Salben und Farben zu bedecken. Und ob ihnen das Erdessen nicht bekömmlicher ist, als den Mägen unserer Kulturmenschen die Gänseleberpastete?

Sie lebten in Erdhöhlen — wird uns mit Gruseln von den Vorfahren berichtet. Aber unsere Kinder, in denen noch erstaunlich alte Instinkte lebendig sind, bauen sich mit heimlichem Behagen versteckte Gelasse in die Erde und in felsige Spalten, sitzen und erzählen darin lange Geschichten, die in ihnen aus dem Blut ihrer fernen Mütter und Väter wach sind, und tauschten nicht gegen das stillvollste Gemach. Und dann: wandern Sie doch

durch die Wohnungen des East End in London, darauf durch Calabrien, wo der unbelehrbare Süditaliener noch in solchen Erdhöhlen haust, und dann sagen Sie ehrlich, wer besser dran ist.

Dem Taglöhner Sextl in Partenkirchen hatte die Gemeinde als „Zug'roasten" die Wohnung verweigert. Wohin mit acht Kindern? Im Wald irgendwo stellte er ein Stückel Zaun auf und davor eine Tür von einem verlassenen Bau. Salve! stand darauf. Und wenn die Familie Sextl sie aufklinkte, war sie in ihrer Wohnung und auf ihrer Erde.

Breit und behaglich liegt das Haus in der Haide. Hier hat die Erde geatmet und mit dem Haus ein Brüstlein gebildet. Auf dem Dach, über das noch täglich streuend die Haide läuft, liegt die gleiche Erde, aus der sich das Häuslein bescheiden und leise atmend aufreckt. Was ist dagegen ein sauber geschlecktes Stadthaus mit seiner kalten Eisenblechhaut, die ihm eng auf dem Kopf sitzt, wie ein charakterloser Steifhut ohne Rand. Es hat keine Verwandtschaft und keine Ehrlichkeit gegenüber dem Boden, auf dem es steht. Mit der gleichen erkältenden Sauberkeit schießt es als Hotel aus dem Pyramidensand wie als Wohnpalast aus dem Seinestrand. Mutter Erde will nichts zu tun haben mit dieser blitzblanken Charakterlosigkeit und verkriecht sich auf hundert Meter im Geviert unter das harte Pflaster.

Es gibt nordische Kulturmenschen, die sich in Neapel nur über Schmutz entrüsten. Sie kommen nach Hause und resumieren auf alle Fragen: „Ich sage Ihnen, einen Schmutz hat es in dem Italien . . ." Sagte ihnen einer: Schmutz, von der Sonne beschienen, von fröhlichen Augen gesehen, sei nichts schlimmes — sie verstünden ihn nicht.

Auf einer Studienreise nach Neapel empfingen uns die „presidenti" verschiedener Korporationen — einer hatte lustige Löcher in den weißbaumwollenen Handschuhen — im Palast der Handelskammer. Mit Rücksicht auf uns Deutsche hatten sich tags zuvor durch das Haus gewaltige Wasserfluten ergossen. Seit undenklichen Zeiten war das nicht mehr geschehen. Aber ich muss auf die Gefahr eines Missverständnisses ehrlich gestehen: mir hat es vor der gewaltsamen Reinigung besser gefallen.

Was haben die verwöhnten W. C. Menschen Rom verlästert. Die Straßen seien schmutzig. Unerträglich sei der Lärm der Ver-

käufer. Ein Skandal die farbigen Fetzen der strolchenden Buben. Heute nun ist die ewige Stadt modern und reinlich geworden. Keine Verkäufer mehr auf den Straßen. Und die Jungens haben Krägen und an den Beinen Ofenröhren. Und der Erfolg? Betrübt steht der Romfreund vor dieser Zivilisation. Es ist sein geliebtes Rom nicht mehr. An Menschen muss er denken, die ihren letzten Wert wegwarfen, als man ihnen glücklich die „schlechten" Qualitäten abgestreift hatte.

In der Hofkirche zu Insbruck war eine neue Putzfrau eingezogen. Missbilligend sah sie die Jahrhundertpatina an den wundervollen Fürstenstatuen. Dreck ist Dreck, dachte sie, und hatte sie über Nacht blank gescheuert.

Solche Putzfrauen, männliche und weibliche, gibt's bis in die höchsten Stände[1]). Ich erkenne sie an der anmaßlichen Wichtigkeit, womit sie wie hypnotisiert auf ein armseliges Stäubchen auf meinem Rocke blinzeln und gehe ihnen aus dem Wege.

Wenn sie englisch können, sagen sie mit einem heuchlerischen Augenaufschlag „Cleanliness next to godliness" und behaupten, die Kultur eines Landes ließe sich an dem Seifenverbrauch ermessen. Wie eng muss ihr Kulturbegriff sein. Er wird sich und sie erschöpfen, wenn er von ihnen verlangt, dass sie sich zwölf- bis fünfzehnmal täglich die Hände waschen. Sind sie nicht fortwährend auf der Flucht vor einer noch so dünnen, ehrlichen Staubschicht auf ihren Händen?

Und dann sollen sich die verbissenen Reinlichkeitsapostel gesagt sein lassen, dass es eine absolute Reinlichkeit gar nicht gibt. Ein Blick mit dem Mikroskop auf die „abgeschruppteste" Hautfläche wird ihnen das Relative aller Reinlichkeit beweisen.

Was für ein Wahnsinn der sogenannten Reinlichkeit hat die Damen und Herren unserer Gesellschaft ergriffen, die so reichlich Zeit haben, dass sie ein Heer von Manikuren, Pedikuren und, was weiß ich noch, in Atem und Nahrung setzen.

Dann und wann wird diesen Selbstgerechten eine blitzende Abfuhr.

---

[1]) Sie sitzen massenhaft in Zürcher Staats- und Kirchenbehörden, in unsern Zunftvorständen; Beweis: die stolzen Renovationen, mit denen man die Stadt verschandelt. A. B.

Ein Freund besuchte Rousseau. Der war nicht zu Hause. Aber ein staubiges Buch lag auf dem Tische. „Cochon!“ schrieb der Freund in den Staub. Andern Tags trafen sie sich. „Ich habe dich gestern zu Hause verfehlt, lieber Rousseau.“ — „Ja, ja, weiß schon, du hast ja deine Visitenkarte da gelassen.“

Und was nicht ist diesen Blankgeriebenen schon Schmutz? Auch das Natürlichste.

In einem einsamen Gasthause vor den Toren Genuas fand einer aus diesem Geschlecht die Retirade nicht. „Dove,“ sagte er endlich errötend mit Hilfe des Wörterbuches, „dove sono i cessi?“ Die freundlich-resolute Wirtin führte ihn vor die Türe und erklärte mit einer umfassenden Handbewegung gegen das Flachland: „Tutta la campagna, Signore.“ — Jahrelang hallte die Entrüstung darüber in den Reden dieses Italienfahrers.

Einmal fuhr ich über den Brenner. Zwei lustige deutsche Lehrerinnen waren im Abteil mit mir. Des fröhlichen Fragens war kein Ende, fuhren sie doch zum erstenmale nach dem Süden. Als die ersten italienischen Namen kamen — wie oft fuhren da die neugierigen Köpflein durch's Fenster.

„Und wo sind wir jetzt?“ ging's immerzu.

Nun sind da drunten die Stationsnamen so klein und bescheiden, die Aufschriften vor stillen Örtlichkeiten aber leuchten mit riesigen Lettern. Was Wunder, dass da die andere sagte:

„In Cessi sind wir jetzt.“

Ich sollte auf der Landkarte suchen helfen. Da hielt der Zug wieder.

„Aber da sind wir ja schon wieder in Cessi,“ riefen sie verwundert aus und — begriffen. Aber anstatt dass wir zu dritt fröhlich hätten lachen dürfen über das Missverständnis, drückten sie sich peinlich beruht in die Ecke und schwiegen drei Stunden lang bis Verona.

Da war eine berühmte Wiener Schauspielerin aus anderem Holz. Die kaiserliche Gesellschaft hatte sie zu einer Wagenfahrt durch die Wälder eingeladen.

„Lassen's halten, Majestät,“ sagte sie, „ich komm' gleich wieder.“

Als wiederkam — verlegenes Schweigen.

„Aber, meine Herren," brach sie den Bann, „ich hab' doch g'hört, die Naturalien seien keine Schand'." Naturalia non sunt turpia, meinte sie.

Und doch ist schon manches besser geworden auf den Grenzgebieten zwischen Natur und Ästhetik. Heute wäre es nicht mehr möglich, dass der Generaldirektor einer großen Bahn, wie der französischen Ostbahn, auf den Antrag in der Generalversammlung, W. C.'s in die Eisenbahnwagen einzubauen, entrüstet erklärte:

„Des cochonneries comme ça dans mes waggons — jamais!"

Schön, sagt ihr, das wäre die Ästhetik, wo aber bleibt die Hygiene? Hygiene, ja, ich weiß schon, die ungewaschensten Mäuler wälzen jetzt anmaßlich dies Fremdwort. So spitz und feindselig sprechen sie's aus, wie ein Oberlehrer, wenn er von „Pflicht" spricht.

Unser Fremdenführer in Pompeji sagte am Morgen:

„Trinken Sie kein Wasser hier, meine Herren, es ist gesundheitsschädlich." Und nachmittags:

„Essen Sie um Gotteswillen keine Früchte hier, ohne dass Sie sie mit Wasser abgewaschen haben."

Sie kennen den zarten Flaum, der auf Frühfrüchten liegt? Nur rohe Menschen waschen ihn weg.

Seitdem Pettenkofer in München mit seinem Assistenten vergnügt und ungestraft ein Butterbrot mit einer Reinkultur von hunderttausend Cholerabazillen bestrich und zum Frühstück aß, habe ich ohne Schaden die meisten hygienischen aufdringlichen Angstregeln von mir fort nach Pompeji gehen heißen.

Strömen nicht mit jedem Atemzug Millionen Bakterien in unser Inneres, die wir vielleicht nötig haben zum Leben? Die Leute mit der epidemischen Schmutz- und Bakterienfurcht sollten sich unter eine Glasglocke stellen lassen von Geburt an und da selig sterben.

Als kleiner Junge hatte ich am Abend eine mühsame Schönschrift den Eltern vorgelegt und war, ohne das sichere Lob abzuwarten, ins Bettlein geschlüpft. Stolz gab ich die Arbeit andern Tags dem Lehrer. Der entfaltete das Heft, hob es hoch und frug die Klasse: „Was hat der Müller im Schönschreibheft?" —

„Einen Schmutzflecken, einen großen, einen runden," riefen die unbarmherzigen Münchner Kindel. Erschrocken sah ich in meinem Heft, dass ein großer Tropfen die Schrift verwischt hatte und rannte nach der Schule schwermütig zu den Eltern. Sie hatten verweinte Augen gehabt gestern, fiel mir noch ein.

„Da, da, das habt Ihr gemacht gestern Abend!"

Was das nur war? Vater und Mutter neigten vor dem Rechenschaft fordernden Söhnlein den Kopf, blickten sich lange und still an — goldig sah ich's im Mutterauge blinken . . .

Keine schönere Erinnerung habe ich von meinen Eltern, als diesen großen, runden Schmutzflecken in meinem Schönschreibheft. Darum allein könnte ich dem Schmutz gut sein. Und nun wollte ich Euch noch bitten, Ihr Allzureinlichen:

Wie, wenn Ihr dem sogenannten Schmutz in Zukunft weniger gram sein wolltet?

CANNERO FRITZ MÜLLER

□□□

KUNSTNACHRICHTEN

OFFENER BRIEF AN HERRN HANS FRIEDRICH IN MÜNCHEN

Wenn Sie jetzt nach Zürich kämen, Herr Doktor, könnten Sie dort im Kunsthaus die Bilder eines Sammlers sehen, der, seit es eine neue Schweizer Kunst gibt, zusammengerafft hat, was ihm am wertvollsten schien, und uns nun gestattet, in einem Blick zu erfassen, was wir im Laufe langer Jahre haben werden sehen. Ich bin überzeugt, Sie würden gleich die gute Haltung verlieren über den vielen Künstlern, die nicht zeichnen können, die noch faulere Herren sind als Hodler, die von Perspektive keine Ahnung haben, und sie würden nicht nur die Schweizer Künstler, sondern die ganze Bevölkerung für wahnsinnig erklären, dass sie einen solchen Unfug duldet. Wenn Sie sich dann die Hitze weggeschimpft hätten — ich weiß zwar nicht, ob Sie das mündlich so gut können wie schriftlich —, möchte ich Sie gern am Arm nehmen und Sie auf ein paar Kleinigkeiten aufmerksam machen, wozu mir diese Ausstellung die beste Gelegenheit böte.

Ich würde Ihnen zeigen, dass Hodler vor allem, aber auch Giovanni Giacometti, Amiet und die andern eine Entwicklung durchgemacht haben, die nie stille stand. Sie gehörten nie zu den Leuten, die jeden Tag auf der Kurpromenade auf und ab gehen, die höchstens die Wege aufsuchen, die ihnen Bädecker beschreibt; allezeit durstig nach Neuland drangen sie in Schluchten, die noch keines Menschen Fuß betrat, strebten sie nach Gipfeln, die noch keiner bestieg. Und wenn ein Kurpromenademensch rief: der Weg ist falsch, nirgends steht er vorgezeichnet; sie blieben unbe-

kümmert. Und wenn mancher fürchtete, sie könnten sich versteigen oder fallen: auf einmal standen sie oben auf sonniger Höhe. Dass aber diese Künstler nie ein faustisch: Verweile doch, Du bist so schön, sagten, das bringt sie uns menschlich nahe und dürfte jeden, der über sie schreiben will, veranlassen, sich vorerst ernsthaft mit ihnen abzugeben.

Wenn Sie das getan hätten, Herr Doktor, müssten Sie wissen, dass diese Künstler in jungen Jahren auch im Sinn der Kurpromenademenschen gut zeichnen konnten; Hodler beweist es im „Gebet", Amiet in der „Hoffnung", Giacometti im „Segantini auf dem Totenbette". Und wenn sie das heute nicht mehr tun, so müssen Sie, wenn Sie gerecht sein wollen, neben der Möglichkeit, dass trottelhafte Kritiker und Käufer betrogen werden sollen, die andere Möglichkeit gelten lassen, dass das Streben nach neuen Harmonien, Rhythmen und andern Ausdrucksmitteln die Veranlassung sein konnte, auf die Mittel zu billigen Erfolgen zu verzichten. Und hier glaube ich den Punkt gekommen, wo wir uns sehr schwer verständigen werden. Ich muss Sie bitten, anzunehmen, dass ich zu dem Schlusse gekommen sei, Ihre Einsichten in das Wesen des Kunstwerks seien äußerst gering. Sonst wäre es ja gar nicht möglich, dass Sie die bemalten Leinwandstücke von Joseph Clemens Kaufmann für Bilder, für Kunstwerke erklärten, die doch nur schlechte Surrogate für farbige Photographien sind. Farbige und lineare Komposition, Vereinfachung und Vereinheitlichung der Form um Bildhaftigkeit und Ausdruck zu steigern, gleichmäßige Durchführung einer persönlichen Technik, alles, alles, was einem Kunstwerk Reichtum an Ideen und Kraft an Gefühlen gibt, fehlt den Malereien Kaufmanns ganz und gar. Durch ihre Unpersönlichkeit und Problemlosigkeit kennzeichnen sie sich als Dilettantenwerk, und nur ein Dilettant kann diesen werktätigen Hass gegen alle Künstler, die etwas leisten, aufbringen. Von allen guten Malern der Vergangenheit ist er ebenso weit entfernt wie von Hodler; das kann niemand entgehen, der sich je ernsthaft mit Fragen der Kunst befasst hat. Und darum ist es auch ganz überflüßig, Herr Doktor, wenn Sie am Ende Ihres Schriftchens betonen, dass Sie aufgehört haben, die neuere französische Kunst noch ernst zu nehmen; Sie haben durch Ihre Stellung zu Kaufmann Ihren Mangel an Einsicht genügend bewiesen.

Vielleicht wäre es für Ihre Erziehung vorteilhaft, wenn Sie Verstand und Einfühlungsvermögen an Künstlern betätigen würden, die dem verbildeten Laien noch ferner stehen als Hodler; ich denke hier nicht einmal an die Kubisten, sondern an Leute, die alles aus der Arabeske aufbauen, wie Huber, Kündig und andere. Auf dem Rückweg könnten Ihnen dann sehr lehrreiche Dinge begegnen.

So sehr es die Pflicht des Kritikers ist, den Kurpromenadenmenschen, die Künstlertum vortäuschen wollen, ihre Glorie zu entreißen, so sehr ist es seine Pflicht, den Forschern zu folgen, ihre Anstrengung nachzufühlen. Das Alte beloben, das Neue beschimpfen und beides nicht verstehen, das kann der Philister auch. Und wenn Sie auch Verse machen, Herr Doktor, die Unmöglichkeit, sich in das Gefühlsmäßige der Malerei einzufühlen, macht Sie hier zum vollkommenen Philister.

ZÜRICH ALBERT BAUR

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750

VEREINTE KRÄFTE

Mit dem letzten Hefte unseres sechsten Jahrgangs bringen wir unseren Freunden eine glückliche Nachricht.

Als im Jahre 1907 der Verein Wissen und Leben gegründet wurde, gab es bereits in Bern eine gute Zeitschrift, die *Berner Rundschau*, an die wir uns gern direkt angeschlossen hätten. Unser Programm war jedoch auf ganz bestimmten Grundsätzen aufgebaut, betonte in erster Linie die schweizerische Politik, soziale Fragen, philosophische Probleme, in einem Worte die Verbindung von Wissen und Leben, während die *Berner Rundschau* sich fast ausschließlich mit Dichtung und Kunst beschäftigte. So mussten wir ein neues Organ schaffen; nur ungern, da wir ja nach dem Zusammenschluss der geistigen Kräfte in der Schweiz strebten.

Unser Land ist so klein (und dazu noch in vier Sprachgebiete geteilt), dass mehrere Zeitschriften nebeneinander sich stets gefährden und schaden müssen; immer werden sie mehr einzelnen Landesteilen als der ganzen Schweiz dienen. Und dabei gewinnen nur die ausländischen Zeitschriften, die bei ihrem großen Absatzgebiet leicht noch die kleine Schweiz mitnehmen; sie ziehen unsere besten Schriftsteller zu sich herüber, kümmern sich jedoch

herzlich wenig um schweizerische Fragen, wenn sie ihnen nicht als Mittel zur Reklame dienen. So wird allmählig der Gedankenumsatz in unserm Lande geschwächt und manche Kraft unserem nationalen Leben entfremdet. In der berüchtigten Fremdenfrage gründet nichts so tief wie diese Tatsache, wird sie auch am allerwenigsten erkannt. Man verwahrt sich bloß mit Worten gegen die Fremden und meistens nur auf wirtschaftlichem Gebiete, und man sieht nicht ein, dass wir auf geistigem Gebiete mit vereinter Tatkraft vorgehen müssen. Weil diese höhere Einsicht und diese geistige Einheit fehlen, lässt sich auch der Einzelne so leicht vom Auslande anlocken. Ich möchte nächstens unsern Lesern einige Erfahrungen mitteilen, die ich während der sechs Jahre unseres Bestehens in dieser Hinsicht gemacht habe.

Mit der *Berner Rundschau* (seit 1910 *Die Alpen*) in Wettstreit zu treten war mir um so peinlicher, als deren Gründer, Herr F. O. Schmid, und viele Berner Freunde die oben ausgesprochenen Überzeugungen und Befürchtungen mit mir teilten.

Nun ist Herr F. O. Schmid wegen starker anderweitiger Inanspruchnahme zum Entschlusse gekommen, seine Zeitschrift aufzugeben. Statt sie einfach eingehen zu lassen, schlug er mir vor, sie in irgend einer Weise mit *Wissen und Leben* zu vereinigen. Ich bin ihm für die offene Aussprache und für sein echt schweizerisches Entgegenkommen von Herzen dankbar. Ebenso sind die Unterhandlungen mit dem derzeitigen Redaktor der Alpen, Herrn Dr. Bloesch, und mit deren Verleger, Herrn Dr. Grunau in freundschaftlicher Weise sehr rasch zu einem guten Ende geführt worden. Es war eine Freude, sich mit gleichgesinnten Landsleuten zu einem gleichen Ziel zu vereinigen.

Vom ersten Oktober an tritt also *Wissen und Leben* in eine neue Periode seines Lebens ein. Herr Rascher in Zürich und Herr Dr. Grunau in Bern teilen sich nach besonderen Abmachungen in den Verlag; Herr Dr. Hans Bloesch tritt in die

Redaktion ein, deren Leiter Herr Dr. Albert Baur bleibt. Herr F. O. Schmid wird sich, so bald er wieder etwas freie Zeit hat, als Mitarbeiter beteiligen; und da wir unseren jetzigen Geschäftsausschuss zu einem Vorstand zu erweitern haben[1]), werden Herr F. O. Schmid und einige Berner Freunde hoffentlich auch im Vorstande unserer Sache ihre Kräfte widmen. Nächstens soll auch eine Berner Gruppe von *Wissen und Leben* entstehen, so dass wir in unserem nationalen Programm um einen tüchtigen Schritt vorwärts kommen.

Der Charakter unserer Zeitschrift bleibt der selbe; wir werden uns jedoch bestreben, unsere Mitteilungen über Schrifttum, Bücher, Theater und Musik planmäßig weiter auszubauen. Mit jeder Besserung unserer Finanzen wird auch eine Bereicherung der Zeitschrift eintreten.

Bei Beginn des siebenten Jahrganges bitten wir unsere Leser, für die vereinigte Zeitschrift neue Freunde und Anhänger zu werben.

Dem Herausgeber, dem Redaktor und dem Verleger der *Alpen* danke ich nochmals von Herzen. Wo Bern und Zürich mit vereinten Kräften arbeiten, werden andere mithelfen, und dann kann der Sieg nicht ausbleiben. Wir müssen in der Schweiz zur Einsicht kommen, dass die größte Gefahr für uns nicht etwa in der „bösen Absicht" eines Nachbarn liegt, sondern einzig und allein in unserer eigenen Zersplitterung. „Kantönligeist" heißt der Todfeind unserer nationalen Entwicklung; nur im Streben nach immer stärker geschlossener Kraft des ganzen Landes kann unser Heil liegen.

LAUSANNE E. BOVET

□□□

[1]) § 6 der Statuten: Der Vorstand besteht aus . . . 14 bis 20 Mitgliedern, welche möglichst aus den verschiedenen Landesgegenden der Schweiz zu wählen sind.

DAS EINE UND DAS ANDERE ICH

NOVELLE VON HEINRICH ADOLF GRIMM

Doktor Hans Christoph Sterngassen, der nach größeren Studienreisen in die Stadt seiner Väter, die Generationen hindurch immer das Amt eines Richters innehatten, zurückkehrte, war in den Augen seiner Mitbürger eine eigenartige Persönlichkeit. In den ersten Jahren hatte man ihn seiner Schrullen wegen verlacht; dann hieß es, er habe sich durch religionsphilosophische Forschungen einen Namen erworben, und in der Folge begegnete man ihm mit einer scheuen Zuvorkommenheit. Leute, die ihn besuchten, erzählten geheimnisvoll in ihrer Gesellschaft von einer schrecklich aussehenden, großen Gestalt, die in seinem Arbeitszimmer zwischen den Büchergestellen stehe. Das Dunkel, das so sein Tun und Treiben mit einem dichten Schleier umgab, schwand nie, und wie sein Leben war auch sein Ende. Am Morgen eines Februartages fand man ihn tot auf dem Teppich seines Arbeitszimmers liegen; eines jener alten, breiten indischen Messer, wie sie die Brahmanen trugen, stak in seiner Brust; seine Augen waren offen und hatten einen seltsamen Glanz; seine Blicke träumten. Der Polizeikommissar und der Gerichtsarzt stellten fest, dass ein Selbstmord nicht vorlag. Doktor Hans Christoph Sterngassen war also ermordet worden; ein verdächtiges Individuum wurde verhaftet, musste aber, da es sein Alibi nachwies, freigelassen werden. Die Polizei forschte weiter, doch vergebens. In der Stadt legte sich allmählich die Aufregung und sein Tod ward vergessen. Ein Vetter ward der Erbe des Hauses und der reichhaltigen Bibliothek, die er — da er im Ausland weilte — verwalten ließ. Erst drei Jahre nach dem Tode des Dr. Sterngassen kehrte er nach Deutschland zurück und begann Nachforschungen über dessen Todesumstände anzustellen. An Hand des Tagebuches und mehrerer Zettel erlangte er sichere Gewissheit über das am 18. Februar 189.. erfolgte Ende. Man las da im Tagebuch von Dr. Sterngassens Hand eingetragen:

„20. Januar, nachmittags. Ich fühle mich beobachtet, ich werde unsicher und kann an meinem Werk über Meister Ekhart nicht weiter arbeiten. — Ich schreibe; plötzlich fühle ich, dass jemand auf mich sieht; niemand ist im Zimmer. Ich spiele mit

dem Messer, die feine Ziselierung erfreut mich, mit dem Anbrechen der Dämmerung werde ich ruhiger; abends lese ich — zum ersten Male wieder nach langer Zeit — in Goethes Wahlverwandtschaften. Warum weiß ich nicht, das Buch fiel mir gerade in die Hände."

„26. Januar, morgens. Gewißheit ist besser als alle Qual. Ich weiß nun, dass ich ständig beobachtet werde, mein Gefühl hat mich nicht betrogen. Ja, ich weiß noch mehr; ich kenne die Handschrift des Mannes und muss sie schon einmal vor langer Zeit gesehen haben, vor vielen Jahren habe ich vielleicht mit ihm selbst Karten gespielt und roten Wein getrunken; es muss in Italien gewesen sein. Doch warum er das alles tut, wer weiß. — Dass er mich die ganze Nacht beobachtete, das beweist der Zettel, der auf meinem Schreibtisch lag. Auf einen Bogen meines eignen Briefpapiers hat er geschrieben, in Zukunft steht meine Briefkassette unter Schloß und Riegel."

Hinten im Tagebuch lagen drei gleiche Briefbogen, jeder mit einigen Zeilen einer steilen, verschnörkelten Handschrift bedeckt. Auf dem ersten Bogen stand:

„Ich bin immer bei dir, sei es Tag oder Nacht. Es gibt kein Ich; denn das Ich, das eben war, ist in der nächsten Sekunde ein anderes. Es gibt Personen, Summen ihrer eignen Ichs; ich bin ein Teil der Summe deiner eigenen Ichs, das andere. Und das Andere ist immer bei dem Einen . . ."

Im Tagebuch stand weiter:

„10. Februar. Draußen regt sich schon etwas wie Vorfrühling. Ich werde abreisen, wenn ich weiß, wer mein Beobachter ist. Ich lasse schon packen, in einigen Tagen wird das Geheimnis gelöst sein."

"14. Februar. Ich hatte meine Briefkassette verschlossen, die Schranktür versiegelt und das Siegel auf meinen Nachttisch gelegt; heute Morgen liegt wieder einer meiner Briefbogen auf dem Schreibtisch, das Siegel aber ist unverletzt. — Es ist ein grässliches Wort: Das Andere ist immer bei dem Einen. Es ist das beste für den Menschen zu sterben, wenn er kein Geheimnis mehr haben kann. Dass diese andere Person weiß, was ich tue, was und wann ich arbeite den ganzen Tag über, das läßt alles Wollen schwinden; und wenn ich nichts weiter bin als ein Tropfen

Wasser, dann mögen sie mich doch recht bald zu dem großen Sterne schlagen. Schrecklich ist es, zu wissen, der Andere weiß alles, was du tust. Ob es ein Leben ohne Wissen geben kann? Ich fürchte, nein."

Auf dem zweiten Briefbogen, der hinten im Tagebuch lag, war zu lesen:

„Ich schreite mit dir durch die Zeit und sehe, was du tust, und mache dich auf das aufmerksam, was du zu tun unterlässt. Gib den Rosen im Kelch frisches Wasser! Vergiß nicht vor dem, der Liebe und Hass in sich eint, zu beten! Ich bin immer bei dir."

Auf dem dritten Bogen las man:

„Du kamst heute Nacht spät nach Hause; durch deinen Lärm ist dein Gärtner erwacht. Gönne den Leuten, die sich tagsüber für dich plagen, nächtens den Schlaf. Ich bin immer bei dir."

Die Tagebucheintragung lautete am 17. Februar, vormittags:

„Meine Briefbogen sind abgezählt; ich werde heute Nacht, auf den, der immer kommt, warten; es ist notwendig, auch bringt es ein gewisser Anstand mit sich, sich einmal persönlich vorzustellen. Unser Verkehr muss früher oder später wohl enger werden."

Und am 17. Februar, nachmittags:

"Ich habe hohes Fieber, meine Sinne zittern vor Erwartung, ein Strahl von milden Licht der Schreibtischlampe spielt auf dem feinen Stahl des Messers; ich weiß, dass ich ihn heute lebendig oder tot in meinen Armen halte. Mir ist alles eins. — Meine Koffer sind gepackt, und ich bin reisefertig. Die Nachtluft weht frisch. Ich glaube, es ist gibt gut Wetter zur Fahrt!"

— — — — — — — — — — — — — —

Dies war die letzte Eintragung. Die Tagebücher waren unversehrt geblieben, sie hatten in dem kleinen chinesischen Holzschranke, der zu des Buddha Füßen stand, geruht. Mit Hilfe der Daktyloskopie stellte man fest, dass die drei mit den fremdartigen Schriftzügen bedeckten Briefbogen nur ein und dieselbe Art Fingerabdrücke trugen, — die des Doktor Sterngassen. In irgendeiner Upanishade der Veda stand der von Doktor Hans Christoph Sterngassens Hand mit Bleistift unterstrichene Satz: Das Ich hat viele der Wandlungen, vor allem aber sieben große. *Das eine Ich muss das andere Ich töten.* Wenn das letzte Ich in sich selbst erlischt, dann ist Wunschlosigkeit.

□□□

WÜNSCHE UND RICHTLINIEN FÜR DAS SCHWEIZ. BIBLIOTHEKWESEN

(Schluss)

Für den Verkehr mit dem Publikum wird es immer wichtiger, große Sorgfalt auf die *Ausgestaltung der Handbibliothek* zu verwenden. Das mancherorts noch wenig vollständige bibliographische Hilfsmaterial soll in größtmöglicher Vollständigkeit dem ständigen Gebrauche dienstbar gemacht werden. Es wird die Pflicht des wissenschaftlichen Aufsehers des Lesesaales sein, das Publikum, besonders Studierende, mit der Benutzung dieser Bücher vertraut zu machen. Mehrjährige Beobachtung hat mir gezeigt, wie unselbständig und unaufgeklärt im allgemeinen die Hochschulstudenten die Bibliothek benutzen; ein Mangel an Orientierung durch die Lehrer kann hier nicht außer Frage gestellt werden. Statt gleich im ersten Semester dem angehenden Juristen einige Stunden Quellenkunde und bibliographische Einführung in die grundlegenden Handbücher und Hilfswerke zu geben, lernt er sie meistens nur durch Zufall kennen, wenn er sich bereits mit der Dissertation beschäftigt. — Der Fehler liegt also im Studiengang, der von einer Aufklärung in dieser Hinsicht absieht. Warum sollte also auch da nicht der Aufseher im Lesesaal jungen Leuten die nötigen Winke für eine praktische Arbeit erteilen?

Manche *Auskünfte* ließen sich zweifelsohne bei Gelegenheit von bestimmten Kontrollen leicht erteilen, Spezialisten besonders könnten sich bei solchen Anlässen bequem orientieren. Es wäre nicht mehr nötig wie heute, dass oft für eine Dilettantenanfrage Stunden und Tage aufgewendet werden müssten, während diese Fragen miteinander von Zeit zu Zeit bequem erledigt werden könnten. Neben dem bisherigen fast unerlässlichen Faktotum gehört auf jede große Bibliothek eine Buchbinderei, die in erster Linie Flickarbeit besorgt, und ein photographisches Atelier, für dessen Unterhalt die wissenschaftlichen Anstalten einer Stadt gesamthaft aufkommen müssen. Die sehr teuren Aufnahmepreise, wie sie vom schweizerischen Photographenverein festgesetzt wurden, halten unsere Institute von mancher nützlichen Arbeit auf diesem

Gebiete ab. Vergleichsstudien, Handschriftenstudium und Kunstgeschichte erhielten damit eine mächtige Förderung.

Nicht auf die Bedienung des Publikums, wohl aber in den Bereich des Verkehrs mit dem Publikum fällt die *Sammeltätigkeit* der Bibliothek. Diese soll sich keine Gelegenheit entgehen lassen bei ihrer „Kundschaft" zu werben; gerade bei uns, wo das Interesse für die Büchereien gering ist, hat die Gunst hilfsbereiter Gönner große Bedeutung. Durch kurze Berichte und Gesuche in den Tageszeitungen werden viele Bücherbesitzer aufmerksam gemacht, wie oft eine kleine an sich wertlose Gabe für die Bibliothek die gesuchte Ergänzung einer lückenhaften Serie und dergleichen bedeutet. Wir erwähnen hier einzig die unzähligen Jahresberichte einer Stadt, die nur selten vollständig auf unsern Bibliotheken erhältlich sind. Ob Stadtbildersammlungen auf ein Archiv, Museum oder eine Bibliothek gehören, lassen wir dahin gestellt; jedenfalls soll an einer dieser Stellen die Sammlung gründlich und systematisch betrieben werden. Hochschulbibliotheken sollten vertraglich das Recht haben, von der Professorenschaft während ihrer Tätigkeit an der zugehörigen Universität Arbeiten, die einen Kaufwert von zwanzig Franken nicht überschreiten, als Pflichtexemplare einfordern zu dürfen. Wünschenswert wäre auch die Stellung eines Pflichtexemplares solcher Bücher und Brochüren, die im betreffenden Kanton über den Kanton erschienen oder von Kantonsangehörigen verfasst worden sind. Wir sind überzeugt, dass Buchdrucker und Verleger sich dafür entgegenkommend zeigen würden, besonders wenn solche von der Bibliothek als Gegenleistung in der Tagespresse rezensiert würden. Als einen Mangel in mancher Bibliothek empfinde ich es, wenn Veröffentlichungen über die Bibliothek und deren Inhalt an zunächstliegender Stelle fehlen. Es ist bei uns eine häufige Erscheinung, dass wir infolge Mangels an Kontrolle keine befriedigende Auskunft über die Benutzungen von Handschriften zu geben vermögen. Ein „zielbewusstes Betteln" lässt sich bei unseren geringen Kaufmitteln oft nicht vermeiden; es steht aber auch nicht unter der Würde des für sein Institut wirklich besorgten Bibliothekars. Wir möchten hier noch lobend die große Hilfsbereitschaft gewisser Zürcher-, Basler-, Genfer- und Neuenburgerkreise erwähnen, die bei wieder-

holten Gelegenheiten ihren Bibliotheken bedeutende Summen zur Verfügung gestellt haben.

Außer der Sammeltätigkeit kommt auch der *Doublettenabstoß* oft zur Sprache. Es empfiehlt sich nicht, wie es vielerorts zu geschehen pflegt, diese aufzubewahren, um passende Gelegenheiten abzuwarten. Periodische, vielleicht monatliche Auktionen, bei denen das gesamte Material unter den Hammer kommt, haben sich mancherorts bewährt. Ein Inserat in der Presse des Ortes empfiehlt sich sehr dafür. Die niedrigst angeschriebenen Preise finden gewöhnlich immer ihre Liebhaber, was übrig bleibt, soll dem Antiquar abgetreten oder, sofern es Interesse genug hat, den kleineren Landbibliotheken angeboten werden.

Über den bisherigen *Verkehr der Bibliotheken unter sich* lässt sich nur sagen, daß er vorderhand durchaus ungenügend geblieben ist. Jede Bibliothek arbeitete bisher nach eigenem Gutdünken fast ohne alle Rücksicht auf den Nachbarn; erst die schlimmen Folgen der neueren Zeit zwingen uns, nach einer Abhilfe Umschau zu halten. Geldmangel und ungenügende Zufriedenstellung der Leser nennt man gerne als Ursachen, während es in Wirklichkeit ein Mangel an zeitgenössischer Organisation und rationeller Arbeitsverteilung ist.

Die weitere Ausgestaltung der Spezialisierung der verschiedenen Wissenschaften in den einzelnen Bibliotheken wird ebenfalls auf die Traktandenliste des allgemeinen Bibliothekverkehrs kommen. Jede größere Bibliothek wird ein ihr am nächsten liegendes Gebiet besonders sorgfältig ausbauen und so die anderen Schwesterinstitute einer eingehenden Pflege dieses Zweiges entheben. Basel würde zum Beispiel mit einer reichen Abteilung über frühe Graphik ausgestattet, Freiburg erhielte als besondere Spezialität katholische Theologie usw. Kurz, wir sollten es dazu bringen, dass nach Ablauf eines Dezenniums ungefähr in allen größeren Bibliotheken die Spezialfächer bereits derart erstarkt wären, dass jeder schweizerische Bibliothekar für die selteneren Neuerscheinungen auf den betreffenden Gebieten sich direkt an das offiziell dafür bestimmte Sammelinstitut zu wenden hätte.

Eine interkantonale Vereinbarung für das Redaktionsschema der Jahresberichte würde spätere Arbeiten über bibliothekwissen-

schaftliche Materien wesentlich erleichtern, ohne dass dabei den Bibliotheken besondere Mühen erwachsen würden.

Zu den Fragen des gegenseitigen *Leiheverkehrs* gehört das Postulat der größtmöglichen *Portofreiheit und Portoerleichterung.* Das angestrebte Ziel kann nur durch eine gemeinsame Aktion erreicht werden. Wir werden es uns angelegen sein lassen müssen, Vergünstigungen nicht nur für die Schweiz allein anzustreben; unsere Institute werden auch die Frage der Transportvereinfachung mit Deutschland eingehend prüfen müssen. Mit Hilfe einer kaufmännisch gut organisierten Spedition dürfte gewiss die Verzögerung auf ein Minimum beschränkt werden, vorausgesetzt, dass wir in der Schweiz die Portofreiheit für zwei Kilopakete erlangen können.

Über den Austausch von Doubletten, über die gegenseitige Anzeige von besonders günstigen Gelegenheitsofferten, über den Ankauf besonders wichtiger und kostbarer Werke sollte ein viel geregelterer Nachrichtendienst bestehen. Es darf nicht mehr wie heute vorkommen, dass mehrere Bibliotheken für bedeutende Summen die nämlichen Werke kaufen, wenn es sich nicht um allgemein begehrte Texte handelt, dass Auktionen veranstaltet werden, ohne dass alle Bibliotheken eingeladen werden usw. Teure Spezialwerke müssen nach gemeinsamer Listenbereinigung durch die mit dem jeweiligen Ankauf betrauten Bibliothek angeschafft werden. Damit werden wir mit der Zeit berechtigte Aussicht besitzen, wenigstens die wichtigsten großen und teuren Spezialwerke im Inland beziehen zu können.

In den meisten Fällen fehlen auch Zeit und Mittel, die Leitung oder tüchtige Angestellte zum eingehenden Studium gelegentlich auf *Reisen* zu senden. Wir vertreten die Ansicht, dass nicht teuer reisende Kommissionen hier mit der Aufgabe betraut werden müssen, sondern dass die Bibliotheken viel lieber ihren tüchtigsten Vertreter mit solchen Aufgaben beehren sollten. Das ausgelegte Geld wird in diesem Falle der Anstalt reichlich wieder zugute kommen. Ebenso ist es wünschenswert, dass die Leitung wie Bibliothekare Gelegenheit erhielten, mehr in Kontakt mit auswärtigen Berufsgenossen zu kommen. Jedenfalls entstehen mehr nützliche Anregungen durch persönlichen Verkehr und persönlichen Augenschein als durch bloßes Bücherstudium. Sich aus

Gründen der Ersparnis zurückzuziehen zeugt von einer beschränkten Auffassung. So freute es mich zu sehen, dass nach persönlich gemachten Erkundigungen sämtliche größeren schweizerischen Bibliotheken mit Ausnahme der Universitätsbibliotheken Bern und Lausanne ihre offiziellen oder entschädigten Vertreter an die internationale Bibliothekarentagung von 1912 nach München gesandt hatten. Es bewies mir, dass der Boden für bibliothekarisches Interesse vorhanden ist und dass es nur verlangt, geweckt und angeregt zu werden braucht.

Dass neben Fragen allgemeiner und wissenschaftlicher Natur gerade die *technischen Probleme*, die Fragen des praktischen Betriebes sich fast ausschließlich bei solch großen Zusammenkünften klären lassen, wird jeder Bibliothekar, der sich mit einer fortschrittlichen Einrichtung seiner Räume befasst, ohne weiters zugeben müssen. Wie viel hat auch hier die Schweiz noch zu erstreben. Wie lange wird es noch gehen, bis die Bibliotheken ihren eigenen Buchbindertarif besitzen werden, wie lange bis die Lederfrage für größere Institute positive Gestalt angenommen haben wird. Wir stehen mancherorts vor baulicher Erweiterung. Ich glaube man darf ruhig behaupten, dass für die neueren Bibliothekbauten der Bücher- und Benützerzuwachs viel zu wenig berücksichtigt wurde, so dass bereits nach zehn bis zwanzig Jahren Abänderungsanlagen vorgenommen werden müssen. Die Zukunft wird uns dankbar sein, wenn wenigstens von heute ab nur mehr Bauten entstehen, die, ich möchte sagen, sich ein Areal und Raumdispositionen für hundert Jahre zu sichern trachten.

Seit 1898 besitzen wir eine *Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare*, die die Interessen der schweizerischen Bibliotheken „nach allen Richtungen" fördern soll. Ihre Versammlungen finden in einjährigem Turnus statt. Wir begrüßen dieses Unternehmen ganz besonders deswegen, weil es unserem angehenden Bibliothekarenstand bis jetzt die einzige Gelegenheit bietet, sich gegenseitig kennen zu lernen und Ideen auszutauschen. Aus diesem Grunde sähen wir es gerne, wenn diese Versammlungen häufiger stattfänden und zwar an einem zentral gelegenen Orte, wo sich auch das Vereinsarchiv befände. Die einzelnen Bibliotheken könnten sich hiebei auch durch Delegierte aus dem Bibliothekpersonal vertreten lassen und ihnen allenfalls die gewünschten

Vorschläge mit auf den Weg geben. Es ist absolut dringend, dass die schweizerischen Institute mehr Fühlung unter sich bekommen, wenn sie wirklich mit den Jahren eine feste Organisation erreichen wollen. Die von der Landesbibliothek angeregte und vom Eidgenössischen statistischen Bureau durchgeführte Bibliothekstatistik wird uns für die Propaganda der Vereinigung große Dienste leisten. Es steht zu hoffen, dass diese einmal durch hinreichenden Zuwachs an Mitgliedern gestärkt, mächtig genug sein wird, um auf sämtliche schweizerische Institute einen wohltätigen Einfluss auszuüben. Damit erhalten wir eine feste Repräsentativinstitution nach außen; von ihrem Einflusse wird es abhängen, ob die Bibliotheken auf diesem Wege Forderungen allgemeiner Natur zur Anerkennung bringen werden können. Aus diesem Grunde wäre auch die Aufnahme von Bibliothekfreunden, Kommissionsmitgliedern in der Vereinigung zu wünschen. Sie bilden eine Art Vertreter der Öffentlichkeit, also auch eine Art von Gesellschaft von Bücherfreunden. Anderseits dürfen wir uns nicht verleiten lassen, die kleinen schwachen Institute mit den Forderungen ihrer großen Geschwister zu überrumpeln. Die Erfahrung wird hier übrigens bald zeigen, wie weit unsere bibliothekarischen Reformbestrebungen allgemein durchführbar sein werden und wo in Rücksicht auf bescheidene Verhältnisse besondere Lösungen gesucht werden müssten. Die Mitteilungen der Vereinigung dienten vor allem zur Besprechung aktueller Bibliothekfragen unseres Landes, aber auch die Beschlüsse und Protokolle der Verhandlungen sollten darin enthalten sein.

Wir hoffen damit, Eingeweihte und Nichteingeweihte hinreichend überzeugt zu haben, dass auf unseren Bibliotheken noch ein großes Stück Arbeit zu tun bleibt, ehe wir uns als „auf der Höhe" der Anforderungen betrachten dürfen. Die Öffentlichkeit soll in Zukunft einen möglichst klaren Einblick über die geleistete Arbeit erhalten; sie soll immer mehr in dem Gefühle bestärkt werden, dass die Bibliotheken fortab für die Zukunft schaffen und schon in diesem Sinne zu den fortschrittlichen Instituten gehören. Der frühere Ruf einer toten Bücherkammer darf heute selbst auf die kleinste Bibliothek nicht mehr passen. Sobald die Öffentlichkeit ihr vermehrtes Interesse unseren Bibliotheken durch eine berechtigte Kritik entgegen bringen wird, werden auch

schlummernde Institute zu neuem Leben erwachen. Unser ganzes bibliothekarisches Streben gehe dahin, alte, nicht mehr lebenskräftige Systeme und Organisationen durch neue, den modernen Verhältnissen angepasste, zu ersetzen. Wir wollen einen bibliothekarisch tüchtigen und sorgfältig ausgewählten Stand auferziehen, und uns selbst zu einem festen Gefüge, zu einem angesehenen und einflussreichen Stande emporarbeiten. Dazu gebraucht es der Mithilfe aller, der Bibliothekare, des Hilfspersonales, wie des Publikums; erst wenn alle gemeinschaftlich Hand ans Werk legen, wird auch die Schweiz ein gedeihliches Aufblühen ihrer sämtlichen Bibliotheken erleben und das Vaterland wird die Segnungen einer solchen Kulturförderung in reichem Maße ernten.

BERN C. BENZIGER

□□□

ZUR KRITIK DER RECHTSPFLEGE IM KANTON ZÜRICH

(EINE ERWIDERUNG)

Unter dem Titel „Vereinfachung der Staatsverwaltung und Erleichterung der Staatslasten" zieht sich durch die Nummern 18 bis 22 von „Wissen und Leben" ein höchst interessanter Aufsatz hin, der eine Reihe von trefflichen Anregungen in sich birgt, und so ziemlich alles, was im Staate Zürich geschieht und nicht geschieht, einer manchmal recht scharfen Kritik unterzieht. Ich bin wohl der letzte, der nicht anerkennt, dass auch im „Staate Zürich" manches „faul" ist. Ich glaube aber doch, dass eine fast mit Prophetenton auftretende Kritik, wie sie Herr *Caspar Scheidt* übt, ihre Gefahren in sich birgt. Ein großer Teil der Leser — Sie verzeihen mir diesen Zweifel — verfügt wohl nicht über die Erfahrungen, um zu unterscheiden, wo die Kritik berechtigt ist und wo sie übertreibt oder gar ganz schiefe Urteile zeitigt. — Auch solche sind nämlich Herrn Scheidt mitunterlaufen.

Da auch ich mir nicht anmaße, in allen Gebieten, die kritisiert werden, ein genügendes Urteil zu besitzen, um die Scheidtschen Kritiken nachprüfen zu können, so erlaube ich mir nur auf dem Gebiete der *Rechtspflege,* wo mir eine fünfzehnjährige An-

waltspraxis ein Recht gibt, mitzusprechen, einige der allerschiefsten Urteile richtig zu stellen. Sie unwidersprochen durchgehen zu lassen, wäre meines Erachtens ein Unrecht.

I.

Die *„Mühle der langsamen und teuren Staatsrechtspflege"* (nebenbei bemerkt soll dieser Ausdruck hier heißen „Rechtspflege durch vom Staate bestellte Richter", während das gleiche Wort uristisch-technisch etwas ganz anderes, nämlich die Rechtspflege auf dem Gebiete des Staatsrechts bedeutet) wird in Gegensatz gestellt zu den *„vertragsgemäßen Schiedsgerichten"*, die „vor allem aus *geeignet"* sein sollen, *„den Streit rasch und billig zu erledigen"*.

Zunächst also wird unseren ordentlichen Gerichten gegenüber der *Vorwurf* der *Langsamkeit* erhoben, ein Vorwurf, den jeder Anwalt aus den Kreisen seiner Klienten reichlich zu hören bekommt. Jedem scheint ja seine eigene Sache die wichtigste zu sein. Jeder wartet auf ihren Ausgang mit Ungeduld und glaubt sich zu Vorwürfen berechtigt, wenn sein Rechtsstreit nicht vor allen andern erledigt wird, wenn Anwalt und Richter ältere Eingänge zuerst erledigen und nicht ihm vor allen den Vortritt lassen. Ist der Vorwurf aber auch objektiv berechtigt? Was heißt langsam? Langsam und schnell sind relative Begriffe. Was für den Hasen langsam ist, ist für die Schnecke schnell. Wenn wir Vorwürfe erheben wollen, so müssen wir also darnach fragen, ob man billigerweise eine raschere Geschäftsbehandlung verlangen darf oder nicht. Dass in Einzelfällen auch bei unseren Zürcher Gerichten Verschleppungen vorkommen können, soll ja nicht geleugnet werden. Nehmen wir aber den Durchschnitt und vergleichen wir ihn mit dem Durchschnitt in andern Ländern und in andern Kantonen, so dürfen wir sehr zufrieden sein mit der Raschheit der zürcherischen Rechtspflege. Als Rechtskonsulent des deutschen Generalkonsulates habe ich vielfach Gelegenheit, Vergleiche zu ziehen mit der Erledigung der Prozesse im deutschen Reiche, und Urteile von reichsdeutschen Kollegen zu hören, und da fällt nun die Vergleichung sehr zugunsten der zürcherischen Rechtspflege aus. Aus den übrigen Nachbarstaaten fehlt mir selbst eine reichere Erfahrung. Gelegentlich aber liest man,

dass es da und dort noch weit schlimmer bestellt sei mit der Verschleppung der Prozesse als in Deutschland. So weit mir die Gepflogenheit der anderen Schweizerkantone bekannt ist, sind überall die Prozesse dauerhafter oder zum mindesten nicht kürzer als in Zürich. Höchstens Basel nimmt eine ehrenhafte Ausnahmestellung bezüglich rascherer Erledigung der Prozesse ein, aber — wie ich glaube — nur scheinbar; denn dort erfordert die Vorbereitung der Klage vor deren Einleitung der strengen Eventualmaxime wegen (die Klage muss sofort alle Möglichkeiten vorweg nehmen) so viel Zeit, dass bei Hinzurechnung dieser Vorbereitungszeit (die nach zürcherischem Verfahren meist zwischen die Einleitung der Klage durch Einreichung der Weisung und Hauptverhandlung fällt, und deshalb bei der Berechnung der Prozessdauer mitgerechnet wird) auch in Basel wieder ungefähr die gleiche Durchschnittsdauer herauskäme wie in Zürich. Ein Bundesrichter beantwortete kürzlich im Privatgespräch meine Frage, ob das Gericht schon häufig Gelegenheit habe, nach neuem Recht (Zivilgesetzbuch und Obligationenrecht in Kraft seit 1912) zu entscheiden, die Prozesse des neuen Rechtes seien selten, nur aus wenigen Kantonen, worunter insbesondere Zürich, seien einige eingegangen. Diese Antwort enthielt ein hohes Lob der Zürcher Gerichte. Sie beweist, dass die Zürcher Gerichte verhältnismäßig rasch ihre nach Januar 1912 anhängig gewordenen Prozesse bis in die höchste Instanz gefördert haben.

Wir *dürfen* also gegen die *zürcherische Rechtspflege,* wenn wir nach billigem Maße messen, den *Vorwurf den Langsamkeit nicht erheben.*

II.

Damit ist aber noch nicht entschieden, ob nicht die „vertragsgemäßen Schiedsgerichte“ noch rascher arbeiten als die zürcherischen ordentlichen Gerichte. Dass das der Fall sei, ist eine auch in Kaufmannskreisen weit verbreitete Ansicht. Hier kann ich wiederum aus Erfahrung reden, und ich bin überzeugt, dass jeder Kaufmann oder Anwalt, der auch nur ein halbes Dutzend Schiedsgerichte miterlebt hat, mir zustimmen wird: Die Sage von der größeren Raschheit der Schiedsgerichte ist ein Vorurteil.

Das vertragliche Schiedsgericht (im Gegensatz zum ständigen Fachgericht) arbeitet erfahrungsgemäß *langsamer* (denn auch nur drei Schiedsrichter zu einer Sitzung zusammen zu kriegen, ist oft ein schwieriges Ding; werden doch meist vielbeschäftigte Geschäftsleute, die nur schwer über ihre Zeit verfügen, zu Schiedsrichtern ernannt), *unzuverlässiger* (denn meist ist die Mehrzahl der Schiedsrichter zum erstenmal in einem solchen tätig, und daher trotz sonstiger Vorzüge des Charakters und des Intellekts ungewandt) und *teurer* als die ordentlichen Gerichte. Ja! auch *teurer!* Denn Herr Scheidt wird uns den Beweis dafür, dass die „Bezirksgerichte wohl die teuerste Justiz der Welt" seien, und dass „ein Privater das Geschäft gern zur Hälfte übernehmen und nicht schlechter besorgen würde", unbedingt schuldig bleiben. Es ist das eine leere Behauptung. Über die niedrigen Gebühren unserer Justiz (die, nebenbei bemerkt — was er zu übersehen scheint, denn er nennt ein Beispiel aus der alten Gebührenordnung — durch die Gesetzesrevision wesentlich erhöht worden sind) regt sich ja Herr Scheidt selbst auf. Und auch objektiv kann die Behauptung nicht wahr sein, denn im Verhältnis zur geleisteten Arbeit sind die Gehälter unbedeutend, und auch unter den Laienrichtern gibt es eine Anzahl Leute, die sich den Gelehrten zum Trotz vorzüglich in ihr Amt eingearbeitet haben. Vor dem Laienschiedsrichter hat aber auch der Laienberufsrichter stets den Vorzug, dass er Gelegenheit hat, sich in der Tätigkeit des Richtens zu üben, jener aber ungeübt an den Einzelfall herantritt. Dass ein Schuster gelernt haben muss, Schuhe zu machen, sieht ein jeder ein. Dass aber auch ein Richter zum Richten gewisser Kenntnisse und der ständigen Übung nicht entraten kann, das will merkwürdigerweise den meisten Leuten nicht in den Kopf hinein.

Der schlimmste Nachteil der Schiedsgerichte liegt aber darin, dass in der Regel gleich viel Richter (je einer oder je zwei) durch die Parteien ernannt werden, und nur der Obmann im Einverständnis beider Parteien bestellt wird. Die Parteischiedsrichter fassen aber ihre Aufgabe mehr als Parteimandat, als Anwaltsmandat auf. Sie vertreten die Interessen ihrer Partei. Verhängnisvoll wird das besonders, wenn die eine Partei anständiger ist als die andere, und einen unparteiischen Schiedsrichter wählt, oder bei der Bestimmung des Obmannes zu vertrauensselig ist. Dann

ist sie der weniger anständigen, der ihre Interessen rücksichtslos wahrenden Partei einfach auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Abgesehen von den seltenen Fällen, in denen alle Richter gleichmäßig ihr Amt als Richteramt auffassen (sie kommen etwa vor, wenn alle Schiedsrichter aus Richter- und Anwaltskreisen gewählt werden), ist das vertragliche Schiedsgericht günstigsten Falls eine verdeckte Einzelrichterei, bei der die Verantwortlichkeit des Einzelrichters nach außen nicht so deutlich in die Erscheinung tritt, weil nach außen hin das Kollegium der Schiedsrichter die Verantwortung trägt.

III.

Einen gewissen Gegensatz zum vertragsgemäßen Schiedsgericht und zum ordentlichen Gericht, ein Mittelding zwischen beiden, stellt das durch Herrn Scheidt so warm empfohlene *Fachgericht* dar, das angeblich die Experten entbehrlich machen soll.

Hier ist zuzugeben, dass unter gewissen Vorbedingungen das Fachgericht besser arbeitet als das Schiedsgericht, gelegentlich auch als das ordentliche Gericht. Erste Vorbedingung ist, dass die Richter nicht von Fall zu Fall durch die Parteien gewählt werden, wie beim Schiedsgericht, sondern dass die Vertrauensleute gewisser Interessengruppen ständig im Gerichte tätig seien, sich also wirklich als Richter und nicht als Parteivertreter fühlen lernen, und Gelegenheit haben, sich im Richten zu üben. Weitere Vorbedingung ist, dass der Kreis der durch das Fachgericht zu beurteilenden Streitigkeiten nicht allzu weit gesteckt sei. Ich denke dabei an die vielfach sehr segensreich wirkenden Börsenschiedsgerichte, die über Börsenusanzen urteilen, oder die ständigen Schiedsgerichte gewisser eng begrenzter Interessenkreise, auch noch an die gewerblichen Schiedsgerichte, die meist nur über Dienstvertrags-Streitigkeiten Recht sprechen.

Der Vorzug dieser Fachgerichte kehrt sich aber in das Gegenteil um, sobald ihnen Prozesse mit schwierigen juristischen Fragen vorliegen. Und der so viel gerühmte Vorzug, die Expertisen überflüssig zu machen, hört auf, sobald technische Spezialfragen eine Rolle spielen, deren Entscheidung dem Fachrichter nicht mehr zugemutet werden kann. Der beste Handelsrichter, ja sogar der bedeutendste Techniker ist hilflos und wiederum auf den Experten

angewiesen, wenn es sich beispielsweise um die Beurteilung der Neuheit und der Verwertbarkeit eines Patentes handelt, das seinem speziellen Schaffensgebiet fern liegt. In Grenzfällen, in denen der Fachrichter sich einbildet, die nötigen Kenntnisse zum eigenen Entscheid zu besitzen, ohne dass es wirklich der Fall ist, ist der Fachrichter sogar gefährlicher als der Berufsrichter, der sich seiner Ohnmacht bewusst bleibt.

Letzten Endes wird in der Regel und bei Berücksichtigung aller Fälle doch das ordentliche Gericht den Vorzug verdienen.

IV.

Schon anlässlich der Schiedsgerichte sprach ich scheinbar vielleicht etwas abschätzig von der verdeckten Einzelrichterei. Ich möchte aber betonen, dass das Abschätzige in meinem Tone sich gegen das „verdeckte", nicht gegen die „Einzelrichterei" als solche richten soll.

Herr Scheidt sagt: „Die Einzelkompetenz eignet sich für die Justiz ganz und gar nicht. Sie bietet anerkanntermaßen einen geringeren Rechtsschutz als das Kollegialgericht."

Ist diese Behauptung wirklich allgemein *anerkannt?*

Der höchst verdienstvolle frühere Oberbürgermeister von Frankfurt a. M., Adikes, ein Mann von hervorragend praktischem Blick, hat durch das Studium der englischen Rechtspflege sich vom Gegenteil überzeugt und empfiehlt seinem Heimatstaate warm die Einführung der Einzelrichterei.

Der jedem mit der modernen Literatur vertrauten Juristen wohlbekannte, trotz seiner oft maßlosen und über's Ziel hinausschießenden Angriffe auf den heutigen Betrieb der Jurisprudenz — Pandektologie nennt er sie — sehr ernst zu nehmende Justizreformer Rechtsanwalt Dr. Fuchs in Karlsruhe schwärmt für das *Richterkönigtum.* Er denkt sich dabei einen Mann, der durch jahrzehntelange vortreffliche Ausübung eines juristischen Berufs, zum Beispiel des Rechtsanwaltsberufs, das volle Vertrauen seiner Volksgenossen erworben hat, der sie durch Geist und Kenntnisse und Charakter so hoch überragt, dass sie sich ihm — dem Manne ihres Vertrauens — willig fügen. Dieser Mann wäre nach seiner Ansicht so glänzend zu besolden, dass er seinen früheren Beruf

gerne mit dem Richterberuf vertauschte, und würde nun in erster Linie die Streite seines Bezirkes zu schlichten suchen, wo das nicht gelingt, sie erst- und einziginstanzlich nach seiner höheren Einsicht, nach freiem und gütigem Ermessen entscheiden. Dann gäbe es kaum mehr Prozesse und Urteile, dann würde der Rat des Richterkönigs genügen. Wahrlich ein *Ideal,* das anzustreben des Schweißes der Edeln wert wäre.

Aber auch ganz nüchterne Beurteiler haben schon vorgeschlagen, dem Einzelrichtertum größere Ausdehnung zu geben. Dass der Einzelrichter — wenn er schlecht ist -- mehr Unheil stiften kann als der Richter im Kollegium, soll zugegeben werden. Dem gegenüber stehen aber auch große Vorzüge des Einzelrichtertums. Einmal weiß der Einzelrichter in viel höherem Maße als der Kollegialrichter, dass er für sein Urteil verantwortlich ist, dass ein gutes Urteil ihn in der Wertschätzung der Mitmenschen erhöht, ein schlechtes ihm persönlich zur Last fällt — ein nicht zu unterschätzender Sporn zur Gewissenhaftigkeit. Dann würde durch die Übertragung der Arbeit der Kollegialgerichte an Einzelrichter viel Arbeitszeit frei. Der Einzelrichter würde allein den Stoff bewältigen, den sonst drei oder fünf Richter parallel bearbeiten müssen. Man wäre also in der Lage, den Einzelrichter bedeutend besser zu besolden als den Kollegialrichter, folglich eine bessere Auswahl zu treffen und doch noch zu sparen.

Bei Arbeitsüberlastung arbeitet auch das Kollegialgericht nach dem verdeckten Einzelrichtersystem, das heißt die Richterkollegen verlassen sich auf den Referenten und widmen sich ihrerseits nur oder doch vorwiegend ihren eigenen Referaten. Das macht aber auch den Referenten weniger gewissenhaft. Er weiß sich ja gedeckt durch das Kollegium.

Wo keine Arbeitsüberlastung besteht, wo also alle Kollegialrichter gleich gründlich den Rechtsstreit behandeln können und wollen — ein Fall, der wohl fast nur in der Theorie, nicht aber in der Praxis vorkommt — mag das Kollegialsystem gewisse Vorzüge vor dem Einzelrichtersystem haben. Das verdeckte Einzelrichtersystem, wie es praktisch in den Kollegialgerichten die Regel bildet, ist sicher zum mindesten nicht besser.

Erkundigen wir uns einmal bei der Erfahrung. Wir haben im Kanton Zürich neben einander Einzelrichter und Kollegial-

gerichte, die ganz ähnliche Stoffgebiete bearbeiten. Der Einzelrichter im ordentlichen Verfahren und im beschleunigten Verfahren behandelt in ganz gleicher Weise Zivilprozesse wie die Kollegialgerichte. Die Urteile sind besser oder schlechter, je nach der Person des Richters oder des Gerichtsschreibers, der das Urteil begründet, nicht aber nach der Art der Kompetenzen. Es gibt vorzügliche Urteile des Kollegiums und des Einzelrichters, aber auch andere bei beiden. Dass die Urteile der Kollegialgerichte durchschnittlich inhaltlich besser wären oder besser begründet seien als die der Einzelrichter, wird kaum behauptet werden können.

V.

Mit dem durch Fuchs geforderten Richterkönigtum habe ich schon eine Frage gestreift, die auch Scheidt behandelt. Er meint, die „Friedensrichter" sollten „eine größere Bedeutung erhalten, ähnlich den englischen". Ganz recht! aber das hätte eine völlig andere Rekrutierung der Friedensrichter zur Voraussetzung. Ich will nicht leugnen, dass auch heute schon darunter zahlreiche Leute sind, die ihre Aufgabe richtig erfassen und geschickt erfüllen. Ich kenne sogar solche. So lange es aber noch möglich ist, dass Leute gewählt werden, denen der Anwalt erst klar machen muss, dass sie auch einwilligende Ehegatten nicht ohne Mithilfe des zuständigen Gerichtes scheiden dürfen, oder solche, die den Anwalt bitten, das Zeugenprotokoll zu schreiben, weil sie selbst nahezu Analphabeten sind, wenigstens nicht einen auch nur halbwegs stilistisch und orthographisch richtigen Satz schreiben können — beides habe ich selbst erlebt — so lange ist es besser, ihre Kompetenzen zu beschneiden als zu erhöhen.

VI.

Wenn Herr Scheidt sich über den Witz eines alten Gerichtsschreibers, „die Urteile müssen so begründet sein, dass ein Handwerksbursche, wenn er eines auf der Straße findet, es verstehen und sich sagen muss, es sei recht", lustig macht, so hat er sehr unrecht. In diesem Witz liegt eine tiefe Weisheit. *Nicht gelehrt,* sondern *klar* soll das Urteil sein, so klar, dass ein beliebiger

ungebildeter Fremder es versteht und billigt, womöglich so klar, — es ist das allerdings nicht leicht möglich — dass sogar die unterliegende Partei ihr Unrecht einsieht. Es ist nämlich einfach der Erfahrung widerstreitend, dass die Parteien „nur auf das Dispositiv sehen". Ein schlecht begründetes Urteil wird von der unterliegenden Partei viel schwerer empfunden, als ein solches mit einleuchtender Begründung. Ja sogar die obsiegende Partei hat keine ungetrübte Freude, wenn sie mit unzutreffender Begründung obsiegt. Für den Richter vollends aber ist die Begründung ein sehr heilsames Kontrollmittel gegen bewusste und unbewusste Willkür. Ohne den Zwang zur Begründung würden viel mehr Entgleisungen nach der Richtung der Freundschafts-, Sympathie-, Gefühls- und Partei-Justiz zu befürchten sein. Die unbegründeten Urteile der Friedensrichter und der Schwurgerichte sprechen da eine beredte Sprache.

VII.

Der Vorwurf der Bureaukratie gegenüber unserer Zürcher Rechtspflege ist gänzlich aus der Luft gegriffen. Erst vor wenigen Tagen hatte ich zusammen mit einem reichsdeutschen Kollegen mit unseren Justizbeamten zu verkehren. Die freie, freundliche, zuvorkommende und gar nicht ängstliche Art der Behandlung entlockte dem Kollegen ein über's andere mal Ausrufe der Bewunderung und Verwunderung mit dem Kehrreim: „So etwas wäre bei uns ganz undenkbar."

Dass gewisse Formen gewahrt werden müssen, liegt in der Natur der Sache. In unserer Rechtspflege wird darin eher nach der Richtung der Missachtung der Form als der Überschätzung gesündigt. Dass im Einzelfalle auch Justizbeamte gelegentlich grob oder bureaukratisch vorgehen, mag sein. Das hat aber wohl meist seinen Grund in den übermäßigen Ansprüchen des Rechtssuchenden, der sich hierüber beklagt. Auf jeden Fall darf aber ein solcher Einzelfall nicht verallgemeinert und daraus der Rechtspflege in ihrer Gesamtheit ein Vorwurf gemacht werden.

VIII.

Dass auch in unserer Rechtspflege nicht alles Gold ist und nicht einmal alles glänzt, will ich gerne zugeben.

Hier wie überall sind es aber nicht die Einrichtungen, die gut oder schlecht sind, sondern die Menschen, die diese Einrichtungen handhaben.

Und hier liegt der Punkt, bei dem man mit berechtigter Kritik einsetzen könnte. Die Auswahl der Justizbeamten lässt gelegentlich zu wünschen übrig. Dabei denke ich nicht daran, dass das Laienrichtertum bei uns stets sehr stark vertreten ist, teilweise sogar überwiegt. Ich halte nämlich die Überschätzung der formal-juristischen Bildung, wie man sie namentlich im deutschen Reiche antrifft, für fast gefährlicher als den bei uns weit verbreiteten *Aberglauben*, der *gesunde Menschenverstand* sei eine Eigenschaft, die *nur dem Nicht-Juristen eigentümlich* sei. Es gibt dumme und gescheite, brauchbare und unbrauchbare Juristen- und Laienrichter.

Der Laienrichter kommt meist in reiferem Alter, und nachdem er sich in anderer Stellung schon Lebenserfahrung erworben hat, zum Richteramt und hat dadurch einen wesentlichen Vorzug vor dem soeben der Hochschule entsprungenen Juristen. Der Laienrichter kann durch Selbststudium und Praxis die für ihn nötigen Rechtskenntnisse so gut hinzu erwerben, wie der junge Jurist die Lebenserfahrung. Aus beiden Kategorien können also tüchtige Berufsrichter hervorgehen.

Wenn aber bei der Auswahl nicht auf *Geist, Bildung, Fleiß* und namentlich auch auf den *Charakter* des Kandidaten das Hauptgewicht gelegt wird, sondern die *Zugehörigkeit* zu einer der historischen *Parteien* den *Ausschlag* gibt, dann haben wir keine Gewähr, dass die richtigen Männer zu Richtern unseres Volkes bestellt werden.

Wenn schon der Vorwurf, Parteirichter zu wählen, in erster Linie die sozialdemokratische Partei mit trifft, so trifft er sie doch nicht allein. Auch die andern Parteien haben aus taktischen Rücksichten schon unfähige Richter vorgeschlagen. Als ich kürzlich mit einem höheren Richter (dem Angehörigen einer bürgerlichen Partei) über eine sehr wichtige Richterwahl redete und die Eignung eines der vorgeschlagenen Kandidaten anzweifelte, erhielt ich zu meiner Verblüffung die Antwort: „Ja! aber er hat doch ein Anrecht auf die Stelle. Er hat doch große Verdienste um die

Partei.“ Wenn selbst in Richterkreisen diese Auffassung vorkommen kann — ich sage absichtlich nicht herrscht — so muss man sich nicht wundern, wenn allerhand verbesserungsbedürftig ist auch in unserer Rechtspflege.

Dass die Parteien die Richter wählen und vorschlagen, wird man in unserem demokratischen Staate als ein notwendiges Übel mit in Kauf nehmen müssen.

Das aber sollte man wenigstens bei den maßgebenden Personen, bei den Leitern der Parteien erzielen können, dass sie die Parteizugehörigkeit höchstens dann ausschlaggebend sein lassen, wenn im übrigen die Eignung der sich gegenüberstehenden Kandidaten vollkommen gleich erscheint.

Dieser Wunsch scheint mir der einzig dringende für unsere Rechtspflege zu sein und überdies innert den Grenzen des Erreichbaren.

IX.

So lange dieser Wunsch aber noch nicht erfüllt ist, so lange werden wir nicht nur auf das Ideal des Richterkönigtums verzichten müssen, sondern auch den mehrstufigen Instanzenzug, ja sogar das Kassationsgericht nicht entbehren können.

Gibt doch der Instanzenzug eine gewisse, wenn auch keine vollkommene Gewähr dafür, dass offenkundige Fehler der untern Instanzen durch die oberen verbessert werden, was allerdings die Voraussetzung hat, dass die obere Instanz aus dem vorhandenen Richtermaterial die bestgesiebte Auswahl darstellt.

Um den Zweck wirklicher Verbesserung fehlerhafter Entscheide der Unterinstanzen zu erreichen, muss aber das Obergericht, wie bisher, ein wirkliches Appellationsgericht bleiben und auch den Tatbestand überprüfen dürfen, nicht nur als Revisionshof die Rechtsfragen erörtern. Würde es auf die letztern beschränkt, dann allerdings könnte es in allen Fällen der bundesgerichtlichen Zuständigkeit als überflüssig ausgeschaltet werden.

KÜSNACHT

Dr. FRITZ FICK
Rechtsanwalt

□□□

UNE EXHUMATION

Une exhumation! Le mot que je choisis pour le titre de cette causerie n'est pas très heureux. Et je le regrette presque aussitôt après l'avoir écrit. Il a décidément quelque chose de bien funèbre et il annonce bien mal une réédition partielle des jolies *Lettres parisiennes* de Mme de Girardin. Ces billets spirituels et faciles, publiés dans *La Presse*, de 1836 à 1848, paraissaient sous la signature du vicomte de Launay. Ils furent réimprimés en 1857. Mais on eut le tort de ne point faire la sélection qu'a entreprise M. F. Roger-Cornaz, le gracieux poète du *Trianon de porcelaine*. Il y avait là quatre volumes. Et quatre volumes de chroniques, c'était déjà long pour un lecteur de 1857; c'est beaucoup trop long pour les lecteurs d'aujourd'hui.

Il eût été fâcheux cependant que cet aimable recueil ne fût plus mentionné qu'en deux ou trois lignes dans les histoires de la littérature française. Il méritait de vivre, car il est proprement une œuvre classique par ses qualités de goût, de tenue et de charme.

Mme de Girardin qui, sous le pseudonyme du vicomte de Launay, collabora pendant une quinzaine d'années au journal de son mari, naquit en 1804 à Aix-la-Chapelle où son père, M. Gay, était receveur-général. On l'avait appelée Delphine, comme l'héroïne de l'un des romans de Mme de Staël. Elle débuta dans les salons de la Restauration, sous la conduite de sa mère, l'une des femmes les plus belles et les plus distinguées de son époque. Delphine elle-même, à laquelle Théophile Gautier appliquait ce vers de Dante:

La bella creatura di bianco vestita,

fut, comme le dit M. Roger-Cornaz, „dès son enfance promise à la gloire et vouée aux Muses". Mais elle ressemblait aussi peu que possible à cette Louise Colet dont j'ai récemment parlé, à cette place. Infiniment intelligente, d'éducation achevée, de manières exquises, de caractère égal et sûr, elle n'avait rien du bas-bleu remuant, ambitieux et vulgaire. Elle était trop naturellement grande dame et femme comme il faut, pour être jamais encombrante ou ridicule.

Elle fut couronnée par l'Académie, elle commit quelques volumes de vers, quelques volumes de prose. Ayant acquis une notoriété de bon aloi, elle ne se laissa point griser par le succès. Après son mariage avec Emile de Girardin, elle donna à la *Presse* les „lettres parisiennes" du vicomte de Launay. Elle avait trouvé sa voie. Elle n'était qu'une poétesse d'un talent moyen; elle devint le premier chroniqueur mondain de son temps. Plus tard, elle s'essaya, non sans bonheur, au théâtre, avec *La Joie fait peur* et *Lady Tartufe*. Elle mourut en 1855. On connaît l'admirable pièce de Victor Hugo, sur celle que pleura tout le Paris littéraire:

Jadis je vous disais: Vivez, régnez, Madame . . .

Si Mme de Girardin, auteur du *Bonheur d'être belle* ou du *Dernier jour de Pompéi*, ou même de *La Joie fait peur*, était condamnée à l'oubli, il ne pouvait pas, il ne devait pas en être de même du vicomte de Launay. Comme l'a excellemment indiqué M. Roger-Cornaz, dans son élégante introduction pour *Le vicomte de Launay, lettres choisies* (in 12°, Librairie Payot, Lausanne): „Celui-ci est toujours vivant, fringant, charmant. S'il a pris de l'âge, c'est à la façon des gens d'esprit: ils ne vieillissent pas, ils durent . . . Ses lettres sont des modèles parfaits de chroniques. Mme de Girardin, en en créant le genre, l'a élevé tout de suite à la dignité artistique. Elle y a mis tout ce qu'on peut et tout ce qu'on doit y mettre. La chronique est une causerie écrite. Mme de Girardin, dont la conversation était éblouissante, ne perd pas, la plume à la main, ses qualités de causeur." D'abord, elle a de la gaîté, de l'ironie, voire de l'impertinence. Et puis, que d'aisance et d'entrain! Et encore, quel style limpide, exact et pur! Citons cette appréciation de M. E. Faguet: „Son style est le *style parlé*, et c'est à savoir le meilleur des styles, à preuve que pour les sots ce n'est pas du style, et qu'ils n'appellent style que ce qui d'une façon ou d'une autre s'éloigne de celui-ci. Pour eux, Montaigne, La Fontaine, Mme de Sévigné, Voltaire, Mérimée, Edmond About ont du mérite, chacun le leur, mais il est regrettable qu'ils n'aient pas de style. A la bonne heure; Fléchier en a un. Mme de Girardin n'est pas de la famille de Fléchier; elle est de la famille des autres". Qu'elle méta-

morphose une anecdote en récit alerte et piquant, qu'elle esquisse ou burine un portrait, qu'elle adopte le ton et poursuive les desseins du moraliste, qu'elle se borne à causer d'un air détaché et comme du bout des lèvres, elle reste dans la plus séduisante tradition française. Elle a cet art délicat de glisser où d'autres appuieraient lourdement, ce privilège singulier d'échapper à la pédanterie où d'autres, de moindre discernement, s'y abandonneraient sans mesure; et où d'autres délaieraient de la philosophie, elle se contente de semer son gentil grain de sel. Avec cela et malgré quelque passion du paradoxe, une raison avertie et solide qui ne trébuche jamais. N'a-t-elle pas eu le courage d'affirmer, en 1840, elle, la déesse des romantiques, qu'elle aimait d'un même amour Racine et Victor Hugo?

Nous pouvons maintenant feuilleter les chroniques du vicomte de Launay. Mme de Girardin nous révèlera d'elle ce qu'il lui plaira de ne point nous cacher et, du même coup, elle nous offrira le tableau le plus désinvolte, le plus amusant, le plus précis sous son apparence légère, de la société parisienne, entre la révolution de juillet et la tourmente de 1848.

Assurément, trois cents pages de chroniques, et de chroniques vieilles de plus d'un demi-siècle, c'est peut-être trop pour nos curiosités hâtives et distraites. M. Roger-Cornaz eût réduit du tiers ou du quart son choix de „lettres parisiennes", que je me serais bien gardé de l'en blâmer. Mais je serais fort embarrassé de lui conseiller telles ou telles suppressions. De fait, il n'est pas une de ces œuvrettes qui ne soit au moins agréable. Pour les savourer congrûment, il faut les lire en gourmet, non en glouton. A les dévorer comme un roman d'aventures, on leur rendrait le plus détestable des services. Le mieux est de les déguster lentement, de poser le livre, de le rouvrir le lendemain, et de recommencer.

Est-il rien de plus vif — et de plus actuel — que les réflexions du vicomte de Launay sur „l'automne à Paris"? Ce qui était vrai en 1840, ne l'est-il plus en 1913? Voyez plutôt: „Les théâtres renaissent, le public rajeunit; ce n'est plus ce parterre usé et *jugeur* de l'hiver, ce public hostile, ce tyran jaloux de ceux qu'il paye pour l'amuser, que tout scandalise et que rien n'enflamme; ce public saturé de plaisir, grandi dans les corridors

de théâtre; ce vieux bellâtre de foyer qui n'ose sourire parce qu'il n'a plus de dents; cette vieille coquette de galeries, qui ne veut point pleurer de peur de sillonner son rouge. — C'est un public naïf, joyeux et dispos, à la fois juge et complice, qui vous aide franchement à le faire rire, qui vous entraîne à l'émouvoir; un public bon enfant qui ne se formalise pas de ce qu'on l'amuse; un public enfin qui croit au plaisir". N'est-ce pas que cela pourrait être écrit par un chroniqueur du *Gaulois* ou du *Figaro?*

Les „jolies femmes et la mode" ne seront pas, comme bien l'on pense, pour le vicomte de Launay, un sujet moins ingrat. Évidemment, la beauté n'est pas aussi capricieuse que la mode. Ah! la mode, qui change et se répète infatigablement! Que ceux qui ne la suivent pas, et qui retardent, persévèrent un lustre ou deux, elle les aura rejoints. Et tenez! On raffole du „marabout", en 1840, après l'avoir ignominieusement délaissé. Mme de Girardin se moque finement de la versatilité féminine: „Les *marabouts* (duvet léger qu'il ne faut confondre ni avec les prêtres, ni avec les cafetières du Levant) sont redevenus à la mode; pourquoi? veut-on le savoir? C'est que voilà dix ans qu'ils n'y étaient plus; car la Mode, comme la Fortune, a une roue qui tourne sans cesse et ramène alternativement les mêmes choses. Avoir été est une raison pour *redevenir.* Voyez plutôt les marabouts et les ministres." Raillerie pimpante et preste, flamme rapide et courte qu'allume l'étincelle de l'esprit. Ce n'est pas un discours en trois points sur un thème quelconque, une dissertation savamment ordonnée qui descend au cœur des problèmes. C'est une brillante improvisation d'ingénieux causeur.

L'„histoire de voleur" nous montre sous une tout autre face le talent du vicomte de Launay. Paul-Louis Courrier ne l'eût pas mieux contée. De la sobriété sans sécheresse, de la malice sans méchanceté, l'art d'effleurer ce qui ne vaut pas la peine d'être creusé, et un dénouement amené avec autant d'adresse que la chute d'un bon sonnet. Une fleur d'anthologie, un bijou de prose française, un modèle de récit enjoué et palpitant.

Mais voici que Mme de Girardin invente d'alléchants titres de comédies, qu'Edouard Pailleron lui dérobera un jour. L'une de ses „lettres parisiennes" nous conduit dans „le monde où l'on s'ennuie et le monde où l'on s'amuse". Cette divertissante revue...

des deux mondes nous arrêtera un instant. A côté du monde grave, dépositaire des anciennes croyances, des anciennes vertus, chez qui la dignité est plus qu'une nature — un système, vous avez l'autre, „mélange d'incrédulité et de préjugés, de petites indépendances et de grandes préventions, de vieilles manies et de besoins nouveaux, de fantaisies et de routines", et qui, sans être pire n'est pas meilleur que le premier. „Les uns disent: Ils ne sortent jamais, ils ont de vieux chevaux qui tirent péniblement de vieilles calèches fermées; les femmes portent de petites douillettes *marrons*, pauvres, étroites, et ils ont deux cent mille livres de rente! cela fait pitié! Les autres disent: Ils sont toujours en fête, ce sont des bals, des spectacles, des soupers qui n'en finissent pas; ils rentrent au jour, leurs femmes dépensent des sommes folles pour leur toilette, et ils n'ont jamais le sou! cela fait pitié!" Autre chanson, et même refrain!

Dans une chronique sur „les journalistes et le monde", Mme de Girardin se plaint avec humour de la fureur des gens de plume contre les salons: „Ces messieurs parlent des salons avec la haine de gens qu'on en aurait exclus." Ailleurs, elle se rit de la „légèreté française". Est-il de plus sotte légende que celle-là? „Quel est le flatteur qui, le premier, a osé dire que les Français étaient un peuple léger? Nous, légers! mais il n'existe pas de peuple plus grave, plus routinier que nous, plus maniaque. Or, rien n'est moins léger qu'une manie; car on peut vaincre quelquefois une passion, mais on ne triomphe jamais d'une manie. Nous, légers! et pourquoi nous dit-on légers? parce que nous nous occupons de choses frivoles? mais si nous nous en occupons sérieusement, cela n'est plus de la légèreté." Si l'esprit français est léger, l'esprit devrait être léger en tous pays. Que le Français meure en riant, cette légèreté ne serait-elle pas du courage, tout uniment? „Nous varions un peu nos rois, mais voilà tout; nos plaisirs ne varient point, nos goûts sont éternels, nos modes sont d'une solidité désolante . . . Les Turcs ont quitté le turban, mais les Français ne quitteront jamais leur chapeau rond. En Espagne, les combats de taureaux ont pu cesser quelque temps; en France, les pirouettes ne cesseront jamais. Or, ce n'est pas un peuple léger que celui dont les danses sont lugubres, dont les fantaisies sont invariables, dont les modes sont éternelles." N'est-ce pas que

cette caractéristique du Français n'est pas trop paradoxale, à y regarder de près? On peut être mobile sans être changeant, et faire des révolutions pour étaler immédiatement après le fond conservateur de la race.

Que „le chemin de fer de Saint-Germain", le premier chemin de fer parisien, est bien français, lui! O merveille! on va en vingt-huit minutes à Saint-Germain. Un roulement, puis *bst*, on est arrivé. Oui, sous le doux ciel de France, „on va à Saint-Germain en vingt-huit minutes, c'est vrai, mais on fait attendre les voyageurs une heure à Paris, et trois quarts d'heure à Saint-Germain, ce qui rend la promptitude du voyage inutile". On croirait entendre les récriminations des Français de 1913 à propos de l'Ouest-Etat.

Le fossé serait-il comblé, qui sépare „les gens qui se lavent les mains et les gens qui ne se lavent pas les mains"? Il était large et profond, du temps de Mme de Girardin. „Vous aurez beau faire des lois, prophétise-t-elle, donner des libertés, octroyer des chartes, supprimer les impôts, ces deux nations seront toujours ennemies." Il ne semble pas que le pessimisme de l'aristocratique vicomte de Launay ne soit plus de saison. L'auteur des „lettres parisiennes" s'égare volontiers dans les chemins raboteux de la politique. L'égalité, que des orateurs populaires se flattent de réaliser ici-bas, ne lui inspire que des plaisanteries puériles et drôles: „Ainsi, voilà le peuple qui veut qu'on aille à pied! Et pas un sellier n'a réclamé contre cet arrêt. Il est évident qu'au sein de l'émeute les cordonniers avaient la majorité . . . A quoi bon aussi une robe de satin blanc ou de velours bleu de ciel, pour courir sur les trottoirs? une robe de laine suffit. Allez donc, ouvriers de notre bonne ville de Lyon, quittez vos ateliers: allez, vous êtes libres. Nous ne voulons plus d'ouvriers, plus de travail pour vous; soyez heureux, et redevenez citoyens." On crie au tyran. Ce n'est pas le roi qui est le tyran; c'est le journaliste, „dont on admire les faiblesses, dont on consacre les mensonges", et qui souffle le mécontentement sur la France.

Il est préférable de ne pas accorder une importance exagérée aux partis-pris politiques du vicomte de Launay. Mme de Girardin est femme, ce qui signifie que les affaires des salons lui sont plus familières que celles des parlements ou des réunions pu-

bliques. Lorsqu'elle tonne contre les „tartufes de la liberté", elle oublie qu'elle sort de son rôle et qu'elle force sa manière. Elle réussit mieux à narrer les tribulations du „jeune homme aux mille serins", à définir „le caractère d'après la parure", ou à s'égayer de „l'animal à la mode", — qui était, sous Louis-Philippe, „tout simplement une tortue, mais une toute petite tortue rapportée ou envoyée d'Afrique".

Où le vicomte de Launay est incomparable, c'est quand il n'est qu'un moraliste mondain. Toutes ses qualités, et même ses mignons travers, le servent à souhait. Il a du trait, du brio, de la grâce, pas plus de scepticisme qu'il n'est besoin d'en avoir, et plus de pénétration que nombre de graves psychologues. Quels sont nos défauts profitables et nos vertus nuisibles? La réponse est délicieuse: „Un philosphe a dit: connais-toi toi-même! Oui, si tu veux rester philosophe, vivre en philosophe, c'est-à-dire ne prétendre à rien, n'arriver à rien. Pour vivre ainsi, connais-toi tant que tu voudras; tu peux, sans risques, te donner ce pauvre plaisir . . . Mais si tu veux vivre avec tes semblables, si tu veux faire ton chemin et arriver à la fortune, garde-toi bien de te connaître, ne t'étudie point, ne t'analyse point, ne t'interroge point, marche droit, marche vite, sans regarder derrière toi ni devant toi. Oh! garde-toi de te connaître; car, du jour où tu apprendrais ce que tu es, tu saurais à quoi tu peux prétendre et tu serais pour toujours découragé. Avoir le secret de ses forces, c'est souvent découvrir qu'on n'est bon à rien." Tous les parvenus, si orgueilleux d'avoir agrippé les plus hauts emplois, ne croupiraient-ils pas dans l'obscurité finale s'ils avaient pratiqué la maxime du sage?

Leur modestie les aurait-elle privés d'un bonheur que leur présomption leur a valu? La présomption! il n'est pas de plus profitable défaut. A lui seul, il est une fortune. Comme la complète ineptie: „Vous avez deux jeunes cousins: l'un est un garçon plein de courage, d'activité, d'intelligence; vous reconnaissez son mérite, en disant: Ah! celui-là ne m'inquiète pas. Et, en effet, vous ne prenez nul soin de son destin. Vous ne lui donnez ni aide, ni protection: vous le laissez piocher tout à son aise et se tirer d'affaire comme il peut . . . Mais il a un frère qui est un parfait imbécile; il ne sait pas l'orthographe, il est

incapable d'exercer la moindre profession; celui-là vous inquiète, car vous avez mille désagréments à redouter de sa part. Alors, vous rassemblez toute votre famille, et vous vous dites avec anxiété: Que ferons nous d'Auguste? Et vos parents, consternés, sachant ce qu'on peut attendre du jeune sire, se regardent entre eux et répètent: Que ferons-nous d'Auguste? il n'arrivera jamais à rien par lui-même, il faut le placer dans quelque administration (pauvre administration!) ou lui faire avoir quelque emploi du gouvernement (pauvre gouvernement!). Que Dieu vous préserve d'Auguste!" On multipliera les démarches pour Auguste. Il aura sa place et il ne la perdra que pour en trouver une meilleure, — les bonnes places étant celles où il n'y a rien à faire. Son frère, écrasé sous le poids de son intelligence et de son ardeur au travail, est de ces piétons robustes qui vont moins vite que les sots en voiture.

Un autre défaut très recommandable: la susceptibilité. On ne traite pas sans façon une personne susceptible. On la ménage, on la caresse, on s'épuise pour elle en attentions et prévenances. L'entêtement est un autre défaut de rapport. Comme la brutalité, puisqu'il n'est pas d'argument plus irrésistible qu'un orage. Et la versatilité n'est point à dédaigner, surtout en politique. Quant aux vertus, dame, les plus belles ne sont pas les plus avantageuses: „La bonté ne nuit pas précisément, mais elle déconsidère. La franchise vous fait passer pour un fou, et l'indépendance pour un original. L'impartialité vous isole." Quant à la délicatesse, il n'est pas de vertu plus dangereuse. Eh quoi! on l'a dit en vers:

> C'est que de tels efforts si grandement sublimes,
> Si monstrueux en bien, ressemblent à des crimes!
> Le monde est effrayé des trop beaux sentiments.
> Il voit dans leur excès d'affreux égarements:
> Il ne peut les comprendre; il juge de sa place.

Un romanesque amour du bien, une héroïque générosité, un désintéressement poussé jusqu'à la pruderie, mais tout cela discret et comme enveloppé de mystère, froisse le prochain, fait le désespoir des amis: „Les gens doués de cette qualité fâcheuse dont nous parlons sont remplis d'une si noble dissimulation! Comment pourrait-on jamais les comprendre et les forcer à s'ex-

pliquer? Ils mettent toute leur délicatesse à cacher leur délicatesse." Serait-ce donc que les défauts profitent et que les qualités nuisent invariablement? Non: „Se priver d'un brillant destin pour rester conséquent avec ses principes, se sacrifier à une idée qui doit ne vous rapporter que des ennuis, savoir qu'on sera mal jugé et braver ce cruel jugement des hommes, cela est beau: c'est tout simplement prouver Dieu."

Ces extraits auront-ils suffi à marquer le charme rare des „lettres parisiennes"? Nous avons ici la fine fleur de l'esprit français. Il y eut des chroniqueurs plus spontanés, de plus de verve et plus éblouissants que le vicomte de Launay. Il n'en est pas qui aient eu plus que lui la vocation de ce genre léger et difficile. Mme de Girardin a elle-même senti qu'elle vivrait par ses „commérages" plus longtemps que par ses vers ou son théâtre. Nos vers, ce n'est que nous, et que demeure-t-il d'un poète sans génie? Nos „commérages", c'est nous encore, mais c'est aussi notre époque, „dont les moindres récits, les plus insignifiants souvenirs auront un jour un puissant intérêt, un inestimable prix". On ne rééditera pas le *Bonheur d'être belle,* ni *Ourika,* ni la *Vision de Jeanne d'Arc.* On a réédité les *Lettres parisiennes,* et, en terminant, nous remercierons M. Roger-Cornaz qui a mis ces petits chefs-d'œuvre à la portée de tous.

VIRGILE ROSSEL

□□□

Pourquoi cette folie?

Parce qu'il y a une âme cachée, des puissances aveugles, des démons que chacun porte emprisonnés en soi. Tout notre effort, depuis que l'humanité existe, a été d'opposer à cette mer intérieure les digues de notre raison ou de nos religions. Mais que vienne une tempête (et les âmes les plus riches sont les plus sujettes aux tempêtes), que les digues aient cédé, que les démons aient le champ libre, qu'ils se trouvent en présence d'autres âmes que soulèvent des puissances semblables . . . ils se jettent l'un sur l'autre. Haine ou amour? Fureur de destruction mutuelle? — La passion, c'est l'âme de proie.

Le buisson ardent — *Romain Rolland*

□□□

HELENE VON WILLEMOES

Die literarische Überproduktion ist ins Ungeheure gestiegen. Jahr auf Jahr schenkt uns Gedichte, Romane, Dramen in Fülle. Und wenn man sich fragt, was bringen diese Schöpfungen an Mehr, an Bleibendem, dann wäre man versucht, mit Nietzsche zu wünschen, dass auf das Schreiben die Todesstrafe gesetzt würde.

Insonderheit die dramatische Produktion der letzten Jahre hat die ernsthaften Kritiker skeptisch gemacht; außerordentlich skeptisch.

Welches dieser Stücke brachte uns mehr als die Befriedigung der Bedürfnisse einer Saison, erhob sich über Augenblickswünsche eines Jahres oder Jahrzehntes? Welches entließ uns mit „Gedanken"? Mit Gedanken, aus denen wir ein Leben lang schöpfen konnten? Welches brachte uns selber dem Sinn des Lebens näher? Welches löste und erlöste in uns die Schauer tiefer Erkenntnis? — Man sehe sich von diesem Gesichtspunkte aus unsere Dramenliteratur der letzten Jahrzehnte an.

Wenn ich es da unternehme, über einen Dramatiker zu sprechen und nur von Dramen, so wird man mir glauben müssen, dass die literarische Erscheinung, von der die Rede sein soll, über den Rahmen des Alltäglichen hinausragt.

Diese Erscheinung wird um so merkwürdiger und um so weniger glaubwürdig, als es sich um einen Dramatiker handelt, der eine Frau ist. Das Dramatische war der Frau bis jetzt versagt, ebenso wie die schöpferische Musik. Der Dramatiker muss in hohem Maße Selbstzucht üben können und es verstehen, seine Gedanken in komprimierte Form zu fassen, er muss eine gewisse Veranlagung zum Heroischen haben — die Begabung auch der wertvolleren unter den dichtenden Frauen ist eine lyrische oder epische. Wer aber eine Tragödie wie den „Savonarola" liest, wird schwerlich die Hand einer Frau spüren. — In der Tat, das ist das Auszeichnende an der Kunst Helene von Willemoes': diese Werke hat kein „Weib" geschaffen, auch kein „Mann" — nein: ein *Mensch.*

Aber wer erfasste dies Wort in seiner ganzen Tiefe und erschöpfte es? Ein Mensch, der weit und allgemein genug wäre,

ein Dichter zu sein! „Ist doch der Dichter der allgemeine Mensch," sagt Schopenhauer, „alles, was irgend eines Menschen Herz bewegt, und was die menschliche Natur in irgend einer Lage aus sich hervortreibt, was irgendwo in einer Menschenbrust wohnt und brütet, ist sein Thema und sein Stoff."

Der kürzlich in den Süddeutschen Monatsheften erschienene *Sieger* behandelt eine Gestalt, an die sich so viele gewagt, ohne sie meistern zu können. Ist das Napoleonproblem hier auch nicht erschöpft, ist es mehr eine Studie und Vorübung, so fühlen wir doch: hier ist ein Großer von einem vollwertigen Geist erfasst. Nur ein Bild! Aber die diktatorische Gewalt der napoleonischen Gestalt ist wie eine scharfumrissene Silhouette an einen gewitterdunklen Himmel gezeichnet. In ein paar Momenten rast eine Glut über die Bühne, eine lang und schwer verhaltene Leidenschaft bricht jäh hervor — und doch kein unzartes Wort, nirgends die entfesselte Bestie. Maß und Beherrschung der Form gemischt mit bebender Leidenschaft scheint mir das Kennzeichen dieser Kunst.

Ein Motiv, das im „Sieger" verwendet ist, finden wir in einigen andern Stücken Helene von Willemoes': das sehnende, suchende Weib. Bald ist es, wie in der *Dusi* („Frühlingstreiben", ein Lustspiel), wo eine holdselige liebliche Menschenknospe sich dem Tau des Lebensmorgens öffnen will, wo unter silbernem Lachen und Schellengeläute eine Mädchengestalt zum Weibe geformt wird; bald ist es, wie in der *Maria della Salute* die Frau im Lebensmittag. Die Frau, die ein halbes Leben lang entbehrt und geschwiegen, getragen und gelächelt, um dann, als endlich, endlich die Stunde naht, als das Glück, die Lösung, die Erlösung am nächsten — ein gellendes Zuspät zu hören. — Dann wieder eine Gestalt wie Tatjana Purtscheloff. Herbe, hoheitsvolle Züge. Nicht das schelmische Lächeln, das schalkhafte Schmollen, die hindernislosen Einfälle einer Dusi — nicht die himmelhoch lodernde Glut einer Anna, nicht das hastige stürmende Drängen der Maria della Salute: ernst und gemessen tritt uns diese Frau entgegen; es ist, als halte der Hauch der nordischen Steppe diese Frau umfangen. Freilich, auch in ihr lebt, wie in den übrigen weiblichen Figuren, Helene von Willemoes' bebende Glut und suchende Sehnsucht. Sie streckt die Arme aus, sehnsuchtsvoll verlangend, wie der

Jüngling auf Thomas Bild die Hände erhebt zu den Wundervögeln, die am Himmel hineilen.

Allein Helene von Willemoes hat sich nicht auf Probleme der Frauenseele beschränkt; sie hat auch dargestellt, wie die Probleme des Werdens und Seins in der Seele des Mannes ausgefochten werden; ja, vielleicht liegt hier ihre Hauptstärke, und eine ihrer Hauptgestalten, ihr *Savonarola* (Tragödie in fünf Akten), erhebt sich denn auch zu einem rein menschlichen Problem.

Auf einem farbenprächtigen Hintergrunde, dem Florenz von Lorenzo il magnifico, spielt sich die Handlung ab. In Glanz, Geist, Licht und Schönheit gefüllt — Lorenzo; im härenen Büßergewand — Savonarola. Zwei Welten prallen aufeinander. Der Kampf, der damals im fünfzehnten Jahrhundert begonnen und geführt wurde, ist heute noch nicht entschieden: der Kampf, den jeder kennt, der mit dem Leben rang. Die Zwiespältigkeit unserer Seele ist hier in die Außenwelt projiziert. Wie Mephisto den derb sinnlichen Teil unserer Seele, das unbewusste Triebleben in uns verkörpert und Faust jene zweite Seele, die gewaltsam sich vom Dunst zu den Gefielden hoher Ahnen hebt, so hat hier ein Zeitgenosse den Kampf unserer Seelenmächte uns zum Bewusstsein gebracht in Lorenzo und Savonarola. Der Medicäer ruft Savonarola zu: „Wir beide wollen des Volkes Glück. Ihr für das Jenseits, ich für das Diesseits. Ihr reicht ihm das Kreuz, ich den vollen Becher. Weil ich nun einmal weiß, dass Freude allein die Macht besitzt, den Menschen brauchbar zu erhalten." Allein Savonarola sieht in dem Trunk aus vollem Becher kein „Glück", er sieht darin Betäubung und Feigheit, er predigt den „Segen der Not": „Weil du das Morgen scheust, raubst du dir das Heute. Eine Brandfackel zündest du an, um die große Finsternis nicht zu sehen, die in dir lauert. Weil du den Anblick des Richters in dir nicht ertragen kannst, *erwürgst* du ihn! Täglich, stündlich begehst du Mord an deiner Seele! Gegen ihre Stimme, die leise, leise spricht, lässt du all deine Raubtiere los, damit sie mit ihrem Brüllen diese Stimme ersticken. Freude, Lust, Liebe, Tanz, Musik, das sind die Würgengel Eures besten Kindes in Euch! O, dass Ihr die Scham nicht verloren hättet! Die Scham Eurer Seele! Dass Ihr sie hörtet, wie sie bittet und fleht — und weint — und Euch

verspricht, das einzige Gut verspricht, das ein Gut ist — da es von Gott kommt und zu Gott führt."

Goethe hat diesen Kampf in sich oft und tief erlebt und ihm im Faust schwermütigen Ausdruck gegeben. Allein selbst der zahmere Jenenser Freund kannte ihn und sang: „Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl."

Aber Helene von Willemoes wirft nicht wie unsere Modernen die Frage auf, um uns in bangem Zweifel zu entlassen: sie gibt die *Lösung*. *Das* ist etwas, was sie vor den meisten unserer heutigen Dramatiker voraus hat. So sehen wir den Savonarola zu seiner Höhe emporwachsen; er ist kein Fertiger.

Vom blassen Mond beschienen sitzt der Mönch im Klostergarten, einsam, tief in Gedanken . . . „Aller Anfänge Anfang, aller Enden Ende ist die Liebe. Und zwischen drinn ist Hast und Hader, Kampf und Not . . . Unsere Seele dehnt sich und sehnt sich — unser Auge leuchtet und feuchtet — unsere Hände schweifen und greifen nach Liebe — und unser Fuß tritt und zertritt die Liebe." — Dem Freunde, der ihm naht, gesteht er es: „Ich bin müde, Domenico, müde." Ihm, dem Unermüdlichen, dem Unentwegten, der, ähnlich wie Ibsens „Brand", hinstürmte *seinen* Weg über Eis und Gletscherspalten, unbekümmert um Natur und Menschliches, der starr an *seiner Wahrheit,* der unter Schmerzen erkämpften, festhielt, muss eine Stunde tieferer Erkenntnis genaht sein. — Er hat die Beschränkung in der Zeit erkannt. Er sieht, welch winzige Spanne Zeit das Leben des Individuums ausmacht. *Die* Wahrheit gibt es nicht. Es ist ein ewig Neuerkennen, Neusuchen. — Während er sich im ersten Akt für eine „Geißel Gottes" hält, die da „gesandt worden ist, aufzuräumen und hinwegzufegen", tönt heute wehmutsvoll der leise Schrei nach Liebe aus seiner Seele. Er, der des Medicäers schönheitsdurstiges Suchen verflucht und sündig gescholten, fragt seufzend: „Was ist Sünde?"

Nun er einmal zweifelnd geworden, unsicher, schwankend, ist er auch reif für eine Weiter- und Aufwärtsentwicklung. Sein Niedergang beginnt — sein Aufstieg im Sinne Zarathustras. Der Savonarola, der uns am Schluss entgegentritt, ist der Ausdruck und Verkünder einer neuen Welt. In *Stunden* ist er der Zeit um

Jahrhunderte vorausgeeilt, als der Mensch der Zukunft steht er da; wir fühlen die tragische Notwendigkeit seines Todes — es ist für ihn kein Raum mehr in dieser Welt. — Rückwärtsblickend überschaut er sein Leben. Er sieht sein eigenes Tun, seine Fehler, die notwendig waren, die innere Entwicklung, die er durchgemacht. Anders ist es gekommen als er gehofft; aber dieser neue Weg ist der notwendige. — Er erkennt, dass Lorenzos Welt auch ihr Recht hat, dass er (Savonarola) in hochmütiger Beschränktheit eine Vollendung angestrebt, wo es auf Erden nur „ein Beginnen, ein Vorwärts oder auch ein Rückwärts", aber nie „ein Vollenden" gibt. „Die Erfüllung liegt jenseits." — Nun ist eine tiefe Ruhe über ihn gekommen. Er ist bereit für das Ende. Zu tief hat er „geschaut", als dass der Tod ihn schrecken könnte. — In dem Abschied von seinen Freunden, in den Trostworten, die *er* den *Bleibenden* schenkt, erhebt sich Savonarolas Gestalt zu der Größe, die ihr im Tiefsten innewohnt. — Noch einmal tritt das Leben lockend und versuchend an ihn heran: es winkt ihm für einen Augenblick Befreiung. — Er will nicht. Er hat sein Gethsemane hinter sich. Noch bewegt er einmal die Lippen, als wolle er antworten, dann betritt er stumm den Todesweg.

Der *Savonarola* ist 1901 in Weimar aufgeführt worden. Zweimal. Mit großem Erfolg. Ein Jahr darauf erschien er bei Franz Grunert, Berlin, in Buchform. Literaturkenner, wie Erich Schmidt und Ferd. Gregory, sprachen sich über das Stück mit Bewunderung aus.

Trotzdem blieb *Savonarola* bis heute im Dunkeln. Wenn ein Werk von der literarischen Bedeutung des *Savonarola* seit zehn Jahren unter uns lebt, ohne zu „leben", so muss das tiefere Gründe haben. In der Tat, es war noch die Zeit, in der man auf der Bühne nur den nüchternsten Realismus gelten lassen wollte. Die gebändigte Kraft großzügiger Leidenschaft wurde Idealismus geschimpft, Epigonentum und überwundenes Pathos nach-Schillerscher Zeit; man glaubte ihr nicht! Zumal, wenn sie aus der Seele einer Frau kam. Man verwechselte Wirklichkeit mit Wahrheit. Heute ist das anders geworden. Wir streben vom Realismus los, die Neo-Romantik in der Dramatik kann für die ernsthaften Sucher nur einen Übergang bedeuten; wir erwarten

seit Jahren die Synthese von Realismus und Idealismus und die Kunst Helene von Willemoes bahnt uns hier den Weg.

Dass auch ihre Sprache für damalige Zeiten ungenießbar sein musste, geht aus dem eben Gesagten hervor. Die Schauspieler konnten Berliner Jargon oder schlesischen Dialekt sprechen, die Musik, die in den Worten liegt, die Lorenzo und Donna Lucrezia wechseln, fand keine Ohren, geschweige Zungen. Die süße Melodik guter Prosa war damals wie Perlen im biblischen Sinne. Zu diesen inneren Gründen kamen noch äußere. Den großen Bühnen katholischer Länder musste das Stück bei unsern absonderlichen Begriffen von Religion und Kunst verschlossen bleiben. Privatbühnen, die eine Aufgabe wie den „Savonarola" hätten meistern können, gab es vor zehn Jahren wenige.

Das letzte Stück der Dichterin, das mir zu Gesicht kam, stammt aus dem Frühling 1911. *Tatjana Purtscheloff* ist auf einem anderen Boden gewachsen als der *Savonarola* oder die *Maria della Salute.* Ohne damit eine graduelle Wertung auszudrücken muss ich dies vorausschicken. Hier war es der Stoff und die Gelegenheit, welche die Dichterin inspirierten. Einer glücklichen Anregung und Unterstützung, die von anderer Seite kam, verdanken wir dies letzte Werk, ein Stück voll Leben, Bewegung und Sturm. Der Stoff ist der russischen Revolution entnommen. Eine Fülle von Gestalten; Menschen von Blut und Mark; eine echte Kinderszene; eine bis zur Grenze des Möglichen getriebene Konzentration im Ausdruck; eine dramatische Steigerung, die selbst beim Lesen den Atem benimmt, — und in wenigen Stunden sind Menschenschicksale ausgekämpft, Leben und Sterben entschieden, und geläutert erhebt sich eine ringende Seele.

ZÜRICH HERBERT OCZERET

PARSIFAL

Wagner hat gehofft, durch seine Werke eine Regeneration der Menschheit heraufzuführen. Dürfen wir behaupten, dass wenigstens der Anfang dieser Wiedergeburt zu spüren ist? Eine vorurteilsfreie Beurteilung der Wirkung der Wagnerschen Kunst muss diese Frage bisher mit einem entschiedenen Nein beantworten. Noch immer dürfte der Meister dieselbe Klage wie zu seinen Lebzeiten erheben, dass sein Erfolg beim Publikum auf einem Missverständnis beruhe. Denn das, was meist in Wagner gefunden wird, ist nicht das, was er geben wollte. Man schwärmt für seine Musik und ahnt oft nicht einmal, dass sie, losgelöst von der sie begleitenden Sprache und mimischen Bewegung und dem durch Wort, Ton und Gebärde wiedergegebenen Gedanken, gerade das Gegenteil von ihrem eigentlichen Zweck bewirkt, nämlich Rausch statt neuer Kraft. Das ist sehr zu beklagen. Wir verlieren dadurch Werte, die wir gerade in unserer schnell lebenden Zeit für die Erhaltung und Entwicklung des „Herzensmenschen" in uns nicht entbehren können. Es geht Manchem wie dem „tumben" Parsifal. Die Ritter singen von Glauben und Erlösung, Amfortas klagt in höchster Not, der Gral leuchtet, aber er leuchtet nicht für ihn. Er sieht und hört und steht staunend da, aber es ist ihm nicht ein eigenes, inneres Erlebnis, weil er nicht weiß, was das alles ihm bedeute. Darum wird der tumbe Parsifal hinausgewiesen, und die Tore der Gralsburg schlagen hinter ihm zu. Er hat die Gelegenheit, zu fühlen, was er soll und was auf ihn wartet, versäumt. Und doch ist er gerade derjenige, der berufen ist, den verlorenen heiligen Speer zurückzugewinnen, das verratene Heiligtum aus schuldbefleckten Händen zu befreien und damit zugleich Kundry, der Unseligen, der Erlöser zu werden, den sie sucht von Welt zu Welt.

Parsifal und Kundry gehen durch eine schmerzliche, aber notwendige Entwicklung. Sie suchen ihre Lebenserfüllung lange Zeit dort, wo sie ihnen nie und nimmer zuteil werden kann. Sie in einer Liebe, von der sie selbst fühlt, dass sie ihr nicht gibt, was sie eigentlich will. Er im Kampf gegen diese Liebe, weil er nicht sieht, welch tiefe Sehnsucht in ihr zum Lichte drängt und

welche Aufgabe ihn in ihr erwartet. Irrende sind beide, und doch sind beide auf dem rechten Weg. In ihrem Begehren und Widerstreben liegt auch schon ihr höheres und bestes Wollen.

Die Dichtung Parsifal wurde von Wagner 1877 vollendet, die Partitur 1882, aber schon etwa dreißig Jahre vorher stieg in ihm in einer entscheidenden Entwicklungsperiode seines Lebens zum ersten Mal die Ahnung von der Bedeutung des Grals auf, zu gleicher Zeit, als er den Ring des Nibelungen skizzierte. Das ist sehr bemerkenswert. Glaubte er doch damals in der Bearbeitung der Nibelungensage seine optimistische Weltanschauung zum Ausdruck zu bringen. Man begreift also nicht recht, was neben dem Hort der Gral noch zu leisten haben sollte, wenn man nicht annehmen will, Wagner habe damals schon gespürt, dass dieser vermeintliche Optimismus in Anlehnung an eine Feuerbachsche hellenistische Glückseligkeitslehre nicht den tiefsten Ton seiner Seele schwingen ließ. Und so war es auch. Denn einige Jahre später erfuhr Wagner durch die Bekanntschaft mit Schopenhauers Schriften zu seinem eigenen Erstaunen, dass ihm dessen Pessimismus, den er theoretisch immer noch ablehnen wollte, durch seine poetischen Konzeptionen aus dem eigenen Nibelungengedicht längst vertraut sei. Jetzt erst verstand er seinen Wotan. Daher also die Ahnung, dass Siegfried und Hort nicht der Weisheit letzter Schluss seien, dass ihnen vielmehr eine Seite des Lebens noch fehle, und zwar diejenige, auf die Wagner letzten Endes hinaus wollte: die Bedeutung der wirksamen, schaffenden Persönlichkeit. Was im Ring zur Darstellung gekommen war, war ja gar nicht die Welt des wohlgeordneten, die Menschheit beglückenden Kosmos, in dem Siegfried und Brunhilde nach kurzen Leiden als „Allvaters freie Genossen zu ewiger Wonne vereint" werden, wie es ursprünglich heißen sollte, war vielmehr die Welt des Wahns und des Begehrens, daher der ständigen Qual und Enttäuschung, von der der Mensch sich befreien sollte durch völligen Verzicht, durch Verneinung des Willens zum Leben, um zur Ruhe zu kommen.

Das war Wagners Sehnsucht damals. Den früheren optimistischen Glauben konnte er trotz höchster Anstrengung nicht mehr aufrecht halten. Die bittersten Erfahrungen aller Art führten ihn unwiderstehlich zu einer andern Lebensansicht: nicht Minne,

sondern der Fluch der Lust durch den Ring, den die Unterirdischen geschmiedet, beherrscht die Welt. Zum zweiten Mal taucht jetzt, aber deutlicher, die mit dem Gral verbundene Hoffnung auf.

Die Komposition des Siegfried wurde bekanntlich zirka zwölf Jahre unterbrochen; dort, wo Siegfried zum Walkürenstein zieht, um Brünhilde zu erwecken, musste Wagner lange Zeit die musikalische Gestaltung der Dichtung aufgeben. Sie gelang ihm nicht. Hier versagte sich ihm die Musik, die Sprache des Herzens. Die herrliche Siegfried-Brünhilden Liebe, wie konnte sie zum Ausdruck kommen in seiner Kunst, die nach seinen Worten die Erfüllung des Verlangens ist, sich selbst in den Erscheinungen der Außenwelt wiederzufinden! Die leidenschaftliche Liebe „des leuchtenden Tages" war ihm nicht zu Teil geworden. Er konnte sie also nicht „wiederfinden". Sie war nur eine heiße Sehnsucht, nie erfüllt, die Quelle aller Bitternis, und schien die böse Zauberin zu sein, die immer wieder zum Glauben an die trügende Erscheinungswelt verführt. Nicht ein „siegendes Licht" wie Siegfried war sich Wagner damals in ihr. Seine Liebe war ihm eine düstere, verzehrende Glut, wenn auch heiß begehrt als „schönster aller Träume" Es war die des jetzt gedichteten und komponierten Tristan, der in verzweifeltem Liebesleiden auf dem Sterbebette liegt. Und zu ihm sollte, so war es Wagners Absicht, der nach dem Gral suchende Parsifal einkehren.

Wie der Gral zugleich mit dem Ring, so taucht also Parsifal zugleich mit dem Tristan auf, als Ergänzung, als Höherführung des Willens. „Das *Streben* nach dem Gral vertritt das Ringen nach dem Nibelungenhort" lautet Wagners Erläuterung, und an die Stelle des Liebestodes durch Begehren tritt die Erlösung durch Entsagung, einstweilen immer noch in der Bedeutung des absoluten Lebensverzichts, worin Wagner durch die indische Philosophie der buddhistischen Religion zeitweilig bestärkt wurde, wobei sein rastlos sich entwickelnder Geist aber nicht definitiv stehen bleiben konnte. Die Wotanswelt, die statt Minne Gold wählt, statt Lebensinhalt Lebensgenuss, war in der Götterdämmerung der Vernichtung preisgegeben, Brünhilde gibt den Ring, das Symbol alles fluchbeladenen Sehnens zurück, der Verzicht auf die sinnliche Begehrlichkeit ist geleistet. Eine andere, bessere

Form des Entsagens gibt es nicht, die nun noch durch Parsifal dargestellt werden müsste. Der Weg ist frei, nach Wagners Absicht, für ein neues *Streben.* Wonach? Wagners Seele kannte nur ein Streben: nach Liebe! Was sie *nicht* sein soll, dies innere Erlebnis war im Ring und im Tristan dargestellt: eigensüchtige Triebbefriedigung. Sie stirbt den Liebestod. Ihre höhere Bestimmung gibt Wagner in Harmonie mit dem eigenen Erleben in den Meistersingern und zeigt dort, einige Jahre nach dem Tristan, wie Hans Sachs es macht, dass er „den *Wahn* fein lenken mag, ein *edles Werk* zu tun". Das war der Anfang zur Verneinung der Verneinung im Parsifal.

Als Wagner nach fast zwölfjähriger Pause die Komposition des Siegfried in Triebschen wieder aufnahm und zu Ende führte und in der unvergleichlichen Musik der jubelnden Liebe Ausdruck verlieh, da hatte er sie selbst kennen gelernt. Der Ring behält trotzdem seinen Charakter als Tragödie. „Selig in Lust und Leid lässt die Liebe nur sein!" Diese Worte der Dichtung werden nicht komponiert. Denn diese hohe Bestimmung kommt der Minne in Wotans Welt nicht zu. Aber wer den mit dem Ring verbundenen Fluch des Begehrens in sich nachempfinden kann und entsagt, der findet im Gral den höheren Sinn der Liebe. Was in allem Irrtum als notwendiger Durchgang längst geahnt war, die Ergänzung, Fortsetzung und Vollendung des Ringens nach dem Hort durch den Gral, jetzt tritt es in die Erscheinung, nachdem es in *wahrer* Liebe zum eigenen Erlebnis geworden war, und wird in seiner ganzen Entwicklung vom Anfang bis zum schließlich siegreich errungenen Ziel als Weg des Menschen und der Menschheit im Bühnenweihfestspiel Parsifal dargestellt, im Werk des Siegers.

Drei zieht es zum Gral: Klingsor, Amfortas und Parsifal, die selben drei sind Kundrys Schicksal, sind mit Kundry durch gegenseitige Schicksalsbestimmung verbunden. Dem Zauberer Klingsor ist sie die Verführerin, bei dem leidenden Amfortas die verzweifelte Dienerin, bei dem erlösten Parsifal die liebende Gefährtin. Klingsor wollte, trotz des sündhaften Wesens, das ihn ganz offenbar in Gegensatz stellt zu den Rittern der Gralsburg, denen eine reinere Lebensführung schon zur bewussten Willenstendenz geworden ist, ohne vorausgegangene innere Überwindung sofort „heilig" werden,

einen Vollkommenheitszustand erreichen, in dem der Kampf mit den widerstreitenden Trieben ohne weiteres aufgehoben ist. Er entmannte sich selbst. Ein uralter Irrtum, der hier von Wagner aus vertiefter Seelenerkenntnis verwandt wird, um zu zeigen, wie ein Klingsor durch diese Vergewaltigung seines Wesens gerade in das Gegenteil von dem getrieben wird, was er gehofft hatte. Er hatte seiner Natur die gottgewollte Entwicklung und Bestimmung, aus sich heraus über sich selbst hinauszuwachsen, abgeschnitten. Von der Leitung durch den bewussten Willen getrennt, ging sie nun ihre eigenen, ganz und gar sinnlichen Wege. Klingsor, der ein Heiliger des Himmels zu werden beabsichtigte, wird zum gefährlichsten Feinde des Grals, zur Personifizierung der Verführung zur fleischlichen Lust, der in seinem Zauberschloss „selbst Heilige" zum Opfer fallen.

Amfortas, der König der Gralsburg, zieht aus, ihn zu bekämpfen. Auf dem Wege dahin wird er durch seine sinnliche Begehrlichkeit verführt, und während er in den Armen des schönen Weibes liegt, stürmt Klingsor herbei. „Ein Todesschrei!" — Der Speer, das Symbol seiner höchsten und heiligsten Aufgabe, den Gral zu hüten, ward dem Amfortas entrissen und traf ihn mit unheilbarer Wunde. Wie konnte das Amfortas geschehen? Er ist doch Sohn und Nachfolger des Titurel, des Gründers der Gralsburg und der heiligen Zeremonie, als Ausdruck des eigenen Willens, die mit dem Symbol der Erlösung verbundene Überwindung der sinnlichen Persönlichkeit selbst zu üben. Aber was in dieser Bedeutung von Amfortas hätte angeeignet, gepflegt und entwickelt werden können, wurde von ihm nur äußerlich als schöne Pose dargestellt, so dass es die inneren Triebe nicht mehr leitete. So wird ihm gerade der heilige Speer zum Verderben; er empfängt durch ihn die Wunde, die nie sich schließen will. Nun seufzt und stöhnt er unter dem heiligen Gut, das ihm anvertraut ist. Er fühlt sich zu seinem Amt verdammt, sieht in sich den schlimmsten Sünder unter allen, weil er gerade dort versagte, wo allein ein Sieg erfochten werden sollte. Er meinte nur einfach als gekröntes Haupt der Gralsritterschaft zum Streit ausziehen zu können. Er fühlte nicht, dass nicht Klingsor, sondern dass in ihm selbst etwas zu überwinden sei. So stürzt er sich in den Kampf mit dem andern und unterliegt in der eigenen Seele. Zwar entsteht durch

diese Todeswunde in ihm die Ahnung der einzig möglichen Heilung, nämlich durch den reinen Tor, der *durch Mitleid* wissend wurde, der die Erkenntnis von Gut und Böse nicht mit dem Verlust der Unschuld erkauft hat, sondern in dem sie erwuchs durch das Miterleben des Leidens der Menschheit. Aber mehr und mehr entschwindet diese Hoffnung, denn „das heiße Sündenblut entquillt ewig erneut aus des Sehnens Quelle"; möchte der Tod ihm Erlösung bringen von der nie endenden Qual.

War des Amfortas Sehnsucht nur auf das schöne Weib gerichtet, hatte sie im Grunde nicht ein anderes Ziel? Warum fand Amfortas es nicht?

Noch ein anderer Mensch der Gralsburg lebt in der großen Sehnsucht, scheinbar ohne Ziel: Kundry. In rastlosem Dienen hat sie versucht, sich Ersatz zu schaffen für die unerfüllt gebliebenen Wünsche ihrer Seele. Aber das genügt weder ihr noch andern. Die sehen in ihr doch nur das unheimliche Zauberweib, die Verfehmte, ein wildes Tier, und sich selbst ist sie nur die zwecklos Schaffende, die nie und niemandem hilft, und bisweilen von innerem Zwang fortgetrieben wird von der heiligen Stätte, wenn der Hunger in ihr zu groß wird und zugleich mit der Sehnsucht der Glaube an den Erlösenden in ihr erwacht. Doch immer wieder erlebt sie die gleiche, furchtbare Enttäuschung. Denn keiner weiß ja, wen sie sucht, wessen Bild sie treibt und lockt aus schier unerreichbarer Ferne. Einst sah sie Ihn! Auf seinem Kreuzesweg, als er hinging sich zu opfern, damit der neue Mensch erstehe und lebe. Da traf sie sein Blick und etwas sprang in ihr auf, das sie tief erschauern ließ, eine erschütternd große, selige Ahnung ihrer höchsten Wesensbestimmung. Aber — sie lachte, lachte blöd und höhnisch. Sie gab der neuen Hoffnung, die ihr zum erstenmal einen Blick in eine höhere Welt öffnete, nicht Raum in sich; auch in ihm sah sie nur einen Mann. — Und dann war er vorübergegangen! — Nun sucht sie ihn von Welt zu Welt, bisweilen meint sie ihn wiedergefunden zu haben, schon ruht sein Blick auf ihr, und um ihn festzuhalten, drängt sie sich an ihn mit ihrer ganzen leidenschaftlichen Frauenliebe, mit all den anziehenden Eigenschaften, die die Natur ihr gab, damit sie endlich die Erfüllung ihrer tiefsten Sehnsucht fände — aber wieder sinkt ihr ein Sünder in die Arme! So scheint ihr Sehnen ihr Fluch

zu sein; keiner gibt ihr, wonach sie so brennend verlangt, denn „schwach sind sie alle"; auch Amfortas konnte ihr nicht widerstehen, als ihre körperliche Schönheit ihn reizte. Nur der, der ihr nicht gibt, was sie zu wünschen scheint, könnte sie erlösen!

In diese Welt, in der der Wunsch „heilig" zu sein, zum bösen Zauberer werden lässt, in der aus der Liebe nie endende Qual entsteht, die nach dem Tod als dem einzigen Erlöser schreit, in der das Sehnen nach ihm als Fluch gefühlt wird, tritt Parsifal ein, wild, ungebärdig, ein reiner Tor, der ohne Wissen von Gut und Böse ganz unwillkürlich sich treiben lässt, wohin der Reiz der Welt ihn zieht, ganz ohne Verständnis für die Heiligkeit des Grals und die Wunde des Amfortas; ganz naiv auch den Verführungen der schönen Mädchen gegenüber, die ihn in Klingsors Garten umschmeicheln. Dort ruft ihn Kundry. Sie lockt ihn, wie ihr Wesen es ihr vorschreibt, nicht um ihn zu verführen, sondern um durch ihn zu bekommen, wonach sie sich sehnt, lockt ihn mit allem, was den Mann zum Weibe zieht, mit zarter Liebe und glühender Leidenschaft, mit Verständnis für seine Schmerzen und mit dem Glauben an den Helden und Erlöser in ihm, der berufen sei, sie, die Unglückliche, endlich von langen, hoffnungslosen Leiden zu befreien.

Bei alledem, je glühender sie wirbt und in ihm selbst die Begier erweckt, brennt in Parsifal schließlich nur noch eins, ein Schmerz des Körpers und der Seele: Amfortas' Wunde. Er weiß jetzt, was sie bedeutet, fühlt in ihr die eine große Verfehlung der Menschheit, den eigentlichen Wahn und Irrtum: „In höchsten Heiles heißer Sucht nach der Verdammnis Quell zu schmachten!" Der Mensch will Liebe. Unwiderstehlich zieht sie ihn, sie treibt ihn zum Höchsten und wird ihm zum Fluch. Um sich und ihr die Liebe nicht zum Fluch werden zu lassen, stößt Parsifal die Kundry von sich.

Eine gewaltige Entwicklung der Menschheit widerholt sich in dieser Überwindung der sinnlichen Wünsche. Eine Erlösung vom Egoismus, der in der Verbindung mit dem Menschen nur sich selbst fühlt, nur das sieht, was der andre ihm sein soll. Da er jedoch hinter den Liebeswünschen der Kundry nur die sinnliche Begehrlichkeit, aber nicht hinter dieser das tiefere: „Sehnen, Sehnen" sieht, so ist die Abwehr der Kundry und die Verneinung der

sinnlichen Wünsche nur die Vorbedingung der weiteren Entwicklung, die Hauptsache, die Wandlung der Wünsche, der „Torheit in Sinn“ fehlt noch durchaus.

Darum steht Parsifal jetzt, trotz der großen Tat der Überwindung, noch viel Leid bevor. Er wendet sich von Kundry und dem Gral, nicht so wie Amfortas es tut, der den Gral, der immer wieder den Willen zum Leben in ihm erweckt, nicht mehr sehen will; Amfortas möchte endgiltig durch Verzicht auf den Gral den Schluss des Lebens herbeiführen, um mit dem Leben seine Qual zu enden. Parsifal geht fort, in die Welt hinaus, die er glaubt durch Kampf und Streit überwinden zu müssen, und findet dort: „Des Irrens und der Leiden Pfade“. Lange, lange Zeit! — Schließlich kehrt er dahin zurück, wohin ihn einst unwillkürlich die Ahnung seiner Jugend gebracht, in's Gebiet des Gral. Dort erfährt er, wie das ganze Heiligtum zerfiel, seit Amfortas seines Amtes nicht mehr waltet und bricht in großem Schmerz in die Worte aus: „Und ich, ich bin's, der all dies Elend schuf!“ Der Tor ist durch Mitleid wissend geworden, nicht nur in dem Sinne, dass er der Menschheit Weh und Verfehlung im eigenen Busen fühlt, sondern jetzt in dem viel höheren: Die Menschheit leidet mit ihm in seiner eigenen und durch seine Schuld.

Er weiß, er war „zur Rettung auserkoren“, er hätte schon das erste Mal, als die Gottesklage um das verratene Heiligtum an sein Ohr schlug, helfen können. Statt dessen stürzte er hin zu „wilden Knabentaten“.

Diese erschütternde Erkenntnis möchte ihn fast vernichten, aber mit der vollständigen Verurteilung seines bisherigen Wesens ist er endlich frei geworden von selbstischen Wünschen. Er will nichts von sich für sich. Dieser Oberflächenwille ist gebrochen und öffnet dem tieferen Willen den Weg zum Licht. Wieder tritt Kundry zu ihm. Sie lockt ihn mit dienender Liebe, unter der er, der ganz Ermattete, die Augen aufschlägt. Jetzt haben sich die Beiden in dem gefunden, was bisher in allem Sehnen so verzerrt zum Ausdruck kam. Und als durch die Taufe, das Symbol der Wiedergeburt des innersten Menschen, aller Schuld Bekümmernis von ihm genommen ist, da kann er Kundry geben, was sie braucht: Den Glauben an den Erlöser.

Nun enthüllt sich ihm durch Gurnemanz das letzte Geheimnis im Mysterium des Lebens: Für die wahre Liebe ist der Karfreitag nicht ein Schmerzenstag, denn am Karfreitag wurde der Menschheit durch den Opfertod Christi die Erlösung gebracht und zugleich das Vorbild der Nachfolge vollendet: „Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen"; indem auf den der Welt der Erscheinungen zugewandten, begehrenden Willen als auf einen Irrtum verzichtet wird, kommt der wahre Wille erst zur Entfaltung. Aus dem Wahn entsteht das edlere Werk. Kundrys „Sehnen" ist doch ihr bestes Teil gewesen. Es war ihr Fluch und wurde ihr Segen. Denn damit lockte sie Parsifal zur Erkenntnis des Bösen und des Guten, der nur begehrenden und der dienenden Liebe. Sie gehört zu ihm durch das, was sie ihm geworden ist. Darum geht Parsifal jetzt mit Kundry zur Gralsburg.

Parsifal ist des heiligsten Amtes würdig geworden, in erhobenen Händen für die Menschen das allerheiligste Symbol ihrer Sehnsucht und ihrer Erlösung leuchten zu lassen. Er ist nicht selbst der Erlöser, sondern nur der „erlöste Mensch", zu dem die andern freudig aufblicken; denn er zeigt ihnen, wer die Erlösung für sich gewinnt: Nicht ein Klingsor, der scheinbar in hehrstem Bestreben die Natur vergewaltigt, nicht ein Amfortas, der in seinem Sehnen nur die Sünde und Qual des Begehrens fühlt, daher endgiltig auf alles verzichten möchte. Beide sind in einem Irrtum, der die Erlösung trotz des Karfreitags unmöglich macht. Parsifal — und Jeder ist Parsifal, wenn er, oder vielmehr soweit er den Klingsor und Amfortas in sich überwindet — dringt allmählich durch den Irrtum zur Erkenntnis hindurch: wer in der Liebe der gegenseitigen Bestimmung lebt, dem wird sie die Kraft zur Erfüllung der höchsten Aufgabe.

So sah Wagner am Schluss seines künstlerischen Schaffens, aus dem Erleben der eigenen Entwicklung heraus, den Menschen. Er brachte Licht in lange Dunkelheit: „Erlösung dem Erlöser!"

ZÜRICH OTTO MENSENDIECK

□□□

DAS „UNVERDORBENE“ VOLK

Keiner wird es bestreiten wollen: seit die Welt steht, waren die Ansichten und Empfindungen zwischen den Leuten, die sich als Künstler, Kritiker und Sammler fortwährend und eingehend mit der Kunst und ihrem Werden und Wachsen befassen, und den vollkommenen Laien, die sich gerne das „unverdorbene Volk“ rühmen lassen, nie so himmelweit von einander entfernt. Fast immer, wo der eine Hosiannah jubelt, schreit der andere Kreuziget ihn; Erbitterung und Spott haben auf beiden Seiten einen solchen Grad ereicht, dass man längst verzichtet hat, nach einer Brücke zu suchen.

Jene merkwürdigen Schwärmer mögen wohl selten sein, die da glauben, das Heil liege in der Anwendung demokratischer Grundsätze auf die Kunst, und der Künstler habe sich einfach nach der Mehrheit zu richten; andere Möglichkeiten, sich auf einer Straße zu finden, werde wohl keiner entdecken. Weniger selten hört man aber, das „unverdorbene“ Volk, das sich noch nie in ästhetischen Ideen verloren habe, folge seinem reinen Empfinden und könne unmöglich in die Irre gehen.

Nun erlaubt aber das Prinzip der Aurea Mediocritas, das die notwendige Folge jeder Demokratie ist, gerade noch, einen Staat auf die Beine zu stellen, der nur für wenige ein starkes Hemmnis ihres persönlichen Strebens bedeutet. Aber Kunst und Mittelmäßigkeit schließen sich aus wie Feuer und Wasser.

Zugegeben: es ist ein Übelstand, dass diese gleiche Straße für Künstler und Volk nicht gefunden werden konnte. Bisweilen möchte es zwar fast scheinen, man hätte sie erreicht; nur betrage der Abstand zwischen Vortrupp und Gewalthaufe ein Dutzend Jahre zum mindesten; das „unverdorbene“ Volk von heute hat längst vergessen, welch gehässigen Empfang es seinerzeit den Marignanofresken bereitet hat.

Muss denn aber die Schuld an dem langen Abstand — oder gar am ganz verfehlten Anschluss — durchaus bei den Künstlern gesucht werden? Weil sie zu schnell gehen, zu hoch steigen, weil man ihnen „einfach nicht“ folgen kann? Wie wär's, wenn einmal das Volk, oder auch jene, die es leiten, sich überlegte, ob

die Schuld nicht bei ihm liegt und ob ihm wirklich das unverdorbene Empfinden eignet, das man ihm nachrühmt?

* * *

Vor einiger Zeit ist ein Büchlein geschrieben worden, das den treffenden Titel führt „Der Schulaufsatz ein verkappter Schundliterat"; schonungslos und folgerichtig weist es nach, dass die Musteraufsätze, wie sie nicht Kinder, sondern einflussreiche Pädagogen gefertigt haben, unzweifelhaft zur Schundliteratur gehören, dass also die Schule jahrzehntelang sich beflissen hat, den Kindern das angeborene Gefühl für guten sprachlichen Ausdruck abzugewöhnen. Der Erfolg zeigt sich in der Wahl des Lesestoffes, die das Volk trifft; er zeigt sich überall dort, wo ein einfacher Mann sich schriftlich äußern möchte und nicht über den Aufsätzlistil hinauskommt. Das Geschlecht der Züs Bünzli hat sich in die Hunderttausende vermehrt.

Ein anderes Büchlein wäre noch zu schreiben: „Das Schulwandbild ein verkapptes Schundgemälde". Ich habe letzthin die Schulausstellung des Pestalozzianums besucht und habe sie mit Schaudern verlassen. Von den Bildern, die zur Verwendung im Unterricht — ich spreche nicht vom Wandschmuck, der sich, ach wie wenig, gebessert hat — da empfohlen sind, ist wohl keines, das nicht die bescheidenste Kunstausstellung mit Entrüstung zurückweisen würde. Die Farbe misstönend, alles ausdruckslos, vieles erlogen, die Reproduktionstechnik so schwach, als sie irgend sein kann. Pestalozzi sagte einst, für die Kinder sei das Beste gerade gut genug; hier scheint der Gedanke gewaltet zu haben, das Schlechteste sei für sie fast noch zu gut. Der Schundliterat des Schulaufsatzes braucht sich nicht in Einsamkeit zu schämen; er hat einen Genossen, der ihn um Haupteslänge überragt.

Vielleicht haben sich gewisse Schulen, haben sich hervorragende junge Lehrer gegen diesen Schund gewendet — ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, dass ganze Generationen von Menschen in den Jahren, wo die Augen am hellsten und der Geist am weichsten ist, Tag für Tag vor diesen Bildern saßen, dass sie ganze Stunden sich diese Scheußlichkeiten einprägen mussten, bis ihr Gehirn davon erfüllt war. Kein Kunstwerk, auch wenn man sich bisweilen mit einem solchen abgab, konnte so

lange und so tief wirken; nichts konnte so sehr auf Denken und Fühlen für das ganze Leben abfärben.

* * *

Und da kommt man nun mit dem „unverdorbenen" Volk und seinem natürlichen Empfinden und möchte es zum Richter in Kunstsachen erheben. Wo doch auf der Hand liegt, dass nur ganz hervorragende Veranlagung oder gute häusliche Kunstpflege oder strenge Arbeit an sich selbst dazu führen kann, um die Seele nach einer solchen Durchtränkung mit dem elendesten Schund wieder zu natürlichem Empfinden zu führen.

Unverdorben empfinden kann am Ende ein gescheiter Analphabet, wie man sie etwa in italienischen Dörfern findet, der zeitlebens kein schlechtes Bild gesehen hat. Aber ein Volk, das in seiner Jugend solches Kunstgift zu schmecken bekam, das dann später durch traurige Reklameerzeugnisse, wie sie heute endlich etwas seltener werden, gefüttert wurde; ein Volk, das die Kunstausstellungen mit dem Gefühl besucht, alles besser zu verstehen, da es ja aus der Schule weiß, wie man über Bilder spricht; ein Volk, das ganz und gar die natürliche Gabe verloren hat, sich in Kunstwerke einzufühlen, das stelle man uns nicht länger als das Maß aller künstlerischen Dinge hin.

ZÜRICH ALBERT BAUR

□□□

SCHMUTZ UND HYGIENE

Der Aufsatz über „Schmutz" von Fritz Müller veranlasst mich zu folgenden Bemerkungen: Sicher ist der humorvolle Ansturm gegen die übertriebene Bazillenfurcht gewisser Kreise eine gesunde Reaktion, die uns nur angenehm sein kann. Auch die Auswüchse des Reinlichkeitsfanatismus sind zu bedauern, namentlich wenn ihnen die Schönheit eines altersgrauen Kunstdenkmals zum Opfer fällt. Es scheint uns aber notwendig, zwischen Schmutz und Schmutz zu unterscheiden.

Vieles, das im gewöhnlichen Sprachgebrauch als Schmutz bezeichnet wird, ist vom hygienischen Standpunkte aus vollständig harmlos und wird meist aus erzieherischen, ästhetischen oder anderen Gründen bekämpft. Hierher gehören die Flecken in einem Schulhefte, die Erde an den Händen spielender Kinder usw. Davon muss aber reinlich geschieden werden, was der Hygiene als schmutzig gilt; hierher muss alles, was unter Umständen Krankheiten zu übertragen oder zu erzeugen vermag, gerechnet werden,

wie die Abfälle des menschlichen und tierischen Körpers, faulende oder in Zersetzung begriffene Stoffe des Tier- und Pflanzenreiches etc. Wir wissen, dass solcher „Schmutz" immer große Mengen von Bakterien enthält, unter denen krankheitserregende Arten sich vorfinden können. Diesen Schmutz werden wir selbstverständlich überall, wo wir ihn antreffen, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln unschädlich zu machen suchen.

Wenn Fritz Müller auch diese Art von Schmutz als bedeutungslos hinstellt, so müssen wir dem entschieden entgegentreten. Ein jeder weiß, welchen Rückgang die Infektionskrankheiten durch die planmäßige Bekämpfung des Schmutzes in den Kulturstaaten erfahren haben. Die Bazillenfurcht ist nur dank den streng durchgeführten sanitarischen Verfügungen in unseren Ländern unbegründet geworden, während sie anderwärts noch ganz berechtigt ist. Fritz Müller erwähnt einige scheinbar wissenschaftliche Tatsachen, welche im Leser Zweifel an dem Wert dieser hygienischen Maßnahmen erwecken müssen. Der von Pettenkofer gemachte Versuch mit Cholerabazillen nahm allerdings einen ganz anderen Verlauf. Pettenkofer und sein Assistent Emmerich wollten die von ihnen vertretene Meinung beweisen, dass die Choleravibrionen allein nicht ausreichen, den Symptomenkomplex der Cholera hervorzurufen. Sie nahmen daher nach Neutralisierung des Magensaftes etwas Wasser, in dem eine geringe Menge einer frischen Cholerakultur aufgeschwemmt war. Pettenkoffer erkrankte bloß an heftigen Durchfällen, Emmerich machte dagegen eine schwere Cholerainfektion durch, welche ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Auf diesen Versuch hin die „meisten hygienischen, aufdringlichen Angstregeln nach Pompeji gehen zu heißen", scheint uns ganz ungerechtfertigt. Und wenn in den Ratschlägen eines napolitanischen Fremdenführers ein komischer Widerspruch auffällt, so mag uns der Mangel an Logik wohl belustigen, sollte uns aber nicht abhalten, beim Trinken von Wasser von fraglicher Reinheit in Italien vorsichtig zu sein. Dass wir schließlich mit jedem Atemzug Millionen Bakterien in unser Inneres aufnehmen, ist nicht richtig; die in unsere Lungen einströmende Luft ist in der Regel keimfrei. Die Vorstellung, dass diese eingeatmeten Bakterien gar zu unserm Leben nötig seien, ist laienhaft und vollkommen haltlos.

Zum Schluss sei nochmals betont, dass wir niemand durch die „epidemische Schmutz- und Bazillenfurcht" die Freude am Leben vermindern wollen. Die Hygiene scheint uns im Gegenteil berufen, dem menschlichen Leben eine größere Sicherheit und Sorglosigkeit als in vergangenen Jahrhunderten zu geben. Die Übertreibungen einzelner sollte uns nicht verhindern, für die immer weitere Verbreitung der so einfachen, vom normalen Menschen stets als eine Wohltat empfundenen hygienischen Maßnahmen einzutreten.

ZÜRICH R. KLINGER

□□□

KURZE ANZEIGEN

In dieser Rubrik werden unter Verantwortung der Redaktion kurze Notizen über Bücher, Zeitschriften- und Zeitungsartikel erscheinen, die eine spätere einlässliche Besprechung nicht ausschließen. Wir bitten unsere Leser, daran nach Lust mitzuarbeiten. D. R.

Von Walter von Molo[1]) ist der erste Band einer Schillertrilogie „Ums Menschentum" herausgekommen. Prägnanter hätte der Verfasser den

[1]) Walter von Molo: *Ums Menschentum*, Schuster & Loeffler, Berlin.

ersten Lebensabschnitt Schillers (bis zur Flucht nach Mannheim) nicht überschreiben können. Dass er uns den Menschen Fritz Schiller erleben lässt und nicht den distanzierten Geisteshelden Friedrich Schiller ist sein großes Verdienst. An sich zu erproben, wie ihm das gelingt, ist jedes Lesers Sache. Hier sei bloß bemerkt, dass, so weit mir die Nachprüfung möglich war, die einzelnen Daten mit bewunderungswürdiger Genauigkeit wiedergegeben sind. Wie gewisse Partien aus den „Räubern" in den Dialog verarbeitet werden, ist meisterhaft. Das Zeitkolorit ist mit gutem Ausdruck, wenn auch manchmal künstlerisch verklärt, wiedergegeben. Das Buch, auf das ich nach dem Erscheinen der beiden angekündigten letzten Teile der Trilogie „Im Titanenkampf" und „Den Sternen zu" einlässlich zurückkommen werde, hat kulturhistorischen Wert.

* * *

DER FALL JACOBSOHN wird heute von dem Betroffenen in einer im Verlag der Schaubühne erschienenen Schrift selbst erörtert. Man erinnert sich, dass der Berliner Theaterkritiker Siegfried Jacobsohn im Jahr 1904 des Plagiats bezichtigt und in einem unrühmlichen Kesseltreiben um Amt und Brot gebracht wurde; seither führt er in so tapferer und weitsichtiger Art die Zeitschrift *Die Schaubühne*, dass er dadurch schon rein gewaschen wäre, hätte er auch wirklich ein schweres Verbrechen begangen. Heute, nachdem er neun Jahre sich über den Fall ausgeschwiegen, erklärt er das Hineinkommen fremden Eigentums in seine Kritiken durch ein abnorm tätiges Gedächtnis, gegen das er immer beim Schreiben gewappnet sein müsse. Das verdient bei einem so reichen Geist und ehrlichen Kritiker Glauben; besonders wenn man bedenkt, dass es viel leichter ist, einen festen Gedankengang, wie er sich in der angegriffenen Besprechung findet, aus eigenen Mitteln zu bestreiten als störendes fremdes Gut hineinzuweben.

Was Jacobsohn begegnet ist, ist ein Berufsunfall, wie sie bei Kritikern in der Regel tötlich verlaufen. Alles, was der Kritiker sagt, sagt er vor der breiten, geschwätzigen Öffentlichkeit; ein leichter Maschinendefekt des Gehirns setzt ihn Hohn und Spott oder Beschimpfung und Verachtung vor der Menge aus. Und da jeder rechte Kritiker immer ein paar dutzend Feinde hat, die das Strafgesetz nur mit Mühe davor bewahrt, Gift und Dolch gegen ihn zu verwenden, so kennt er genau die Folgen seines Strauchelns.

Die Schrift, der ein Reisetagebuch durch Italien und Paris zu köstlichem Schmucke dient, liest sich wie ein knapp gehaltener Roman, der das Thema der rasch gefallenen und sich wieder aufrichtenden Größe behandelt.

* * *

In dem tätigen Verlag Eugen Salzer in Heilbronn erscheint seit kurzem eine Taschenbücherei deutscher Dichter, alle Bändchen Zierden deutscher Erzählungskunst und dazu rdcht angenehm gedruckt und ausgestattet. Von der warmherzigen schwäbischen Erzählerin *AUGUSTE SUPPER* erschienen da fünf Erzählungen unter dem Titel *Am Wegesrand; Diakonus Kaufung* von *HERM. ANDERS KRÜGER*, mit einer andern Geschichte des selben Verfassers ein zweites Bändchen füllend, ist eine gut geschaute und dargestellte Entwicklungsstudie.

Das neueste Bändchen *Sisto e Sesto* unseres Landsmanns *HEINRICH FEDERER* ist ohne Zweifel das bestgeschriebene seiner Werke; der Kon-

flikt zwischen dem strengen Kirchenfürsten Sixtus V. und seinem in armem Bergdörfchen zum Briganten gewordenen und nun dem Tode geweihten Bruder Sesto und dessen Sohn bietet des Überraschenden genug. Federer hat hier zum erstenmal sich vom Gewand des Alltags befreit und seinem Stil etwas festlichere Rhythmen zu geben versucht. Das ist ihm nicht übel gelungen; es steht zu erwarten, dass er den Versuch mit noch besserem Erfolge wiederholen werde.

* * *

EIN BEKENNTNIS. In seinem anregend geschriebenen, hübsch illustrierten Buche *Aus dem unbekannten Italien* (München 1911, R. Piper & Co.) schreibt *Alfred Steinitzer*, für den der Offizierstand kein Hindernis war, das wirkliche Italien und den wirklichen Italiener kennen zu lernen, Seite 86 und 87:

„ . . . Auch die persönliche Schätzung und Beliebtheit des Reichsdeutschen vermindert sich zusehends. Mit patriotischem Bedauern muss festgestellt werden, dass die Schuld hieran durchaus den Deutschen zur Last fällt. Denn sie verstehen es nicht, die Italiener zu behandeln, weil ihnen Kenntnis und Verständnis des italienischen Volkes fehlt. Die Italiener werfen dem Deutschen vor, dass er ihnen auf Schritt und Tritt seine Überlegenheit zeigt, und wer seine deutschen Landsleute vorurteilslos in Italien betrachtet, muss diesen Vorwurf leider als nur zu berechtigt anerkennen.

Während der Deutsche seit Jahrhunderten den Franzosen und Engländer in vielen Stücken nachäfft, hat er keinen Blick für das Stück Kultur, das noch heutzutage im Italiener, dem ältesten Kulturvolke Europas steckt. (Die heutigen Griechen können als Nachkommen des alten Kulturvolkes nicht angesehen werden.) Er fühlt sich, wenn er ein paar Kapitel aus einer Kunstgeschichte gelesen hat, über den Eingeborenen, der zwar noch weniger weiß als er, dem aber dafür die ererbte Kultur im Blute steckt, erhaben; er zeigt ihm die Überlegenheit des Wissens, steht ihm aber an Taktgefühl nach; er fühlt sich als Angehöriger des großen Deutschen Reiches in politischer Bildung höher stehend, obwohl der nationale Sinn des Italieners weit stärker ausgeprägt ist; er rümpft die Nase über dessen mangelhafte Sauberkeit, obschon der Italiener weiße Wäsche und er ein Jägerhemd trägt; der Ausdruck: „il Jägerhemd" wird für den Deutschen ebenso angewandt, wie „la bistecca" (Beefsteak) für den Engländer, nur hat er eine weit schärfere Spitze. Der „Lodendeutsche" aus dem Süden und der im Vollbewusstsein seines Wertes schneidig auftretende Reserveoffizier und Beamte aus dem Norden haben uns die Sympathien gründlich verscherzt, die wir noch lange nach dem Kriege 1870—1871 in Italien genossen haben.

Als Kulturvolk sind wir Deutsche den Italienern gegenüber immer noch Parvenü trotz unserer größeren Gelehrsamkeit und industriellen Tüchtigkeit; wir kranken an dem Kastengeist des Offiziers- und Beamtentums, der aus der historischen Entwicklung Preußens begreiflich, aber nunmehr überlebt ist und der den demokratischen Italiener, der auch in den niederen Ständen bis zu einem gewissen Grade immer „signor" sein will und es durch eine gewisse „gentilezza" auch ist, verletzen muss. *„Mitgebrachter Maßstab und weiter Abstand"* (wie sich ein genauer Kenner, A. Zacher, in einem kürzlich erschienenen Buche über römisches Volksleben ausdrückt) — das ist der Grund, warum der Deutsche den Italiener nicht versteht,

und die Schranke, die eine wahre Herzlichkeit verhindert. Und das kann den Deutschen, die jährlich zu ungezählten Tausenden nach Italien pilgern, gar nicht oft und eindringlich genug vorgehalten werden."

□□□

Wir verlassen uns vielleicht zu sehr auf *LA SVIZZERA FARÀ DA SE* und vergessen inzwischen aufzumerken auf anscheinend belanglose Vorgänge, die, näher besehen, als Teile jener Aktion, welche die Entnationalisierung der Schweiz vorbereitet, sich erkennen lassen. Zu den Akteuren und Kulissenschiebern zählen unter anderm — wir überzeugen uns davon immer mehr — die Sektionen und Vorstände der Società Dante Alighieri, die bei unglaublich vielen Machinationen ihre Hand im Spiele haben.

Ein Beispiel für viele: am 31. August a. c. fand in Pallanza eine *zweite Zusammenkunft der italienischen Unterstützungskassen in der Schweiz* (deren Kongress von Ende August bis zum 4. September dauerte) *mit dem Zentralkomitee der Società Dante Alighieri* statt. Wir sind versucht zu glauben, dass diese Gesellschaft die Rolle übernommen habe, den italienischen Unterstützungsvereinen in der Schweiz den nationalen Rücken zu steifen. Jedenfalls kommt es kaum von ungefähr, dass an dem im Frühjahr dieses Jahres in Mailand abgehaltenen Emigrationskongress Worte gefallen sind, die darauf deuten, dass man die Unterstützungskassen der italienischen Emigranten nicht in erster Linie wegen der Sorge für ihr materielles Wohlergehen, sondern um der Bewahrung und Pflege nationaler Gesinnung willen unterhält. Von mehreren Rednern wurde bedauert, dass die italienischen Krankenkassen in der Schweiz der eidgenössischen Subvention nur teilhaftig werden, wenn sie auch Schweizer als vollberechtigte Mitglieder aufnehmen.

Es ist anscheinend nicht genug, wenn unser Staat italienischen Kassen Vergünstigungen gewährt, wie dies kein zweiter Fremden gegenüber tut; diese unterstützten Ausländerkassen empören sich sogar, dass man an die Ausrichtung der eidgenössischen Subvention die Bedingung anstandsloser Aufnahme allenfalls sich zum Eintritt meldender Schweizer knüpft. Freilich: man hat die Ausländer in unserem Land förmlich zum Glauben erzogen, dass sie in allen Fällen mindestens die selben Rechte zu beanspruchen hätten wie wir Schweizer selbst. Lese man doch den materiell nicht zu beanstandenden, formell aber unglückselig redigierten Satz in Artikel 3 der Kranken- und Unfallversicherung: „die Kassen dürfen Schweizer nicht ungünstiger behandeln als andere Mitglieder"; dann wird man einsehen, wie sehr wir die Ausländer in ihrer falschen Auffassung und gelegentlichen Anmaßung bestärken.

Die italienischen Unterstützungskassen wollen nicht vorab oder gar ausschließlich gemeinnützige Institute sein, sondern italienische Inseln im fremden Land, die, geleitet durch die Einflüsterungen der Società Dante Alighieri, für Ausbreitung des nationalen Gedankens und Empfindens besorgt sind. Im Grunde genommen sind sie Bazillenherde in unserm staatlichen Organismus, die mit Schuld tragen an dem schleichenden Fieber, das ganz allmählich — wenn wir nicht energisch Vorsorge treffen — unsere nationale Gesundheit verzehren wird.

Ja wohl: *la Svizzera farà da se*; aber gleichzeitig: *Videant consules, ne quid res publica detrimenti capiat.* A. St.

□□□

JUNGTÜRKISCHE WIRTSCHAFTSPOLITIK

Der Balkankrieg wird sicherlich auch zu einer teilweisen Umbildung der wirtschaftlichen Verhältnisse in der Türkei führen, wie dieser Krieg überhaupt ganz neue wirtschaftliche Perspektiven eröffnet. Das Eingreifen der Staatsgewalt wird unvermeidlich sein, wenn die Türkei nach dem starken Aderlass wirtschaftlich wieder in die Höhe kommen soll. Nicht allein die Staatsfinanzen müssen reorganisiert, sondern auch die innere und äußere Wirtschaftspolitik auf neue Grundlagen gestellt werden. Diese Fragen dürften an das Osmanreich herantreten, so bald die letzten Kriegssorgen verscheucht sind und das Land das politische Gleichgewicht wieder gefunden hat. Der Islam huldigt eher einer individualistischen Wirtschaftspolitik; der Staatsbegriff ist ihm im Grunde genommen etwas Fremdes, er ist anti-etatistisch, antinational. Hartmann *Der Islam*, 1909, S. 64) sagt: „Das öffentliche Recht ist fast gar nicht ausgebildet. Diese Unausgebildetheit wird Veranlassung, dass das persönliche Element, das im Vorstellungsleben besonders stark ist, sich in der Gemeinde vordrängt, dass sich die Parteien zügellos gebärden, dass die inneren Wirrnisse abreißen." Hat der Islam von heute den Willen zum Staat?

Soeben hat ein junger deutscher Gelehrter in einem lehrreichen Buche die Frage aufgeworfen, welche Wege die jungtürkische Wirtschaftspolitik einzuschlagen habe (Carl Anton Schaefer, Verlag G. Braunsche Hofbuchdruckerei, Karlsruhe). Das Buch erörtert neue interessante Probleme und bietet eine Würdigung der ökonomischen und finanziellen Machtfaktoren. Wie kaum in einem andern Werke findet man hier eine zusammenfassende Darstellung der *Banque Ottomane*, die eine ungeheuer wichtige Rolle im türkischen Wirtschaftsleben spielt. Die „Ottomanbank", wie der Börsenname schlechthin heißt, ist der Finanzagent der türkischen Regierung; sie ist sodann gleichzeitig Kreditbank und Notenbank. Weder der Tripoliskrieg noch der Balkankrieg konnte dem Institut etwas anhaben; das Vertrauen der Geschäftswelt blieb ihm erhalten. Trotz Kirk-Kilisse und Kumanowo ist der Notenumlauf eher noch gewachsen; er hat sich auch Ende November 1912 trotz Lüle Burgas ziemlich behauptet und Ende Dezember während des Waffenstillstandes wieder vermehrt. Für die zähe Lebenskraft der Türkei ist die Tatsache Beweis, dass Handel und Verkehr nicht in einem Maße eingedämmt wurden, wie man es eigentlich bei einem Lande erwarten müsste, das ein Teil seiner Volkskraft auf dem Schlachtfelde ließ. Im Jahre 1925 läuft das Privileg der „Ottomanbank" ab; ob es erneuert werden wird, erscheint heute zum mindesten sehr fraglich. Die Jungtürken, die eine regere, von ausländischen Einflüssen unabhängigere Wirtschaftspolitik inaugurieren wollen, planen eine „Nationalbank". Die „Ottomanbank" wahrte tunlichst ihr Privatinteresse; sie hat früher den Versuch gemacht, ihre Noten auch außerhalb Konstantinopels zahlbar zu stellen, allein sie wurde von dem Versuche abgebracht, weil die andern Banken dies als einen billigen Weg ansahen, auf Kosten der „Ottomanbank" sich Gold in der Provinz zu verschaffen, indem sie die Noten dort präsentierten und die Goldversendungskosten so ersparten.

Die ökonomischen Betrachtungen, die Schaefer an die Neuordnung der staatlichen Verhältnisse schließt, treffen heute, nach dem Frieden von Bukarest, nicht mehr überall zu. Das Buch wurde Ende April 1913 bereits

abgeschlossen. Wie sich die neue Gruppierung im einzelnen vollzieht, kann zurzeit noch nicht vorausgesehen werden; denn es ist ein überaus wahrer Satz, dass bei aufsteigenden Ländern *wirtschaftliche Gesichtspunkte* entscheiden. Vor dem Balkankrieg war die Türkei der größte Abnehmer bulgarischer Waren. Wird nun für diese Produktion ein anderes Absatzgebiet erschlossen, so dass man auf die Türkei verzichten kann? Ist das nicht der Fall, so wird man wohl suchen, mit der Türkei in irgend einer Form ins Reine kommen zu müssen. Im Jahre 1911 beschloss die Handelskammer in Sofia, die Handelskammern in Belgrad und Konstantinopel zur Bildung eines serbisch-bulgarischen und eines türkisch-bulgarischen Ausschusses einzuladen. Der Zweck dieser Ausschüsse sollte sein, die gegenseitigen Handelsbeziehungen der drei Länder zu fördern, ohne sich in die innere oder äußere Handelspolitik der betreffenden Staaten einzumischen. Der serbisch-bulgarische Ausschuss ist also vor dem Kriege gebildet worden. Zur Gründung des türkisch-bulgarischen Ausschusses waren die ersten Verhandlungen in Konstantinopel eingeleitet und das Programm des „Comité Turco-Bulgare" ausgearbeitet worden. Es enthielt Richtlinien zur Annäherung in Verkehrs-, Zoll-, Handelsrecht- und Landwirtschaftsfragen.

Der Kampf um die Balkanmärkte hat nun von neuem begonnen. Deutschland macht Anstalten, Österreich, das bisher im Balkanhandel ein unbestrittenes Übergewicht hatte, aus seinen beherrschenden Positionen zu vertreiben; schon *vor* dem Abschluss des Bukarester Friedens hat ein Heer deutscher Agenten und Handelsreisender sich an Ort und Stelle begeben. Die Balkanländer werden trachten, aus vorwiegenden Agrikulturstaaten sich auch teilweise zu Industriestaaten heranzuentwickeln, denn die einseitig agrarstaatliche Entwicklung ist für die nationale Selbständigkeit ebenso wenig erwünscht wie eine einseitig industriestaatliche. Die Verselbständigung der Wirtschaftspolitik wird daher neben der Wiederherstellung der Militärmacht oberstes Ziel der Türkei und der Balkanstaaten werden. In seinem Werke über die Albanesen sagte Georgwitsch, dass heutzutage für jede Politik die Volkswirtschaft ausschlaggebend sei; für solche Länder sei die Gewalt der wirtschaftlichen Tatsachen ein unbeugsamer Lehrmeister, der auch den Blick utopistischer Gefühlspolitiker zur Erde zwinge. Schaefer glaubt heute noch an die Ausführung des Programms des „Comité Turco-Bulgare"; es in die Tat umzusetzen, werde das nächste Ziel für die Annäherung sein, ganz im Sinne der bekannten Lehre David Humes und Adam Smiths, dass eine Nation, wenn sie sich selbst Reichtümer erwerben will, darauf bedacht sein müsse, die wirtschaftliche Stellung ihrer Nachbarvölker zu stärken.

Das Buch von Carl Anton Schaefer lässt uns erkennen, welch eine Fülle interessanter Wirtschaftsprobleme in der Türkei und im Balkan der Lösung harren. Da, wo es sich um die Schilderung bestehender Verhältnisse handelt, befriedigt das Buch in hohem Grade. Nicht ein Gleiches lässt sich sagen von jenen Partien, die mit der wirtschaftspolitischen Zukunft sich befassen. Hier sind streng zu sondernde wirtschaftliche Posulate mit Erfahrungssätzen der Balkanpolitik in einer Weise zusammengeworfen, dass, wer die konkreten Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung kennt, kaum daraus klug wird.

ZÜRICH PAUL GYGAX

□□□

ZUR ÖKONOMIE KÜNSTLERISCHER KRÄFTE

Geistreich hat Ed. Korrodi im ersten Augustheft die ästhetische Verrechnung von Hauptmanns „Festspiel in deutschen Reimen“ durchgeführt. Der Fall regt noch einige Betrachtungen an.

Wie fiel man just auf Hauptmann als den Berufenen zu einer patriotischen Dichtung für die Masse? Finden sich Ansätze, Verheißungen oder gar Erfüllungen in dieser Richtung bei dem Dichter? Nicht dass ich wüsste. Auch von seinem großen historischen Drama, dem Florian Geyer, kann man's wahrlich nicht sagen. Viel ergreifendes gegenständliches Detail, aber kein durchsichtiger Bau in einfach-großen Linien; eine Fülle farbiger Gestalten, aber keine starke dramatische Gestaltung; ein Held, der nicht eigentlich heldenhaft wirkt. Heldisches Pathos ist Hauptmanns Sache nicht. Das soziale Empfinden und Mitleiden pulsiert stark in ihm. Die menschliche Schwäche ist bei ihm besser aufgehoben als die menschliche Größe, das Leidende besser als das mannhaft sich Wehrende, kraftvoll Kämpfende, noch im Unterliegen Siegende. Mit solcher Veranlagung, die einem tief pessimistischen Zug gehorcht, ist gerade dem Enthusiastischen nicht leicht beizukommen. Und doch wird just eine Festspieldichtung, die den Strom aufflutender, hinstürmender, mitreißender Begeisterung eindrücklich zur Anschauung bringen soll, ohne dieses Element eines heißen, unter Umständen unbedenklichen Draufgängertums die Würze der Volkstümlichkeit einbüßen und kalt lassen. Vollends das ironische Element aber ist ein Todfeind aller Popularität. Hauptmann glaubte nicht darauf verzichten zu sollen. *Les petites marionettes font, font, font trois petits tours et puis s'en vont* — heißt's in dem alten französischen Kinderreim. So erscheint, wie einem Anatole France, einem Gerhart Hauptmann das Weltgeschehen und das Menschentreiben. Das schmeichelt aber dem Stolz der Menge nicht.

So hätte Hauptmann, und war er tausendmal ein Schlesier von Geburt, für die Breslauer Aufgabe gar nicht in Betracht kommen dürfen. Die ihn darum angingen, haben seine spezifische Begabung völlig verkannt. Und das darf man ihnen als eine Versündigung gegen die Ökonomie des Talentes anrechnen. Freilich, man wird dem gegenüber einwenden: Gerhart Hauptmann hätte das selber einsehen und auf die Anfrage einen ablehnenden Bescheid geben sollen. Allein das ist leichter gesagt als getan. Ein solcher Auftrag birgt eine starke Lockung. Wenn andere einem etwas zutrauen, ist es so leicht nicht, sich selbst zu misstrauen. Wer weiß, vielleicht bringt man's doch auch zustande. Und die Ehre, die man damit davonträgt, verführt. So kommen dann derartige falsche Situationen zustande. Die Auftraggeber spekulieren mit dem berühmten Namen, und der berühmte Autor lässt sich ködern. Das Resultat wird eine allgemeine Enttäuschung sein, und der Künstler, der sich verführen ließ, trägt den schwersten Schaden davon. Er wird aus den Grenzen seines Talentes herausgetrieben. Mit den ihm verliehenen Mitteln soll er etwas machen, wozu sein Genius ihm die Inspiration, die Kraft versagt; sich selbst untreu werden will er auch nicht, denn dazu ist er doch zu sehr Künstler, weiß auch, dass seine Freunde ihm genau auf die Finger sehen und ihm sofort vorrechnen würden, er habe schnöde zu fremden Göttern gebetet. So wird er niemand befriedigen. Er zerbricht an einer Aufgabe, für die er nimmermehr geschaffen war.

Was bei Hauptmann sich ereignet hat, das kommt gar nicht so selten auch auf andern Gebieten künstlerischen Schaffens vor. Ein Maler, ein Bildhauer kann in ganz dieselbe Zwickmühle hineingeraten. Einsichtslose drängen ihn in eine Arbeit hinein, der seine eigenste Begabung widerstrebt; ein falscher Ehrgeiz, vielleicht der Hintergedanke: Jetzt will ich's denen, die mir das nicht zutrauen, zeigen, dass sie sich geirrt haben; eine schwächliche Nachgiebigkeit gegenüber falsch beratenen und falsch beratenden sogenannten Verehrern — sie locken ihn in das Netz. Kostbare schöpferische Kräfte sind durch eine solche Missachtung der Ökonomie, die im künstlerischen Leben so gut zu Recht besteht wie im wirtschaftlichen, sozialen, politischen, wo *the right man on the right place* wichtigstes Prinzip ist, auf's schwerste geschädigt, unter Umständen in ihrem Lebensnerv getroffen und vernichtet worden. Wir wollen das Allgemeine nicht durch Beispiele, die auch in unserem Lande zur Verfügung ständen, verdeutlichen; aber unwichtig schien es uns nicht, die Breslauer Festspielfrage auch von diesem Gesichtspunkt aus hier zu betrachten. Sie birgt eine Lehre in sich, die ernstlich erwogen und beachtet zu werden verdient.

ZÜRICH H. TROG

□□□

„ARNOLD REITZENSTEIN"

Einen ganz merkwürdigen Begriff vom Wert der Untertitel scheint mir der Verfasser dieses Buches[1]) zu haben. Es gibt allerlei Leute, auch solche, die manchmal den Drang fühlen, sich ihren Mitmenschen dadurch bekannt zu machen, dass sie etliche Druckbogen mit jammergestaltigen Gedanken bedrucken lassen. Zu diesen gehören verliebte Jünglinge oder andere närrische Seelen. Meistens pflegt man solche Erzeugnisse zu späterem rentablem Gebrauch zu alten Zeitungen zu legen; hin und wieder aber ist es nicht unangebracht, einem solchen „Roman" auf die Schliche zu kommen und das Publikum darüber aufzuklären, dass es noch andere Schundliteratur gibt als Hintertreppenlektüre.

Mein verehrter Herr Verfasser, nehmen Sie mir meinen Ausfall nicht zu übel. Er gilt nicht so sehr Ihnen, als der ganzen Horde derjenigen, die Ihnen die Berechtigung geben, an Ihre gute „Muse" zu glauben. Bitte, lesen Sie einmal im Buche eines Ihrer Freunde einen Satz wie den, den Sie uns schon auf der ersten Seite auftischen:

„Es war einer der ersten Junitage des Jahres 1848, als nach jähem Rückfall der Kälte, wie er alljährlich gegen Ende Mai den Winter nochmals auf die schon in Blätter- und Blütenfülle schwellenden Fluren herabzubannen droht, plötzlich wieder eine so warme Luft hereinströmte, als ob der Lenz, dem soeben erst wieder siegreich zurückgekehrten Winter zum Trotz, gleichsam schon die heißen Tage des Juli herbeibeschwören wollte."

Was würden Sie dazu sagen?

Oder wenn Sie lesen:

---

[1]) Hermann Brunnhofer, *Arnold Reitzenstein* — Kulturhistorischer Roman aus Heinrich Zschokkes Nachwelt — Max Drechsel, Bern.

„Inzwischen war die Mittagspause mit ihrem Rednergenuss und den Tafelfreuden vorüber gerauscht . . ."

Oder:

„Das Schützenfest rauschte vorüber . . ."

Oder:

„. . . und das Gefährt war am Hause Föhrental vorbeigerauscht . . ."

„Rauschen" Sie da nicht selbst ein wenig auf?

Es mag für Sie sehr begeisternd sein, dass in einem „Gärtlein" „auf der einen Seite Kartoffeln, Gurken, Kohl, Spinat, Mangoldkraut, Rettiche, Zwiebeln, Sellerie, Petersilie, Kresse, Körbelkraut gezogen wurden, auf der andern Seite aber in mehreren Reihen an dünnen Tannenstecken hochemporrankende Prahlbohnen mit ihrer Fülle von Purpurblüten die *Hauptrolle* spielten; weiterhin Immergrün, *flammend rote* Tulpen, Kaiserkronen, *glühende* Pfingstrosen, Resedas, Nelken, *blendendweiße* Lilien, ein *bescheidenes* Dasein *fristeten*."

Ich würde Ihnen sehr empfehlen, sich etwas vollständiger auszudrücken und auf der einen Seite Rüben, Kohlrabi, Knoblauch, Erbsen, Hockerbohnen etc. auch eine Rolle spielen lassen, auf der andern aber auch herrlichblauen Kornblumen, wundergelben Strohsternen, süßschwarzen Dahlien ein bescheidenes Dasein zu fristen erlauben.

Ist es nicht rührend dass einer sein Instrument „herunterlangte" (gemeint ist von der Schulter) „und Zwyssigs Melodie zu Widmers Schweizerpsalm blies?" Warum in aller Welt drucken Sie dann zu den Worten, die Sie für zwei Strophen anführen, nicht auch die Melodie ab? Ist es nicht eine Offenbarung, wenn im Jahre *1850* „die Schweizerinnen in Staat und Gemeinde zur gleichberechtigten Stellungen in jeder Art von Amts- oder Privatbureau als Sekretärinnen, Kassiererinnen, Telegraphistinnen, Telephonistinnen, Postbeamtinnen, Advokatinnen, Pfarrerinnen, Lehrerinnen, Professorinnen, Schulinspektorinnen, Armenfürsorgerinnen gewählt worden sind?"

Wenn die Engländerinnen im selben Jahr 1850 „mit Radau ins Parlament oder in städtische Ratsversammlungen einbrechen, den Ministern oder Ratsherren Steine an den Kopf werfen", fällt Ihnen da nicht auch ein Stein *auf* den Kopf?

Wenn „die Lawine der Berichterstattung losbricht", „ein Mund mit Küssen überschüttet" wird, wenn „es Lothar in seinem schweizerisch schamhaften Gemüte graut", wenn man 1850 im Schnellzug Frankfurt-Basel, 1852 im Nachtzug nach Aarau sitzt, zwischenhinein das Einjährigfreiwilligenjahr abdient, während doch die Eisenbahnstrecke Frankfurt-Basel, die Nachtzüge nach Aarau, das Einjährigfreiwilligenjahr Dinge sind, die im Jahre 1852 der Zukunft vorbehalten waren; wenn man dann erst auf Seite 99 des „kulturhistorischen" Romanes angelangt ist und 192 Seiten besprechen sollte, klappt man das Buch zu und überlässt es eventuellen Lesern, größere Langmut aufzubringen.

* * *

Man wird nach diesen Beispielen begreifen, dass man mit einer guten Dosis Unglauben an die Lektüre des schon einige Jahre früher erschienenen Werkes des gleichen Autors, Professor für Sprachen an der Berner Uni-

versität, herantritt[1]). In diesem Buch, das die Schweizersagen wissenschaftlich behandelt und in Vergleich mit den deutschen Sagen zieht, machen die Quellenangaben, die Anmerkungen und Nachträge einen soliden Eindruck. Sicher ist nur das eine, dass das vom Verlag als Hausbuch empfohlene Werk ein solches nie werden wird, da es die Fassungen der verschiedenen Sagen nicht oder nur auszugsweise und sehr nüchtern wiedergibt. Gegen Familienanschluss spricht auch der nach meiner Meinung falsche Standpunkt des Verfassers über das Verhältnis des Volkes zur Sage. Nicht dadurch, dass man die Echtheit der Sagen an und für sich in Zweifel gesetzt hat, sind sie dem Volk entfremdet worden, sondern, weil man sich alle erdenkliche Mühe gegeben hat, und zwar mit Erfolg, die Wirklichkeit der Sagengestalten abzuleugnen. Dadurch dass man die Zusammenhänge dieser Gestalten mit Naturvorgängen nachweist, mögen diese nun noch so gemeinverständlich sein, ist nichts geholfen. Volksbuch wird nur ein solches Werk werden, das den Volksglauben wieder zu wecken im Stande ist! Wer wagt sich an diese Aufgabe?

ZÜRICH ROBERT JAKOB LANG

□□□

DER KONGOSTAAT LEOPOLDS II.

Wenn die Schweiz auch keine direkten Kolonien verwaltet und niemals erwerben wird, können wir doch an der gewaltigen Erscheinung der modernen Kolonialwirtschaft nicht achtlos vorübergehen. Die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge machen auch uns die Veränderungen der Kolonialpolitik, die Steigerung oder Minderung der Produktion jedes Gebietes usw. unmittelbar fühlbar; auch unsere international garantierte Neutralität darf uns für die Machtverhältnisse der uns umgebenden Großstaaten nicht gleichgültig machen, die immer mehr von der Entwickelung kolonialer Gebiete abhängig werden. Aber selbst wenn wir wirtschaftlich und politisch uns mit einer chinesischen Mauer umgeben könnten, bliebe uns die kulturelle Pflicht, am Werke der Ausbreitung unserer Kultur über die ganze Welt teilzunehmen. Die heutigen Kolonialreiche haben in der Geschichte der Menschheit kein Vorbild; zum ersten Mal wird der Versuch gemacht, den letzten Barbaren und Antipoden in ein System staatlicher und wirtschaftlicher Verhältnisse einzufügen, das in Europa ausgereift wurde. Alles spricht dafür, dass der Versuch unaufhaltsam zum Erfolge führen wird. Glücklicherweise stellt auch die Schweiz ihren Anteil zum Pionierkorps dieser Bewegung. Von der bescheidenen Arbeit der Tausende von hoch geschulten Lehrern, Ingenieuren und Arbeitern im Auslande berichtet die schweizer Presse nur selten; für das Land bedeutet sie geradeso gut einen Gewinn wie für die fremden Länder, denen der sichtbare Erfolg zugute kommt. (Es verhält sich damit nicht anders wie mit der geistigen Aussaat, die unsere Hochschulen durch die ausländischen Studenten ausstreuen — auch sie bringt uns kulturelle und materielle Früchte und lohnt übergenug die Ausgaben, die kurzsichtiger Chauvinismus verringern möchte.) Manchmal gelingt es aber auch einem Schweizer, in die vordern Reihen zu treten. Wir haben

[1]) Prof. Dr. Hermann Brunnhofer, *Die schweizerische Heldensage im Zusammenhang mit der deutschen Götter- und Heldensage*, Fr. Semminger, Bern.

Afrikaforscher und Grönlandreisende. Wir haben auch Leute, die an der Kolonisation unmittelbar teilnehmen, nicht nur als Pflanzer und Händler. Deren Wirken erscheint uns umso beachtenswerter, als sie von den politischen und wirtschaftlichen Machtvorstellungen vermutlich wenig beinflusst sein werden, die manchmal den Angehörigen der kolonisierenden Völker den Kopf verdrehen. Und wenn gar ein echter Marxist über seine kolonialen Erfahrungen berichtet, so kann er erst recht auf Interesse zählen.

Von Max Büchlers erstem Bändchen über den Kongostaat, in dem dessen Geschichte behandelt wird, war hier schon die Rede; der zweite Teil [1]) wird außerhalb der Fachkreise noch mehr interessieren, da er über den Spezialfall Kongo hinaus grundsätzliche Bedeutung hat. Die führenden Sozialisten sind um das Kolonialproblem nie recht herumgekommen; wie sich die Einzelnen und die sozialistischen Parteisynoden damit abfanden, beschreibt Büchler nicht ohne Humor. Er selbst ist folgerichtig genug, um eine kapitalistische Wirtschaft in Afrika auch dann für nötig zu halten, wenn ihre Einführung nicht ohne Verletzungen der Humanität vor sich gehen kann. Die Begründung ist in zwei ausführlichen Abschnitten gegeben, die von den Negern und vom Verhältnis der Eingebornen zur Kultivationswirtschaft handeln. Reich an ethnographisch wertvollen Mitteilungen, zu denen persönliche Erfahrungen und Forschungen den Verfasser nicht minder befähigen als seine umfassende Kenntnis der Kolonialliteratur, sind diese Abschnitte doch politisch zu würdigen. Man bekommt in diesen Fragen fast immer nur extreme Stimmen zu hören. Entweder spricht der Kaufmann, der dem „Geschäft" alles andere zu opfern bereit ist und dem der Diplomat und Kolonialbeamte gedankenlos nachbetet, oder der Missionär, der mit humanitären Phrasen oft ein Unverständnis der Wirklichkeit, noch öfter ein anderes Geschäft, wenn auch vielleicht idealerer Art, zu bemänteln sucht. Von all diesen Vorurteilen ist Büchler frei und wenn er an alles den sozialistisch-orthodoxen Maßstab anlegt, so hat dies mindestens den Vorteil, eine ungewohnte, vielfach verblüffende Betrachtung zu ergeben. Die Folgerungen daraus für den nunmehr belgischen Kongo bringen die beiden letzten Abschnitte des Bandes, die auf jeder Seite das Streben zeigen, den Dingen und Menschen gerecht zu werden. Dass Leopold II. wie schon im ersten Bande besser davon kommt als im Urteil des europäischen Bierbürgers, wird nicht überraschen; Büchler gibt aber auch die Quellen an, aus denen man sich über die Angriffe auf die Kongoverwaltung unterrichten kann. Ein Auszug des reichen Inhaltes lässt sich nicht in den Rahmen einer kurzen Anzeige fügen. Die Lektüre selber, die auch durch den lebhaft persönlichen Stil des Verfassers erleichtert wird, sei aber jedem empfohlen, der den Blick über unsere engen Grenzpfähle hinaus richten will. Ein echter Schweizer und ein rechter Kolonialmensch spricht hier — hoffentlich hört nicht nur das Ausland seine Stimme.

PETERSBURG H. G. PRECONI

□□□

[1]) *Der Kongostaat Leopolds II.* Von Dr. Max Büchler. Zweiter Teil: *Die Eingeborenen und die Kultivationspolitik.* 8°, 240 S. Zürich, Verlag von Rascher & Cie. 1913. Preis 4 Fr.

L'EROICA

Vor zwei Jahren wurde in der allerhand Unternehmungen holden Hafenstadt Spezia von kunsttreuen Neuitalienern eine vornehme Zeitschrift gegründet, die manches versprach und schon manches gehalten hat: *L'EROICA, Rassegna d'ogni poesia.* Mit einem gewissen Heldensinn trat und tritt sie in der Tat ein für bedeutsame Kunstäußerungen in Worten, Bildern und Tönen, besonders jüngerer, oft noch nicht genügend anerkannter Künstler. Redigiert wird sie von Ettore Cozzani und Franco Oliva. Jährlich erscheinen zehn Nummern[1]). Die gute Ausstattung mag zu ihrem durchdringenden Erfolge beigetragen haben.

Vor mir liegt die erste Nummer des dritten Jahrgangs. Aus dem fesselnden Inhalt hebe ich hervor:

Das knappe Vorwort der Redaktoren, die sich der Verwirklichung ihres einstigen Traumes freuen und mit wackerem Ruf zur Arbeit schließen: „Al lavoro!" — Die bewegten balladenartigen Strophen Cozzanis *La Tempesta*, die eine wilde Sage, „mito selvaggio", ein Monna Vanna-Motiv, wirksam verwerten. D'Annunzios Meerespoesie und Frauenmacht leuchtet durch; aber bei Cozzani ist mehr Einfachheit und Konzision[2]).

„Das Lob der Mutter", *L'Elogio della madre*, des hier schon mehrfach erwähnten Angiolo Silvio Novaro, eine warmblütige Dichtung in eigenwertiger Prosa, anschaulich, eindringlich, durchbebt vom Schlage eines froh dankenden Herzens. Das Thema der Mutter — italienische Dichter berühren es vielleicht noch häufiger als andere; in allen Schriften Novaros kehrt es wieder, tief ergreifend in dem Gedicht *La madre* aus der Sammlung *La Casa del Signore* — erfährt im *Elogio* eine sonderlich zarte und doch machtvolle Durchführung.

Ein Gedicht Francesco Chiesas, des in Italien so bewunderten und gerne aufgenommenen Schweizers. Es gilt einer beglückenden Jungfrau, *Olimpia*, die alle sie umgebende Lenzespracht in ihrer Gestalt, in ihrem Wesen ausprägt, und den Dichter mahnt, sich sorglos, ohne Fragen, der Frühlingsfreude, der genießenden Ruhe hinzugeben:

Uomo, se i cieli tornano vivaci, e il suol verdeggia e pigolano i nidi, uomo, t'allegra del bel tempo e taci. Attendi il canto che t'allieti e guidi, cerca la bocca che ti parli e baci, godi e riposa senza chieder come. Men gioia è quando ne conosci il nome.	Mensch, wenn der Himmel wieder leuchtet, und die Erde grünt, und die Nester jubeln, Mensch, freue dich der schönen Zeit und schweige. Horche auf den Sang, der dir Wonne und Führung ist, suche den Mund der dir Worte und Küsse beut, genieße und ruhe, und frage nicht. Geringer ist die Freude, die du ergründest und zu nennen weißt.

Wer etwa in Chiesa bisher mehr nur den hochintellektuellen, kühlen, wenn noch so phantasieprächtigen Ästheten zu sehen vermochte, dem muss die Wärme dieses Gedichtes besonders wohl tun. Als — vielleicht unbewusste — Leopardi-Reminiszenz, in Laut und Inhalt *(L'Infinito!)*, mutet die sechste, allerdings den andern innerlich völlig eingegliederte Strophe an:

„Sempre dolce mi fu tra l'erbe nuove
di ruscelli ascoltar mite lamento
e pensarvi altre voci . . ." —

---

[1]) Verlag Formiggini, Genua.

[2]) Zwei seiner Verse könnten von den Redaktoren und ihren Helfern gelten:

Noi come uccelli in rugiadosa frasca sognavam voli con libere penne.	Wir, gleich Vögeln in taufrischem Laube, träumten Flüge mit freien Flügeln.

Jedes Heft ist in reicher Art geschmückt. Prosen und Poesien werden bildlich eingeleitet, und außerdem sind, unabhängig vom Text, verschiedene Stiche, Drucke und Schnitte, auch farbige, beigegeben, wovon mir mehreres bemerkenswert scheint. Urteile hierüber seien andern überlassen. Ich führe nur zwei Namen an: Leonardo Bistolfi und Adolfo De Carolis.

Mannigfach ist der letzte Teil jedes Heftes, *La buona novella*, „Die gute Kunde", das heißt mehrerlei Kritisches und Bibliographisches, sowie persönliche Nachrichten. Unter diesem Titel stoße ich in der vorliegenden Nummer nochmals auf Novaro und Chiesa. Von Novaro, dem „Dichter ohne Hast und ohne Rast", wird eine mit Spannung erwartete Sammlung lyrischer Gedichte angekündigt, *Cuor nascosto*, ein Buch „der Güte, Wahrheit, Einfachheit und Unmittelbarkeit". Ähnlich Novaro ist auch Chiesa „einsam und ohne Eile". Seinen Werken wird eine anerkennende Charakteristik zu Teil; besonders hervorgehoben wird sein letzter, lichtsprühender erzählender Band *Istorie e favole*. Man mag dem Urteil zustimmen, dass sich in diesem Bande Chiesa „jünger, freier, schwelgerischer" offenbart. Sollte er aber wirklich — was Chiesas Entwicklung anbelangt — eine „Überraschung" gewesen sein? — Wer aufmerksam durch Chiesas *Viali d'oro* wandelte, erblickte da schon deutliche Anzeichen zu den neuen, sinnenglühenden Bildern, wie sie die *Istorie e favole* da und dort vor uns entfalten.

Eine besondere Rubrik gehört den mit Unrecht Vergessenen. Diesmal wird ein oft allzu lebenslustiger sizilianischer Dichter, Domenico Tempio (1750—1821), wiedererweckt, dessen Richtwort in seiner Mundart also lautete: „Amu la Paci e cantu lu Piaciri", „Ich liebe den Frieden und singe die Freude".

Eine kurze Mitteilung, *Musicisti nuovi*, verspricht für spätere Nummern musikalische Beiträge junger leistungskräftiger italienischer Musiker, wie Bastianelli, Gui, Alaleona Malipiero, Barilli. „Eine stolze Ernte neuer schöner Musik reift in Italien! Hier, in dieser *Eroica*, werden wir des guten Kornes erste reife Ähren brechen."

Wieder ein Abschnitt berichtet von den schon bestehenden und den noch zu gründenden *Corporazioni* (Gesellschaften, Bünde) *dell'Eroica*, so die der Graphiker, Musiker, Architekten, und vor allem die der *Artieri*, das will besagen, Arbeiter gediegenster Gesinnung, mit künstlerischen Absichten. Es heißt, das Wort *artiere* müsse wieder geheiligt werden durch das Licht edelster, makelloser Arbeit. Hat es nicht schon *Carducci*, der große Erzieher Neu-Italiens, wieder geheiligt? „Il poeta è un grande artiere . . .") Ferner: „Die *Artieri* der *Eroica* werden alle diejenigen Künstler sein, die erfasst haben, was die Kunst dem Leben schuldet, und das Leben der Kunst, und wie Kunst und Leben sich völlig in der Liebe des dekorativ Schönen verbinden sollen, das unser Alltagsdasein in die helle Sonne der Poesie erhebt."

So bemüht und bewährt sich auch in Italien eine rührige Zentrale und ein mutiges Organ neuer Geschmacksbildung und freier Kunstentwicklung.

ZÜRICH E. N. BARAGIOLA

□□□

SALOMON D. STEINBERG: DIE BLAUE STUNDE

In drei Teilen: „Aus Stunden der Dämmerung", „Aus Nächten, „Vom Tage" bietet sich, sorgfältig komponiert, „Ein Kranz Gedichte von mir und dir." [1] In der Mitte leuchten zwei Lieder, das fernenmutige „Unruhiges Leben" und das dunkle „Lied zum Wein". Aus Wünschen, Glück und Qualen der Liebe steigert sich das Lebensgefühl dort zum schicksalsbewussten Zukunftsdrang, hier zur Ergriffenheit vor dem Symbol des rätselhaften Seins.

Der Grundton, der aus den neunundfünfzig Stücken der Sammlung klingt und Schmerz und Freude dämpft zu wehmütiger Harmonie, ist innige, sinnende Gehaltenheit. Der Dichter scheut das Laute, Grelle und führt gern die Zeit herauf, „die zwischen Tag und Nacht erglänzt in matten Farben." So wird vielleicht die Domäne seines Talents mit dem Hinweis bezeichnet, dass die Dämmerung und allgemein die „kaum bewegte Landschaft" die Gedichte tragen, in denen die persönliche Melodie vibriert. *Spätherbstabend:*

Tagmüde fließt der Strom hinab,
Von dunklen Bändern überspielt.
Was sich im hellen Licht erhielt
Sinkt nieder matt und dämmert ab.

Ein Licht ums andere erstirbt,
Und alles fließt dem Dunkel zu,
Klingt aus und hüllt sich in die Ruh',
Die um den jungen Abend wirbt.

Da wächst dein Bildnis mir empor,
In blasser Schönheit überhellt —
Dann aber schwankt es müd und fällt —
Versinkt im dämmerblauen Flor.

Die gegenwärtige Ruhesehnsucht oder überhaupt das Klarheitsbedürfnis drängen oft zum Spruche, der den Weisheitsgewinn aus dem Erlebnis zieht. Es dokumentiert die Begabung, dass diese nachdenklichen Schlüsse immer im Felde der Poesie bleiben,

Dazu ist alles vornehm und mit den Mitteln einer einfachen Metrik und Sprache gearbeitet. Bewirkt ein noch beschränktes Ausdrucksvermögen bisweilen Verschwommenheit der Faktur, hindert etwa ein Sich-Verlieren im Rhythmus die Prägung des Gefühlten, oder sind die Reime hin und wieder bezüglich des seelischen Gehalts nicht im Gleichgewicht, so stellen diese Erstlingsakzidenzien doch den Wert des Ganzen nie in Frage. Wo sich die Vorzüge rein zusammenfinden, da gilt, was der Dichter bei einem Abschied ausspricht:

Als ob ein schönes Lied verklingt,
Legt es sich schwer in mich hinein.

USTER JOSEF HALPERIN

[1] Axel Juncker Verlag, Berlin (brochiert 2 Mark, gebunden 3 Mark).

BERICHTIGUNG

Fräulein Anna Fierz, deren Korrektur uns nicht rechtzeitig erreichte, bittet uns um Aufnahme folgender Berichtigungen zu ihrem Aufsatz in Heft 22:

S. 637, Zeile 21: *der* Jugendformen. — Zeile 38: seiner alten *Recken.* — Vorletzte Zeile: Storm steht prächtig *geordnet* da. — Seite 638, 1. Zeile: von der *Haide* und der grauen Stadt. — Sechsletzte Zeile: die *Plastik* der Darstellung. — Seite 639, Vorletzte Zeile: das Bild des Dichters leicht *verwirren.* — Seite 640, Zeile 7: das *Post*maidlein.

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750

AP
32
N42
Jg.6
Heft
13-24

Neue Schweizer Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY